Graf von Hoensbroech

14 Jahre Jesuit

Persönliches und Grundsätzliches

Zwei Teile in einem Bande



Druck und Verlag von
Breitkopf & Härtel, Leipzig

14 Jahre Jesuit

Persönliches und Grundsätzliches

von

Graf Paul von Hoensbroech

Erster Band

1852—1880

Das Vorleben. Kandidatur und Noviziat



Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel, Leipzig

1923

Meiner Frau

An Deiner Seite und unter Deinem milden, aber bestimmenden

Einflusse ist aus den Trümmern meines alten Lebens neues mir erstanden.

Starkmütig und in liebender, opferfroher Hingebung hast Du Dein Geschick mit dem meinigen verbunden, bergehohen Vorurteilen, harten und quälenden Schwierigkeiten zum Trotze.

Du hast meine Tragfähigkeit gestärkt, meine Schaffenslust vermehrt. Dein kluges Urteil hat über meinen Arbeiten gewacht. Was ich, einer Welt von Schwierigkeiten gegenüber, erreicht habe, ist mit Dein Werk.

So widmen denn bis zum Tode währende Liebe und Dankbarkeit Dir mein Lebensbuch.

Auch ich will meinen Teil erwidern. Denn voll bin ich von Reden und es dränget mich der Geist in meinem Innern. Siehe, mein Inneres ist wie Most, der keine Luft hat und die Schläuche zersprenget. Ich will reden und wieder aufatmen.

Buch Job, Kapitel 32, Verse 17 ff.

Inhaltsübersicht.

Am 4. November 1878, nachmittags 4½ Uhr, überschritt ich die Schwelle des zu Exaeten bei Roermond (Holland) gelegenen Noviziatshauses der deutschen Ordensprovinz der „Gesellschaft Jesu", um mich zur Aufnahme in den Jesuitenorden anzumelden.

Am 16. Dezember 1892, nachmittags 12½ Uhr, überschritt ich die Schwelle desselben Hauses, um mich vom Jesuitenorden und von der römisch-katholischen Kirche für immer zu trennen.

Wie kam ich zu dem Einen, wie zu dem Andern?

Die Antwort auf diese zwei Fragen bildet den Inhalt des Buches.

* * *

Zwischen beiden Schritten liegt eine Welt; wenigstens für mich.

Diese Welt umschließt religiöse Begeisterung, höchsten Idealismus und religiöse Ernüchterung, bis zur religiösen Verzweiflung, bis zum tiefsten Pessimismus; sie umschließt glühenden Glauben und harten Unglauben; Seelenkämpfe, Selbstverleugnungen, Selbstvernichtungen, die das Mark erschütterten; Leiden schneidend wie Messer und lastend wie Mühlsteine; Angstschweiß und Nachtwachen; Kasteiung und Geißel; ein Zertreten des innern und äußern Menschen und endlich ein Ringen um Freiheit, wie das Ringen des Erstickenden um Luft.

Aber auch schon vor diesen zwei Schritten lag für mich eine Welt: die Welt, in die hinein ich geboren und in der ich erzogen wurde; die Welt meiner Umwelt, meiner Heimat, meines Elternhauses, meiner Familie, meines Standes; die Welt, in der ich heranwuchs zum Knaben, Jüngling und Mann.

Auf beide Welten will ich Licht fallen lassen, beide will ich schildern; denn beide gehören zusammen, wie Ursache und Wirkung.

So wird der erste Teil des Buches (1. Band), unter der Aufschrift: Das Vorleben, die ultramontan-katholische Welt, in der ich aufwuchs, mein Leben bis zum Eintritt in den Orden enthalten. Es gehört dies zu einem von mir geschriebenen Werke über den Jesuitenorden. Denn sein Einfluß auf mich hat in frühester Jugend begonnen und hat sich ununterbrochen fortgesetzt. Der zweite Teil (2. Band), worin ich mein Leben im Orden schildere, bringt, unter steter Anlehnung an meine im Orden gemachten persönlichen Erfahrungen, das Grundsätzliche und Systematische über den Jesuitenorden, mit Ausnahme seines Unterrichts- und Erziehungssystems. Beide wichtigen Gegenstände behandele ich schon im ersten Teile bei Gelegenheit der Ausführungen über die jesuitische Unterrichts- und Erziehungsanstalt Feldkirch, in der ich vom 10. bis zum 17. Lebensjahre weilte.

* * *

Mein Buch ist ein ausgeprägt persönliches Buch, da es mein von mir beschriebenes Leben enthält bis zum 40. Jahre.

Aber es ist auch ein unpersönliches Buch. Der Schreiber von heute ist im vollen Sinne nicht mehr der Erleber von damals.

Wäre es überhaupt möglich, daß ein und derselbe Mensch, unter Beibehaltung nur seines Ichbewußtseins, ein Anderer würde, diese psychologische Unmöglichkeit könnte ich von mir behaupten.

Die Jahre seit dem 16. Dezember 1892 haben mich neu gemacht: Neu im Denken, neu im Empfinden, neu im Handeln. Erkenntnis- und Tätigkeitsquellen sind in mir entsprungen, deren Wasser, erst spärlich fließend, dann zum Strome werdend, aus mir hinweggespült haben das ganze Alte. Nichts von ihm ist geblieben. Wenn ich rückwärts schaue auf die von mir vor dem Jahre 1892 gelebten 40 Jahre, dann überblicke ich Fremdes.

Wie ich aus dem Alten ein Neuer, aus mir selbst ein Anderer wurde, ist in mehrfacher Hinsicht lehrreich.

Die Einwirkung der Erziehung, die gewaltige Macht uralter, eingeborener Vorurteile, die Tyrannei falsch verstandener Religiosität treten dabei zutage. Aber ebenso tritt zutage die elementare, geradezu schöpferische Kraft des zur Freiheit erwachten, in ihr und durch sie recht eigentlich

wiedergeborenen Selbst- und Persönlichkeitsbewußtseins. Aus dem durch Familien- und Glaubensüberlieferungen geformten Schablonenmenschen wurde ein Ich-Mensch: Ein Mensch, der nach jahrzehntelanger Unselbständigkeit sich auf sich selbst besann; ein Mensch, der nach 40jährigem Dienen Recht und Fähigkeit zum Herrschen, d. h. sich selbst zu bestimmen, erkämpfte, der nach Selbstvernichtung zur Selbstbetonung gelangte; ein Mensch, der sein verlorenes, ja bis dahin nicht gekanntes Selbst, sein innerstes Eigentum, seine wahre Natur wieder erwarb. Der Mensch allseitiger Unfreiheit starb, der Mensch der Freiheit fing an zu leben.

Meine physische Jugend war dahin, aber mit 39 Jahren begann intellektuelle Jugend in mir zu sprießen und sprießt noch heute. Jung bin ich geworden im Geiste und deshalb ein Anderer. Als ich körperlich jung war, schleppte ich mit mir das Alter von Jahrhunderten im Denken, Urteilen und Empfinden. Jetzt im Alter „pflüge ich ein Neues“:

„Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.“

Jedes dieser Worte ist bei mir Wahrheit geworden.

* * *

Persönlich-unpersönlich ist also das Buch; zugleich ist es grundsätzlich.

Nicht die Geschehnisse meines Lebens, wie sie äußerlich sich abspielten, reihe ich aneinander. Ihr Untergrund, ihre grundsätzliche Bedeutung soll hervortreten. Wo ich jeweils stand und wie ich jeweils lebte, ist verhältnismäßig Nebensache; Hauptsache ist, warum ich dort stand und warum ich so lebte.

* * *

Was ich über den Jesuitenorden sage, ist mein ausschließliches Eigentum.

Zunächst weil es von mir in 14 langen Jahren erlebt, am eigenen Geiste, am eigenen Leibe durchgemacht wurde.

Aber auch deshalb ist es mein ausschließliches Eigentum, weil kein fremdes Urteil mein auf persönlicher Erfahrung beruhendes Urteil beeinflußt. Ich will wiedergeben, was ich über den Jesuitenorden denke.

Von anderen beigebrachtes Material benutze ich, soweit es wertvoll ist, allerdings. Das ist etwas anderes, als das Urteil über den Orden auf andere stützen. Wer so lange Jesuit war wie ich, braucht anderer Urteile nicht, um über Jesuiten und Jesuitismus zu schreiben.

Unendlich viel ist über den Jesuitenorden von Freund und Feind zusammengeschrieben worden, und unter dem Wust von Büchern und Schriften, von Zeitungsartikeln und Broschüren wird eine Unmenge wertlosen Zeuges mitgeschleppt: Unwahrheit im Lob, Unwahrheit im Tadel; Übertreibungen im Guten wie im Bösen; Fälschungen nach rechts und Fälschungen nach links.

Hier zu sichten, Kritik zu üben an Lobrednern und Tadlern, ist nicht meine Absicht. Tatsächlich wird mein Buch allerdings mit vielem aufräumen, was der eine vom andern in endloser Reihe abgeschrieben hat, oder was Fälscher für und gegen den Orden zusammengelogen haben.

* * *

15 Jahre sind vorüber, seitdem ich die Ordensfesseln sprengte, seitdem ich angestammter Religion und angestammter Familie Valet sagte. Zeit genug zum Heranreifen eines objektiven Urteiles über alles.

Objektiv wird mein Urteil sein. Aber sein Ausdruck wird nicht leidenschaftslos sein.

Daß Leidenschaft den Blick trübt, Urteile ungerecht macht, ist nur dann wahr, wenn Leidenschaft einsetzt, ehe Blick und Urteil den Gegenstand erkannt, erfaßt haben. Nach Erkenntnis, nach Erfassen und in der Schilderung des klar Erkannten, des richtig Erfaßten ist Leidenschaft durchaus am Platze. Würden Überzeugungen nur mehr und häufiger mit Leidenschaft vertreten! Es gäbe unter den Menschen nicht so viel Halbheit, Schwäche, Unwahrheit. So manches gute Buch bliebe nicht so ohne Wirkung, wäre es mit Leidenschaft geschrieben.

Und wie sollte man nicht mit Leidenschaft schreiben über Dinge, welche die Tiefen der Seele einem aufgewühlt haben?

Was der Jesuitenorden für mich gewesen ist, von früher Jugend bis ins reife Mannesalter; wie er eingegriffen hat in alle Abschnitte meines Lebens; was er an Bösem mir zugefügt und an Gutem mir gegeben, was er in meinem Innern zerstört und was er in ihm aufgebaut hat, werden die folgenden Blätter sagen. Das alles ohne Leidenschaft sagen, ist unmöglich.

Und erst meine Familie, meine Religion, was waren sie nicht für mich! In beide wurde ich mit Überlieferungen von mehr als acht Jahrhunderten hineingeboren; das Leben beider kreiste in meinen Adern; an beiden hing ich mit jeder Faser meines ganzen, ach so heißen Herzens! Und sie beide

mußte ich verlassen, ganz und gar; mußte zwischen ihnen und mir jede Brücke, jeden Steg abbrechen.

Und an dies alles, an solche Trennungen soll man denken, von diesem allem soll man sprechen, schreiben ohne Leidenschaft?! Wer das Höchste und das Tiefste, was er erlebt, das, was eine alte, durch ein Menschenalter heißgeliebte Welt ihm zertrümmert und eine neue Welt ihm aufgerichtet hat, ohne Leidenschaft niederschreibt, der hat einen Stein als Herz.

* * *

Mein Buch ist ganz aus der Erinnerung geschrieben; Aufzeichnungen liegen ihm nicht zugrunde.

Während meines Lebens vor dem Eintritte in den Jesuitenorden habe ich — außer Reiseerinnerungen, die für meine Entwicklung belanglos sind — Aufzeichnungen nicht gemacht. Im Jesuitenorden habe ich zahlreiche und wertvolle Aufzeichnungen gemacht; aber kein Blatt von ihnen nahm ich mit, als ich ihn verließ. Damals glaubte ich, damit recht zu tun; heute bedaure ich es.

Die von mir bei meinem Austritte aus dem Orden zurückgelassenen Aufzeichnungen betrafen Askese, Wissenschaft und Verfassung des Ordens.

Die asketischen Aufzeichnungen, mit dem ersten Tage meines Noviziats beginnend, enthielten den Werdegang meines religiösen Innenlebens unter der Einwirkung der Ordensaskese und zumal der jährlichen „Exerzitien" (exercitia spiritualia). Daneben enthielten sie Mitteilungen über meine eigene seelsorgerische Tätigkeit im Orden durch Predigen, Beichthören, Exerzitien und Volksmissionen. Diese Tätigkeit übte ich in England, Holland und Deutschland aus. Die wissenschaftlichen Aufzeichnungen betrafen meine Studien innerhalb des Ordens: humanistische, philosophische, theologische, mit den jeden Abschnitt beendenden Examina; ferner meine nach Vollendung der siebenjährigen Studien ausgeübte schriftstellerische Tätigkeit als Mitarbeiter an der Zeitschrift „Stimmen aus Maria-Laach". Die Aufzeichnungen über die Ordensverfassung waren die Niederschrift von „Unterweisungen" (»Instructiones«), die ich während meines ersten und zweiten und während meines dritten und letzten „Probejahres" (»tertius annus probationis«) über Geist und Verfassung des Ordens vom Novizenmeister Pater Meschler und vom „Instruktor" des „Tertiats", Pater Oswald, erhielt. Die „Unterweisungen" waren wegen ihres zugleich offiziellen und intimen Charakters überaus wertvoll. Ich kann nur das lebhafte — leider fruchtlose — Bedauern darüber aussprechen, ihre Niederschrift nicht mehr zu besitzen. Ihre Veröffentlichung würde die bisher tiefste, weil auf authentischer Grundlage beruhende Einsicht in das innere Getriebe des Jesuitenordens vermittelt haben. Das Äußerste und Letzte sagten die „Unterweisungen", selbst die des „Tertiats", allerdings auch nicht, weil sie bestimmt waren für alle „Tertiarier", d. h. für alle im dritten Probejahre Stehenden, gleichviel ob sie auf dem Wege zum Grade der „Koadjutoren" oder der „Professen" waren. Und nur die „Professen", und auch unter ihnen nur dreifach Gesiebte, werden die eigentlich Eingeweihten. — Wertvolles Material, das ich bei meinem Austritte aus dem Orden gleichfalls zurückließ, enthielten auch eine Anzahl an mich gerichteter Briefe des Ordensgenerals Antonius Maria Anderledy, des langjährigen „Assistenten" des Generals und früheren Provinzials der deutschen Ordensprovinz, des Paters Hövel, und meines damaligen Provinzials Paters Ratgeb. Ich erhielt die Briefe im Laufe meiner jesuitischen Ausbildung. Mehrere besonders interessante Briefe schrieben mir der Ordensgeneral und Pater Ratgeb während meines (als Jesuit) Aufenthaltes in Berlin im Jahre 1889. Vieles aus den Briefen, das einen intimen Charakter trug und sich auf Personen (damalige Ordensgenossen und in der Öffentlichkeit stehende politische Personen) bezog, hätte ich übrigens nicht veröffentlicht, so charakteristisch es für die Art der Leitung innerhalb des Ordens und für die Beurteilung öffentlicher Verhältnisse durch die Ordensoberen (General und Provinzial) auch war.

Für den langen Zeitraum von 50 Jahren, für alles in ihm Erlebte fehlt mir also jede schriftliche Unterlage. So mögen in meiner Darstellung kleinere Irrtümer bei Zeitangaben, Namen, Orten usw. sich finden; das äußere Leben im Jesuitenorden: Tagesordnung, Studieneinteilung, Einzelvorkommnisse können mir nicht mehr bis ins kleinste genau gegenwärtig sein. Der Darstellung als Ganzem geschieht dadurch kein Eintrag.

* * *

Selbstverständlich registriere ich nicht bloß. Lange Zeiträume meines Lebens will ich lebendig darstellen. Auch halte ich mich nicht ausschließlich an die Vergangenheit, an früher Geschehenes und

Erlebtes. Wo sich die Gelegenheit bietet, spreche ich auch von der Gegenwart, von der Gegenwart meines äußeren und besonders von der Gegenwart meines inneren Lebens, von meinen Ansichten über Weltanschauungsfragen.

Bis zu meinem Bruche mit Rom habe ich keine Weltanschauung gehabt — kein richtiger Katholik und vor allem kein katholischer Priester oder Ordensmann hat eine Weltanschauung; warum nicht? darüber später —; erst die Befreiung vom Jesuitismus führte mich auf den Weg einheitlichen und selbständigen Denkens, der Voraussetzung einer Weltanschauung. Es ist mir Bedürfnis, sie mitzuteilen. Nicht lehrhaft, nicht propagandistisch, nur erzählend.

* * *

Mein Buch ist kein Tendenzbuch.

Was ich erlebt, erzähle ich.

Gedanken schreibe ich mir von der Seele, wie ich sie in ihr finde.

Im letzten Drittel meines ungewöhnlichen Lebens stehend, fühle ich das Bedürfnis, Rückschau zu halten und das Geschaute für mich und andere aufzuzeichnen.

Auch kein Angriff ist mein Buch; wenigstens nicht als solcher geplant. Daß es in sich als Angriff wirkt, liegt nicht an mir, sondern an den innern und äußern Geschehnissen, die es enthält.

* * *

Mein Buch ist auch nicht polemisch im gewöhnlichen Sinne.

Mit Gegnern oder Freunden der römischen Kirche oder des Jesuitenordens, mit Leuten, die auf anderm Standpunkte stehen, die eine andere Weltanschauung haben als ich, setze ich mich nicht planmäßig auseinander. Wo es geschieht, ist es bedingt durch die Darstellung m e i n e r Auffassung.

Dem Schrifttume des Jesuitenordens gegenüber weiche ich allerdings von der Regel ab. Das jesuitische Schrifttum ist der Exponent des Jesuitismus. An ihm vorüber zu gehen, ohne das Schwert zu ziehen, ist unmöglich, wenn es sich darum handelt, jesuitischen Geist zu entlarven.

Erster Teil.

Früheste Jugendzeit.

(1852—1861).

Erstes Kapitel.

Elternhaus und Eltern.

Mein Elternhaus, Schloß Haag, steht an den freundlichen Ufern der Niers, im rheinpreußischen Kreise Geldern.

Wiesen, Felder und Wälder, von Teichen und Wasserläufen durchzogen, umgeben den mächtigen Bau, den vier Türme flankieren. Breite Gräben; Überreste früherer Zugbrücken; Schießscharten; dunkele Verließe mit Rüstungen, Ketten, Fußschraubstöcken und Richtblöcken; Helme, Panzer, Schwerter erinnern an wilde, kriegerische Zeiten, an Rittergeschichten und Ritterfehden.

Wie oft, bei Spielen in den weitläufigen Gebäulichkeiten, bevölkerte nicht die Einbildungskraft des Knaben die versunkene Welt mit den alten Gestalten!

Das Schloß bot für Erinnerung und Phantasie viel. Da war das „Kaiserzimmer", ein mit wertvollen nach Rubens'schen Zeichnungen ausgeführten Gobelins und Holzschnitzereien geschmücktes hohes und großes Gemach, in welchem Friedrich der Große, Napoleon I., Kaiser Nikolaus I. von Rußland, dann Kaiser Wilhelm I. zweimal, als Regent und als König, genächtigt hatten; da waren kunstvolle Altertümer, Gemälde berühmter Meister; da waren zahlreiche Ahnenbilder mit ihrer Sage und Geschichte; da hingen Waffen aller Art; da war der in Weiß und Gold gehaltene große Eßsaal mit Gobelinsdarstellungen aus der römischen Königsgeschichte und geschmückt, über den Flügeltüren und Spiegeln, mit österreichischen Kaiser- und preußischen Königsgemälden; da war in Edelsteinen und Brillanten kostbarer Familienschmuck, den bei großen Gelegenheiten meine Mutter trug; da war alter Silberschatz, der die Festtafel zierte; da war in der Hauskapelle ein Schrein mit hochverehrten Reliquien von Aposteln, Märtyrern und Heiligen, ja mit Partikeln vom „Kreuze Christi" und mit einer „beglaubigten" Nachbildung eines Kreuzigungsnagels.

Dies alles, mit Geschicken meiner Familie seit Jahrhunderten verknüpft, wirkte mächtig ein auf mein jugendliches Gemüt; es erfüllte mich mit Überlieferungen geschichtlicher und religiöser Art, die Gedanken- und Vorstellungskreis in bestimmte Richtungen lenkten.

Schloß Haag ist nicht Stammsitz meiner Familie. Erst im 16. Jahrhundert wurde es, mit mehreren anderen Gütern, durch Heirat Familienbesitz. Das Stammschloß Hoensbroech, ein durch Großartigkeit und Schönheit bemerkenswerter Bau, liegt in der jetzigen holländischen Provinz Limburg, zwischen Aachen und Maestricht. Früher gehörten Schloß und Herrschaft Hoensbroech zum Herzogtum Jülich. Meine Familie ist also nicht holländischen, sondern uralt deutschen Ursprunges[1]. Schon in der blutigen Schlacht bei Worringen am 5. Juni 1288, in welcher Herzog Johann von Brabant den Grafen Reinold von Geldern besiegte, und der Kölner Erzbischof Siegfried von Westerburg in Gefangenschaft geriet, kämpften und fielen als Ritter zwei Hoensbroechs.

* * *

Am 29. Juni 1852, dem katholischen Festtage der Apostel Peter und Paul, wurde ich geboren.

[1] Die holländische Aussprache meines Familiennamens: Hunsbruch ist falsch; richtig ist allein die Aussprache: Honsbroch, wie auch andere deutsche Eigennamen (z. B. die Adelsgeschlechter Loe, Schaesberg, die Städtenamen Itzehoe, Soest, Straelen, Kevelaer usw.) durch das Dehnungs-e ein langes o oder a erhalten und nicht mit ä, ö oder ü ausgesprochen werden.

Meine Eltern waren: Franz Egon Reichsgraf und Marquis[1] von und zu Hoensbroech, Erbmarschall des Herzogtums Geldern, Königlich Preußischer Wirklicher Geheimer Rat, Ehrenbailli und Großkreuz des souveränen Malteserordens († 19. Dezember 1874) und Mathilde Reichsgräfin und Marquise von und zu Hoensbroech, geborene Reichsfreiin von Loe († 19. Dezember 1903).

Vater und Mutter waren Edelleute von alter Art; schlicht, vornehm und vorbildlich in der Lebensführung. Gesinnung, nicht Geburtszufall oder Titel galt ihnen als Adelserweis.

Beide waren Menschen, die das Durchschnittsmaß der Intelligenz weit überragten, voll von Interessen, freilich — ich komme darauf noch — eingeengt durch streng, ja schroff ultramontan-katholische Gesinnung.

Meinen Vater habe ich nur gekannt als völlig erblindeten Mann. Während seines Aufenthaltes zum „Vereinigten Landtage" in Berlin im Jahre 1849 zog er sich ein Augenleiden zu, das, trotz der Kunst des Professors von Gräfe, zu dauernder Erblindung führte.

Wohl daran und zugleich an seiner gemessenen Art, die in einem an Napoleon I. erinnernden Gesichte ihren markanten Ausdruck fand, wird es gelegen haben, daß wir Kinder ihm nicht so recht nahe kamen, daß bei aller Liebe und Verehrung harmlose Zutraulichkeit zwischen ihm und uns nicht Platz griff.

Die in der Vollkraft des Lebens ihn überkommende Erblindung muß meinen Vater aufs Schwerste getroffen haben, da er ein Mann großer Tatkraft war, dem Stellung, Begabung und das hohe Ansehen, das er überall genoß, einen weiten Tätigkeitskreis angewiesen hatten, der aber jetzt auf das meiste verzichten mußte. Doch niemals hörte ich aus seinem Munde Klagen. Gleichmäßig, ruhig und selbstbeherrscht trug er das Unabänderliche, fügte sich in die schweren Fesseln, die sein Leiden ihm für Geist und Körper angelegt hatte.

Gewiß bildete sein fester Charakter die natürliche Grundlage für solchen Starkmut und die bewundernswerte Hingebung und unerschöpfliche Liebe meiner Mutter erleichterten ihm die Last, aber Hauptquelle der Kraft war ihm doch ohne Zweifel die Religion, aber die Religion erfaßt ganz männlich und — ich finde keinen besseren Ausdruck — erfaßt als uraltes Familienerbstück.

Beim „Marquis", wie er überall hieß, war nichts von Sentimentalität. Auch religiös war er aus hartem Holze. Die Religion war ihm Grundsatz, Gesetz, Jahrhunderte alte Überlieferung. Trotz seiner hohen Intelligenz ist meinem Vater wohl nie der Gedanke gekommen, Religion müsse ein frei erworbenes Gut sein, von ihr vor allem habe das Wort zu gelten:

„Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen."

Nein, für meinen Vater war die Religion „von den Vätern ererbt". Das war ihm das Entscheidende. Ein innerliches „Erwerben" des Ererbten kannte er nicht. Wie er festhielt, unbeugsam, an anderen Familienüberlieferungen, so auch an dem „Familienfideikommiß" seiner Religion, das er ganz und ungeteilt übernahm, wie er es ganz und ungeteilt überkommen hatte.

Damit will ich nicht sagen, daß mein Vater nicht auch mit dem Herzen religiös war; aber die Herzensregungen waren nur die Begleitung, nur das Hinzukommende. Die eiserne Klammer seiner Zugehörigkeit zur katholischen Kirche war die Überlieferung.

Die Überlieferung ließ ihn täglich an der Spitze des ganzen Haushaltes in der Schloßkapelle der Abendandacht beiwohnen und dabei den „Rosenkranz" selbst vorbeten; die Überlieferung ließ ihn fast Sonntag für Sonntag in die Pfarrkirche nach Geldern gehen oder fahren, zum „Pfarrhochamte", obwohl er die pflichtmäßige Sonntagsmesse auch in seiner Hauskapelle hätte hören können; die Überlieferung ließ ihn jährlich, bis ins hohe Alter hinein, in der „Oktav" zum Feste „Mariä Himmelfahrt", ob Regen oder Sonnenschein, den zweistündigen Weg mit der Geldernschen Pfarrprozession zum Wallfahrtsorte Kevelaer machen und dort auf offener Straße im Gedränge der Massen vor dem „Gnadenbilde" niederknien[1]. Aber ich wiederhole: prüfendes Nachdenken über Religion gab es bei meinem Vater wohl nicht.

Wie sehr mein Vater in der Religion am Überlieferten festhielt, obwohl das Überlieferte irrig war, zeigt ein kleiner Vorfall.

---

[1] Der Marquistitel wurde unserer Familie von König Karl II. von Spanien im Jahre 1675 verliehen wegen diplomatischer Verdienste eines meiner Vorfahren, und zwar für alle männlichen und weiblichen Glieder der Familie; Preußen erkannte die Marquis-Würde „für den jedesmaligen Geschlechtsältesten" an.

[1] „Oktav" ist der liturgische Ausdruck für die achttägige Nachfeier besonders hoher kirchlicher Festtage, zu denen auch „Mariä Himmelfahrt" gehört.

Gleich im 1. Jahre meines Aufenthaltes in der jesuitischen Erziehungsanstalt zu Feldkirch hatte ich das Mariengebet: „Gegrüßet seist du Maria" usw. lateinisch beten gelernt. Der lateinische, d. h. der offizielle Text weicht aber von dem in meinem elterlichen Hause und auch sonst in Deutschland üblichen deutschen Texte insofern ab, als im lateinischen nicht die Worte: „bitte für uns arme Sünder", sondern nur: „bitte für uns Sünder" (ora pro nobis peccatoribus) vorkommen, während der deutsche Text das „arme Sünder" enthält. Bei einer Spazierfahrt mit meinen Eltern in den Ferien wurde, wie das nicht selten geschah, der „Rosenkranz" gebetet, und ich, in richtiger Übersetzung des offiziellen lateinischen Textes, betete: „bitte für uns Sünder" statt „bitte für uns arme Sünder". Mein Vater fragte mich, weshalb ich das Wort „arme" ausließe, ich antwortete, nicht ohne Gymnasiasten-Stolz, so sei es richtig nach dem maßgebenden lateinischen Texte. Allein davon wollte mein Vater nichts wissen: wir hätten stets „bitte für uns arme Sünder" gebetet und dabei solle es bleiben.

Es ist das übrigens Charakterzug der Katholiken im allgemeinen und des katholischen Adels im besondern. Als Katholiken sind sie geboren, den Katholizismus haben sie ererbt; das genügt.

Oft und in bitterer Form habe ich später von Verwandten hören müssen: „Wie konntest du deine angestammte Religion verlassen; das war ein Verbrechen an den Überlieferungen deiner Familie." Meiner jetzigen Auffassung nach — wie wünsche ich, sie schon vor 30 und mehr Jahren gehabt zu haben! — hat Religion nichts mit Abstammung und Familienüberlieferung zu tun. Unter allen geistigen Besitztümern des Menschen muß Religion das in freier Selbstbetätigung erworbene, persönlichste und individuellste Besitztum sein. Geht Religion nicht aus dieser Quelle hervor, so ist sie Schale ohne Kern. Und je mehr die Schale Merkmale von Jahrhunderten aufweist, um so mehr trägt dann auch die mit ihr identifizierte „Religion" den Charakter des Verknöcherten, Erstarrten, des Familien- oder Kastenfetisches an sich.

Auch bis tief in die Reihen des orthodoxen Protestantismus ist die religiöse Ererbungs- und Ersitzungstheorie verbreitet. Deshalb die dort herrschende geistig-religiöse Erstarrung; deshalb das rückwärts, nicht vorwärts Gerichtete dieser Kreise. Ein Beispiel: Kurz nach meinem Bruche mit der römischen Kirche machte ich in Helgoland die Bekanntschaft des (verstorbenen) hochkonservativen Herrenhausmitgliedes Grafen Finckenstein-Madlitz. In einer der ersten Unterhaltungen betonte er, wie schwer es ihm sei, über die Tatsache hinwegzukommen, daß ich mit der „Religion meiner Vorfahren" gebrochen habe. Ich erwiderte: „Und Ihr Vorfahre, der protestantisch geworden ist und durch den Sie und Ihre Familie jetzt evangelisch sind??" Er blieb die Antwort schuldig.

Über die politische Gesinnung meines Vaters bin ich mir nie ganz klar geworden. Es lag wohl mit daran, daß seine Eigenart vertrauliche Gespräche mit uns Kindern ausschloß, und daß ich, als er starb, erst 22 Jahre alt war. Von Zeitungen hielt er und ließ sich vorlesen die katholischen „Kölnischen Blätter" (die jetzige Kölnische Volkszeitung), die ultra-ultramontanen französischen Zeitungen L'Univers und Le Bien public und — die Kreuzzeitung.

Daß dies evangelisch-orthodoxe Blatt jahrelang in unserm Hause gehalten wurde, geschah, weil die Kreuzzeitung als das adelige Blatt par excellence galt.

Es ist wohl die einzige Nachgiebigkeit, die mein Vater einem engen Standesvorurteile gegenüber gezeigt hat. Schwer genug ist sie ihm geworden, da sie einen evangelischen Beigeschmack hatte, und gewiß hat er dem Blatte erleichterten Herzens endlich den Laufpaß gegeben.

Wie er dazu kam und wie dies geschah, ist so charakteristisch für die auch jetzt noch in katholischen Kreisen gegen alles Evangelische herrschende Antipathie, daß es Erwähnung verdient.

Fast alljährlich kam zu wochenlangem Besuche der uns nah verwandte und eng befreundete Graf Cajus zu Stolberg-Stolberg (ein Sohn des katholisch gewordenen Dichters Friedrich Leopold zu Stolberg-Stolberg) mit seiner ganzen Familie. Sie alle waren erfüllt von richtiger Konvertiten-Abneigung gegen Evangelisches und von blindem Hasse gegen Preußisches und Berlinsches. Wie oft habe ich aus dem Munde des alten Grafen Cajus, meines Paten, das Wort gehört, wenn er von König Wilhelm I. sprach: „Der alte, hartgesottne Sünder". Nun, den Stolbergs war es ein Greuel, die in Berlin erscheinende evangelische neue preußische Zeitung jahraus jahrein bei uns zu finden. Da machten die besonders fanatischen Töchter (die als Nonnen verstorbenen Gräfinnen Sophie und Alex, die als Frau von Rochow verstorbene Gräfin Julia und die jetzt noch lebende, an den Grafen Praschma verheiratete Gräfin Elisabeth) einen von meiner Mutter unterstützten Sturm auf meinen Vater und siegten. Ein Exemplar der

Kreuzzeitung wurde, als menschliche Figur geformt, am Kronleuchter des „weißen Zimmers" aufgehängt und feierlich verbrannt. So verschwand die Kreuzzeitung von der Liste der von meinem Vater gehaltenen Zeitungen.

Ein Stück ketzerverbrennenden Inquisitors steckt eben in jedem ultramontanen Katholiken, zumal in den Gliedern des abgeschlossen lebenden ultramontanen Adels und ganz besonders in seinen weiblichen Angehörigen.

Das: „O ihr gesegneten Flammen des Scheiterhaufens" ist nicht bloß Entgleisung eines fanatischen römischen Redakteurs, sondern Stoßseufzer, bewußt oder unbewußt, stiller oder lauter, jedes ultramontanen Herzens[1].

Politisch hervorgetreten ist mein Vater wegen seiner Blindheit nie. Ob er ein Zentrumsmann war, oder besser geworden wäre, läßt sich nicht sagen, da er starb, als eben erst das Zentrum entstanden war. Im beginnenden Kulturkampfe stand er selbstverständlich auf Seite seiner ererbten Religion.

Königstreu, loyal gegen den angestammten Fürsten war mein Vater; das steht fest. Nicht so fest steht für mich seine Liebe zum preußischen evangelischen Herrscherhause. Friedrich Wilhelm IV., und besonders Wilhelm I. und Königin Augusta waren mehr als gnädig gegen ihn; sie erwiesen ihm hohe Gunst. Er gab dafür, so schien es mir, Pflichttreue, nicht Neigung. Als die Königin Augusta sich einmal telegraphisch von Koblenz aus für den folgenden Tag bei uns zu Besuch ankündigte, ließ mein Vater unverzüglich anspannen und fuhr mit uns allen auf ein jenseits der nahen holländischen Grenze gelegenes, ihm gehöriges Gut. An das Hofmarschallamt erging durch einen Beamten meines Vaters die telegraphische Antwort: die Familie sei verreist.

Auch Folgendes ist nach dieser Richtung hin charakteristisch: Graf Hompesch, der spätere bekannte Zentrumsführer und langjährige Vorsitzende der Zentrumsfraktion des Reichstages († 1909), war öfter Gast bei meinen Eltern. Er war ein witziger, sarkastischer Erzähler; aber seine besten Geschichten entnahm er den Erlebnissen als Kammerherr der Kaiserin und Königin Augusta, die ihn, besonders auf Reisen, als Reisebegleiter bevorzugte. Da kamen die spaßhaftesten Anekdoten zutage und das Lachen, auf Kosten der hohen Herrschaften, nahm kein Ende. Zum Beispiel: Die Kaiserin war in Baden-Baden und wollte (inkognito) nach Genf reisen. Es wurde an Kaiser Wilhelm nach Ems telegraphiert: Darf ich nach Genf reisen? Antwort: Reise! Von Genf wollte die Kaiserin nach Turin. Wieder ein Telegramm und wieder die Antwort: Reise! Und so noch einige Male, bis endlich das Schlußtelegramm lautete (nach Hompesch'scher Erzählung): Reise zum Kuckuck! Oder: Während des Kulturkampfes sollte ein Koblenzer Nonnenkloster aufgehoben werden. Die Kaiserin, welche die Nonnen besonders in ihr Herz geschlossen hatte, hörte davon und bat den Kaiser um Abwendung der Ausweisung. Es ginge nicht. Darauf die Kaiserin: „Wilhelm, wenn die Nonnen nicht in Koblenz bleiben, bleibe ich immer bei Dir." Die Nonnen blieben.

Durch fast alle rheinisch-westfälischen Adelsfamilien (Ausnahmen waren vorhanden) ging damals, und geht wohl auch heute noch, eine starke Abneigung gegen Preußen, die zu Zeiten, besonders 1866, sehr ausgeprägt in die Erscheinung trat. Der Gegensatz zwischen Katholizismus und Protestantismus lag zugrunde. Das Herz neigte dem katholischen Österreich, ja selbst dem napoleonischen Frankreich zu. Zahlreiche Adelsfamilien ließen ihre Söhne, trotz erheblicher Unannehmlichkeiten mit heimischen Behörden, österreichische Offiziere werden, und Sprossen katholischer Adelsfamilien Preußens (Wolff-Metternich, Westphalen, Schmising-Kerssenbrock u. a.), nahe Verwandte von mir, haben 1866 im österreichischen Heere gegen Preußen gekämpft.

Diese Abneigung war überhaupt eine Eigentümlichkeit des katholischen Teiles von Rheinland und Westfalen. In allen Ständen und Schichten machte sie sich bemerklich. Wie oft habe ich auf der Jagd, bei Spazierritten und sonst auf die Frage an Bauern und Pächter, wo der Sohn sei, die typische Antwort erhalten: „He is bi de Prüßen", d. h. er macht seine Militärdienstzeit ab. Die protestantischen „Prüßen" standen den katholischen Rheinländern und Westfalen als etwas Fremdes, wenn nicht Feindliches gegenüber, obwohl sie zum Teile schon fast 200 Jahre mit ihnen vereinigt waren.

Und abgestorben ist die katholisch-antipreußische Stimmung auch heute noch nicht. Sie tritt oft sehr intensiv hervor. In einem Wahlprozesse vor der Strafkammer zu Trier am 1. April 1908

[1] Die unter den Auspizien des Papstes in Rom erscheinende Zeitschrift: »Analeta ecclesiastica« brachte in der Januarnummer des Jahres 1895 einen Artikel über die Tätigkeit der Inquisition, in der sich dieser Ausruf findet.

wurde der katholische Pfarrer Leinen des Dorfes Orscholz im Regierungsbezirke Trier durch eidliche Zeugenaussage überführt, gesagt zu haben: „Ich hasse alle Preußen, beim Kaiser angefangen, bis zum letzten Mann. Ich bin kein Preuße, sondern ein Rheinländer, und unser Gebiet hat früher nicht zu Preußen gehört" (Kölnische Zeitung vom 3. April 1908).

Es ist nun einmal so: im ultramontanen Katholizismus wird der Grad von Vaterlandsliebe und dynastischer Anhänglichkeit entscheidend mitbestimmt durch Gleichartigkeit und Ungleichartigkeit der Religion.

Studien hat mein Vater nicht gemacht. Er wurde jung Offizier, übernahm dann später die Verwaltung des Familienbesitzes. Zu den Gebildeten gehörte er aber doch; freilich zu den spezifisch katholisch Gebildeten. Von Zeitschriften und Büchern, deren er sich viele vorlesen ließ, kamen nur ultramontane ins Haus: Die „historisch-politischen Blätter", die jesuitischen „Stimmen aus Maria-Laach" und eine Reihe religiös-bigotter Blätter einseitigster Richtung. Nicht-katholische Bücher und Schriften waren verpönt; fast noch mehr liberal-katholische. Aber seine Intelligenz, sein Interesse an Fragen des öffentlichen Lebens ließen meinen Vater dennoch nicht geistig erstarren. Im Dunkel der Blindheit lebte er ein reges Geistesleben, dessen Quelle (es muß das wiederholt werden) der ultramontane Katholizismus mit seiner „Literatur", seiner „Kunst", seiner „Wissenschaft" war.

Durch seine, wenn auch spezifisch ultramontan-katholische Bildung unterschied sich mein Vater vorteilhaft von den meisten seiner rheinisch-westfälischen Standesgenossen, unter denen auch noch in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts große Unbildung herrschte. Sehr selten kam es vor, daß junge Adlige es bis zum Abiturientenexamen brachten. Ich besitze Vettern, die nicht den allergewöhnlichsten Brief orthographisch schreiben können. Jetzt ist es besser geworden. Auch der westelbische „Junker" hat eingesehen, daß Bildung zu den Zeitbedürfnissen gehört. Mein Vater war von dieser Wahrheit stets durchdrungen und aus ihrer Erkenntnis heraus hielt er uns Söhne streng zum Studium an.

* * *

Neben meinem Vater stand meine unvergeßliche Mutter: Seele, Licht und Geist des Hauses.

Was eine Frau schmücken, verehrungswürdig und liebenswert machen kann, besaß sie. Sie war schön, sie war klug, sie war hingebend in Liebe und Selbstaufopferung als Gattin und Mutter. Sie war stark wie ein Held in schweren Heimsuchungen, an den Sterbebetten ihres Mannes und sieben ihrer Kinder. Wer sie kannte, verehrte sie. Was sie meinem erblindeten Vater gewesen, weiß ganz nur er, aber auch wir Kinder ahnten und fühlten, daß sie ihm alles war, ebenso wie sie uns, jedem einzelnen, alles gewesen ist bis zum letzten Atemzuge ihres langen, schwergeprüften Lebens.

Während ich dies schreibe, steht ihr liebes Bild vor mir auf dem Schreibtische, und heiß steigen Liebe und Verlangen auf nach dieser einzigen Mutter, die unerschöpflich war in Liebe. Schmerzlich steigt auch das Bewußtsein auf, daß ich diesem Mutterherzen die tiefste Wunde habe schlagen müssen durch meinen Austritt aus dem Jesuitenorden und meinen Bruch mit der katholischen Kirche.

Meine Mutter wollte nicht herrschen, aber sie herrschte tatsächlich. Äußerlich war mein Vater Mittelpunkt des Hauses, von dem alles ausging, in Wirklichkeit war es meine Mutter. Sie gab dem ganzen Familienleben, in der Enge und in der Weite, das Gepräge. Gewiß nicht ohne oder gar gegen meinen Vater; aber auch für ihn, den energischen Mann mit dem Imperatorengesichte, war meine Mutter Impuls, Richtschnur und Initiative.

Könnte ich doch ein getreues Charakterbild meiner Mutter entwerfen!

Einfach war ihre Natur nicht. Der Grund ihres Innern war geistige Vornehmheit und eine geradezu unbegrenzte Fähigkeit der Selbstaufopferung. Aber auf diesem Grunde wuchs Verschiedenartiges und selbst Gegensätzliches.

Ein heißes, leidenschaftliches Temperament, und dabei Klarheit, Überlegung, Geistesgegenwart; Herzensgüte und Schroffheit; Offenheit und diplomatische Berechnung. Sie konnte lieben, schrankenlos; aber sie war auch unzweideutig in der Ablehnung; ja hätte ihr Christentum Haß gestattet, für viele und vieles wäre sie eine gute Hasserin gewesen. Große Dame der Welt, fand sie leicht den Weg zum Herzen der Geringsten. Den Armen und Notleidenden war sie Mutter. Sanftmut war ihr eigen und Zorn ihr nicht fremd. Wie gütig, wie liebevoll konnte sie sprechen, trösten; wie scharf, schneidend konnte sie tadeln. Alles aber in ihr, das Harmonische und Disharmonische, stand unter der strengen Zucht der Selbstbeherrschung. Diese Zucht ließ sie nie die Gewalt über sich verlieren, weder äußerlich, noch auch wohl innerlich.

Der Kern ihres Wesens, der Grundton, auf den ihr reiches Inneres gestimmt war, der Pfeiler, der alles trug, die Quelle, die alles befruchtete, ist damit jedoch noch nicht bloßgelegt.

Meine Mutter war eine Katholikin, so ausgeprägt, so ganz, so leidenschaftlich, daß ihr Sinn, ihr Denken, Fühlen, Handeln davon und davon allein erfüllt und durchdrungen war. Ihr Wesen deckte sich mit ultramontanem Katholizismus.

Wer nicht katholisch ist oder war, versteht nicht, was alles darin liegt. Keine andere Religionsform erfaßt das ganze menschlich-natürliche Wesen so wie der Katholizismus, weil keine dem Menschen die Freiheit so nimmt wie der Katholizismus; weil keine an Verstand, Herz, Gemüt, an Sinne, Instinkte und Triebe, an Leib und Seele, an Äußeres und Inneres solche Anforderungen, solche Herrschaftsansprüche stellt wie der Katholizismus; weil keine so eindringt bis ins Mark, die letzte und äußerste Faser so durchtränkend, wie der Katholizismus.

Nicht jeder Katholik ist ganzer Katholik; auch bei guten Katholiken gibt es Gradunterschiede in bezug auf religiöse Ganzheit. Wer ganz Katholik ist, dessen Leben mit allen seinen Tätigkeitsäußerungen, privaten wie öffentlichen, ist eben katholisch. Beim ganzen Katholiken geht das Menschliche im Katholischen unter.

Es gibt im Katholizismus Hohes, Tiefes, Großartiges, Erhebendes; er weist Bergspitzen auf mit religiös-mystischen Fernblicken in metaphysische Gebiete phantasievoller Schönheit. Ich nenne die katholischen Lehren von Gott, von der Erlösung, von den Sakramenten, Lehren, die trotz ihrer objektiven Unwahrheit Geist und Herz zu fesseln vermögen, wie schöne Sagen und symbolische Gemälde es auch vermögen. Und es gibt im Katholizismus Enges, Kleinliches, Absurdes, Abstoßendes, Abgründe von Unreligion und Unkultur. Man denke an den ausgebildeten Teufelsglauben mit seinen Greueln und Torheiten, an das Ablaß-, Skapulier-, Wallfahrts- und Reliquienwesen, an so vieles andere, das Schläge darstellt ins Gesicht der gesunden Vernunft, des gesunden Empfindens. Kurz der Katholizismus umschließt religiöse und ethisch-kulturelle Gegensätze, wie sie schärfer kaum gedacht werden können

Der ganze Katholik empfindet sie nicht. Für ihn ist das Hohe und Erhebende ebenso wie das Absurde und Herabziehend katholisch; er macht in der Praxis des täglichen Lebens keinen Unterschied zwischen Dogma, d. h. zwischen dem Absoluten, und so vielem andern, was nicht Dogma, d. h. nur relativ ist. Was immer die Kirche im weiten Bereiche ihres Innen- und Außenlebens, in Lehre und Kultus, an Gebets- und Frömmigkeitsübungen duldet, ist dem ganzen Katholiken gut, schön, religiös, und er versenkt sich hinein, mag es sein, was es will, überzeugt, Gottes und Christi Geist zu atmen, wie auf den Höhen, so in den Tiefen.

So war meine Mutter! An nichts nahm ihre Intelligenz Anstoß, sobald es, mit dem Stempel der Kirchlichkeit versehen, vor sie hintrat. Bruderschaften ohne Zahl gehörte sie an; „Skapuliere" und geweihte Medaillen jeder Art trug sie und ließ sie uns tragen. „Heiligenleben", angefüllt mit den abenteuerlichsten Geschichten über Offenbarungen, Gesichte, Erscheinungen, voll von Teufels- und Armeseelen-Märchen grotesker Form, waren für sie Bücher der Erbauung. Wie hoch im Ansehen standen bei ihr nicht die „Offenbarungen der hl. Brigitta von Schweden", „Das Leben der ehrwürdigen Dienerin Anna Maria Taigi", „Die Offenbarungen der gottseligen Katharina von Emmerich", „Die Offenbarungen der seligen Maria Margarete Alakoque", Schriften, die krassen, aber von der Kirche gebilligten Aberglauben enthalten.

Selbst religiöse „Literatur" wie der von Jesuiten herausgegebene, monatlich erscheinende „Sendbote des göttlichen Herzens Jesu", in dessen fortlaufenden Wunder- und Gebetserhörungs-Rubriken das Unglaublichste zum Alltäglichen wird, und ähnliche Wochen- und Monatsschriften gehörten zur Lieblingslesung meiner hochintelligenten Mutter.

In ihrem „Apothekerschranke" standen neben medizinischen Salben und Heilmitteln Flaschen der wundertätigen Wasser von La Salette, Lourdes und des nach dem Stifter des Jesuitenordens genannten Ignatius-Wassers; ferner Öle der Heiligen Walburga und Apollinaris. Alle diese Wundermittel wurden bei Erkrankungen und Verwundungen angewendet, genau ebenso wie Arnikapflaster, Kamillentee oder Borsalbe. Deutlich steht noch vor meinen Augen, wie mein Vater, als er in seiner letzten Krankheit vom Schlage gerührt bewußtlos da lag, von meiner Mutter mit Walburgisöl oft und oft eingerieben wurde.

Bei Gewitter zündete meine Mutter in der Hauskapelle eine „geweihte" Kerze an. Das war unser „Blitzableiter". Blitzableiter von Messing

und Kupferdraht schützten die weitläufigen Gebäulichkeiten meines Elternhauses mit seinen Türmen und hohen Kaminen nicht; die „geweihte“ Wachskerze und ein Gebet genügten.

Auch zu Folgendem stieg die Frömmigkeit meiner Mutter harmlos herab. Von Frankreich aus war in katholische Kreise Deutschlands die greuliche Unsitte eingeführt worden, Madonnenbilder, auf löslichem, unschädlichem Stoffe aufgedruckt, als Heilmittel zu verzehren. Ähnlich wie Briefmarkenbogen mit abtrennbaren Feldern wurden solche Madonnenbilder bogenweise verkauft, und meine Mutter gehörte zu den Käufern und mischte die Bilder in ihre und unsere Speisen und Getränke.

Daneben bestand die Tatsache, daß die Bibel von meiner Mutter nur äußerst selten benutzt wurde.

Für uns Kinder gab es eine Bibel nur im Religionsunterrichte und im Gottesdienste, insoweit dort Abschnitte aus ihr verlesen wurden; im Elternhause existierte sie für uns nicht. Ich erinnere mich nicht, daß meine Mutter auch nur ein einziges Mal uns aus der Bibel vorgelesen hätte. Aber viele Hunderte von Malen las sie uns vor aus den eben genannten „Offenbarungen“.

Die Außerachtlassung der Bibel ist aber nicht etwas meinem Elternhause und meiner Mutter Eigentümliches. Sie ist typisch katholisch. Der Katholik sucht Erbauung und Trost, Rat und Belehrung weniger in der Schrift, als in den Tausenden von Erbauungsbüchern, die der katholisch-religiöse Büchermarkt ihm in jeder Form und Größe bietet. Bibellose Frömmigkeit ist in katholischen Kreisen alltäglich. Auf den lehrreichen Punkt komme ich noch zurück.

Und doch ging das religiöse Sein meiner Mutter nicht auf in den erwähnten „frommen“ Verirrungen; ihr religiöses Leben spielte sich nicht restlos ab in solch häßlichen Niederungen. Sonst wäre sie zur lediglich abergläubischen und deshalb halt- und kraftlosen Frau geworden. Aber sie war in Wirklichkeit eine Frau starkmütigen Glaubens, starkmütiger Religion. In Glauben und Religion fand sie festen Halt gegen die Stürme des Lebens. Denn sie lebte, wie **jeder ganze Katholik**, ein religiöses **Doppelleben**, das durch **Kirchlichkeit und blinde Unterwerfung** zu einem **Einheitsleben** gestaltet wurde; das Gegensätze versöhnend umschloß, die überall anderswo unausgleichbar erscheinen.

Auch diese religiös und psychologisch wichtige und teilweise dunkele Tatsache, deren Realität ich am eigenen Leibe erfahren habe, werde ich später zu erhellen versuchen.

Mit unendlicher Treue und Pietät wandelte meine Mutter im Geiste und in den Geboten ihrer Kirche. Das „**Kirchenjahr**“ mit seinen Festen und Gebräuchen durchlebte sie innerlich und äußerlich. Jede andere Pflicht stand zurück vor religiösen Pflichten, und in Erfüllung dieser Pflichten scheute sie keine Opfer, kannte sie kein Maß und kein Ziel.

Übungen der Frömmigkeit: Sakramentempfang, Gebete, Messehören, kirchliche Andachten, Novenen, Fasten, Bußübungen waren ihr Bedürfnis.

Das Kirchengebot der jährlichen Beichte und Kommunion erweiterte sie zu wöchentlicher und später sogar zu täglicher Beichte und Kommunion. Oft stand sie in frühester Morgenstunde auf und legte bei jedem Wetter, zur Winter- oder Sommerzeit, den einsamen Weg zur Geldernschen Pfarrkirche zu Fuße zurück, obwohl Wagen und Pferde ihr zur Verfügung standen, um dort zu beichten und zu kommunizieren, oder die Messe zu hören, falls in der eigenen Schloßkapelle wegen Abwesenheit oder Krankheit des Schloßgeistlichen keine Messe stattfand. Niemand ahnte, wenn sie nachher dem gemeinsamen Frühstückstische präsidierte, daß sie vielleicht schon seit fünf Uhr früh auf war und einen in Nässe, Kälte oder Hitze zurückgelegten weiten Gang hinter sich hatte.

War mein Vater Katholik des Verstandes, nicht ohne Beteiligung des Herzens, so war meine Mutter Katholikin des Herzens oder vielmehr der Leidenschaft, die nicht selten zum Fanatismus sich steigerte. Die extremsten Forderungen des religiösen wie des politischen Ultramontanismus waren ihre eigensten Herzensforderungen.

So bestimmte denn auch der Ultramontanismus ihr **politisches Empfinden**. Es war, weil antievangelisch, auch antipreußisch durch und durch.

Zweimal beherbergte sie mit aller geziemenden Ehrfurcht und entsprechendem Glanze den König von Preußen (**Wilhelm I.**) unter ihrem Dache; oft und oft saß sie an der Tafel der **Kaiserin und Königin Augusta**, aber ihr Herz blieb zum evangelischen Königshause und zum evangelischen Preußen überhaupt in unversöhnlichem Gegensatze. Sie heuchelte nicht; sie unterwarf sich gegebenen Verhältnissen. Wo aber Gelegenheit sich bot, brachte sie ihre Überzeugung zu ungeschminktem Ausdrucke.

Beim Tode meines Vaters (1874) sandte **Kaiser Wilhelm I.** meiner Mutter ein Beileidstele-

gramm, das mit herzlichen Worten der Teilnahme den gnädigen Ausdruck des Bedauerns verband über die Zurückhaltung, die mein Vater in den letzten Jahren — der Beginn der Kulturkampfzeit — dem König gegenüber beobachtet hatte. In ihrer Antwort sprach meine Mutter den pflichtschuldigen Dank für die königliche Teilnahme aus, betonte aber dem königlichen Bedauern gegenüber, daß mein Vater — jetzt in der Ewigkeit — die Richtigkeit seines Verhaltens noch klarer erkenne als zu Lebzeiten.

Alles, was meine Mutter an politischer und religiöser Abneigung gegen Preußen besaß, konzentrierte sich bei ihr auf die Person Bismarcks. Wäre Haß ihr erlaubt gewesen, ihn hätte sie gehaßt. Seit 1866, da er das „katholische" Österreich niederwarf, sah sie in ihm den „diokletianischen" Katholikenverfolger. Für mich ist es unzweifelhaft: hätte der König mit Bismarck ihr Haus betreten, sie hätte den Landesherrn nicht aufgenommen. Während der „Kulturkampfsjahre" habe ich aus ihrem Munde so leidenschaftliche Äußerungen gegen Bismarck gehört, daß Verurteilung wegen schwerster Beleidigung unausbleiblich gewesen wäre.

Auch mein Vater war starrer Gegner Bismarcks. Aber seiner Art entsprechend kam die Abneigung nicht zu so lebendigem Ausdruck wie bei meiner Mutter. Ebenso tief wurzelte sie aber zweifellos auch in ihm.

Noch ein Zug der politischen Gesamtstimmung meiner Eltern und ihrer Bismarck-Gegnerschaft: Ende der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts reisten meine Eltern mehrmals in das bei Frankfurt a. M. gelegene Taunusbad Weilbach. In den Jahren 1858—59 nahmen sie mich mit. Reger Verkehr fand von dort aus mit der diplomatischen Welt des Frankfurter Bundestages statt. Es wäre nun selbstverständlich gewesen, daß meine Eltern als Preußen mit dem preußischen Bundestagsgesandten, Otto von Bismarck, verkehrt hätten; doch peinlich wurde er gemieden. Dagegen war der österreichische Bundestagsgesandte, Freiherr von Kübeck, häufig bei meinen Eltern in Weilbach und sie bei ihm in Frankfurt. Auch den damaligen französischen Gesandten (seinen Namen habe ich vergessen) erinnere ich mich, oft in Gesellschaft meiner Eltern gesehen zu haben.

Bismarck war und blieb in meinem Elternhause ein intensiv abgelehnter, um nicht zu sagen, gehaßter Mann. Auch seine Großtat, die Errichtung des deutschen Reiches, milderte die Abneigung in nichts. Ich war das einzige Familienmitglied das für Bismarck war; abweichend in diesem wie in anderen Punkten, von denen noch die Rede sein wird, von Umgebung und Überlieferung.

Mit diesen Mitteilungen über meine Eltern mag es hier sein Bewenden haben. Im Verlaufe meiner Darstellung wird sich Gelegenheit bieten, noch manche Züge hinzuzufügen.

Zweites Kapitel.

Erste Erziehung und Familienleben.

Der offizielle Tag in meinem Elternhause begann mit der Messe in der Hauskapelle. Herrschaft und Dienstboten wohnten ihr bei. Vorhergegangen war für jeden Einzelnen das private Morgengebet, auf dessen regelmäßige Verrichtung meine Mutter streng hielt. Nach der Messe, die an Wochentagen um 1/28 Uhr, an Sonntagen um 8 Uhr stattfand, folgte das Frühstück, das sich, zumal bei Besuch, ohne den wir fast nie waren, lange ausdehnte. Mittags 12 Uhr läutete die in einem Dachreiter angebrachte Hausglocke zum „Engel des Herrn", und jeder, mein Vater so gut wie Reitknecht und Tagelöhner, wo er ging und stand, entblößte sein Haupt und betete den „Engel des Herrn"[1]. Um 1 Uhr war das Mittagessen, zu dem Familienmitglieder und Gäste sich vorher im „Kabinett" und im „Weißen Zimmer" versammelten. Nachmittags 4 Uhr war gemeinschaftlicher „Kaffee". Abends 8 Uhr läutete wiederum die Glocke zum „Rosenkranz", d. h. zu einer Hausandacht, bei der mein Vater den „Rosenkranz" vorbetete. Die Andacht schloß mit der „lauretanischen Litanei" und mit dem vom Hausgeistlichen erteilten priesterlichen Segen[2]. Hierauf folgte das Abendessen und dann, bis zum Schlafengehen, die Abendunterhaltung, bei der Musizieren, Vorlesen und Gesellschaftsspiele oft bis zu später Nachtstunde abwechselten.

Solange wir Kinder noch klein waren, wurden wir früher zu Bette gebracht. Unsere Mutter betete mit uns das Abendgebet; sie auf ihrem Betstuhle,

---

[1] Der „Engel des Herrn" setzt sich zusammen aus den biblischen Worten der Empfängnis-Verkündigung Mariens, einem jedesmal dazwischen geschobenen „Gegrüßet seist du Maria" usw. und einem Schlußgebete. Das „Ave-Läuten" (morgens, mittags und abends) in katholischen Gegenden ist die Aufforderung, den „Engel des Herrn" zu beten.

[2] Der „Rosenkranz" stellt die volkstümlichste Marienverehrung der ultramontan-katholischen Welt dar. Er wird eingeteilt in den „freudenreichen", „schmerzhaften" und „glorreichen" Rosenkranz, je

wir um sie herum auf der Erde kniend. Ein ganz besonderer Vorzug war es, wenn einer von uns, eng an sie geschmiegt, auf dem schmalen Beischemel neben ihr knien durfte. Lagen wir dann in unseren Bettchen, so war das letzte Gebet, das sie, über uns gebeugt, mit uns sprach:

Abends wenn ich schlafen geh',
Vierzehn Englein mit mir gehen.
Zwei zu meinen Häupten,
Zwei zu meinen Füßen,
Zwei zu meiner Rechten,
Zwei zu meiner Linken,
Zwei, die mich decken,
Zwei, die mich wecken,
Zwei, die mich führen zur himmlischen Ruh!

Innerhalb dieses vielfach an Kirche und Kloster gemahnenden Rahmens pulsierte heiteres, glückliches Leben.

Bestrahlt von lichtem Sonnenscheine grüßen mich, über die Jahrzehnte hinüber, erste Jugendzeit und frühestes Familienleben. Wenigen Kindern wird eine frohere Kindheit beschieden sein, als sie mir beschieden war.

Meine Eltern gaben dem Hause und dem Leben in ihm den Charakter; ihre Vornehmheit in Stellung und Gesinnung erfüllten Haus und Leben mit Behaglichkeit, mit Freude und edler Gastlichkeit.

Was ein großer Landsitz zu bieten vermag, boten mein Elternhaus und das Familienleben in ihm. Üppigkeit und Luxus fehlten grundsätzlich, aber Gediegenheit und Fülle, Geben und Nehmen aus dem Vollen, waren vorhanden.

Unter acht Geschwistern, vier Brüdern und vier Schwestern, wuchs ich auf. Schon allein die große Kinderschar gewährleistete Leben; und frisches, fröhliches Kinderleben durchströmte auch wirklich Haus und Hof, Stall und Garten, Feld und Wald. Denn, wie es auf dem Lande so üblich, das Leben beschränkte sich nicht auf das Haus: wir lebten im Freien und durchstreiften und durchspielten nähere und weitere Umgebung.

Dazu kam, daß mein Elternhaus der Mittelpunkt eines großen Verwandten- und Bekanntenkreises war, daß wir in regem Verkehre mit Familien (ausschließlich Verwandten) auf den Nachbargütern standen.

Ausflüge zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen, Besuche bei Verwandten, Picknicks, große Jagden, Kaffeevisiten bei Pächtern (stets eine besondere Freude für uns Kinder) unterbrachen das Alltagsleben. Hausbesuch, oft wochenlanger, war ständige Einrichtung. So ergab sich von selbst eine ausgebreitete Geselligkeit, und selten war es, daß die ohnehin schon große Tafelrunde nicht durch Gäste noch vergrößert wurde.

Eine Eigentümlichkeit wies die Geselligkeit aber auf: konfessionelle Abgeschlossenheit. Protestant, Nichtkatholik war für uns Kinder von frühester Jugend an etwas ganz und gar außerhalb unseres Lebenskreises Liegendes. Außer, wenn die Spitzen der Provinzbehörden (Regierungspräsident und Oberpräsident) offizielle Besuche bei meinen Eltern machten, hat, glaube ich, nur wenige Male ein Protestant bei uns am Tische gesessen; wohl aber zahlreiche Konvertiten, d. h. vom Protestantismus zum Katholizismus Übergetretene waren häufig bei uns zu Gast.

Erwähnt unter den Konvertiten seien: Freiherr von Schrötter; Rochus von Rochow, Major im preußischen 1. Gardeulanen-Regiment; Michael von Michalowski, gleichfalls preußischer Gardeoffizier, und Prinz Alexander zu Solms-Braunfels (Stiefbruder des letzten Königs von Hannover), der nach einem sehr stürmischen Leben katholisch und mit einer Verwandten von mir, einer Freiin von Landsberg-Steinfurt, verheiratet wurde.

In Geselligkeit ging selbstverständlich unser Leben nicht auf. Schon die oben mitgeteilte „Tagesordnung" weist auf Ordnung und auch auf Ernst hin.

Eifrig wurden wir zum Lernen angehalten; Hauslehrer und Erzieherin walteten ihres Amtes unter Oberaufsicht meiner Mutter.

Den Mittelpunkt von Unterricht und Erziehung bildete die Religion.

Es ist nicht leicht, ihren Einfluß auf unser ganzes äußeres und inneres Leben zu beschreiben. Sie war eben da: überall und stets. Und sie war da, nicht in unbestimmter Form oder als natürlich-menschliche, an überweltliche Hoffnungen und Vorstellungen sich anlehnende und sie verarbeitende Lehrerin und Erzieherin, sondern sie umgab uns als festgefügte, nach innen und außen bis ins kleinste ausgestaltete übernatürliche Macht, die

---

nach den „freudenreichen", „schmerzhaften" und „glorreichen" „Geheimnissen" des Lebens Mariä. Die Rosenkranz-Gebetsübung setzt sich zusammen aus fünfmal wiederholten je zehn „Gegrüßet seist du Maria" usw. mit fünf dazwischen geschobenen „Vater unser" usw. Die „lauretanische Litanei" (nach dem Wallfahrtsorte Loretto benannt) besteht aus 48 Anrufungen Mariens der mannigfachsten Art mit jedesmal angehängtem: „Bitte für uns". Beide Gebetsformen (Rosenkranz und Litanei) sind mit zahlreichen und großen Ablässen ausgestattet.

kein selbständiges, freies Bewegen duldet, die für jeden Schritt das Maß, für jeden Gedanken die Form, für jede seelische Regung die Richtung, ja sogar den Inhalt bereit hatte. Es war eben der ultramontane Katholizismus, welcher Leib und Seele beherrschte.

Der Einfluß dieser allumfassenden, stillwirkenden „göttlichen" Macht war uns Kindern gar nicht und auch den Erwachsenen wohl kaum als solcher bewußt. Wir alle waren in die ultramontan-religiöse Atmosphäre hineingeboren, lebten, atmeten in ihr ohne Nachdenken und bewußtes Erwägen. Der religiöse Vorstellungskreis, in den wir vom ersten Erwachen der Vernunft an eingetreten waren, außerhalb dessen für uns nichts wahrhaft und echt Religiöses lag noch liegen konnte, war uns Natur, nichts Angelerntes, Fremdes. Zu diesem Vorstellungskreise gehörte alles — und wie vieles ist es nicht! —, was immer die ultramontan-katholische Religion an Äußerlichem besitzt und an Äußerlichem von ihren Anhängern fordert.

Unsere kindlichen Augen, Ohren, Lippen, Hände, Kniee, Füße wurden vom zartesten Alter an in den Dienst dieser Religion gestellt. Marien-, Heiligen- und Reliquien-Verehrung, Tragen von Skapulieren und Medaillen, Beten bestimmter, nicht freier Gebete, genau vorgeschriebene rituelle Verrichtungen (Messe, Andachten) nahmen Beschlag von uns und ließen nichts übrig für individuell-religiöse Betätigung.

Ich würde lügen, wollte ich sagen, dies alles oder irgend etwas davon wäre mir als Zwang, als Unnatur oder Übertreibung erschienen. Nein, bis zu meinem 10. Jahre und darüber hinaus blaute der ultramontan-katholische Religionshimmel wolkenlos über meinem Kinderkopfe und hell, klar und innig schauten die Kinderaugen hinauf zu dem hohen und weiten Gewölbe, das bemalt und geschmückt war mit den unzähligen Bildern und Figuren, mit den vergoldeten Schnörkeln und bunten Arabesken, die zur Religion der römischen Kirche gehören, ohne welche ultramontanes Christentum weder lebensfähig noch auch nur denkbar ist. Unbefangen, mit meinem ganzen Kindergemüte, ging ich ein in die sinnlich-metaphysische Welt ultramontaner Frömmigkeit und ging in ihr auf.

Wie hätte es auch anders sein können! Diese Welt umschloß mich vom Mutterleibe an. Alles um mich her, das Unbedeutendste wie das Bedeutungsvollste, wies in die eine Richtung. Wort und Beispiel meiner Eltern, Tagesordnung, Haus- und Spielgenossen, engerer und weiterer Verkehr, Erziehungsgrundsätze und Unterrichtsmittel, Gehörtes und Gelesenes, Kinderstube und Salon: nichts von allem zeigte auch nur die kleinste Lücke, den kleinsten Spalt, durch die eine andere Welt ihren Schein hätte werfen, eine andere Luft hätte eindringen können.

Sehr früh schon wurden wir Knaben angelernt, bei der täglichen Messe in der Hauskapelle zu „ministrieren", d. h. die Verrichtungen des „Meßdieners" zu versehen; an Wochentagen in schwarzem Talare mit roten Knöpfen, an Sonn- und Festtagen in scharlachrotem Gewande mit weißer, spitzenbesetzter „Rochette". Ehe wir auch nur ein Wort Latein verstanden, rezitierten wir wechselweise mit dem messelesenden Priester die lateinischen Meßgebete.

Man muß die religiös-theatralische Messe-Handlung, mit ihren minutiösen Zeremonien, ihren liturgischen Geräten und Gewandungen, mit ihren laut, halb laut und leise gesprochenen Gebeten, mit ihrem Kerzenflimmer und Schellenklang, mit ihrem mystisch-wunderbaren Höhepunkte, der „Wandlung" des Brotes und Weines in den Leib und das Blut Christi, kennen, um die Wirkung zu begreifen, die sie auf das Gemüt von Kindern, die als Mitwirkende in sie hineingezogen werden, ausübt.

Die tätige Anteilnahme an der wirklichen Messe schien meiner Mutter aber nicht zu genügen. Als Weihnachtsgeschenk erhielten wir ein Messe-Spielzeug, dessen Teile aus dem zum Messelesen Erforderlichen bestanden: Altar, priesterliche Gewänder, Meßbuch, Meßgeräte (Kelch, Wein- und Wasserkännchen, Leuchter, Glocke), so daß wir Kinder die Messe, oft mit Predigt, als Spiel feierten. Auch unsere Schwestern steckten sich, ganz gegen Disziplin und Dogma, in die Meßgewänder, lasen unbekümmert Messe und predigten, trotz Mulier taceat in ecclesia, munter drauf los. Hatten wir Besuch von anderen Kindern, so wurde feierlicher Gottesdienst, Hochamt mit Gesang, abgehalten, wobei es bei der jugendlichen Lebhaftigkeit nicht selten zu drastischen Szenen zwischen den amtierenden „Priestern" und den „frommen Gläubigen" kam.

Da dies Messe-Spielzeug nicht für uns allein angefertigt worden, sondern käuflich zu haben war, so wird gewiß auch in zahlreichen anderen ultramontan-katholischen Familien das Messe-Spiel gespielt worden sein.

Man denke: der Höhepunkt der gesamten katholischen Religion, um den sich nach der Ausdrucks-

weise der dogmatischen, asketischen und liturgischen Schriftsteller alles „wie um eine Sonne" dreht, das „furchtbare Geheimnis" (tremendum mysterium), dessen Feier „Engelscharen anbetend beiwohnen", wird zum Spiele der Kinder!

Ein neuer Beweis für die schon mehrfach betonte Tatsache, daß die ultramontane Frömmigkeit ahnungslos über klaffende Gegensätze schreitet, Schickliches von Unschicklichem nicht unterscheidend. Aber auch ein Beweis für die Energie, mit welcher der Ultramontanismus seine Frömmigkeit schon dem zartesten Alter einprägt.

Die Messe, bei der wir Knaben „ministrierten", wurde von den ständigen Hausgeistlichen gelesen. Es waren meistens gute, brave Menschen, die in dieser leichten und angenehmen Stellung aufeinander folgten. Ein charakteristischer Zug fand sich aber fast bei allen: Standeshochmut, Hervorkehrung der „göttlichen" Würde des Priesters.

Die katholischen Priester stammen zum großen Teile aus niederen, ungebildeten Ständen; sehr viele Bauernsöhne sind darunter. „Studiert" der Bauernsohn „Geistlicher" — wie der Volksausdruck lautet — und ist er zum Priester geweiht, dann erscheint er der Familie, die ihn hervorgebracht hat, als ein höheres Wesen, das von Vater, Mutter und Geschwistern mit „Sie", „Hochwürden" und „Herr" angeredet wird; kaum wagen es der bäuerliche Vater und die bäuerliche Mutter noch, sich neben den Priester-Sohn zu setzen, und die „Herablassung" und „Leutseligkeit", die der geweihte Sohn seinen Eltern erzeigt, nimmt nicht selten Formen an, die mit dem 4. Gebote und dem guten Geschmacke wenig zu tun haben.

Für solche „Herablassung" war nun allerdings in meinem Elternhause kein Raum. Dafür trat der typische Priesterdünkel in anderer nicht minder abgeschmackter Form zutage. Der Hausgeistliche erhob den Anspruch, daß ihm bei Tische vor allen anderen, selbst vor meinen Eltern, serviert werde; das verlange sein Stand! So sehr nun auch meine Eltern die Priesterwürde anerkannten, so sehr sie befangen waren in den dogmatisch-mystischen Vorstellungen des Katholizismus über das Priestertum, dennoch hatten sie sich die richtige Auffassung bewahrt, daß die Priesterwürde im Gebiete der Religion und nicht in der Tischordnung oder im Salon zu ehren sei. Beharrlich lehnten sie deshalb die beanspruchte „Tischordnung" der Hausgeistlichen ab, was bei letzteren häufig Mißstimmung und selbst Zorn erregte.

Leider betätigten meine Eltern höheren Rangstufen der Hierarchie (Bischöfen, Kardinälen) gegenüber die richtigen Anschauungen nicht, wie wir sehen werden.

Gleiche oder ähnliche, aus der gleichen Quelle des Dünkels fließende Etiketteschwierigkeiten kamen auch auf Nachbargütern vor, auf denen Hausgeistliche waren.

Ein Vorgang, der sachlich hierhin gehört, obwohl er viel später sich ereignete, sei erzählt.

Bei meinem Onkel, dem ältesten Bruder meiner Mutter, dem Grafen Max von Loe, war ich zur Jagd. Nach dem letzten Triebe fuhr er mit mir im offenen Wagen nach seinem Gute Schloß Wissen, wo ich übernachtete. Unterwegs begegneten uns zwei Geistliche eines Nachbardorfes. Keiner von ihnen grüßte. Mein Onkel wandte sich zu mir: „Diese dummstolzen Menschen! Ich bin ihr größter Wohltäter; vielen bezahle ich aus meiner Tasche das vom Staate gesperrte Gehalt (es war während der Kulturkampfzeit), und doch grüßen die geistlichen Flegel nicht einmal; ihr Priesterhochmut läßt es nicht zu".

* * *

Ich war ein besonders fromm veranlagtes Kind. So wurde mir wenigstens später von meiner guten Mutter und anderen (in bester Absicht, aber ach mit so schlechtem Erfolge!) oft und oft gesagt. Und wenn ich früheste Jugenderinnerungen wach rufe, finde ich das „Lob" bestätigt. In Frömmigkeitsübungen aller Art war ich heimisch.

Ganz besonders wirkte in dieser Beziehung auf mich ein eine alte Hausgenossin, die bis zu ihrem Ende ein liebevoll gereichtes Gnadenbrot in meinem Elternhause verzehrte und die, durch Gicht fast ständig an Bett, Zimmer und Stuhl gefesselt, nur mehr der religiösen Überwelt lebte.

Das gute, alte Fräulein van der Meulen! Wie und in welcher Stellung sie eigentlich in unser Haus gekommen war, weiß ich nicht. Sie war die Schwester von zwei Geistlichen, die bei meinen Eltern, zumal bei meiner Mutter, in höchstem Ansehen standen: des Rektors des Kevelaerer Priesterhauses und des Abtes des elsässer Trappistenklosters „Ölberg". Was an bigott-exaltierter Frömmigkeit in ihren priesterlichen Brüdern, dem Hüter des wundertätigen Marienbildes zu Kevelaer und dem Vorsteher der „lebendig begrabenen" Trappisten angesammelt war, hatte die Schwester in sich aufgenommen und gab es in vergröberter Form (sie war nicht eigentlich gebildet) wieder. Kopf und Herz steckten bei ihr voll von Wundergeschichten und Heiligen-Legenden, die sie

mit hervorragendem Erzählertalent uns als „Tatsachen“ ausmalte. Wie verstand sie es, Himmel und Erde mit Geistern, guten und bösen, Engeln und Teufeln zu bevölkern und so die begierig lauschende Kinderphantasie mit märchenhaften Licht- und unheimlichen Nachtgestalten anzufüllen!

Bei ihr weilte ich stundenlang; Spiel wechselte mit frommen Erzählungen, Gebeten und Frömmigkeitsübungen, besonders „Rosenkranz“, „Litaneien“ und „Kreuzwegandachten“. Der noch nicht achtjährige Knabe wurde versenkt in ein Meer von Mystik und Askese; freilich Aftermystik und Afteraskese.

Besonders war es der Glaube an die „Schutzengel“, der im stillen Zimmer der Gichtischen in mir stark und lebendig gemacht wurde. Jedem Christen, nach „probabeler“ Ansicht sogar jedem Menschen, ist ein eigener Engel, ein „Schutzengel“, von Gott an die Seite gegeben, der ihn von der Wiege bis zum Grabe ständig begleitet. So lehrt die Kirche. Man versteht, daß gerade diese Lehre, unterstützt durch Bilder und Gebete, das dem Wunderbaren überhaupt zugeneigte Kind besonders ergreift. Es tritt mit seinem Schutzengel in ein vertrautes Verhältnis, es glaubt, ja es sieht ihn um sich, und das Übernatürliche wird ihm im Schutzengel zur Natur. Ich erinnere an das oben mitgeteilte Schutzengel-Gebet, das meine Mutter mit uns Kindern beim Zubettgehen betete.

Schutzengel- und Arme-Seelen-Geschichten stehen in engster Beziehung. Die „Armen Seelen“, das heißt die noch im Fegefeuer auf Befreiung wartenden Seelen Verstorbener sind so eine Art Schutzengel geworden. Für Gebete, Ablässe, Messen und gute Werke, die man ihnen zuwendet und wodurch die Zeit ihrer Läuterungsleiden abgekürzt wird, leisten sie Schutzdienste bei seelischen oder körperlichen Gefahren. Fräulein van der Meulen, meine Führerin durch die ultramontane Überwelt, unterließ es natürlich nicht, mich auch in den geheimnisvoll-schaurigen „Arme-Seelen“-Kreis einzuführen; unzählige „Tatsachen“ über Erscheinungen von „Armen Seelen“, über ihre Wirksamkeit usw. bekam ich zu hören.

Dies alles scheint mir der Erwähnung wert, nicht nur seiner selbst wegen, als lehrreicher Ausschnitt aus dem „religiösen“ Erziehungsleben des Ultramontanismus, sondern auch deshalb, weil gerade diese Art sinnlich-übersinnlichen Mystizismus' die Erklärung bietet für eine in katholisch-ultramontanen Kreisen weitverbreitete und tiefeingewurzelte Erscheinung: die Gespensterfurcht.

„Gespenster“ sind recht eigentlich die Widerparte der „Armen Seelen“, d. h. es sind Seelen der zur Hölle verdammten Verstorbenen. Mit den Teufelserscheinungen bilden die Gespenstererscheinungen den Schrecken der katholischen Christen. Sie plagen allerdings meistens „Heilige“, nicht so sehr den gewöhnlichen Christenmenschen, aber der Glaube an ihr Dasein und die Furcht vor ihnen ist allgemein. Abgesehen von den „eigentlichen“ Gespenstern gehören auch die uneigentlichen, die ganze Schar der Engel und „Armen Seelen“, in die Gespensterwelt. Denn so sehr Schutzengel und „Arme-Seelen“ theoretisch als Lichtgestalten und Freunde dargestellt werden, praktisch, zumal bei Kindern, erzeugt der Glaube an sie unheimliche Vorstellungen, verbunden mit Dunkel und Nacht.

Gewiß ist die Gespensterfurcht auch in nicht katholischen Kreisen verbreitet; so intensiv wie in katholischen aber nicht. Denn nur dort ruht sie auf religiös-dogmatischer Unterlage, deren Festigkeit jedem Belehrungsversuche stand hält.

Ein beliebtes Thema abendlicher Unterhaltung in ultramontanen Familien sind Gespenster, Teufels- und „Arme-Seelen“-Geschichten. In schauriger Neugierde saugt sich da die Kinderseele voll von gruseligen Geschichten. Eine Geschichte aus hunderten, die auf m..e Kinderphantasie unauslöschlichen Eindruck gemacht hat, sei erzählt. Ein Verwandter und guter Bekannter, Graf Ludwig Waldburg-Zeil, österreichischer General und Adjutant des Erzherzogs Karl Ludwig, erzählte in meiner Gegenwart als „Selbsterlebnis“: Im Schlosse Zeil (Württemberg), seinem Elternhause, habe es in einem Flügel gespukt — es gibt kaum ein katholisch-adeliges Schloß, in welchem es nicht „spukt“ —; alle Gebete, Exorzismen usw. seien umsonst gewesen; da sei der Hausgeistliche mit dem „Allerheiligsten“ (die konsekrierte Hostie in der Monstranz) von Zimmer zu Zimmer gegangen. Als er das letzte Zimmer betrat, seien plötzlich die Fensterflügel aufgeflogen, und er — der Erzähler —, der im Innenhof stand, habe gesehen, wie sich am Fenster eine in Rauch und Feuer gehüllte schwarze Gestalt zeigte, die drohend die Arme zum Himmel reckte und dann verschwand. Der Spuk im Schloßflügel hörte damit auf.

Auch ein Begebnis viel späterer Zeit mag zeigen, wie fest Gespensterglaube in katholischen Kreisen sitzt.

In Muffendorf bei Godesberg lebte mit seinen zwei Töchtern ein Onkel von mir, Freiherr Josef von Fürstenberg, mit denen wir regen Verkehr unterhielten. Im Jahre 1875 schrieb

die älteste Tochter Mia (sie lebt als verwitwete Gräfin Schall in Dresden) ganz verzweifelt an meine Mutter, es spuke bei ihnen; jede Nacht gehe eine unheimliche, nebelhafte Gestalt eine bestimmte Treppe auf und ab; ob wir nicht helfen könnten, wir hätten ja einen Jesuiten als Hausgeistlichen (seit Ausweisung der Jesuiten aus Deutschland war — wohl zu genauerer Befolgung des Gesetzes — ständig ein Jesuit als Hausgeistlicher in meinem Elternhause); der könne doch gewiß den Spuk vertreiben. Und in der Tat, meine Mutter schickte, mit Erlaubnis seiner Oberen, den Jesuiten, Pater Platzweg, nach Mussendorf; er überwachte während einer Nacht die unheimliche Treppe, betete auf ihr bestimmte Gebete, und das Gespenst ließ sich von da an nicht mehr sehen!

Was ich, infolge solcher in meiner frühesten Jugend in mich aufgenommenen Erzählungen über Engel, „Arme Seelen" und Teufel, unter Gespensterfurcht bis in das reifere Jugendalter hinein an nächtlichen Qualen erduldet habe, läßt sich kaum sagen. Und wie es mir ergangen ist, so ergeht es, mehr oder weniger, jedem ultramontan-katholisch erzogenen Kinde.

Vertiefung erfuhr meine so geartete Kinderfrömmigkeit auch durch eine um diese Zeit von meinen Eltern unternommene Wallfahrt nach dem schon erwähnten La Salette in Südfrankreich.

Die „wunderbare" Geschichte von La Salette ist kurz folgende: Am 19. September 1846 hüteten zwei Hirtenkinder, Maximin und Melanie, das Vieh auf der Alp von La Salette im Departement Isère. Da erschien ihnen die Gottesmutter Maria und offenbarte jedem von ihnen ein besonderes „Geheimnis" über die Geschicke Frankreichs und der Welt, das sie nur dem Papste mitteilen durften. Als Pius IX. die in einem Briefe niedergeschriebenen „Geheimnisse" las, vergoß er Tränen über das Schreckliche, womit der Himmel Frankreich und die Welt wegen ihrer Gottlosigkeit bedrohte. Eine Quelle sprudelte am Orte der Erscheinung, und bald strömten Tausende und Tausende zu dem abgelegenen Gebirgsorte, um Heilung von Krankheiten zu suchen. Das Wasser der Quelle wurde in alle Himmelsgegenden versandt. Auch in mein Elternhaus war es gelangt; es sollte vor allem meinen Vater von der Blindheit befreien. Doch da es keine Wirkung tat, suchten meine Eltern den Wunderort selbst auf, wo natürlich der gleiche Mißerfolg ihrer wartete. Ihr frommer Glaube litt darunter aber nicht, und zurückgekehrt entzündete meine Mutter durch ihre begeisterten Erzählungen über all das Herrliche und Wunderbare, das sie gesehen und gehört hatte, meine religiöse Phantasie lebhaft. Die „Wunder und Gnaden" von La Salette haben meine ganze Kinder- und Jugendzeit begleitet, ebenso wie die „Wunder und Gnaden" von Kevelaer, die wegen ihrer örtlichen Nähe und des regen Verkehrs, der zwischen meinem Elternhause und dem berühmten niederrheinischen Wallfahrtsorte bestand, noch weit intensiver auf mich einwirkten.

Hunderte von Malen bin ich als Kind, als Knabe, Jüngling, Mann in Kevelaer gewesen, und Hunderte von Malen hat mich dort der religiös-mystische Sturm, der durch alle großen Wallfahrtsorte weht, umbraust und hat aufgerüttelt, was an religiöser Schwärmerei, an Wunderglauben, an Fanatismus in meiner Seele als ererbte Veranlagung schlummerte. Später ballte derselbe Sturmwind gerade in Kevelaer finsteres Gewölk des Zweifels über mir zusammen; aber in der Zeit der frühen Kindheit, von der ich jetzt schreibe, war Kevelaer hellstrahlende Sonne meines Kinderhimmels.

Zu weitläufig würde ich werden, wollte ich die Eindrücke schildern der Riesenprozessionen, der pompösen Gottesdienste, der unzähligen und kostbaren Weihegeschenke, des ununterbrochenen Singens und lauten Betens, das Tag und Nacht erfüllt, der Fackelzüge, der endlosen Reihen von Verkaufsbuden mit allen möglichen frommen und unfrommen Gegenständen, der Masseneinweihung von Rosenkränzen, Medaillen, Kreuzen, des lärmenden Treibens in Gasthöfen und Wirtschaften, des prunkvollen Auftretens von pilgernden Bischöfen und Äbten, kurz des eigentümlichen Gemisches von Weltlichkeit und Religion, das auf der engen Dorfstraße Kevelaers sich breit macht.

Die Hochflut der religiösen Brandung durchströmt den „Kapellenplatz", auf dem die unscheinbare „Gnadenkapelle" mit dem kleinen, schmutzig aussehenden „wunderbaren Marienbilde" steht. Ununterbrochen wogt dort in den Monaten Juni bis November ein ungeheuerer Menschenstrom aus Rheinland, Westfalen, Holland, Belgien auf und ab; ununterbrochen rasseln dort die Opferspenden, kleine und sehr große, in die riesigen trichter- und röhrenförmigen Sammelbecken, die ihre heischenden Arme aus dem Kapelleninnern in die brandende Menge hineinstrecken; ununterbrochen steigen in Deutsch, Holländisch, Flämisch, Wallonisch Marienlieder, oft in wunderlichen, mehr an Tanz als an Frömmig-

keit gemahnenden Weisen in die von Kerzen-, Weihrauchdunst und Schweißgeruch geschwängerte Luft empor; ununterbrochen drängen sich die Massen vor dem „Gnadenbilde", reichen Kreuze, Medaillen, Gebetbücher dem wachehaltenden „Bruder" hin, damit er die Gegenstände anrühre an der Glasscheibe, die das Marienbildchen deckt, und sie so „geheiligt" werden; ununterbrochen flackern, qualmen und rauchen ringsum die Kerzen in allen Größen, Formen und Farben, die der gläubige Pilgersinn der Gottesmutter darbringt; ununterbrochen schmücken Geheilte oder Heilungsuchende die Umrahmung des Gnadenbildes und weiter die ganze Kapelle mit „Ex Votos", die in Gestalt von silbernen und goldenen Beinen, Armen, Füßen, Händen, Köpfen, Herzen an die mannigfachsten Körper- und Seelenleiden erinnern. Von frühester Morgenstunde an bis tief in die Nacht wälzen sich die Pilgermassen durch die mit Fresken geschmückte „Beichthalle", in der in doppelter Linie Beichtstuhl an Beichtstuhl sich reiht, wo Hunderttausende ihre Sünden ablagern; Dutzende von Priestern sind in der mächtigen Wallfahrtskirche damit beschäftigt, die Kommunion auszuteilen, die nicht selten an einem einzigen Tage von 10—15000 Andächtigen empfangen wird; ein Hochamt löst das andere ab, brausender Orgelklang und kunstgerechter Chorgesang verstummen nicht.

Alles zusammen gibt ein Bild von — ich spreche vom katholischen Standpunkte aus — überwältigender, berauschender Wirkung. Und dies Riesenschauspiel ultramontaner Frömmigkeit und Religion hat, wie gesagt, ungezählte Male auf mich eingewirkt; es ist in seiner massigen, glänzenden Äußerlichkeit, wie in seiner innern mystischen Wirkung intim verknüpft mit meinen allerfrühesten Seelenregungen.

Dazu kam das Beispiel meiner Eltern, meiner Geschwister und meines ganzen Verwandtenkreises, denen Kevelaer ein Heiligtum besonderer Weihe war.

Wie mußte es die Kindesseele beeindrucken, wenn Vater und Mutter zu Fuß nach Kevelaer pilgerten, dort bei Regen, Schnee oder Sonnenschein im Staub und Schmutz der Straße betend und singend niederknieten! Der Weg von meinem Elternhause zu den Besitzungen naher Verwandter (Brüder meiner Mutter), mit deren Familien wir regen Verkehr hatten, führte durch Kevelaer. Jedesmal, wenn unser Wagen den Ort passierte, wurde Schritt gefahren, die Hüte wurden abgenommen, und betend fuhren wir, gleichsam salutierend, am Marienbilde vorüber. Nicht selten auch ließen Vater oder Mutter den Wagen halten, um an der „Gnadenstätte" noch rasch eine kurze Andacht zu verrichten. Freudige wie traurige Familienereignisse waren regelmäßiger Anlaß zu Wallfahrten nach Kevelaer. Bei Krankheiten wurde Genesung und Abwendung des Schlimmsten dort erfleht; Kummer und Sorge wurden nach Kevelaer getragen. Als meine Schwestern sich verlobten, stellten die Brautpaare sich der Muttergottes von Kevelaer vor.

Auch süßer Kindertrost war dort zu finden: niemals kehrten wir von Kevelaer heim ohne „Pfefferkuchen", auf denen das „Gnadenbild" in Zuckerguß abgebildet war; es mundete trefflich.

Unter noch vielen anderen religiösen Gebräuchen und Feiern, die meine Frömmigkeit stark beeinflußten und in ihrer starken Sinnfälligkeit und ihrem zeremonienreichen Mystizismus die erwachende Kinderseele in eine abergläubisch-fromme Atmosphäre hüllten, seien noch zwei erwähnt.

Jährlich am 3. Februar, dem Feste des „heiligen" Märtyrer-Bischofs von Sebaste in Armenien, Blasius, erhielten wir Kinder den Blasius-Segen. Skt. Blasius hat einen Knaben vom Tode des Erstickens an einer Fischgräte durch ein Wunder errettet; seitdem ist er „Nothelfer" gegen Halsleiden. Der Priester hält unter bestimmten Gebeten zwei geweihte, in Form eines Andreaskreuzes (><) untereinander verbundene Kerzen vor den Hals der Hilfesuchenden. So regelmäßig die Beschwörungsformel auch über mich gesprochen wurde, die ständigen Halsübel, an denen ich litt, wichen nicht. Aber die magische Kraft des Kerzensegens stand bei mir unerschütterlich fest, und recht nahe reckte ich jedesmal meinen Hals dem geheimnisvoll leuchtenden Lichterpaare entgegen.

Mit gleicher Regelmäßigkeit holten wir uns jährlich das Aschermittwochs-Aschenkreuz.

Aus geweihter, zu einem Breie angefeuchteter Holzasche macht der Priester am Aschermittwoche mit Zeigefinger und Daumen (an manchen Orten sogar mit einem dazu angefertigten Korkstempel) ein Kreuz auf die Stirnen der Gläubigen und spricht dabei: „Gedenke, o Mensch, daß du Staub bist und zu Staub zurückkehren wirst." Das Aschenkreuz soll das äußere Zeichen sein für die mit dem Aschermittwoch beginnende Buß- und Fastenzeit. Das katholische Volk aller Kreise ist auf das Aschenkreuz geradezu erpicht; es sich nicht zu holen, streift hart an religiösen Indifferentismus. An Orten, wo der Karneval üppig blüht,

sieht man Männer und Frauen nach durchtollter Faschingsnacht, noch mit Maskenabzeichen angetan, frühmorgens an der Kommunionbank, um das Aschenkreuz sich aufdrücken zu lassen. Wem es besonders lang auf der Stirne haftet, der ist besonders begnadigt. Das führte bei uns Kindern dazu, allerlei Mittel anzuwenden, das Kreuz dauerhaft zu machen: wir überstrichen die Asche mit Fischleim und wuschen unsere Stirnen tagelang nicht.

O heilige Einfalt kann man zu solchen Dingen sagen; richtiger sagt man: o blöder und verwerflicher Aberglaube, der von der römischen Kirche schon den Kinderseelen fast unaustilgbar eingeprägt wird.

* * *

Zwei wichtige Ereignisse aus der ersten Jugendzeit sind noch zu besprechen: das Einsetzen des jesuitischen Einflusses in meinem Elternhause und meine erste Beichte.

Genau das Jahr, wann der Jesuitenorden bei uns Fuß faßte, kann ich nicht angeben; es war in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts, also als ich im zartesten Kindesalter stand.

Der Jesuitenorden hatte damals eine Niederlassung, eine sogenannte „Residenz", in Köln gegründet, deren Oberer der spätere Ordensgeneral Antonius Maria Anderledy war. Da meine Eltern häufig in Köln weilten und da die dortigen Predigten der Jesuiten und ihre Beichtstühle großen Zulauf hatten, wird wohl auf dem Umwege über Predigt und Beichte die erste Beziehung zwischen meinen Eltern und dem Orden entstanden sein. Dank meiner Mutter (soll ich sagen „Dank"?) entwickelte sich das Verhältnis rasch zu einem allseitigen und engen. Mein Vater ist hierin, deß bin ich gewiß, der Einwirkung meiner Mutter unterlegen. Ihr Heißhunger nach christlicher Vollkommenheit und damit nach „Seelenführung" ließ sie mit brennendem Eifer die Gelegenheit ergreifen, den auf der Höhe religiös-asketischen Ruhmes stehenden Jesuiten sich zu übergeben. Sie tat es mit Leib und Seele.

Mann, Kinder, Haus und Gesinde wurden nach und nach dem jesuitischen Einflusse unterstellt. Bald gingen die damals einflußreichsten Mitglieder der „deutschen Ordensprovinz": die Patres Anderledy, Roh, Faller, Pottgeißer, Roder, Zurstraßen, Haßlacher, von Waldburg-Zeil, Wertenberg, Brinkmann, Nyswick bei uns aus und ein, lenkten und leiteten Äußeres und Inneres. Wie sehr, darüber später. Vor allen anderen war es der Jesuit Behrens, zeitweiliger Provinzialoberer der „deutschen Ordensprovinz", eine hohe, magere, starkknochige Gestalt mit grobem Gesicht, der unumschränkten, unheilvollen Einfluß über Mutter und Vater gewann. Er wurde ihr Berater in allem, bis herab zu den Toiletten meiner Schwestern.

Bei meiner Jugend empfand ich natürlich den nun eindringenden Einfluß bewußt nicht, geschweige denn, daß ich seine Tragweite auch nur annähernd geahnt hätte. Daß gerade ich dem Einflusse ganz unterliegen sollte, daß seine schließliche Wirkung für mich die Zertrümmerung eines alten und der mühsame Aufbau eines neuen Lebens sein werde, wer hätte das voraussehen können, als der joviale Jesuit Roh mich als blondlockiges, siebenjähriges Kind auf seinen Knien schaukelte und lustige Schweizerliedchen (er war Walliser) mir dabei vorsang?!

* * *

Meine erste Beichte legte ich im siebenten Lebensjahre ab.

Das vierte Laterankonzil vom Jahre 1215 hat festgesetzt, daß jeder Christ „nachdem er zu den Jahren der Unterscheidung gelangt ist" (postquam ad annos discretionis pervenerit) wenigstens einmal im Jahre beichten muß. Allmählich hat sich, nicht ohne zielbewußte und kräftige Beihilfe der kirchlich-hierarchischen Organe, die Gewohnheit herausgebildet, das Wörtchen „nachdem" (postquam) der konziliaren Vorschrift als „sobald als" zu deuten; zugleich schob man den Zeitpunkt der Erlangung des Vernunftgebrauches, den Beginn „der Jahre der Unterscheidung" (von Gut und Bös), möglichst weit hinauf. So ist es gekommen, daß die Kinder schon im zartesten Alter zur Beichte geführt werden.

Allerlei asketische Gründe macht man für den frühzeitigen Beichtzwang geltend. Der wahre Grund ist ein hierarchisch-disziplinärer: Die Kirche will die Kinder so bald als möglich in ihre Zucht und unter Aufsicht und Leitung ihrer Priester bringen.

Die Schädlichkeit der frühzeitigen Kinderbeichte in ethischer und religiöser Beziehung liegt für jeden auf der Hand, der nicht befangen ist in ultramontan-dogmatischer und ultramontan-hierarchischer Anschauung. Natürliche und gesunde Pädagogik widerrät eine so frühe Beichte aufs entschiedenste.

Die kindliche Unbefangenheit leidet schwer. Das Kind wird durch die Beichte auf Dinge, auf Fehler und Sünden förmlich gestoßen, von denen

es vorher nichts wußte. In der Vorbereitung auf die Beichte foltert es seine kindliche Seele mit schablonenhaften Fragen und Untersuchungen; es findet kein Ende und keine Ruhe in „Erforschung des Gewissens". Ist es zart und ängstlich veranlagt, so wird die Beichte zur Pein, zur Quelle von Zweifeln und Nöten; ist es von derberem Schlage, so geht durch den Beichtmechanismus das wenige, das es an Gewissenszartheit besitzt, verloren.

Das vertrauliche Verhältnis zu den Eltern, zumal zur Mutter, wird gestört. Das Kind verlernt das Zuflucht-Suchen an der Mutter Herz bei Fehlern, die es begangen hat, bei Zweifeln, die es peinigen. Ein fremdes Element, der Priester im Dunkel des Beichtstuhles, tritt zwischen Mutter und Kind, und alle „Göttlichkeit", die diesem dritten beigelegt wird, vermag nicht die edle Menschlichkeit und kindliche Natürlichkeit zu ersetzen, die vorher das einer Schuld sich bewußte Kind in Reue und Scham zur Mutter trieb, um sein ängstlich schlagendes Herzchen bei ihr zu beruhigen. Dafür sind jetzt „das Sakrament der Beichte" und der Priester da.

Und was wird durch die so unzeitig frühe Beichte aus dem religiösen Verhältnis des Kindes zu Gott, den es durch die mütterlichen Schilderungen als liebenden Vater kennen gelernt hatte? Der Begriff des strafenden, Buße heischenden, rächenden Gottes steht von nun an vor ihm. Bestimmter, genau vorgeschriebener äußerer Formen bedarf es von jetzt an, um Versöhnung mit ihm und seine Freundschaft wiederzuerlangen. Von einer Beichte zur andern drückt das Bewußtsein unvergebener Schuld, der Feindschaft mit Gott, auf den Kindersinn.

Das ist die eine Seite dieser „religiösen" Medaille. Die andere ist noch häßlicher.

Das Kind lernt die Schwere einer Sünde abschätzen nach der Schwere der Buße, die der Priester ihm auferlegt, und nach der Stärke der Scham, die es beim Bekenntnisse empfindet. Das tiefere Verständnis der Sünde als Beleidigung der Heiligkeit Gottes, ihr Erfassen als eines Übels an sich kommt nicht auf. Dafür tritt allmählich die ganz und gar unreligiöse Vorstellung in den Vordergrund (wenn auch im Anfange nicht immer bewußt): ich mag sündigen, so viel und so schwer ich will, durch die Beichte kommt alles wieder in Ordnung. Zwischen die eben erst zum Bewußtsein gelangte Menschenseele und ihren Gott schiebt sich Kirche und Priester. Das persönlich-individuelle Verhältnis zwischen Gott und Mensch weicht der mechanisch-„sakramentalen", priesterlichen „Vermittlung".

Die erzwungene Beichte in der Zeit keimender Kinderentwicklung ist ein frevler Eingriff in diese Entwicklung, sie ist eine aus kirchlicher Herrschsucht begangene Vergewaltigung der Kindesseele, eine durch nichts zu rechtfertigende Zerstörung kindlicher Unbefangenheit und Unmittelbarkeit in bezug auf Ethik und Religion.

Eine „Gewissenserforschung" (sogenannter „Beichtspiegel") aus einem verbreiteten, mit kirchlicher Approbation versehenen „Beichtbüchlein für Schulkinder" (12. Auflage, Paderborn 1901) veranschaulicht und rechtfertigt das Gesagte:

Frage dich, welche von den nachstehenden Sünden du begangen hast und merke sie dir genau. Denke zugleich, wenigstens bei den schweren Sünden nach, wie oft du sie begangen hast. Gegen das 1. Gebot Gottes: ich habe das Morgen- und Abendgebet unterlassen (aus Trägheit oder falscher Scham?); ich habe die Tischgebete unterlassen (aus Trägheit oder falscher Scham?); ich habe mich geschämt zu beten und das Kreuzzeichen zu machen; ich habe unandächtig gebetet. Gegen das 2. Gebot Gottes: ich habe die Namen Gottes und andere heilige Namen leichtsinnig ausgesprochen; ich habe die Namen Gottes und andere heilige Namen im Zorne ausgesprochen. Wie vielmal?; ich habe geflucht. Wie vielmal?; ich habe leichtfertig geschworen. Gegen das 3. Gebot Gottes: ich habe an Sonn- und Feiertagen aus eigener Schuld die hl. Messe versäumt. Wie vielmal?; ich bin aus eigener Schuld zu spät in die hl. Messe gekommen; ich habe mich in der Kirche unartig betragen. Gegen das 4. Gebot Gottes: ich bin gegen meine Eltern und Lehrer frech und trotzig gewesen; ich bin ihnen ungehorsam gewesen; ich habe sie betrübt und erzürnt; ich habe nicht für sie gebetet; ich habe über alte Leute gespottet. Gegen das 5. Gebot Gottes: ich habe andere geschimpft, geschlagen, getreten, geworfen; ich habe mit anderen gezankt und gestritten; ich habe andere verleitet (zum Stehlen?, zur Lüge?, zur Unreinigkeit?). Wie vielmal?; ich habe Tiere mutwillig gequält. Gegen das 6. und 9. Gebot Gottes: ich habe über Unreines freiwillig nachgedacht. Wie vielmal?; ich habe Unreines freiwillig angesehen. Wie vielmal; ich habe Unreines gesprochen. Wie vielmal?; ich habe schmutzige Reden gern angehört. Wie vielmal?; ich habe Unreines getan (allein oder mit anderen?). Wie vielmal?; ich habe Unreines an mir zugelassen. Wie vielmal?; ich habe das Verlangen gehabt, Unschamhaftes zu tun. Wie vielmal? Gegen das 7. und 10. Gebot Gottes: ich habe genascht; ich habe gestohlen (Obst?, Eßwaren?, Schulsachen?, Bekleidungsstücke?). Wie vielmal?; ich habe Geld weggenommen (wie viel?; den Eltern, Geschwistern oder anderen?); ich habe gefunden (was?) und nicht zurückgegeben; ich habe

anderen freiwillig Schaden zugefügt (an Büchern?, an Kleidern?, an Bäumen?). Wie vielmal?; ich habe den Willen gehabt, zu stehlen. Wie vielmal?; ich habe den Willen gehabt, anderen Schaden zuzufügen. Wie vielmal? Gegen das 8. Gebot Gottes: ich habe gelogen; ich habe die Fehler anderer ohne Not weitergesagt. Wie vielmal?; ich habe Unwahres vor anderen ausgesagt. Wie vielmal? Gegen die Gebote der Kirche: ich habe an verbotenen Tagen mit Wissen und Willen Fleisch gegessen. Wie vielmal? Durch die sieben Hauptsünden: ich bin eitel gewesen; ich bin eigensinnig gewesen; ich bin geizig gewesen; ich bin neidisch und mißgünstig gewesen; ich war froh, wenn andere gestraft wurden; ich bin unmäßig gewesen im Essen und Trinken; ich bin zornig gewesen; ich bin träge gewesen (im Aufstehen?, Beten?, Arbeiten?, Lernen?); ich bin in der Schule unaufmerksam gewesen; ich habe meine Schulaufgaben nicht gelernt; ich habe ohne Ursache die Schule versäumt (a. a. O. S. 5—8).

Hier werden für das zarte, unerfahrene Kindergewissen „Sünden" geschaffen, die nie und nimmer welche sind. Die ganze „Gewissenserforschung" über das erste Gebot besteht aus solchen „Sünden": Unterlassung des Morgen-, Abend- und Tischgebetes und des Kreuzzeichens! Es wird also dem Kinde ein falsches Gewissen eingeimpft. Geringfügigste Kleinigkeiten: Naschen, Streiten, Zanken, „Petzen" beschweren fortan sein Herz als „Sünden". Schämt es sich, sie in späteren Beichten zu bekennen — und wie oft kommt das vor! —, so glaubt es „unwürdig" gebeichtet, d. h. ein Sakrileg, einen Gottesraub auf sich geladen zu haben; und was das heißt an Schuld und Gewissensqual, weiß nur ein katholisch empfindendes Gemüt.

Und noch weiter versündigt sich das „Beichtbüchlein" an der Kinderseele. Es mahnt:

Wenn die Reihe zum beichten noch nicht an dir ist, dann überdenke noch, was folgt: Adam und Eva haben nur eine Sünde getan und sind deswegen aus dem schönen Paradiese vertrieben. — Und ich? Ich habe so viele Sünden getan, o Gott, wie müßtest du mich dafür strafen." Die bösen Engel haben auch nur eine Sünde getan, sie haben sich gegen Gott empört, sie sind dafür ewig zur Hölle verdammt. Ich habe so oft gesündigt; mein Gott, wenn du mich hättest plötzlich sterben lassen, wohin wäre ich gekommen? (S. 12 f.)

Also die furchtbarsten Sünden, die der katholische Glaube überhaupt kennt, als deren Folgen Tod, Teufel und Hölle in die Welt gekommen sind: der Sündenfall der ersten Menschen und der Engel, werden auf das zarte Gewissen des kleinen Kindes gewälzt: Sieh' her, deine Sünden haben noch Furchtbareres verdient! Muß da nicht das kindliche Urteil ganz und gar aus dem Gleichgewicht kommen; müssen seine keimenden religiös-ethischen Begriffe nicht heillos verwirrt werden; muß da nicht das Gefühl einer geradezu unaussprechlichen Schlechtigkeit in dem jungen Seelchen emporwuchern, einer Schlechtigkeit, die fortan wie ein Alp auf ihm lastet?

Auch der siebenfache Hinweis auf das „Unreine", „Unschamhafte" (sieben Fragen werden darüber gestellt) ist eine folgenschwere Verfehlung wie gegen Pädagogik so gegen Religion.

Statt das Kind und seine Phantasie vor solchen Dingen möglichst zu bewahren, stößt der ultramontane Beichtunterricht sie in den Schmutz hinein.

Hier liegt das Verderbliche der ultramontanisierten Beichte überhaupt: die ganz unverhältnismäßig starke Betonung, ja Ausmalung des Geschlechtlichen.

Es hängt das zusammen mit der großen Schuld, welche die gesamte ultramontane Moral, Asketik und Pädagogik in bezug auf diesen Punkt belastet. Das Natürlich-Geschlechtliche wird durch sie zur Unnatur und Sünde; harmlose Unbefangenheit gibt es so gut wie nicht. Überall wittert der ultramontanisierte Katholizismus das Laster. Dadurch züchtet er es entweder, oder er ruft so ungesunde, so peinigende Anschauungen über den menschlichen Leib und seine Funktionen hervor, daß die Menschen und zumal Kinder und junge Leute, in deren Kopf und Herz solche asketische Unnatürlichkeiten — im eigentlichen Sinne Perversitäten — sich festgesetzt haben, einen jammern müssen.

In meiner Familie herrschte noch ein verhältnismäßig natürlicher Ton in Behandlung des Geschlechtlichen. Der Verkehr zwischen Brüdern und Schwestern war unbefangen; wir wurden wenigstens nicht durch Erziehung und „Religion" dazu veranlaßt, uns als Geschlechtswesen, als „nächste Gelegenheiten zur Sünde" zu betrachten. Obwohl der „Storch" auch bei uns zur Familie gehörte, so war seine Herrschaft doch nicht albern und vor allem nicht vergiftend. Den Tribut an die bösartige Verschrobenheit ultramontaner „Sittlichkeit" zahlten aber auch wir in teils grotesken Formen.

Unser Kleidungsstück für die Nacht war der „Polter", d. h. ein unten geschlossenes Nachthemd, das uns wie ein Sack umschloß. So konnte man weder vom nackten Kinderkörper etwas sehen, noch ihn berühren. Auch wenn einer von uns allein im Badezimmer badete, durfte er nicht unbekleidet in die Wanne steigen; selbst Badehose genügte nicht; ein bis auf die Füße reichendes Badehemd mußte

übergestreift werden. Noch als erwachsener Mensch hätte ich es, infolge dieser Erziehung, für sündhaft oder doch ethisch für höchst bedenklich gehalten, auch für mich allein nackt zu baden oder meinen nackten Körper anzusehen.

Dies alles nenne ich verhältnismäßige Unbefangenheit, weil es in anderen Familien meiner Verwandtschaft meist schlimmer aussah; so schlimm, daß dort selbst Brüder und Schwestern nie, auch nicht beim Spiele, allein und ohne Aufsicht zusammen sein durften, weil darin eine Gefahr für Unschuld und Sittlichkeit erblickt wurde.

So groß die Schuld des Katholizismus, seines Beichtstuhles und seiner Moral an dieser unsittlichen „Sittlichkeit" auch ist, es wäre unrecht, die Schuld ihm allein aufzubürden. Ein gerütteltes und geschütteltes Maß von Schuld trägt — leider muß es gesagt werden — das gesamte gegenwärtige Christentum aller Schattierungen, das in seinem nicht nur religiösen, sondern auch ethischen Abirren von Christi Lehre und Beispiel aus Natur Unnatur, aus gesunder Sinnlichkeit ungesunde Unsittlichkeit vielfach gemacht hat und noch fortwährend macht.

Der menschliche Leib mit seiner geschlechtlichen Verschiedenheit ist den Eiferern aller christlichen Konfessionen fast schon an sich ein Sündhaftes; von ihm und seinen Geschlechtsfunktionen zu sprechen, Kinder und junge Leute darüber aufzuklären, gilt als schlecht. Welche korrupte Vorstellungen von Gott und Natur, welche unlösbare Widersprüche liegen solchen Sittlichkeitsbegriffen doch zugrunde! Ehe, Familie und Kinder werden als etwas „Heiliges", als eine Gnade und Gabe Gottes gepriesen, was aber dazu führt, was Gott und Natur selbst als unumgängliche Eingangspforte vor die „Heiligtümer" gestellt haben, die Verschiedenheit der Geschlechter und ihr natürlicher Verkehr, zum Zwecke der Familiengründung und Kindererzeugung, gelten als Schimpfliches, als Unaussprechliches. Fast so weit wie der Zeit nach sind wir auch der Empfindung nach entfernt, nicht nur überhaupt von Christi Lehre, sondern zumal von der geschlechtlichen Natürlichkeit Christi. Daß es berechtigte, edle, heitere, lebensfrohe Sinnlichkeit und Geschlechtsbetätigung gibt, ist dem Bewußtsein der „christlichen" Massen, Führern wie Geführten, so gut wie entschwunden.

Fast bei keinem Punkte tritt das Unzusammenhängende, ja Brüchige der gegenwärtigen christlichen Weltanschauung so offensichtlich zutage wie bei Behandlung der Geschlechtsfragen und zumal des Zeugungsaktes. Besonders Lehre und Praxis des ultramontan-katholischen Christentums weisen hier schlimme Inkonsequenzen, unvereinbare Widersprüche auf. Gerade dasjenige Christentum, das die Welt im weitesten Sinne dieses Wortes umfassen will, — das ultramontan-katholische —, das Körper und Geist, Natur und Übernatur, ja Diesseits und Jenseits in einheitlicher Anschauung, unter Lösung der „Welträtsel", zu erklären beansprucht, müßte vor allem den Quellpunkt des Menschheitsdaseins und damit der „Welträtsel", die Zeugung, in den Einklang, den es in bezug auf alles hervorzurufen behauptet, einbeziehen. Tatsächlich ist das Gegenteil der Fall.

Das Christentum — ich spreche zunächst vom ultramontan-katholischen Christentume, von dem in diesem Punkte das orthodox-evangelische sich allerdings nicht unterscheidet — lehrt, sogar als Dogma, daß in und mit dem Zeugungsakte Gott die Seele in das Gezeugte einschafft. Der Zeugungsakt des Mannes und Weibes ist somit die Veranlassung für einen Schöpferakt Gottes, d. h. für diejenige göttliche Tätigkeit, mit der sich an Größe und Macht nichts vergleichen läßt. Und zwar ist der Zeugungsakt die regelmäßige, ständige Veranlassung für das schöpferische Eingreifen Gottes. Im Zeugungsakte zwingt also gleichsam der Mensch Gott, seine höchste Tätigkeit mitwirkend zu entfalten. Ähnlich wie der Priester nach ultramontanem Dogma durch Aussprechen der Worte: „Dies ist mein Leib" und: „Dies ist mein Blut" Gott zwingt, Brot und Wein in den Leib und das Blut Christi zu verwandeln, so zwingt das zeugende Menschenpaar Gott zur Schaffung der unsterblichen Seele. Also ist der Zeugungsakt ein Akt höchster Weihe, weil er sich begegnet mit dem höchsten Tätigkeitsakte des unendlichen Gottes selbst, ja weil Gott den Geschlechtsakt der Menschen durch sein Eingreifen ergänzt und vollendet. Es wäre also durchaus keine Übertreibung — und es wäre vor allem Konsequenz und Einheitlichkeit, wenn die ultramontan-christliche Weltanschauung, wie sie den Priester wegen seiner Gott in die Gestalten des Brotes und Weines herabzwingenden Gewalt ehrt und erhebt, auch den zeugenden Menschen ehrte und erhöbe, weil er Gottes Schöpferkraft in Tätigkeit setzt. Aber was sehen wir in Wirklichkeit? Das Christentum, das katholische so gut wie das orthodox-evangelische, ist angefüllt mit Verachtung des Geschlechtslebens; mit Schimpf und Schande bedeckt es vielfach das, worin Gottes Wirken sich in besonderer Weise betätigt.

Es fehlt eben diesem Christentume die Kraft, die Dinge zu sehen, wie sie sind, ja selbst die Kraft,

sie zu sehen, wie seine eigene offizielle Lehre sie hinstellt. Dort, wo das Christentum folgerichtig sein müßte, versagt es. Zum Schaden von Religion und Sittlichkeit, unter Versündigung an Gott und Natur stellt es sich gerade dort auf brüchigen Grund, wo Felsboden erforderlich ist.

So sind die Menschen, die aus diesem brüchigen Grunde herauswachsen, halbe Menschen; ihr Blick ist unstet, ihre Weltanschauung geknickt; nicht frei lassen sie das Auge ruhen auf Welt und Menschen, sie schämen sich dessen, was nach ihrer eigenen Theorie Göttliches in sich birgt. Die unter falschem Glauben, falscher Askese, falscher Sittlichkeit verschüttet liegenden Wege müssen wieder ausgegraben werden. Nicht, damit sie in geschlechtliche Zügel- und Schamlosigkeit münden, sondern damit das Menschengeschlecht in sittlicher Freiheit, Stärke und Freudigkeit einherwandle und die schimpfliche und verderbliche Scham über das Wie seines Ursprungs verliere.

Solche Gedanken hegte ich natürlich nicht in dem frühen Kindesalter, über das ich jetzt schreibe; sie tauchten erheblich später auf. Aber weil die erste Beichte meistens der Anlaß ist, daß das Geschlechtliche dem Kinde gleichsam offiziell und unter „religiöser" Gewandung („Beichtspiegel" und Fragen des Beichtvaters) erstmalig entgegentritt, war hier der Ort, allgemein grundsätzliche Stellung zu nehmen. Später wird sich Gelegenheit bieten, nochmals darauf zurückzukommen und zu zeigen, wie dies überspannte und im eigentlichen Sinne unnatürliche Christentum schädlich wirkt, indem es den von ihm beherrschten Menschen in seiner psychologisch-ethischen und allgemein kulturellen Entwicklung schwer beeinträchtigt.

Ich kehre zurück zur ersten Beichte.

Wie oft und mit wie schmerzlichem Empfinden habe ich später als Beichtvater die schlimmen Folgen der frühen Beichte, ihrer auf das Böse hinweisenden „Gewissenserforschung", ihres die Religion entleerenden Mechanismus, an Kindern wahrgenommen; und zwar in den verschiedensten Ländern (Holland, Belgien, England, Deutschland). Ein Beweis der gleichförmigen Verderblichkeit ultramontan-religiöser Erziehung und frühen Beichtzwanges.

Da kommen die sieben- und achtjährigen Knaben und Mädchen und leiern von ihren Zetteln verständnislos herunter alle möglichen und unmöglichen „Sünden" mit genauester Zahlenangabe: „ich bin 567mal unandächtig gewesen; ich bin 214mal ungehorsam gewesen; ich habe 122mal in der Kirche gelacht; ich habe 435mal gelogen; ich habe 249mal andere gestoßen, geschlagen, an den Haaren gerauft; ich habe 84mal genascht; ich habe 110mal in der Schule vorgesagt; ich habe 96mal Unkeuschheit getrieben" (wenn man nachforscht, erfährt man, daß es vielfach Nichtigkeiten waren, oder auch Befriedigung natürlicher Bedürfnisse); ja auch das Bekenntnis habe ich aus Kindermund gehört: „Ich habe so und so oft Ehebruch begangen". Kurz ein schier unendliches Gewirr, ein undurchdringliches Gestrüpp von Zahlen und „Sünden" erfüllt die Kinderseele und erstickt, fast mit Sicherheit, wirklich religiöse Regungen.

Mein Glück war, daß ich die erste Beichte einem nüchternen Alltagsmenschen ablegte, dem damaligen Pfarrer von Geldern, Brühl, der nicht mit Fragen in mich hineinbohrte, sondern die Sache möglichst kurz und geschäftsmäßig abmachte. So habe ich durch die ersten Beichten weniger Schaden gelitten. Später wurde es anders.

Ein Schaden stellte sich freilich auch bei mir ein — er ist überhaupt unausbleiblich —: der Priester verdrängt Gott. Der Gottes Versöhnung und Gottes Frieden suchende Mensch findet den Menschen und nicht seinen Gott und sucht dann allmählich auch nicht mehr Gott, sondern den Menschen. Der innerlichste und (wenn dieser Superlativ gestattet ist) der religiöseste Vorgang, die Wiedervereinigung der Seele mit Gott, wird, wenn auch unter dem Schleier und dem Geheimnisse der „religiösen" Beichte, zu einer mit vielem Drum und Dran behängten äußerlichen Handlung, deren Mangel an wirklicher Innerlichkeit und Religion nicht verdeckt wird durch noch so viele Gebete und Reueformeln.

Diese Schädigung des religiösen Lebens war bei mir als Kind nicht in vollem Umfange vorhanden; aber sie setzt bei jedem Kinde mit der ersten Beichte ein und vollzieht ihr Zerstörungswerk mählich und mählich im Laufe der Jahre, mit Wiederholung der Beichten. Die erste Beichte gebiert den still arbeitenden Holzwurm.

Dazu kommt ein Weiteres. Das oben mitgeteilte Kirchengebot des Laterankonzils verlangt die jährliche einmalige Beichte. Die ultramontane Praxis, in ihrem Bestreben nach Seelenherrschaft, befördert die häufige Beichte. Was weiß das sechs- und siebenjährige Kind vom Laterankozil und seiner Vorschrift? Für das Kind ist Vorschrift, Gesetz, Pflicht, was Eltern, Erzieher, Geistliche ihm sagen, und sie alle sagen ihm von der häufigen Beichte. Mindestens alle sechs Wochen nach der ersten Beichte wiederholt sich für das Kind die Beichte bis zu seiner ersten Kommunion, also ge-

wöhnlich bis ins 13. oder 14. Lebensjahr. Nach der ersten Kommunion werden für den Knaben und das Mädchen die Beichten noch häufiger; scharfe Überwachung mit Verweisen und Strafen sorgen dafür. So kommt der fromme ultramontane Katholik allmählich dazu, wöchentlich zu beichten, und Tausende begnügen sich nicht einmal damit, sondern suchen den Beichtstuhl täglich auf. Dadurch erhält der Priester eine Macht über den Einzelnen und die Familien, die in ihrer Gewalt ohne Gleichen und in ihrem Umfange allumfassend ist. Denn die ultramontanisierte Beichte ist längst nicht mehr bloßes Sündenbekenntnis, sondern sie bedeutet den bestimmenden Eingriff in alle privaten und öffentlichen Verhältnisse der Beichtenden. Vom Beichtstuhle aus leitet Rom Seele und Leib, Familie und Gesellschaft der ihm Anhangenden.

* * *

Meine übrige Entwicklung war in diesen ersten Jahren eine durchaus normale. Ich war ein heiteres, gutartiges, intelligentes Kind; die Freude meiner Eltern und Anderer. Ernste Schwierigkeit gab es weder bei der Erziehung noch beim Unterrichte, der die Elementarfächer umfaßte und in gediegener Weise von Hausgeistlichen, Hauslehrern und Gouvernanten erteilt wurde. Mit meinen zahlreichen Geschwistern verband mich ein inniges Verhältnis.

Nur ein dunkler Punkt taucht aus damaliger Zeit in meiner Erinnerung auf: ein Hauslehrer, Zögling eines katholischen Lehrerseminars, verging sich unsittlich an mir unter dem Vorwande, mir, dem Kinde, behilflich sein zu wollen bei Verrichtung natürlicher Bedürfnisse. Harmlos und unwissend erzählte ich es meiner Mutter. Am nächsten Morgen schon verließ der Übeltäter das Haus. Schädlichen Eindruck auf mich machte das Vorkommnis nicht; erst später erkannte ich die Gefahr, die mir damals gedroht hatte. Ganz rein war die Luft in meinem Elternhause; ganz rein war auch mein Kindergemüt. Deß zum Zeugnisse habe ich den Vorgang erwähnt.

Unsere Erziehung war, abgesehen von ihrer religiösen Grundlage, aufgebaut auf absolutem Autoritätsglauben, gesteigert bis zum Verstandesgehorsam. Zweifel, Bedenken, geschweige denn Kritik durfte es bei uns Kindern nicht geben.

Was unsere Eltern sagten, taten, war richtig, wahr, gut, und zwar weil sie es sagten und weil sie es taten. Die Antwort: „Darum" auf meine häufigen Fragen: „Warum?" liegt mir noch jetzt in den Ohren. Nun waren ja Worte und Handlungen meiner Eltern in der Tat wahr und gut; aber als Menschen waren auch sie dem Irrtume unterworfen, und unsere Wahrnehmung solcher Irrtümer in Verbindung mit dem Verlangen bedingungs- und kritikloser Unterwerfung rief schon damals in meiner Kinderseele häufig Unruhe hervor, aus der im Laufe der Jahre heftige innere und äußere Kämpfe entstanden.

Bei aller Vortrefflichkeit und Intelligenz meiner Eltern blieb ihnen wie so vielen anderen Eltern verschlossen, daß auch das kleine Kind schon Individuum ist, mit selbständigem Denken, selbständigem Empfinden, selbständigem Urteile; daß Erziehung, Berater und Wegweiser, nicht Abstempelungsmaschine sein, daß Pädagogik auf Entwicklung, nicht auf Drill aufgebaut sein soll. „Kinder haben keinen Willen" war pädagogischer Grundsatz in meinem Elternhause. Wie falsch der Grundsatz an sich ist und wie verderblich seine praktische Durchführung deshalb wirkt, braucht nicht ausgeführt zu werden.

Ich erwähne dies, weil die starke Betonung des Autoritätsglaubens und des Verstandesgehorsams zweifellos zusammenhing mit der ultramontan-katholischen Gesamtanschauung meiner Eltern: blinde Unterwerfung des inneren und äußeren Menschen. Deshalb gehörten auch körperliche Strafmittel in ihr Erziehungssystem.

Lehrer und Erzieherinnen durften nicht schlagen. Solange wir ganz klein waren, strafte meine Mutter uns körperlich; später nahm mein Vater die Züchtigungshandlung vor. Sie war stets mit einer gewissen Feierlichkeit umgeben; niemals fand sie unmittelbar nach dem Vergehen, häufig erst am folgenden Tage statt. Meine Mutter war stets gegenwärtig. Alles an der Strafe war mehr auf moralischen Eindruck, als auf körperlichen Schmerz berechnet. Das Bibelwort vom Vater, der sein Kind züchtigt, weil er es liebt, war meistens der Schluß der Handlung. Wenn ich zurückdenke an die Exekutionen, die übrigens nichts von Rohem und Gewalttätigem an sich trugen, so erkenne ich ihre gänzliche Erfolglosigkeit. Wirklich erziehlichen Wert haben Schläge, trotz Bibel, nicht.

* * *

Im Erziehungssystem meines Elternhauses fehlte so gut wie ganz die Erziehung zur Kunst. Ich gehe auf den Mangel ein, weil er für das ultramontan-katholische Erziehungswesen überhaupt charakteristisch ist.

Wie vor allem Freien und Freiheitlichen, so hat der Ultramontanismus ganz besonders vor der

Kunst instinktive Scheu. Er kennt nur eine kirchlich abgestempelte Kunst, d. h. Literatur, Plastik, Malerei und selbst Musik müssen sich in den Grenzen halten, welche kirchliches Dogma und kirchliche Moral gezogen haben. Freies Menschentum und seine Entfaltung in Wort, Schrift oder Bild sind in ultramontan-katholischer „Kunst" verpönt. Deshalb hat auch das Lebenselement der Kunst, die Schönheit, sich ultramontane Zurechtstutzung gefallen zu lassen. Allen diesen Hemmungen — recht eigentlich Kastrierungen — von Kunst und Schönheit liegt die ins Unnatürliche gesteigerte Furcht vor Unsittlichkeit zugrunde. Sinnlichkeit im Sinne von Lüsternheit ist der Popanz, den der Ultramontanismus vor jedes frei geschaffene, in Farbe und Formen, in Worten und Tönen sich ausgestaltende Kunstwerk stellt. Für ihn ist der nackte menschliche, zumal weibliche Körper, der doch den Höhepunkt von Kunst und Schönheit darstellt, ein Sündhaftes. Ultramontan-katholische Erziehung gestattet höchstens, Gesicht oder Hände schön zu finden. Wer von dem schönen Bein, dem schönen Busen, der schönen Rückenlinie eines Weibes spricht, wer bei Bildern und Statuen sich daran ergötzt, wer menschliche Liebe in ihrer verzehrenden Leidenschaftlichkeit schildert oder an ihrer Darstellung sich erfreut, gilt für schlecht. Es ist die wahrhaft fluchwürdige ultramontan-katholische „Moral" (übrigens wesensverwandt mit der der „evangelischen" Orthodoxie), die aus Gottes schöner Natur Unnatur und Laster macht, die schließlich so weit kommt, daß sie als „erbauliche" und nachahmenswerte Züge aus dem Leben ihrer „Heiligen" erzählt: dieser „Heilige" habe schon als Säugling seine Liebe zur Keuschheit dadurch bewiesen, daß er nicht an der Brust seiner Mutter trinken, jener „Heilige" dadurch, daß er als Jüngling seine Mutter nicht anschauen wollte.

Bei solchen Anschauungen ist Erziehung zur Kunst in Theorie und Praxis unmöglich. Erst nach meinem Bruche mit dem Ultramontanismus, also erst in meinem 40. Jahre, habe ich gelernt und gewagt, Schönheit in ihren verschiedenen Erscheinungsformen zu bewundern und in mich aufzunehmen.

Was tut der ultramontane Katholik in Museen und Kunstausstellungen? An höchsten Kunstoffenbarungen, an Schöpfungen Michel Angelos, Tizians, Correggios, Raffaels usw. drückt er sich scheu vorbei; denn er wagt nicht, der strahlenden Schönheit eines nackten Frauenkörpers ins Auge zu sehen. Freude an der Schönheit als solcher kennt er, dank der ihm eingeimpften, stets die geschlechtliche Begierde in den Vordergrund schiebenden, vor ihr warnenden Moral, nicht.

Kunstwanderungen eines ultramontan Erzogenen vollziehen sich nicht auf Höhensteigen, wo helle Luft weht und weite Fernsichten sich dehnen. Das scheue Vorbeischleichen an dem rein menschlich Schönen, die Furcht vor dem Nackten weist ihnen die Richtung in die Niederung und in die Enge, läßt sie erscheinen als ein „Wandeln auf verbotenen Wegen".

Wir Kinder waren mit unseren Eltern oft in Gemäldegalerien, aber niemals gaben wir uns unbehindertem, freiem Genusse hin; „gefährliche" Bilder und Statuen an allen Ecken und Enden hinderten uns daran. Vor der Mediceischen Venus oder vor ähnlichen Kunstwerken stehen zu bleiben, wäre unsittlich gewesen.

Auch von der Schönheit der Literatur bekamen wir nichts zu sehen. Niemals lag ein Klassiker auf unserm Weihnachts- oder Namenstagstisch (in katholischen Familien wird nicht der Geburts-, sondern der Namenstag gefeiert); niemals wurde uns aus einem solchen vorgelesen. Obwohl Köln und Düsseldorf in der Nähe waren und obwohl wir sehr häufig dorthin kamen, blieben Theater und Oper für uns unbekannte Dinge.

* * *

Am Schlusse meiner frühesten Kinderzeit steht der Eintritt meiner ältesten Schwester Luise ins Kloster. Dies Geschehnis hat in seinen Folgen verhängnisvoll bestimmend in mein Leben eingegriffen.

Meine beiden Schwestern, Luise und Antonia († im März 1875 als Gräfin Schmising-Kerssenbrock), wurden von meinen Eltern sehr frühzeitig der Erziehungsanstalt der Dames de St. André zu Tournai in Belgien übergeben. Nach Abschluß der Erziehung nahm Luise dort mit 17 Jahren den Nonnenschleier. Sie starb nach 35jährigem Ordensleben im Jahre 1894. Ihr Beispiel, ihre Briefe und ihr Wort (bei den fast alljährlichen Besuchen bei ihr) haben in den Jahren, wo der Gedanke der Weltflucht in mir emporwuchs, mächtig auf mich eingewirkt. Ohne meine Nonnenschwester Luise (andere Faktoren, die mitwirkten, erwähne ich später) hätte ich den Schritt über die Schwelle des Noviziatshauses zu Exaeten wohl nie getan.

Drittes Kapitel.

Feldkirch
(1861—1869).

Einleitung. Äußeres. Inneres (Unterrichts- und Erziehungssystem des Jesuitenordens). Persönliche Erfahrungen.

Einleitung.

Eine gewaltige Veränderung vollzog sich für mich im Oktober 1861.

Meine Eltern schickten mich in die jesuitische Unterrichts- und Erziehungsanstalt „Stella matutina" („Morgenstern") zu Feldkirch in Vorarlberg. Zwei meiner Brüder, Adrian († 1864) und Wilhelm (der jetzige Majoratsherr), waren schon im Herbst 1860 dorthin gekommen.

Bis zur heutigen Stunde ist das in Österreich gelegene Feldkirch die Erziehungsanstalt für den katholischen Adel Deutschlands. Es ist nicht ein ausschließlich adeliges Institut, wie es deren manche gibt; die Mehrzahl der Feldkircher Zöglinge sind sogar Nicht-Adelige; aber fast alle und zumal die hervorragenderen katholischen Adelsfamilien Deutschlands lassen ihre Söhne in Feldkirch erziehen.

Aus der Fülle der Namen nur einige: Stolberg-Stolberg, Stolberg-Wernigerode (aus den katholischen Zweigen dieser Familie), Loe, Wolff-Metternich, Galen, Droste-Vischering, Merveldt, Hatzfeldt, Praschma, Matuschka, Ballestrem, Fürstenberg, Ketteler, Preysing, Frankenstein, Quadt, Solms (aus dem katholischen Zweige), Löwenstein, Bodmann, Landsberg, Twickel, Wolfegg, Arco, Weichs, Salm-Salm, Hoensbroech, Nesselrode, Spee, Waldburg-Zeil, Leiningen, Thurn und Taxis, Isenburg, Strachwitz, Schaffgotsch, Schall-Riaucour, Saurma, Chamaré, Oppersdorff, Degenfeld, Korff-Schmising, Schmising-Kerssenbrock, Hompesch, Gemmingen, Türkheim, Dalwigk, Berlichingen (aus dem katholischen Zweige) und viele andere.

* * *

Eine der bemerkenswertesten Eigentümlichkeiten gerade des deutschen Ultramontanismus ist, daß er die Jugend (Knaben und Mädchen) der ihm anhangenden besseren, wohlhabenden Stände in religiösen, von internationalen Ordensgenossenschaften geleiteten Erziehungsanstalten des Auslandes (Belgien, Holland, Frankreich, England) erziehen und unterrichten läßt.

Die Tatsache, breit und groß dastehend, findet leider in der Öffentlichkeit nicht die genügende Beachtung; obwohl sie politisch-national, volkswirtschaftlich, religiös, pädagogisch, wissenschaftlich und allgemein kulturell von höchster Bedeutung ist und den Schlüssel bildet für viele Erscheinungen innerhalb des katholisch-ultramontanen Lebens.

Tausende von deutschen Kindern werden seit Jahrzehnten alljährlich über die vaterländische Grenze geschickt, um für teueres Geld in starr ultramontanen Grundsätzen von Nicht-Deutschen unterrichtet und erzogen zu werden. Nach sechs, sieben Jahren kehren sie wieder als durch und durch bigotte, abergläubische Menschen, erfüllt mit schroffster Unduldsamkeit gegen Andersdenkende. Zugleich haben sie in der jahrelang währenden fremdländischen Umgebung schweren Verlust erlitten an nationaler Gesinnung. Die für den Ultramontanismus typische Internationalität ist ihnen eingeimpft. Wissenschaftlich ist ihre im Auslande von Nonnen, Priestern und Mönchen erhaltene Bildung, verglichen mit der deutschen, eine Halbbildung unzureichendster Art.

Das Übel, das ich hier erwähne, ist ein wahrhaft verheerendes. In den führenden Blättern des deutschen Ultramontanismus (Kölnische Volkszeitung, Germania, Schlesische Volkszeitung, Tremonia, Niederrheinische Volkszeitung, Echo der Gegenwart usw.) sind regelmäßig vor Beginn jedes neuen Vierteljahres ganze Spalten des Anzeigeteiles gefüllt mit Anzeigen belgischer, holländischer, englischer, französischer, österreichischer, ja selbst italienischer und spanischer klösterlicher Erziehungsanstalten, und Hunderte deutscher katholischer Familien, zumal der preußischen Provinzen Rheinland, Westfalen, Schlesien, dann Bayerns, Badens, Württembergs folgen bereitwillig den Aufforderungen, indem sie ihre Mädchen und Knaben für lange Jahre dem Auslande übergeben und heimischer Sitte und Art entziehen.

Der Ultramontanismus weiß sehr gut, was er damit erreicht.

Zunächst sind diese Erziehungsanstalten Pflanzschulen für die geistlichen Orden. Ein großer Teil der in ihnen erzogenen jungen Leute beiderlei Geschlechtes wird infolge der Erziehung Priester, Mönche, Nonnen. Ferner gewinnt der Ultra-

montanismus durch solche Erziehungsart eine gleichartige Masse von Menschen, die, in die Familie zurückgekehrt und später selbst Familienväter und Familienmütter geworden, den ultramontanen Geist stützen und ausbreiten. Alle die vielen Tausende deutscher Jünglinge und Mädchen, die im Laufe der Zeit in den Klöstern Belgiens, Hollands, Frankreichs, Englands erzogen worden sind, sind echte Ultramontane, d. h. Männer und Frauen, für die Rom an erster, das deutsche Vaterland an zweiter Stelle steht. Das ist nun einmal so, und kein Einspruch, keine Klage der Betreffenden über „Verleumdung“ hilft darüber hinweg: die echt Ultramontanen, Mann oder Frau, sie mögen sich als noch so gute Deutsche fühlen, sie mögen noch so gute Patrioten sein wollen, sind es in Wirklichkeit nicht. Denn die ultramontane Lehre von der Überordnung der Kirche über den Staat, von dem absoluten und umfassenden Gehorsam gegen den Papst, läßt ein ungebrochenes, völlig aufrechtes und selbständiges Nationalgefühl nicht aufkommen. Ultramontaner Patriotismus ist, so hart es klingt, Patriotismus auf Widerruf: die Stimme Roms übertönt, wenn sie autoritativ erschallt, stets die des Vaterlandes.

Das ist die erste Hauptwirkung der Erziehung in ausländischen klösterlichen Anstalten; eine zweite berührt das kulturelle Gebiet.

Die „Kultur“ des Ultramontanismus nimmt Besitz von der seinen Bildungsstätten übergebenen Jugend. Zu dieser „Kultur“ gehört vor allem, gleichsam als ihr Untergrund, die Unfreiheit des Geistes, die Gebundenheit des Gedankens. Freien Geistesflug verträgt der Ultramontanismus nicht; so werden denn die jungen Schwingen kräftig beschnitten und das Bleigewicht der kirchlichen Autorität wird ihnen angehängt. Nicht selbständig denken, ist die Losung! Damit ist die Richtung gegeben, in der sich die Persönlichkeit — ganz besondere Zufälle und Umstände ausgenommen — fast mit Notwendigkeit weiter entwickelt; eine Richtung, die Pius X. in seiner Enzyklika vom 11. Februar 1906 in die Worte festgelegt hat: „Was die Menge betrifft, so hat sie keine andere Pflicht, als sich führen zu lassen und als gelehrige Herde ihren Hirten zu folgen.“

Auf dieser geistigen Unfreiheit wird die „Kultur“ in den jungen Gemütern aufgebaut. Von den Schätzen unserer nationalen Literatur erhalten die Insassen der ausländischen Klosteranstalten, auch wenn sie von „deutschen“ Ordensgenossenschaften geleitet werden, keine oder nur eine entstellte Kenntnis. Dafür nimmt die „gute“ katholisch-ultramontane Literatur breitesten Raum ein. Die deutschen Taten auf den Schlachtfeldern, die zur Gründung des neuen deutschen Reiches führten, werden, um wenig zu sagen, nicht in dem allein richtigen Lichte nationaler Erhebung und Größe dargestellt. Den Geschichtsunterricht über diese und ähnliche Epochen in den so zahlreich von deutschen katholischen Kindern besuchten französischen Erziehungsanstalten in Brüssel, Namur, Tournai, Paris, Angers male man sich selbst aus.

Dabei tragen alle diese ultramontanen Erziehungsanstalten internationalen Charakter. Lehrer und Schüler stellen ein Völker- und Sprachengemisch dar. Wie kann da Nationalitätsgefühl aufkommen? Und wo es vielleicht von Hause aus vorhanden ist, wird es, weitaus in den meisten Fällen, vernichtet oder leidet schweren Schaden.

Auch der eigentlich wissenschaftliche Unterricht ist, wie schon eben hervorgehoben, durchaus ungenügend und in keiner Weise deutschen Anforderungen entsprechend. Das gilt besonders von den klösterlichen Erziehungsanstalten für Mädchen. Bei Knaben, die später für Ergreifung eines Berufes Prüfungen auf deutschen Gymnasien usw. sich unterziehen müssen, liegt die Sache, eben wegen dieses äußeren Zwanges, etwas weniger ungünstig; für sie hat man in den ausländischen ultramontanen Anstalten angefangen (lange ist es noch nicht her), sich den deutschen Unterrichtsplänen anzupassen. Aber in den von Nonnen geleiteten ausländischen Mädchenpensionaten sieht es in bezug auf den wissenschaftlichen Unterricht noch bis zur heutigen Stunde bejammernswert schlimm aus. Da unterrichten Nonnen, die selbst jeder wissenschaftlichen Vorbildung bar sind. Die jungen Damen, die aus solchen Händen in ihre deutschen Familien zurückkehren, parlieren französisch oder englisch; sie sind gedrillt in den verschiedensten und unglaublichsten Frömmigkeitsübungen, ihre ohnehin phantasievollen Köpfe und Herzen stecken voll von extravaganten und extremen Ideen über Religion, Kirche, Protestantismus, Ketzer, aber von wissenschaftlicher Bildung ist so gut wie nichts vorhanden. An meinen eigenen Schwestern habe ich das beobachten können, die, wie schon erwähnt, in einem französisch-belgischen Musterpensionate erzogen wurden.

Das Übel, das ich hier als Ein- und Überleitung zu meiner eigenen Erziehung und Bildung

in einer ausländischen religiösen Anstalt kurz skizziere, läßt auf die Psyche der deutschen Ultramontanen ein helles Licht fallen.

Man empfindet in diesen Kreisen gar nicht, welches Armutszeugnis der eigenen nationalen Gesinnung dadurch ausgestellt wird, daß man seine Kinder zur Erziehung ins Ausland schickt. Deutsche Bildung und Erziehung gilt, gegenüber der klösterlich-ausländischen Erziehung, als minderwertig. Es kommt solchen Vätern und Müttern überhaupt nicht in den Sinn, daß heimische deutsche Erziehung ein ethisch-wertvolles Gut ist. Die Internationalität des Ultramontanismus, die gerade in internationalen Klöstern aufs engste mit Antinationalität verbunden ist, hat in überaus zahlreichen deutschen Familien die Oberherrschaft erlangt, und das, obwohl diese Familien mit ihren Wurzeln teilweise seit Jahrhunderten im deutschen Boden haften.

Auch meine Eltern litten an dieser ultramontanen Krankheit; und so wanderten, wie meine Schwestern in ein Kloster in Belgien, wir Knaben schon im zarten Alter in die Jesuitenanstalt zu Feldkirch.

I. Äußeres.

Obwohl Feldkirch in Österreich liegt, gehört es doch nicht zur österreichischen, sondern zur „deutschen Provinz“ des Jesuitenordens.

Bis zur Ausweisung der Jesuiten aus Deutschland, im Jahre 1872, war die „Stella matutina“ zu Feldkirch die einzige Erziehungsanstalt, welche die „deutsche Ordensprovinz“ in Europa besaß; nach der Ausweisung kam eine weitere hinzu: Ordrupshoj bei Kopenhagen. In ihren überseeischen „Missionen“ (Nordamerika, Brasilien, Indien) unterhält die „deutsche Provinz“ schon lange eine Reihe großer Unterrichts- und Erziehungsanstalten.

Als ich nach Feldkirch kam, und während der ganzen Zeit meines achtjährigen Aufenthaltes, war das dortige österreichische Staatsgymnasium in den Händen der Jesuiten; sie gaben in allen acht Klassen den Gymnasialunterricht. Später wurde eine Reihe von Jahren hindurch das Gymnasium ihnen genommen. Dafür richteten sie im „Pensionat“ — das ist die offizielle Bezeichnung für die Erziehungsanstalt „Stella matutina“ — Gymnasialklassen ein, die teils auf österreichische, teils auf preußische Schulverhältnisse (wegen der großen Anzahl preußischer und norddeutscher Zöglinge) zugeschnitten waren. Jetzt steht schon seit geraumer Zeit auch das Feldkircher Staatsgymnasium wieder unter jesuitischer Leitung.

Die „Stella matutina“ bestand aus zwei völlig getrennten Abteilungen, deren Insassen nur in den Unterrichtsstunden zusammenkamen. Sie hießen: das erste Pensionat mit höherem Pensionspreise und entsprechend besserer Lebenshaltung und das zweite Pensionat. In beiden Pensionaten waren zu meiner Zeit gegen 400 Zöglinge.

Nach Alter und Größe wurden die Zöglinge in „Divisionen“ eingeteilt; das erste Pensionat bestand damals aus drei, das zweite Pensionat aus zwei „Divisionen“; die Kleinsten waren in der dritten, die Mittleren in der zweiten, die Größten in der ersten „Division“. Ein Verkehr zwischen den „Divisionen“ fand nur mit Erlaubnis des „Divisionspräfekten“ statt; jede Division hatte zwei solcher „Präfekten“. Auch leibliche Brüder, die in verschiedenen „Divisionen“ waren, durften nur nach eingeholter Erlaubnis miteinander sprechen.

Den Grundstock der Gebäulichkeiten bildete eine alte Kaiserjäger-Kaserne, an die ein Flügel angebaut worden war. Die tosenden Wasser der Ill bespülten die eine Seite des langgestreckten Baues; die andere lag nach dem Städtchen zu, im Angesicht des uralten, trotzig auf einem Felsen emporragenden gräflich Monfortschen Schlosses, der „Schattenburg“. Jetzt ist die „Stella matutina“ bedeutend vergrößert; über die Ill hinüber hat sie sich ausgedehnt und zählt an Zöglingen wohl das Doppelte gegen früher.

Die einzelnen „Divisionen“ hatten ihre eigenen Schlaf-, Studien- und Spielsäle; nur der Eßsaal, das „Refektorium“, war gemeinschaftlich. Alle Räumlichkeiten waren ausnahmslos hell und luftig, aber von größter Einfachheit. Als Schlafstätte diente jedem in den gemeinsamen Schlafsälen ein Alkoven, d. h. ein oben offener, nach drei Seiten mit Holzwänden und nach vorne, zum Gange hin, mit einem Vorhange abgeschlossener Verschlag, der eben Raum bot für eine schmale Bettstelle und einen kleinen Waschtisch mit Schubfächern, welche die allernötigste Wäsche bargen. Die übrigen Wäschestücke, Kleider und Schuhe wurden in der „Lingerie“[1], die unter der Obhut

[1] Einzelne Benennungen in der „Stella matutina“ waren französisch; so „Lingerie“ (Wäschezimmer) und „Infirmerie“ (Krankenzimmer). Es lag dem keine besondere Absicht zugrunde, sondern rührte daher, daß das Feldkircher „Pensionat“ die Fortsetzung des bis zur Vertreibung der Jesuiten aus der Schweiz in Freiburg (französische Schweiz) bestandenen „Pensionates“ bildete, in welchem die Umgangssprache das Französische gewesen war.

eines Laienbruders stand, aufbewahrt. In jedem Schlafsaale schliefen mehrere „Präfekten", d. h. Aufsicht führende Jesuiten-Scholastiker; sie hatten gleiche Alkoven wie die Zöglinge.

Die Nahrung war reichlich und gut. Morgens beliebig viele Tassen Kaffee (von uns, sehr euphemistisch, „Mokka" genannt) mit schmackhaftem Brot in Fülle; an höheren Festtagen ausgezeichnete Butter dazu. Das „zweite Frühstück" bestand aus einem großen Stücke Brot; Mittags gab es Suppe, zwei Fleischspeisen (gekochtes und gebratenes Fleisch) mit Gemüse, Salat und Kartoffeln; um 4 Uhr wiederum ein großes Stück „Vier-Uhr-Brot", zu dem man sich, wenn die Taschengeld-Verhältnisse es gestatteten, beim „Questor" Schokolade oder Obst als Zugabe kaufen konnte; im Winter, nach den Dienstags- und Donnerstagsspaziergängen, wurde im „Refektorium" Kaffee getrunken; Abends: Suppe und eine warme Fleisch- oder Mehlspeise mit Beilage. Regelmäßiges Tischgetränk war leichtes Bier; an Festtagen, aber nur Mittags, roter oder weißer Landwein. Ganz hohe Feiertage wurden durch ein besonders feierliches und umfangreiches Essen ausgezeichnet, bei dem die Patres: Obere, Präfekten und Professoren mittafelten und die Hauskapelle der Zöglinge, die sogenannte „Blechmusik", spielte. Der feierliche Einzug der Patres ins „Refektorium", mit dem Pater Rektor an der Spitze, wurde (es war das ständige, offizielle Begrüßung) mit ohrenbetäubendem Händeklatschen begleitet. Solche Festessen führten den derben Namen „Drei-Teller-Fraß", von der Anzahl der dabei für den Einzelnen zur Verwendung kommenden Teller.

Für gewöhnlich war während des Essens das Sprechen nicht erlaubt. Zwei Zöglinge aus der ersten „Division", die den Titel „Leser" führten, lasen von einem Katheder herab vor: geschichtliche, belletristische oder auch Reiseliteratur. An Sonn- und Festtagen wurde bei der Mittagsmahlzeit gesprochen; beim Frühstück und Abendessen nur äußerst selten. Die Sprecherlaubnis, die nach dem Tischgebet durch ein Glockenzeichen gegeben wurde, hieß „Deo gratias" (Gott sei Dank). Die Bezeichnung stammt aus den Klöstern, in denen der Obere durch ein laut gesprochenes „Deo gratias" den Beginn der Unterhaltung ankündigt. „Heute ist ‚Deo gratias'" war für uns Zöglinge stets eine sehr erfreuliche Kunde.

Die Aufsicht bei Tische führten, von drei Kathedern herab, der Pater „Generalpräfekt" und zwei Unterpräfekten. In den Studiensälen beaufsichtigten die ersten „Divisionspräfekten"; die zweiten „Divisionspräfekten" und andere „Präfekten" hatten die Überwachung auf den Gängen und Treppen.

Nur während der Erholungszeiten, „Rekreation" genannt, war das Sprechen gestattet; sonst herrschte im ganzen Hause Silentium, auch auf den Spielplätzen, sobald das zweite Glockenzeichen den Schluß der „Rekreation" anzeigte.

Gingen die „Divisionen" als Ganzes durch das Haus (in die Kapelle, zu den Mahlzeiten, in die Studien- und Schlafsäle) oder vom Pensionsgebäude ins Gymnasium, so wurde in „Reihen" gegangen, d. h. zwei für ein halbes Jahr als „Reihenführer" bestimmte Zöglinge gingen voraus, die übrigen folgten zu je zwei und zwei.

Wer den Pater Rektor, den „Generalpräfekten", den Klassenlehrer, den Beichtvater oder sonst einen Pater sprechen wollte, mußte einen „Zettel" schreiben, der den Wunsch enthielt. Die Zettel wurden vom „Pförtner" jeder „Division" zu bestimmter Zeit eingesammelt und den betreffenden Patres übermittelt, die dann während des „Abendstudiums" (zwischen 5 und 7 Uhr) die einzelnen Zöglinge zu sich riefen.

Oberer der ganzen Anstalt (Jesuiten und Zöglinge) war der Pater Rektor. Die besondere Aufsicht über die Zöglinge, aber unter dem Pater Rektor stehend, hatte der Pater „Generalpräfekt". Die Studien der Zöglinge, also das Gymnasialwesen, leitete gleichfalls unter Oberaufsicht des Pater Rektors der „Studienpräfekt". Träger dieser drei wichtigen Ämter waren stets ältere Ordenspriester, welche die „letzten" Ordensgelübde (sei es als „Koadjutoren" oder als „Professen") abgelegt hatten. Mit und unter ihnen war eine Anzahl von jüngeren Ordensmitgliedern, „Scholastikern", tätig. Den Ordenssatzungen gemäß hatten sie nur Anspruch auf die Benennung „Frater" („Bruder"); aber aus Autoritätsrücksichten mußten die Zöglinge sie mit „Pater" („Vater") anreden. Die Patres, welche mit Erziehung und Beaufsichtigung der Zöglinge beschäftigt waren, hießen „Präfekten"; die „Patres", welche den Gymnasialunterricht erteilten, wurden „Magistri" genannt. Die häuslichen Verrichtungen besorgten Laienbrüder des Ordens, unterstützt von nicht zum Orden gehörigen, aber unter strenger Aufsicht der Patres stehenden „Knechten". Weibliche Wesen beherbergte die „Stella matutina" nicht; auch Küche, Krankenpflege und Wäsche waren in Händen von Laienbrüdern und Knechten.

An den Nachmittagen der Dienstage und

Donnerstage fiel der Schulunterricht aus. Dafür machten die „Divisionen", jede mit ihren „Präfekten", Spaziergänge, bei denen in dreigliedrigen Reihen gegangen werden mußte, bis der „Präfekt" mit einer Handglocke, die er stets in der Tasche mit sich führte, das Zeichen zur Auflösung der geschlossenen Reihen gab.

Im Sommer fanden alle 14 Tage große Tagesausflüge, „Exkursionen" genannt, statt, die zum Ziele irgend eine Bergspitze hatten. Schon um drei oder vier Uhr früh brach man auf, und erst gegen sieben oder acht Uhr abends kehrte man heim. Mundvorrat (Brot, Eier, Würste und eine Feldflasche mit Himbeersaft) nahm jeder mit sich. Außerdem wurde durch Träger nach einer vorher bestimmten Alp, dem „Lagerplatz", weiterer Proviant gebracht; dort wurde Kaffee gekocht, zu dem die Sennereien Milch lieferten. Nach der Rückkehr versammelten sich alle „Divisionen" auf dem Spielplatz des „Pensionats", und vor dem Standbilde der Madonna ertönte unter Begleitung des Musikkorps der Zöglinge, der „Blechmusik", das O sanctissima. Ein eindrucksvolles Schauspiel, dem jedesmal viele Bewohner von Feldkirch als Zuschauer beiwohnten.

Die „Exkursionen" in die schöne Bergwelt Vorarlbergs boten reichen Genuß. Allein ohne Frage waren die oft zehnstündigen Wanderungen eine Überanstrengung, besonders für die Kleinen. Die ersten, den „Exkursionen" folgenden Tage gingen denn auch, wegen Übermüdung, für Studium und Unterricht so gut wie verloren. Auch waren nicht unerhebliche Gefahren mit den Bergbesteigungen verbunden. Gipfel wurden bestiegen (ich nenne die „Drei Schwestern", die „Galina"), die für so jugendliche Bergsteiger (es waren Kinder von zehn Jahren dabei) entschieden nicht geeignet waren, zumal bei der ungenügenden Überwachung. Je zwei oder selbst vier „Präfekten" waren für eine Schar von 30—40 Knaben ein völlig unzureichender Schutz.

Gleich im ersten Jahre meines Dortseins hätte ich die Besteigung der „Drei Schwestern" fast mit dem Leben gebüßt. An einer besonders wilden und steilen Stelle erfaßte mich — ich war erst zehn Jahre alt — Schwindel, ich verlor den Halt und begann den in einen Abgrund mündenden steilen Hang hinunterzutaumeln. Glücklicherweise geriet ich noch vor dem eigentlichen Stürzen gegen einen Felsblock, an dem ich mich hielt, bis der hinzueilende damalige „Generalpräfekt", Pater Faller, mich an die Hand nahm und weiter führte, aber nicht etwa hinunter zum „Lagerplatz", sondern hinauf zur Spitze. Wenn ich mich recht erinnere, war es damals übrigens das letzte Mal, daß die „Drei Schwestern" bestiegen wurden. Ob wegen meines Unfalles, weiß ich nicht.

Oft habe ich mir die Frage vorgelegt, ob es nicht für mich ein Glück gewesen wäre, damals mein junges Leben im Steingeröll des wilden Samina-Tales beendigt zu haben. Noch eine Lebensrettung in späterer Zeit ließ mich die gleiche Schicksalsfrage stellen. Es gab Zeiten, wo ich die Frage unbedingt mit „Ja" beantwortet habe: jene Zeiten, in denen der Zusammenbruch meines alten Lebens sich in meinem Innern anbahnte und vollzog. Heute, und schon ein gutes Jahrzehnt früher, verneine ich die Frage ebenso unbedingt. Wer aufbaut und anderen Kulturerkenntnisse vermittelt, muß sich freuen, daß ein früher Tod an ihm vorübergegangen ist. Kommt, wie bei mir, das individuelle, private Glück, wie es Haus und Familie bieten, hinzu, ein Glück, das so lange vorenthalten, zeitweilig unmöglich war, dann ist energische Lebensbejahung Recht und Pflicht.

Später, nachdem ein Landhaus (offiziell „Villa" genannt) zum „Pensionat" hinzuerworben worden war, wurden die „Exkursionen" sehr eingeschränkt. Man verbrachte den größten Teil der freien Donnerstage auf der „Garina", so hieß die „Villa", wo für Bewegungsspiele ausreichender Raum vorhanden war.

Interessant waren auch die im Winter an den freien Nachmittagen stattfindenden Schlittenfahrten, meistens von einem nahe gelegenen Berge, dem „Älple", herunter. Jeder Zögling hatte seinen eigenen Schlitten. In langer Reihe ging es, oft zwei Stunden lang, bergauf, und dann in sausender Fahrt hinunter. Die zahlreichen „Marterln", an denen man vorüber kam, bewiesen, daß das Vergnügen seine Gefahren hatte; und während beim Bergsteigen, soviel ich weiß, kein größeres Unglück geschah, ereignete sich beim Schlittenfahren („Rodeln" würde man heute sportsmäßig sagen) eine Reihe von Unglücksfällen: Arm- und Beinbrüche. Nach meiner Zeit ist auch dieser Sport weggefallen; man beschränkte die Schlittenfahrten auf die sogenannten „Russischen Berge" im Spielhofe: hohe Holzgerüste mit schräger Bahn, die, mit Wasser begossen und dann mit Eis bedeckt, eine ganz annehmbare Schlittenfahrt ermöglichten; freilich nicht zu vergleichen mit der freien Bahn auf dem „Älple".

Die Tagesordnung, soweit ich sie — nach 48 Jahren! — noch in Erinnerung habe, war:

5 Uhr Aufstehen (für die Kleinen 1/2 6 Uhr);

nach dem Waschen und Anziehen (wofür 20 Minuten angesetzt waren) Morgengebet im Studiensaal, der kurzweg „Studium" hieß. Dann Studium bis zur Messe um 7 Uhr; während der Messe gemeinsamer Gesang teils deutscher, teils lateinischer Lieder. 7½ Uhr Frühstück und kurze „Rekreation", d. h. Erholung. Von 8—12 Uhr Klassenunterricht mit einviertelstündiger „Rekreation" um 10 Uhr, wobei das „zweite Frühstück" (ein Stück Brot) verzehrt wurde. Um 12 Uhr Mittagessen; von ½1—½2 Uhr „Rekreation". Von ½2—2 Uhr Studium. Von 2—4 Uhr Klassenunterricht. Von 4—¾5 Uhr „Rekreation" mit „4-Uhr-Brot". Von ¾5—7 Uhr Studium. Um 7 Uhr Abendessen. Darauf Abendgebet mit Gewissenserforschung in den Studiensälen. Nach dem Abendgebet Schlafengehen oder für die Größeren sogenanntes Freistudium bis ¾9 Uhr, das, je nach Belieben oder auch Vorschrift, zum Lesen von Unterhaltungsschriften aus der „Divisionsbibliothek" oder zum Studieren benutzt wurde. Um 9 Uhr mußten Alle im Bette liegen.

Nur einmal im Jahre gab es Ferien: vom 1. August bis 1. Oktober. Zu Ostern, Pfingsten, Weihnachten war nur an den kirchlichen Festtagen frei. Wohl durch die weite Entfernung Feldkirchs vom Heimatsorte der meisten Zöglinge verboten sich häufigere und kürzere Ferien.

Neben dem in zwei Abteilungen (erstes und zweites Pensionat, s. oben) eingeteilten Internat bestand ein Externat. Die Externen wohnten in Privatquartieren des Städtchens. Mit den Internen kamen sie nur in den Unterrichtsstunden zusammen, wobei streng darauf gesehen wurde, daß kein eigentlicher Verkehr stattfand zwischen „Zöglingen" und „Externen". Der jesuitischen Leitung, ganz abgesehen von dem durch Jesuiten erteilten Unterrichte, unterstanden die Externen aber auch. Die Leitung hatte ihren Mittelpunkt in den auch für die Externen eingerichteten „marianischen Kongregationen" und in den jährlich für sie, wie für die Internen stattfindenden „Exerzitien".

Auch die „Stella matutina" war als jesuitische Erziehungsanstalt, entsprechend dem internationalen Charakter des Ordens, international, wenn auch die Mehrzahl der Zöglinge Deutsche und Deutsch-Österreicher waren. Schweizer, Franzosen, Engländer, Holländer, Dänen, Amerikaner (aus Nord- und Südamerika), Spanier, Italiener, Belgier waren zahlreich in den verschiedenen „Divisionen" vertreten. Wichtiger als die Internationalität der Zöglinge war aber die internationale Mischung des Lehr- und Erziehungspersonals. Da sie einen Charakterzug der Anstalt bildet, paßt ihre Besprechung besser in den folgenden Abschnitt.

II. Inneres.

1. Das jesuitische Unterrichtssystem. 2. Das jesuitische Erziehungssystem.

Jesuitischer Unterricht und jesuitische Erziehung sind Ordensunterricht und Ordenserziehung, d. h. sie gehen aus dem Geiste des Ordens, aus seinen Erziehungs- und Unterrichtsgrundsätzen hervor. Ich muß also hier, wo ich, gelegentlich meiner Feldkircher Studienzeit, von jesuitischem Unterrichte und von jesuitischer Erziehung zu sprechen habe, aus dem zweiten Teile des Buches, in dem das Grundsätzliche und Systematische des Jesuitenordens zur Sprache kommt, etwas vorwegnehmen, indem ich auf das Ordenssystem, soweit es Unterricht und Erziehung betrifft, eingehe.

* * *

1. Das jesuitische Unterrichtssystem.

Viel des Lobes ist seit mehr als drei Jahrhunderten geschrieben worden über den jesuitischen Unterricht, von Baco von Verulam und Leibniz an bis herab zu Friedrich Paulsen.

Meine eigenen achtjährigen Erfahrungen als Feldkircher Zögling hindern mich, das Lob zu unterschreiben, und meine in vierzehnjähriger Zugehörigkeit zum Jesuitenorden erworbene Kenntnis des jesuitischen Unterrichtssystems zwingt mich zu dem Urteile: es ist schlecht.

Die Lobredner gehören zwei entgegengesetzten Klassen an: Solche, die sonst auf antijesuitischem Standpunkte stehen, also Gegner des Ordens; und eingeschworene Freunde. Beide loben das in die Augen Fallende, das Äußere, den Erfolg; das System, das Innere behandeln sie kaum. Die Gegner, weil sie zum Kerne des jesuitischen Systems überhaupt nicht vordringen. Die Freunde, teils weil auch sie in Unkenntnis an der Oberfläche haften, teils weil sie in bewußter Täuschung vom System ablenken, oder doch sein Wesen nicht an's Licht stellen. Zu letzteren gehören sämtliche über das jesuitische Unterrichtswesen schreibende Schriftsteller des Ordens.

Äußeren Erfolg hatten und haben die Jesuitenschulen ohne Zweifel in reichlicher Fülle. Wie alles, was der Orden nach außen hin und für die Menge betreibt, in kluger, auf Menschenkenntnis fußender Berechnung mit Glanz, Pomp

und Machtentfaltung betrieben wird, so, und zwar in besonderem Maße, auch sein Schulwesen.

Sprößlinge regierender Fürstenhäuser, des Adels und der wohlhabenden, einflußreichen Stände füllen bis heute seine Kollegien (Pensionate); seine Studiengebäude sind großartig, zum Teil prachtvoll; musikalische und theatralische Schaustellungen, zu denen die Spitzen der staatlichen und kirchlichen Behörden geladen werden; pomphafte Schüler-Umzüge sorgen dafür, daß die Vortrefflichkeit des jesuitischen Unterrichtswesens in der Leute Mund bleibt:

„Solche Akte [Schulakte] müssen — schreibt die jesuitische ‚Studienordnung' vor — unter außergewöhnlicher Feierlichkeit und möglichst zahlreicher Teilnahme der Unsrigen und auswärtiger Gelehrter und hochgestellter Männer abgehalten werden... An dem bestimmten Tage [der Preisverteilung] sollen unter möglichst großem Gepränge und zahlreicher Beteiligung die Namen der Sieger öffentlich verkündet werden... Dann überreiche man dem Sieger unter Beifallklatschen und den Klängen der Musik den Preis" (Regel 12 für den Studienpräfekten; Verordnungen für die Preisverteilung, Absatz 11. 12).

Ein Beispiel solcher vorgeschriebenen „außergewöhnlichen Feierlichkeit" bietet die Eröffnung des jesuitischen „Gymnasium majus" zu München im Jahre 1576:

In römischem Kostüm prunkend, führten die Studenten ein Schauspiel, Konstantin, auf, und vierzig von ihnen geleiteten nach beendeter Aufführung in eiserner Rüstung und hoch zu Roß den Imperator durch die Stadt, als er auf römischem Viergespann seinen Triumphzug durch die Straßen hielt (A. Kluckhohn, Die Jesuiten in Baiern: Sybels Histor. Zeitschrift. 1874, 31. Bd., S. 387).

Ähnliches Protzentum tritt uns aus jesuitischen Unterrichts- und Erziehungsanstalten ständig und aller Orten entgegen. Kelle (Die Jesuiten-Gymnasien in Österreich. München 1876, S. 144) teilt aus einem Kodex der Wiener Hofbibliothek (Nr. 8368, S. 19) mit, daß ein im Jahre 1654 von den Jesuiten in Wien aufgeführtes Theaterstück 4000 Gulden (in damaliger Zeit, kurz nach dem 30jährigen Kriege!) gekostet habe.

Daß solche Dinge bei Hoch und Niedrig „Erfolg" hatten, braucht nicht ausdrücklich gesagt zu werden.

Auch den Erfolg können die Jesuiten aufweisen, daß ihre Schüler, was an humanistischer Bildung von der Zeit gefordert wird, im Großen und Ganzen sich aneignen. Das ist aber ein „Erfolg", der das mindeste darstellt, was überhaupt von einer Unterrichtsanstalt erwartet werden kann.

Als Ergebnis jesuitischer Unterrichtskunst schrumpft es vollends zusammen. Denn, wenn eine so große und so zielstrebig organisierte Körperschaft wie der Jesuitenorden, seit Jahrhunderten mit bedeutenden Mitteln an Geld und Personen, mit größtem Entgegenkommen vonseiten der Hauptstellen (Kirche, Staat, Familie), das Unterrichtswesen als eine seiner ersten Aufgaben bezeichnet und betreibt, dann müßte in diesem langen Zeitraume Großes, Erstaunliches von ihr hervorgebracht worden sein; diese Körperschaft mit ihrer mehrhundertjährigen Erfahrung und Übung müßte didaktisch und pädagogisch ein Pfadfinder geworden sein; Neues, Originales müßte unter ihrer Hand sich entwickelt haben. Davon findet sich nichts. Weder in seiner Entstehung noch in seiner Entwicklung bis heute ist auch nur ein Hauch schöpferischen Geistes im jesuitischen Unterrichtswesen zu verspüren.

Was andere vor und neben ihm auf dem Gebiete des Unterrichtes geschaffen, wird vom Jesuitenorden benutzt; aber nirgends ist er Anreger. Vom ersten Entstehen seiner „Art und Einrichtung der Studien" (Ratio atque Institutio studiorum Societatis Jesu) in den Jahren 1586—1591 unter dem Ordensgenerale Klaudius Aquaviva bis zu ihrer Neuherausgabe im Jahre 1832 unter dem Generale Johannes Roothaan ist der Jesuitenorden als Unterrichter nur Kopist und dazu noch schlechter Kopist gewesen und geblieben.

Seine „Studienordnung" ist den Studienordnungen der Universitäten zu Paris und Löwen, den Schulordnungen der im 16. Jahrhundert blühenden Schulen der „Brüder vom gemeinsamen Leben" zu Lüttich (den sogenannten Fraterherren) und des bahnbrechenden Straßburger Schulmannes Johannes Sturm nachgebildet[1]. Und auf diesem also noch mittel-

[1] Die Abhängigkeit der jesuitischen „Studienordnung" von früheren Studienordnungen ist so erwiesen, daß selbst die Jesuiten Pachtler (Monum. Germ. paed. 5, VI) und Duhr (Die Studienordnung der Gesellschaft Jesu. S. 6—12) sie, wenn auch in einem Schwalle verhüllender Worte, eingestehen: „Da manche Jesuiten bei den Fraterherren studiert, jedenfalls deren Schulen als die besten ihrer Zeit den Jesuiten genau bekannt waren, so erklärt sich manches Gemeinsame in den Schulen Sturms und der Jesuiten leicht, ohne daß man deshalb eine Abhängigkeit der Jesuiten von Sturm anzunehmen braucht" (Duhr S. J. a. a. O. S. 12).

Es ist lebhaft zu bedauern, daß die Jesuiten Pacht-

alterlichen Boden ist das Unterrichtswesen des Jesuitenordens stehen geblieben, trotz Wandels der Zeiten, trotz Wandels der Bedürfnisse.

Vergleicht man den Wortlaut der jesuitischen „Studienordnung" vom Jahre 1591 (endgültig 1599) mit dem Wortlaute derselben „Ordnung" vom Jahre 1832 (die heute noch gilt), so ergeben sich nur unwesentliche Änderungen. Die „Studienordnung" des 19. Jahrhunderts enthält die gleiche Schwerfälligkeit, dasselbe tote Gewicht scholastischen Ballastes wie die „Studienordnung" des 16 Jahrhunderts. Damals war die „Studienordnung" nicht weltfremd denn sie war zusammengeschrieben aus den damals herrschenden Unterrichtsmethoden. Heute ist eine solche „Studienordnung" weltfremd im vollen Umfange des Wortes.

Daß der Jesuitenorden mit seiner im Wechsel der Zeiten und Verhältnisse grundsätzlich unverändert erhaltenen „Studienordnung" überhaupt noch einen Platz im Unterrichtswesen behalten, daß er, nach Abzug des äußern prunkenden Beiwerkes, die oben erwähnten, mehr als bescheidenen „Erfolge" erzielt hat und erzielt, dankt er in keiner Weise sich und seiner „Studienordnung", sondern einzig und allein den um ihn her sich vollziehenden Fortschritten und Wandlungen, die zwangen auch ihn, sich, trotz „Studienordnung" und sogar ihr entgegen, neuen Bedürfnissen anzupassen.

Und wie langsam, unvollkommen und widerwillig ging und geht die Anpassung vor sich! Volle 230 Jahre ist von Anpassung überhaupt nicht die Rede.

Erst im Jahre 1832 erhielt die „Studienordnung" Zusätze, die über die physikalischen Kenntnisse eines Aristoteles und Thomas von Aquin hinausgingen und wenigstens einigermaßen dem Wesen und den Anforderungen dieses wichtigen Zweiges der Naturwissenschaften Rechnung trugen. Einmal werden in dem das Unterrichtswesen grundlegenden 4. Teile der Ordenssatzungen (Kapitel 12,3) „Naturwissenschaften" (scientiae naturales) genannt, aber nur, um die Weisung anzuknüpfen, sie seien mit Rücksicht auf die Theologie, der sie zu „dienen" (inservire) hätten, zu lehren. Und in der gleichen Weise werden die „Naturwissenschaften" in der „Studienordnung" abgetan (Regeln für den Lehrer der Philosophie Reg. 1).

Ein Beispiel ganz besonders krasser didaktischer Verworrenheit und Unfähigkeit bietet die Stellung der „Studienordnung" und des jesuitischen Unterrichtssystems zur Geschichte. Die „Stellung" besteht darin, daß die „Studienordnung" Geschichte als eigenes Fach überhaupt nicht kennt, und Verworrenheit und Unfähigkeit zeigen sich in folgendem:

Das 12. Kapitel des 4. Teiles der Satzungen erwähnt „Geschichte" als zur „Humanität" (humanistische Studien) gehörig mit einem Worte; und die „Studienordnung", auch die „neue" vom Jahre 1832, weist „Geschichte", wiederum mit nur einem Worte, der „Rhetorik" zu (Regel 1 für den Lehrer der Rhetorik)! „Die erste bekannte Verordnung für eine schulgemäße Behandlung der Geschichte" in Jesuitenanstalten stammt aus dem 18. Jahrhundert und auch sie „befaßt sich nur mit biblischer Geschichte" (Monum. Germ. paed. 16, 107). Satzungen und „Studienordnung" des Ordens wissen von „schulgemäßer Behandlung der Geschichte" aber auch heute noch nichts. Und wie Geschichte in der „Rhetorik" des Ordens gelehrt wird, darüber berichte ich unten aus meinen Erlebnissen im Jesuitenkollegium zu Wynandsrade.

Botanik, Geologie, Zoologie sind auch in der heutigen „Studienordnung" nicht einmal dem Namen nach bekannt. Die wichtige Wissenschaft der Chemie wird nur einmal flüchtig erwähnt.

In den „höheren Fakultäten" — Theologie und Philosophie — sollen gleichfalls, wie in der Physik, noch immer Thomas von Aquin und Aristoteles die Führung haben. Neuere und neueste Theologen und Philosophen werden nicht genannt. Von „Philosophen, die der christlichen Religion feindlich gesinnt sind", heißt es sogar noch in der „neuen" „Studienordnung", und das kennzeichnet prägnant ihren Geist:

> Muß etwas Gutes aus ihnen vorgebracht werden, so erwähne er [der Lehrer der Philosophie] es ohne

ler und Duhr Mitarbeiter an den Monumenta Germaniae paedagogica geworden sind. Denn beide gehören zu den skrupellosesten Schönfärbern in bezug auf jesuitisches Unterrichts- und Erziehungswesen. Ihre Arbeitsmethode wird uns noch öfter beschäftigen. Von Pachtler sei schon hier erwähnt (im 2. Teile wird davon ausführlich die Rede sein), daß seine schriftstellerische Stärke der „literarische" Kampf gegen Freimaurerei ist. Er hat über sie Bücher veröffentlicht, die von Blödsinn strotzen und würdige Vorläufer der Taxilschen Schwindeleien sind. Schon allein diese Tatsache hätte die Leiter der Monumenta abhalten müssen, einen Schriftsteller mit solch ausschweifender Phantasie und durch Gewissensbedenken unbeschwerter Erfindungskraft als Mitarbeiter an einem streng wissenschaftlichen Werke heranzuziehen. Aber, wer weiß denn auf nicht ultramontaner Seite Bescheid im Ultramontanismus und Jesuitismus?

Lob und zeige, wenn möglich, daß es anderswoher entnommen ist (Regel 6 für den Lehrer der Philosophie).

Die gewaltigen materiellen wie formellen Fortschritte auf dem Gebiete der Philologie läßt die Studienordnung grundsätzlich unberücksichtigt. Käme es auf sie an, so würde in den nach ihr eingerichteten Anstalten auch heute noch gelten:

Sämtliche Regeln des Emanuel [lateinische Grammatik des Jesuiten Emanuel Alvarez aus dem 16. Jahrh.] sind in drei Bücher zu teilen, so daß jeder Jahrgang [der drei Grammatikalklassen] sein eigenes Klassenbuch hat (Regeln für den Präfekten der Gymnasialstudien, Reg. 8, § 2 und: Gemeinsame Regeln für die Lehrer der niederen Klassen, Reg. 12, § 1).

Denn, wo der Jesuitenorden sich um staatliche und sonstige äußere Einflüsse nicht zu kümmern braucht, da wirtschaftet er, unbeirrt durch philologische Bedenken, mit der durch seine „Studienordnung" vorgeschriebenen Emanuelschen Grammatik in seinen Schulen ruhig weiter. So führt der aus dem Jahre 1843 stammende „Studienplan" des Jesuitenkollegs St. Michael zu Freiburg (Schweiz) als lateinische Grammatik für die 3. und 4. Gymnasialklasse den „Emanuel" auf (Monum. Germ. paed. 16, 540).

Daß der „Emanuel" überhaupt aus den Jesuitenschulen verschwand, und zwar erst in der Mitte des 19. Jahrhunderts, ist lediglich Folge äußerer Verhältnisse, die, wie schon oft betont, die Jesuiten zu didaktisch-pädagogischen Verbesserungen nötigten. Ohne solche Nötigung bleiben sie ihrer „Studienordnung" und den philologischen Ordensüberlieferungen treu und halten zäh fest an von Jesuiten verfaßten Schulbüchern, die nach dem Urteile von Fachmännern „philologische Sünden ohne Zahl" aufweisen. Ein Beispiel für viele:

Noch im Jahre 1868 waren auf dem Jesuitengymnasium zu Ragusa eine lateinische und eine griechische Grammatik in Gebrauch, von denen die „Jahrbücher für klassische Philologie" (Vierter Jahrgang, Leipzig 1858), unter Vorlegung zahlreicher Belege, die das Unglaublichste von grammatisch-etymologischer Unwissenheit und Rückständigkeit enthalten, urteilen:

Von theoretischen Behandlungen der lateinischen Sprache scheint, nach den freilich spärlichen Zitaten zu schließen, G. J. Vossius (Gramm. lat. in usum schol. Amsterdam 1710) das jüngste Buch zu sein, das zur Kunde des Verfassers gekommen ist. Außerdem hat er seine Zuflucht besonders genommen zu Alvarus, De instit. gramm., Venedig 1575 [der oben genannte Jesuit Alvarez] . . . Die Unwissenheit des Verfassers [des Jesuiten J. Gretser] dieser [griechischen] Grammatik ist so bodenlos, daß jeder Versuch, sie zu ermessen oder zu vergleichen, vergeblich ist; ein Gymnasiast, der im ersten Jahre seiner Beschäftigung mit dem Griechischen steht, kann, und wenn er der schlechteste ist, nicht so viel sprachlich Unmögliches phantasieren, als der Verfasser dieses Buches als bare Weisheit verkauft . . . Wie muß es mit dem philologischen Wissen eines Lehrerkollegiums stehen, das ein solches Buch zum Führer seiner Schüler wählt (a. a. O. S. 143. 147).

* * *

Österreich und die Geschichte seines Unterrichtswesens bilden eine treffliche Illustration für den Unwert der jesuitischen „Studienordnung" und zugleich für die den Bedürfnissen und Fortschritten der Zeit verständnislos gegenüberstehende Hartnäckigkeit, mit welcher der Orden an seinem verfehlten Unterrichtssystem festhält. Ich gehe auf die österreichische Illustration ein, weil ich selbst an einem unter jesuitischer Leitung stehenden österreichischen Gymnasium (Feldkirch) unterrichtet worden bin.

Reichlich 150 Jahre lang drückten die Jesuiten dem Unterrichtswesen in Österreich ihren Stempel auf. Der Stempel blieb haften auch nach Aufhebung des Ordens i. J. 1773. Erst 60 Jahre später ging man im Habsburger Kaiserstaate an eine Umgestaltung des Unterrichts. Die Urteile, die damals über das Unterrichtswesen, das, wie gesagt, wesentlich vom Jesuitismus beherrscht gewesen war, gefällt wurden, lauten für die Tätigkeit des Jesuitenordens vernichtend. So äußert sich ein der „Studienhofkommission" im Jahre 1840 vorgelegter Bericht:

Daß gegenwärtig der Unterricht zersplittert, die Wißbegierde ertötet, bei vielem Abmühen nichts vorwärts gebracht und die Jugend mit dem freudigen Gefühle des Fortschreitens im Wissen unbekannt gelassen werde. Trotz des vielen Lateinunterrichtens und -Sprechens der Schüler [ein Hauptpunkt der jesuitischen Studienordnung] könnten sie nach sechs Jahren noch keinen lateinischen Aufsatz machen. Die Sprachlehren enthielten ein dürres Sparrenwerk von Erklärungen und Regeln. Die klassische Lektüre beschränke sich auf Chrestomathien, auf kurze Exzerpte aus vielen Autoren der verschiedensten Schreibart. Vom Studium eines Klassikers, seiner Ausdrucksweise, seines Ideenganges finde sich nichts. Bei dem Geschichtsunterrichte fehlten alle historischen Karten. Der Unterricht in der Mathematik sei unter aller Kritik. Die einfachsten Rechnungsarten werden durch volle sechs Jahre hindurchgezogen und dabei doch aufs dürftigste behandelt. Das Rechnen werde den Schülern förmlich verlehrt.

Schwere Kämpfe gegen eingerostete Vorurteile setzten ein. Endlich im Jahre 1849 erschien ein „Organisationsentwurf der Gymnasien", der den Anforderungen eines Kulturstaates im großen und ganzen entsprach. Acht Jahre sollte der „Entwurf" praktisch erprobt, dann sollte er, nach nochmaliger Überarbeitung durch eine Kommission, Gesetz werden. Als aber im November 1857 die Ergebnisse der Kommissionsberatungen bekannt wurden, sahen die vorwärts drängenden österreichischen Schulmänner zu ihrem Schrecken, daß die „Ergebnisse" einen Rückfall in das alte jesuitische System bedeuteten.

Der Jesuitenorden hatte nach seiner Wiederherstellung allmählich wieder mächtigen Einfluß in Österreich erlangt. Er rechnete mit Besitzergreifung zahlreicher Gymnasien. Sie sollten natürlich nach seiner „Studienordnung" geleitet werden. So wurden denn alle Hebel angesetzt, die unbequeme Neuordnung in ihrem Kern und Wesen zu ändern, und der Jesuitenorden mit seiner „Studienordnung" siegte in der Tat über den österreichischen Staat und seinen Organisationsentwurf der Gymnasien. Die den Jesuiten nach und nach wieder überantworteten Gymnasien wurden dem Orden und seinen unveränderten humanistisch-didaktischen Grundsätzen und nicht den staatlichen Vorschriften unterstellt. Der österreichische Unterrichtsminister Graf Leo Thun kapitulierte vollständig vor dem General des Jesuitenordens, Peter Beckx. Der Briefwechsel zwischen beiden, dem Vertreter des auf dem Kulturwege fortschreiten wollenden Staates und dem auf dem Schulstandpunkte des 16. Jahrhunderts stehenbleiben wollenden Jesuitengenerals, ist von so hohem Interesse, daß ich am Schluße des Abschnittes ausführlich auf ihn zurückkommen werde. Denn Rückständigkeit, Auflehnung gegen die Staatsgewalt, Widerstand gegen Anpassung und Fortschritt, eigensinniges Beharren auf vor Jahrhunderten festgesetzten Ordensmaximen sind in ihm mit Händen zu greifen.

Ebenso ausgeprägt treten diese besonders in der Didaktik und Pädagogik verderblichen Eigenschaften in folgenden Tatsachen hervor.

Erst seit vielleicht drei Jahrzehnten läßt sich der Orden, „der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe", dazu herbei, junge, für das Lehramt bestimmte „Scholastiker", neuzeitlichen Anforderungen entsprechend, auf Universitäten durch Fachstudium, Examina usw. zum Lehramte regelrecht vorzubereiten.

Als ich in Feldkirch war (1861—1869), und auch Jahre später noch, befand sich unter den vielen Klassenlehrern nur ein einziger, der fachmännische Vorbereitung besaß, Georg Michael Pachtler (der oben charakterisierte Mitarbeiter an den Monumenta Germaniae paedagogica). Und auch dieser eine hatte die philologische Ausbildung nicht im Jesuitenorden erhalten, sondern er hatte sie schon vor dem Eintritte in den Orden sich an Staatsanstalten erworben. Daß er sie besaß, war also für seine Eigenschaft als vom Orden angestellter Klassenlehrer bloßer Zufall.

Die übrigen Lehrer waren unvorbereitete, junge „Scholastiker".

Als 15-, 16-, 17jährige Knaben, von der Tertia oder Sekunda eines Gymnasiums oder aus einem bischöflichen Konvikte heraus, waren sie in den Orden eingetreten; zwei Jahre lang, im Noviziat, hatten sie jede wissenschaftliche Weiterbildung entbehrt; dann nach der langen Unterbrechung machten sie in zwei oder drei Jahren den alten, schwerfälligen und aufs äußerste mangelhaften humanistischen Lehrgang des Ordens durch: „Grammatik", „Humanität", „Rhetorik"; darauf folgte wiederum eine Unterbrechung von drei Jahren für den „philosophischen Kurs", und nach Beendigung des Kursus schickte der Orden sie als „reif" und „geeignet" zum Unterrichte auf seine Gymnasien. Im vollen und schlimmen Sinne galt für sie: lehrend lernen wir (docendo discimus). Was sie als Jahrespensum den Schülern beizubringen hatten, mußten sie oft, wenige Wochen vor Beginn des Schuljahres, in angestrengter Arbeit zur Not sich selbst erst anzueignen versuchen.

Deutlich erinnere ich mich, daß unser Klassenlehrer in der 3. Klasse, Pater Suermann, uns Schülern auffiel wegen sehr mangelhafter Kenntnisse im Latein und Griechischen. Oft kam es vor, daß er, unter allerlei Vorwänden, Antworten auf Schülerfragen hinausschob. Wir hatten bald heraus, daß er die Antwort überhaupt nicht wußte und erst bei anderen sich Rats erholte. Ein anderer Feldkircher „Ordinarius", mit dem ich später den theologischen Kursus absolvierte, Pater Blötzer, erzählte mir, wie er ohne jede Kenntnis des Griechischen zum Lehrer des Griechischen bestimmt wurde und wie er während der kurzen, zwischen seiner Ernennung zum Klassenlehrer und dem Antritte des Amtes liegenden Zeit habe „ochsen" müssen, um sich „vorzubereiten".

In offen-naiver Weise kommt übrigens dieser „autodidaktische" Grundsatz in der jesuitischen

„Studienordnung“ selbst, und zwar in der für die Neuzeit angepaßten, zum Ausdrucke:

Auch darauf ist zu halten, daß die Unsrigen den Anfang ihres Lehramtes in einer Klasse machen, über welcher sie an Wissen stehen, und daß sie derart jährlich mit einem guten Teile ihrer Schüler zur höheren Stufe aufsteigen können (Regel 29 des Provinzials).

Der österreichisch-klerikale Schlendrian duldete jahrzehntelang, daß an einigen Staatsgymnasien der Jesuitenorden „derart“ das Lehramt ausübte. Allmählich erwachte aber auch dort mit dem erwachenden Staatsbewußtsein das didaktisch-pädagogische Pflichtbewußtsein, und auch Österreich verlangte von den Jesuiten das Mindestmaß wissenschaftlicher Befähigung zum Unterrichte: fachmännische Durchbildung.

Erst von da an datiert das Vorkommen fachmännischer Vorbereitung für den Lehrberuf innerhalb des Jesuitenordens. Aber es existiert — und das ist zu beachten — als Ausnahme; es steht noch immer neben, nicht im jesuitischen Unterrichtssystem. Es ist kein Wesensbestandteil geworden; noch immer herrscht offiziell die alte und veraltete „Studienordnung“, und sie kennt nur Bedürfnisse früherer, längst versunkener Zeiten und Bildungsepochen; zäh verteidigt sie ihren Platz.

Ein Beleg für solche rückständige Zähigkeit ist, daß die dreiundzwanzigste „Generalkongregation“ vom Jahre 1883 („Generalkongregationen sind die höchste Instanz des Jesuitenordens“) Staatsexamina und Anpassung an wissenschaftliche Forderungen der Neuzeit (Mathematik und Naturwissenschaften) zwar notgedrungen zuläßt, im selben Atemzuge aber einschärft:

„Es ist durchaus dafür Sorge zu tragen, daß dabei die Studienordnung der Gesellschaft [Jesu] unversehrt bleibt“, auch solle, etwa zugunsten der Vorbereitung für Mathematik und Naturwissenschaften, vom vorgeschriebenen dreijährigen Philosophiekurse des Ordens nicht abgewichen werden (Dekrete 21. 22. 23: Monum. Germ. paed. II, 122 sq.).

Also: einer Anpassung an neuzeitliche Bedürfnisse kann sich der Jesuitenorden nicht mehr entziehen, weil sonst diejenigen Staaten, in denen er öffentliche Unterrichtsanstalten besitzt, die Unterrichtsbefugnis ihm nehmen würden; aber starr hält er fest an seiner weitab von der Jetztzeit liegenden „Studienordnung“; sie muß „unversehrt“ bleiben, und die neueren Wissenschaften haben, was Ausbildung der jungen Ordensmitglieder betrifft, zurückzutreten vor dem althergebrachten dreijährigen philosophischen Kursus, in dem Aristoteles und Plato, Averroes und Avicenna, Occam, Petrus Lombardus, Duns Scotus und Thomas von Aquin breitesten Raum einnehmen, Kant dagegen und die gesamte neuere Philosophie mit wenigen „Thesen“ abgetan werden.

Es ist deshalb ein starkes, aber nicht ungewohntes Stück jesuitischer Verdrehung, wenn Lobredner des Ordens, zumal seine eigenen schriftstellernden Mitglieder, aus der schon mehrfach erwähnten Tatsache, daß die „Studienordnung“, wie sie im 16. Jahrhundert war, auch heute noch Geltung hat, den Schluß ziehen: wie bewunderuswürdig vollkommen muß der jesuitische Unterrichts- und Erziehungsplan sein, wenn er ohne Veränderung die Jahrhunderte überdauert und sich heute wie vor mehr als vierhundert Jahren gleich leistungsfähig erweist. Das heißt die Sache auf den Kopf stellen.

Die das Durchschnittsmaß in keiner Weise übersteigenden Leistungen sind eben nicht auf das Konto des jesuitischen Unterrichtsplanes zu setzen, sondern sie sind Wirkungen der Macht äußerer Verhältnisse, deren wohltätigen Einflüssen sich das veraltete jesuitische Unterrichtssystem auf die Dauer nicht erwehren konnte. So und nicht anders lautet das richtige Urteil über die Erfolge der jesuitischen Unterrichtsmethode.

* * *

Die versteinerte jesuitische Studienordnung ist für unsere Zeit bestimmt; daß sie nicht gehandhabt wird und ihre Unfruchtbarkeit nicht kund tut, ist, wie schon gesagt, nicht Verdienst des Ordens und seines Unterrichtstalentes, sondern anderer, meistens gegnerischer Faktoren, zumal der nichtjesuitischen Didaktik, über welche die jesuitische sich als turmhoch erhaben hinstellt.

Es geht mit der jesuitschen Studienordnung wie mit so vielen Punkten der jesuitischen Satzungen überhaupt: sie stehen auf dem Papiere; in bezug auf wesentliche Punkte sind sie nicht in Übung. Ihre Durchführung hat sich, sei es überhaupt, sei es für bestimmte Zeiten und Verhältnisse, als unvorteilhaft für den Orden erwiesen. Dennoch werden solche Bestimmungen gelobt, als ob sie auch heute noch fruchtbar und wirksam seien; sie werden gepriesen als Zeichen der ewigen Jugend des Ordens, als Kundgebungen der „übernatürlich erleuchteten Klugheit“ seines Stifters, Ignatius von Loyola, der, über Zeit und Raum hinweg-

sehend, Anordnungen traf, die, nie veraltend, sich aus sich selbst erneuern.

Mit der Wahrheit haben solche Lobpreisungen nichts zu tun; wohl aber sind es Bausteine für die Ruhmespyramide des Ordens.

Zu dieser ungünstigen Beurteilung des jesuitischen Unterrichtssystems tritt sie verstärkend hinzu, daß es Entwicklungsmöglichkeiten besaß wie kein anderes.

Auf die eigenen großen, fast unerschöpflichen Mittel des Ordens selbst habe ich schon hingewiesen, ebenso auf die fördernde Gunst von Kirche und Staat. Gerade letzteres Moment läßt die Wagschale des jesuitischen Unterrichtserfolges stark in die Höhe schnellen. Man denke an Frankreich, Italien, Spanien, Portugal, an Österreich, Bayern und die vielen Kur- und Fürstbistümer, wo die Jesuitenschulen auf alle Weise begünstigt wurden; man bedenke, daß der Orden jahrhundertelang wohl das beste Schülermaterial in Händen hatte. Und trotz allem keine Erfolge, welche die Erfolge anderer Anstalten irgendwie überragen. Quantitativ und dekorativ waren die Jesuitenschulen unerreicht; qualitativ erhoben sie sich nicht über das übliche Niveau.

Eine Studienordnung, deren entscheidende Satzungen in der Gegenwart nicht anwendbar sind, die nur dadurch äußerlich aufrecht erhalten werden kann, daß sie in allen wesentlichen Punkten sich mit sich selbst in Gegensatz setzt, ist schlecht. Es mag eine Zeit gegeben haben, in der sie gut war. Die Zeit ist dahin. So hat sie vielleicht kulturgeschichtlichen Wert, praktisch und didaktisch ist sie wertlos.

* * *

Allein hierin liegt nicht die eigentliche Schlechtigkeit, oder, unmißverständlicher ausgedrückt, der eigentliche Unwert des jesuitischen Unterrichtssystems. Wir müssen, um den Unwert zu erfassen, ins Innere des Ordens und seiner Unterrichtsgrundsätze dringen.

Das jesuitische Unterrichtssystem (ebenso das Erziehungssystem, von dem später die Rede sein wird) ist ein Ausfluß des jesuitischen Ordenssystems überhaupt; es nimmt somit teil an dessen Grundübel. Dieses Grundübel ist: schrankenloser Egoismus.

Der Jesuitenorden in all seinen Tätigkeitsformen birgt unter raffinierter Glätte des Äußern und unter religiös-asketischer Gewandung eine Verkörperung so brutalen Eigeninteresses, wie sie, in einer großen Vereinigung organisiert und systematisiert, innerhalb der zwei Jahrtausende christlicher Kulturgeschichte überhaupt nicht mehr vorkommt.

Sehen wir, wie der typische Ordensegoismus auch sein Unterrichtssystem beherrscht.

Da ist auszugehen von der kaum beachteten, aber den jesuitischen Egoismus intensiv kennzeichnenden Tatsache, daß der jesuitische Unterrichtsplan überhaupt nicht aufgestellt und abgefaßt worden ist für die Jugend außerhalb, sondern für den jugendlichen Nachwuchs innerhalb des Ordens, d. h. für die „Scholastiker" der Gesellschaft Jesu, für die „Unsrigen" (Nostri), wie der Ausdruck der Satzungen und Regeln lautet.

Alle guten Weisungen der „Studienordnung", alle in ihr niedergelegte Überlegung sind ausgedacht an erster Stelle für den eigenen Vorteil des Ordens. Die „Auswärtigen" kommen erst in zweiter Linie in Betracht. Sie und ihre Bedürfnisse müssen sich einfügen in das dem Ordensinteresse dienende Unterrichtssystem; sie sind sein Anhängsel, nicht sein Hauptgegenstand.

Scharf kommt dies zum Ausdruck im 4. Teile der „Satzungen", der die Grundlage für das ganze jesuitische Unterrichtswesen und seine „Studienordnung" bildet.

* * *

Egoismus ist es auch, daß der Orden auf seinen Anstalten ausschließlich von Jesuiten verfaßte Lehrbücher gebrauchen läßt, soweit er nicht durch den Staat zur Einführung nicht-jesuitischer Lehrbücher gezwungen wird. Seine Lehrbücher mögen in Methode usw. noch so weit hinter der Zeit zurückgeblieben sein, sie mögen noch so viele Fehler enthalten (die S. 34 besprochenen Grammatiken der Jesuiten Alvarez und Gretser sind für beides klassische Beispiele), das verschlägt nichts; sie werden beibehalten. Denn nicht auf wissenschaftlichen Fortschritt der Schüler kommt es dem Orden an, sondern auf Bewahrung seines Geistes, d. h. hier: auf den im Orden üblichen didaktischen Drill, der sich in von Jesuiten verfaßten Grammatiken und Übungsbüchern natürlich am besten ausprägt und weiterpflanzt.

Ein Erlaß des Provinzials G. Hermann für die oberdeutschen Gymnasien des Ordens vom Jahre 1766 enthält unter 17 zum Gebrauch empfohlenen Lehrbüchern kein einziges von einem Nicht-Jesuiten verfaßtes (Monum. Germ. paed. 16, 54 ff.).

In dieser jesuitischen Lehrbücherpraxis steckt

auch ein gutes Stück der später noch zu betonenden Internationalität: der Jesuit kennt nur Schulbücher des Ordens, nicht aber solche irgendeines Volkes. So figurieren in dem eben erwähnten Erlasse 14 Schulbücher ausländischer Jesuiten (Italiener, Franzosen, Wallonen); und doch handelt es sich ausschließlich um deutsche Schulen.

* * *

Auch eine Erwägung allgemeiner Natur läßt den Egoismus des Ordens innerhalb seines Unterrichtswesens besonders deutlich hervortreten. Zugleich zeigt sich dabei eine so erstaunlich falsche didaktisch-pädagogische Grundauffassung, daß sie allein genügt, das Unterrichtswesen und zumal die „Studienordnung" des Jesuitenordens als in seinem innersten Wesen verfehlt zu erklären.

Nach der Absicht des Ordens soll seine Studienordnung ein für alle Länder gleichmäßiger und für alle Zeiten so gut wie unveränderlicher Lehrplan sein.

Die Betonung der Gleichmäßigkeit und Unveränderlichkeit findet sich bei allen jesuitischen Kommentatoren der „Studienordnung":

Eine solche Ratio studiorum, schreibt z. B. der Jesuit Pachtler, war keine leichte Arbeit. Sie sollte auf Jahrhunderte gelten und die Bedürfnisse der verschiedenen Völker und Reiche, bei welchen der Orden wirkte und lehrte, berücksichtigen ... Ein so stark zentralisierter Orden wie die Gesellschaft Jesu, die ihre Professoren von einem in das andere Land sendet, wo eben das Bedürfnis am größten ist, erforderte unabweislich die Einheit der Schulung, der Lehrweise und Studienordnung (Monum. Germ. paed. 5, V und 3).

Wollte heute irgendein Schulmann Studien- und Lehrpläne in die Welt setzen, die „auf Jahrhunderte gelten" und gleichmäßig „den Bedürfnissen der verschiedenen Völker" genügen, er würde mit seiner Didaktik und Pädagogik dem Spotte verfallen. Denn internationale Gleichmäßigkeit und intertemporelle Unveränderlichkeit sind, gerade im Unterrichtswesen, das auf zeitliche und nationale Bedürfnisse und Wandlungen in besonderer Weise Rücksicht nehmen muß, Unmöglichkeiten. Wer im Ernste so etwas durchführen will, beweist, daß für ihn dabei nicht der Unterricht, d. h. fördernder Einfluß auf die zu Unterrichtenden Triebfeder ist, sondern etwas ganz anderes. Und dies andere ist beim Jesuitenorden: er selbst. Er will unabhängig von Zeit, Ort und Volk, derselbe bleiben. Und deshalb die Gleichmäßigkeit und Unveränderlichkeit seiner „Studienordnung". Was schert ihn, diesen Moloch des Egoismus, Wohl und Wehe, Fortschritt und Gedeihen der Objekte seines internationalen Wirkens?!

* * *

Zu diesem im Unterrichtssystem des Jesuitenordens unmittelbar sich äußernden Egoismus kommt der, ich möchte ihn nennen indirekte Egoismus. Er tritt fast noch stärker, jedenfalls in seiner Wirkung nachhaltiger als der direkte hervor.

Unterrichten, Lehrer-Sein ist ein Lebensberuf. Im Jesuitenorden aber ist die Lehrtätigkeit „Experiment", Übung, um die „Scholastiker" der Gesellschaft Jesu auszubilden.

„Magister" und „Präfekt", d. h. das Amt des Lehrers und Erziehers, sind Stufen, Schritte im regelmäßigen Ausbildungsgange des jungen Jesuiten. Des Ordens wegen, welcher Mitglieder braucht, „die in allem erfahren sind" (in omnibus exercitati), wird der blutjunge „Scholastiker" zu ganz bestimmter Zeit seiner „Lehr- und Wanderjahre" auf das Katheder gesetzt, und nach Ablauf einer im allgemeinen ebenfalls bestimmten Zeit hat er das Katheder wieder zu verlassen, um auf seinem Ausbildungsgange im Interesse des Ordens weiter zu schreiten.

Der Regel nach ist für den Jesuiten nach Vollendung des philosophischen Kursus die Zeit gekommen, da er sich in der Lehrtätigkeit zu „üben" hat. Er wird dann (ich spreche aus eigener Kenntnis von der „deutschen" Ordensprovinz) nach Feldkirch (Vorarlberg), Ordrupshoj (Dänemark) oder in ein Kolleg der nord- (Buffalo) oder südamerikanischen (Brasilien) oder ostindischen (Bombay) „Mission" geschickt und wird dort in irgendeiner Klasse „Ordinarius" oder Fachlehrer. Solange es die Oberen für gut finden, zwei, drei, vier, selbst fünf Jahre, bleibt er „Magister"; dann ist das „Experiment" des Unterrichtgebens für ihn vorüber, es kommt eine neue, die letzte Station auf seinem Ausbildungsmarsche: das Studium der Theologie.

Während der ganzen Zeit, die er als Lehrer verbringt, weiß der junge Jesuit ganz genau, daß seine Lehrtätigkeit Übergangsstadium ist; er weiß ganz genau, daß er noch nicht sein Ziel, geschweige denn seine Lebenstätigkeit erreicht hat. Dies Ziel, die Theologie als Vollendung seiner eigenen Ausbildung, schwebt ihm ständig vor Augen, und von Jahr zu Jahr hofft er, daß der Befehl des Oberen

ihn aus dem „Magisterium“ heraus und in die „Theologie“ hinein versetzt.

Es liegt auf der Hand, daß das Bewußtsein vom Vorübergehenden seiner Tätigkeit für den Jesuiten-Lehrer nicht gerade ein Ansporn zu fruchtreicher Ausübung des Lehramtes bedeutet.

So ist das Lehrpersonal an jesuitischen Schulen in beständigem Flusse. Die Schar der Scholastiker-Jesuiten passiert in bestimmten Zeiten und bestimmten Abständen als Lehrer die verschiedenen Klassen; jährlich wechseln die Personen, d. h. jährlich beendigen einige ihre Lehrtätigkeit und beginnen die „Theologie“, während andere aus der „Philosophie“ an ihre Stelle treten. Ein Verwachsen mit dem Lehrberufe ist ausgeschlossen. Ja, wenn das Sich-Einleben, das Verwachsen gerade beginnt, nach ein, zwei, drei Jahren, heißt es für den „Scholastiker“: fort mit dir, mache Platz einem andern, einem Neulinge, wie du einer warst; deine Übungszeit auf dem Katheder ist um, jetzt ist er an der Reihe.

Auch ein wichtiges psychologisches Moment tritt schädigend hinzu.

Je länger der „Scholastiker“ im „Magisterium“, in der Lehrtätigkeit belassen wird, um so größer wird die Unlust an der Arbeit. Er will weiter, er will das Ende seiner eigenen Ordens-Entwicklung erreichen.

Während meines vierjährigen theologischen Kursus habe ich von den „Magistern“, die jährlich aus den verschiedenen, vom Orden geleiteten Unterrichtsanstalten in die Theologie eintraten, entsprechende Äußerungen gehört: sie fühlten sich erlöst, die damnatio ad bestias — so würde im Ordensjargon die Lehrtätigkeit, der Umgang mit der studierenden Jugend genannt! — war vorüber, sie waren dem ersehnten Ziele der eigenen Ausbildung nahe. Bittere Unlust am Amte, das selbst wieder erzwungenes „Experiment“, nicht frei gewählter, lieber Beruf war, ist für Ausübung des Amtes ein schlechter Begleiter und Berater. Wie schlecht, sagt uns ein Kundiger und zugleich ein warmer Anhänger des Ordens.

Cornova war 17 Jahre lang Jesuit; die Aufhebung des Ordens im Jahre 1773 löste, sehr wider seinen Willen, das langjährige Band; zeitlebens bewahrte er aber dem Orden herzliche Anhänglichkeit, die er literarisch durch eine Verteidigungsschrift des jesuitischen Unterrichtswesens bekundete. Er war besonders dazu berufen, da er innerhalb des Ordens hauptsächlich in der Lehrtätigkeit beschäftigt gewesen war:

Daß alle Jesuiten ohne Ausnahme, wenigstens eine Zeitlang, die Jugend lehren mußten, dawider ließen sich allerdings Einwendungen machen. Nicht jedermann ist zum Pädagogen geschaffen . . . Die Sozietät [Jesu] gewann freilich dabei: die Professur war zugleich die wahre sittliche Bildungsschule junger Jesuiten, denn der Mensch wacht nie strenger über sich, als wenn er in die Notwendigkeit versetzt wird, über andere zu wachen. Aber der daraus fließende Vorteil für den Orden sprach ihn nicht von der Pflicht los, die er bei der Übernahme der öffentlichen Schulen auf sich genommen hatte, für das Beste der ihm anvertrauten Jugend nach Kräften zu sorgen. Wirklich hätte man alle diejenigen von dem Lehramte ganz entfernt halten sollen, denen es an allen Fähigkeiten zu demselben fehlte (Cornova, Die Jesuiten als Gymnasiallehrer. Prag 1804, S. 94 f.).

Ein Freund des Ordens, einer, dessen Tätigkeit im Orden fast ausschließlich dem Lehrfache gewidmet war, kommt also auch zu dem Ergebnisse, daß Egoismus der Boden ist, auf dem das jesuitische Unterrichtssystem steht.

* * *

Das ist das Ordenssystem; so soll es sein, wenn der Orden frei schalten und walten kann:

Unsere Scholastiker, sagt kurz und bestimmt die „Studienordnung“, soll der Provinzial nicht vom Lehramte der Grammatik oder Humanität ausnehmen, außer wenn wegen des Alters oder wegen eines anderen Grundes ihm schiene, anders beschließen zu sollen (Regeln des Provinzials, Reg. 26).

Die Regel ist also: alle jungen Jesuiten müssen Lehrer werden, alle müssen am reichlich dargebotenen Schülermaterial ihre Fähigkeiten eine Zeitlang üben.

Und unnachsichtlich zwingt der Orden seine Glieder, sie mögen tauglich sein oder nicht, sie mögen wollen oder nicht, zu der didaktisch-pädagogischen „Übung“, zum Herumexperimentieren an der Jugend. Ein Brief des Ordensgenerals Vincenz Caraffa vom 28. Juli 1646 an den böhmischen Provinzial Johann Dackazat, den der Provinzial zur Kenntnis seiner „Provinz“ bringt, ist dafür Beleg:

Unser sehr ehrwürdiger Vater erklärt und befiehlt mir (da es in der Gesellschaft keine bestimmte Zeit gibt für das Lehramt in den unteren Schulen), ohne Unterschied alle, und besonders jene, die diese Beschäftigung verabscheuen, zum Lehramte zu verwenden (Wiener Hofbibliothek, Kodex Nr. 12029, S. 100; bei Kelle, a. a. O. S. 48 und 258).

Also das Lehramt „verabscheuende“ Lehrer verwendet der Jesuitenorden. Und zwar wird die

Verwendung gerade solcher Lehrer „besonders" eingeschärft, und zwar bildet sie Wesensbestandteil des Unterrichts systems! Muß man da nicht sagen:

Nicht um die Jugend, sondern um sich selbst ist es dem Jesuitenorden zu tun; um den gleichmäßigen Gang seiner Maschine, d. h. um die gleichmäßige Ausbildung seiner Glieder.

* * *

So war es während meiner Feldkircher Zeit bis Ende der 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts. Jetzt ist es in dieser Beziehung anders, aber nur dort, wo der Staat staatlich geprüfte Lehrer verlangt. Dort muß der Orden vom System abweichen, und er beläßt diejenigen, welche das Staatsexamen gemacht haben, meistens dauernd im Lehrfache.

Meistens! Denn auch hier gibt es keine Stetigkeit. Immer und überall bleibt für den Jesuiten oberstes Gesetz der Gehorsam, d. h. das Interesse des Ordens; immer und überall weiß der Jesuit, daß es für ihn bleibende Stätte, bleibende Beschäftigung nicht gibt, nicht geben soll. „Einen Fuß in der Luft": so bezeichnete mein Novizenmeister, der Jesuit Meschler, die Stellung des Jesuiten in jeder Lebenslage, in jeder Tätigkeit. Ein Jesuit mag noch so viele Staatsexamina gemacht haben, er mag noch so notwendig sein für seine Klasse oder für die ganze Anstalt: hilft alles nichts. Wenn das Ordensinteresse, der Ordensegoismus es verlangen — und darüber befindet einzig und allein der jesuitische Obere —, dann scheidet der Jesuit aus seiner Stellung, von heute auf morgen, ja von einer Stunde zur andern. Anstalt, Schülern, Klassen, Büchern und Heften kehrt er den Rücken, als ob sie ihn nie etwas angegangen hätten. Er ist eben weder für sich da, noch für die Dinge und Personen, deren Interesse er sich äußerlich widmet, sondern er ist da, ganz und ungeteilt, für das Interesse des Ordens.

Diese Auffassung, die sich aus den vorgelegten allgemeinen Erwägungen über den im Jesuitenorden herrschenden Geist als die richtige ergibt, kommt außerdem auch in der „Studienordnung" zu klarem Ausdrucke:

Es ist Sorge zu tragen, daß jene, welche Talent und zumal besonderes Talent zum Predigen zeigen, nicht länger als recht ist im Lehramte, sei es der humanistischen Fächer, sei es in der Philosophie oder Theologie, zurückbehalten werden, damit sie nicht erst dann zum Predigtamte gelangen, wenn sie in jenen Studien fast schon ergraut sind (Regel 26 des Provinzials).

Es handelt sich bei dieser Vorschrift um Jesuiten, die ihre Ausbildung beendigt haben. Sie können also, da es ein Weiterschreiten in der Ausbildung für sie nicht gibt, ganz gut im Lehramte der humanistischen Fächer (oder der Philosophie oder Theologie) verbleiben, bis sie „grau", ja bis sie weiß geworden wären, und zum Nutzen des Amtes und ihrer Schüler wäre das Verbleiben sicherlich. Aber das Predigen steht im Ordensinteresse höher als das Unterrichten, und deshalb werden sie aus der Lehrtätigkeit herausgenommen.

* * *

Schon vor der Zwangslage, in welche der Orden durch die vom Staate geforderten Examina versetzt wurde, gab es allerdings (ich spreche von Feldkirch) Jesuiten, die so gut wie dauernd Lehrer waren. Allein das ändert nichts an der Tatsache, daß das Gros der Jesuiten-Lehrer eine bewegliche, fließende Menge bildete. Die festen Punkte in diesem Strome waren Ausnahmen. Und auch die Wenigen waren aus dem eben angeführten Grunde (auf jeden Wink des Oberen hin ihre Tätigkeit mit einer andern zu vertauschen) nicht im Lehrberufe verankert.

Es kann auch und gerade an dieser Stelle (ausführlich spreche ich davon im 2. Teile) nicht genug betont werden, wie das dem Jesuiten vom ersten Tage des Noviziats an eingeflößte Bewußtsein von der Unsicherheit seines Wohnortes und von der Wandelbarkeit seiner Tätigkeit zwar für die Beweglichkeit, Schlagfertigkeit des Ordens von ungeheurer Bedeutung ist, die Stetigkeit, die Ruhe im Schaffen des einzelnen Jesuiten aber wesentlich beeinträchtigt, indem es Gleichgültigkeit — die Ordensaskese nennt es „heilige Gleichmütigkeit" (sancta indifferentia) — in bezug auf die Beschäftigungsart hervorruft. Solche Stimmung ist gewiß nicht die richtige Gemütsverfassung für Jugendlehrer, um so weniger, als die Ordenssatzungen auch innere Loslösung von der jeweiligen Beschäftigung verlangen. Anhänglichkeit an Orte, Personen, Dinge, Tätigkeiten soll der Jesuit sogar nach Kräften bekämpfen. Er soll, auch als Jugendbildner und Lehrer, „taugliches Werkzeug" (instrumentum idoneum) sein in der Hand des Ordensoberen für den Ordenszweck; aber eben nur „Werkzeug"; oder wie die Satzungen sich ausdrücken:

Jeder soll durch den Oberen sich lenken und leiten lassen, als sei er ein Leichnam, der sich hierhin und

dorthin auf jede Weise tragen und legen läßt; oder als sei er der Stab eines Greises, der demjenigen, der ihn hält, [dem Orden], wo und wie auch immer er will, dient (Summarium Constitutionum 36: II, 73).

Was ist aber von Jugendlehrern zu erwarten, die in Gesinnung und Tätigkeit „Leichname" und „Stöcke" sein sollen?!

* * *

Auch die Internationalität der jesuitischen „Studienordnung", d. h. ihre Gleichförmigkeit für alle Nationen, ist Egoismus und zugleich starkes Hemmnis für fruchtbringende Wirkung.

Für den internationalen Jesuitenorden, der ein wesentliches Interesse daran hat, überall derselbe zu sein, nationale Verschiedenheiten bei seinen Mitgliedern auszurotten und seine Anschauungen gleichmäßig unter den Völkern zu verbreiten, ist ein gleichförmiges, internationales Unterrichtssystem allerdings erstes Erfordernis. Das spricht die 7. Generalkongregation des Ordens (Dekret 21, 3: I, 594) klar aus:

Es soll nicht erlaubt sein, Noviziate, Kollegien oder Seminarien der Unsrigen nur aus der eigenen Nation zu besetzen; es sei geratener, nach der überall in der Gesellschaft [Jesu] eingeführten Gewohnheit, aus anderen Nationalitäten einige beizumischen, damit nicht, zum großen Schaden der Gesellschaft [Jesu], der Unterschied der Nationalitäten allmählich sich einbürgere. Es sei auch nicht erlaubt, daß in denjenigen Städten, in denen die Gesellschaft [Jesu] ihre eigenen Kollegien und Studien [-Häuser] habe, Professoren der Theologie, Philosophie oder der humanistischen Studien nur aus der betreffenden Nationalität genommen werden, und noch weniger die Oberen, weil dies in offenem Widerspruche mit den Gewohnheiten der Gesellschaft [Jesu] steht (Institutum Societatis Jesu, I, 594. Ed. Pragae 1757).

Ein Volk aber muß sein eigenes, auf seine nationalen Sonderbedürfnisse Rücksicht nehmendes Unterrichtssystem besitzen. Studienordnungen, die nationale Eigentümlichkeiten nivellieren, sind schlecht; und gehen die Nivellierungsbestrebungen hervor aus Rücksicht auf das Wohl einer von der betreffenden Nation verschiedenen, internationalen Organisation, so ist das nivellierende Unterrichtssystem ein egoistisch-internationales.

Die Macht der Verhältnisse hat den Jesuitenorden im Laufe der Zeit gezwungen, seine internationale „Studienordnung" mit nationalen Bedürfnissen etwas in Einklang zu bringen. Verordnungen der Generalkongregationen, Generale, Provinziale, Rektoren sind vorhanden, welche nationalen Verhältnissen Rechnung tragen. Aber das Studiensystem als solches hat seine egoistische Internationalität unverändert bewahrt. Niemals ist es den höchsten Instanzen des Ordens in den Sinn gekommen, daran etwas zu ändern. Wohl aber stellt es der Orden auch hier so hin, als ob die ihm abgetrotzten nationalen Milderungen und Veränderungen seiner Studienpraxis organisch herauswüchsen aus seinem Studiensystem. Der international gefaßte Wortlaut der jesuitischen „Studienordnung" macht zwar die Unwahrhaftigkeit solcher Darstellungen klar; aber der Orden denkt, und zwar mit Recht, wer vom großen Haufen, auch vom großen Haufen der Gebildeten, liest denn meine „Studienordnung" und den auf das Studienwesen sich beziehenden vierten Teil meiner Satzungen? Und so berufen sich die jesuitischen Lobredner der jesuitischen „Studienordnung" nach wie vor dreist auf die 39. Regel des Provinzials, um zu beweisen, daß auch die „Studienordnung" nationale Verschiedenheiten betone. Sie unterlassen aber mitzuteilen, daß die dort erwähnten „Verschiedenheiten" keine wirklich nationalen Eigentümlichkeiten betreffen, sondern, daß sie sich lediglich auf Äußerlichkeiten, Formalien („Stundeneinteilung", „Repetitionen", „Disputationen", „Vakanztage") beziehen, und daß obendrein noch eingeschärft wird, die Fürsorge, selbst für diese unwesentlichen Einzelbedürfnisse, müsse so getroffen werden,

„daß man sich unserer gemeinsamen Studienordnung möglichst anschließt".

Also die Internationalität schlägt auch hier wiederum durch.

Unumwunden spricht der Jesuit Pachtler, wohl in einem unbewachten Augenblicke, die Unterrichts-Internationalität des Ordens aus:

Ein so stark zentralisierter Orden, wie die Gesellschaft Jesu, die ihre Professoren von einem in das andere Land sendet, wo eben das Bedürfnis am größten ist, erforderte unabweislich die Einheit der Schulung, der Lehrweise und Studienordnung, d. h. eine ins einzelne ausgearbeitete ratio studiorum (Monument. Germ. paedag. 5, 3), die er dann wenige Seiten weiter „ein auf Jahrhunderte und für alle Länder berechnetes Werk" nennt (a. a. O. 5, 6).

In der Tat! „Die starke Zentralisation" des Ordens, die von einem Mittelpunkte aus gleichförmig und gleichartig gesponnene Fäden über Deutschland, Spanien, England, Italien, Österreich, Schweden, Belgien, Por-

tugal, Dänemark, Holland, über Nordamerika und Ostindien, über Kanada und Südamerika zieht, kurz, jene nicht einmal im Organismus der römischen Kirche erreichte Internationalität ist der Beweggrund für „die Einheit der Schulung, der Lehrweise und Studienordnung". Aus dieser zentralisierten und potenzierten Internationalität, die zu einem Riesenleibe verkörperter Egoismus ist, fließt dann aber auch mit Notwendigkeit der Unwert des auf so internatioal-egoistischer Grundlage ruhenden Unterrichtssystems.

Wo Wechsel von Jahrhunderten und Grundverschiedenheiten des Ortes, d. h. der Menschen, keine Rolle mehr spielen; wo die Zuführung geistiger Nahrung nur geregelt und abgemessen wird mit Rücksicht auf den Zentralisationspunkt, nicht aber, oder doch nur in zweiter Linie, mit Rücksicht auf das Wohl der innerhalb und an der Peripherie Wohnenden, da kann von wirklich gesunden, d. h. den Bedürfnissen der geistig zu Nährenden entsprechenden Nährwerten unmöglich mehr die Rede sein.

Ich, ich, ich! ruft über Zeit und Raum, über Individuum und Volk hinweg das jesuitische Unterrichtssystem.

* * *

Ein besonders lehrreiches Beispiel der aus dem internationalen Ordensgeiste heraus geborenen jesuitischen Gleichmacherei bietet das schon einmal erörterte jesuitische Unterrichtswesen in Österreich, dem Dorado des Jesuitismus. Dort hatte „der berühmte Schulmann" (so nennen ihn seine Ordensgenossen), der Jesuit Franz Wagner (geb. 1675 zu Wangen in Württemberg, mit 15 Jahren Jesuit geworden), im Jahre 1735 eine Schrift herausgegeben, die als amtliche Anweisung des Ordens für die Einrichtung seiner Schulen in Österreich, Ungarn und den Nebenländern angesehen werden muß. Denn Wagner selbst erklärt (Vorwort, S. 3), er schreibe „auf Geheiß der Oberen". Die Schrift betitelt sich: Instructio privata seu typus cursus annui pro sex humanioribus classibus in usum magistrorum Societatis Jesu editus. Da lesen wir:

Um in den verschiedenen Kollegien eine gleichzeitige Behandlung der Unterrichtsfächer zu erzielen, muß der Stundenplan fest und unverrückt eingehalten und nicht weniger genau als in den höheren Lehranstalten nach der Uhr geregelt werden... Zur Erzielung einer allseitig gleichmäßigen Unterrichtsmethode wird die hier gebotene Lehrordnung sehr zweckdienlich sein. In derselben werden bis ins einzelne für jeden Tag die vorzunehmenden Übungen, die Weise und Reihenfolge derselben angegeben, so daß der Lehrer garnicht darüber nachzudenken braucht, denn er hat den ganzen Jahreskursus wie auf einer Tabelle vorgezeichnet (Vorrede, S. 4f.).

Selbst der „deutsche" Jesuit Franz Zorell kann der „Lehrordnung" seines „berühmten" Ordensbruders keinen rechten Geschmack abgewinnen:

Diese Regelung ist so bis ins kleinste durchgeführt, daß die sämtlichen Jesuitengymnasien des Kaiserreichs einem einheitlichen Uhrwerke glichen, d. h. am gleichen Tage, zur selben Stunde das Nämliche in jeder einzelnen Klasse behandelten... Ob jedoch ein solches Regelwerk, das bis in die kleinste Lehrtätigkeit maschinenartig eingreift und nicht die leiseste Störung erträgt, durchgeführt werden könne, überlassen wir fremdem Urteile (Bibliothek der kathol. Pädagogik. Bd. 10, S. 326).

Aber die „maschinen- und uhrwerkartige" Lehrmethode Wagners ist vom Orden amtlich gebilligt; daran ist nicht zu deuteln.

Neben der Nivellierung tritt in dem Wagnerschen Plane auch die Schablonenhaftigkeit des jesuitischen Unterrichtssystems zutage, die fruchtbringende Wirkungen geradezu ausschließt.

* * *

Schon oben sagte ich, viele Bestimmungen der jesuitischen Satzungen stünden nur auf dem Papiere, beobachtet würden sie nicht, weil ihre Innehaltung aus diesem oder jenem Grunde unvorteilhaft für den Orden geworden sei; die tote Formel würde aber unter dem Scheine einer lebenden Regel weiter geführt und als zinsenreiches Kapital gepriesen.

Auch der jesuitische Unterrichtsplan kennt solche egoistische Nicht-Beobachtung, und zwar, was den Egoismus verdickt, gerade bei solchen Vorschriften, die für den Unterricht und für die Ausbildung der jugendlichen Jesuiten-Lehrer Ersprießliches anordnen. Und für diese nicht beobachteten Unterrichtsvorschriften sprudelt gleichfalls der Ruhmesquell.

Damit sie [die Scholastiker], wenn sie das Lehramt antreten, geeigneter sind, ist es sehr nötig, daß sie in einer Privatakademie hierzu eingeübt werden... Damit die Magister der unteren Klassen ihr Lehramt nicht unerfahren antreten, so wähle der Rektor des Kollegs, aus dem die Lehrer der Humaniora und der Grammatik gewöhnlich hervorgehen, einen im Lehrfache sehr Erfahrenen; bei ihm sollen, gegen Ende ihrer Studien, die künftigen Lehrer dreimal wöchentlich eine Stunde

lang zusammenkommen, um für ihren neuen Schulberuf unterrichtet zu werden, und zwar durch wechselseitiges Vorlesen, Diktieren, Schreiben, Korrigieren und andere Arbeiten eines tüchtigen Lehrers (Regel 30 des Provinzials u. Regel 9 des Rektors).

Alle [Scholastiker] sollen in schriftlichen Arbeiten den [lateinischen] Stil fleißig üben, auch sei immer jemand vorhanden, der die Korrekturen besorgt ... Jede Woche soll einer aus den Fortgeschritteneren während des Mittagessens eine lateinische oder griechische Rede halten ... Wöchentlich soll einer aus den Scholastikern einen [lateinischen] Vortrag halten ... nicht nur, um den Stil zu üben, sondern auch, um die Sitten zu bessern. Alle, die Latein verstehen, müssen dem Vortrage beiwohnen (Satzungen IV, 6, 13 u. 16, 3).

Allen Theologen und Philosophen gebe er [der Studienpräfekt] ein auf die humanistischen Studien sich beziehendes Buch und ermahne sie, seine Lesung zu gewissen hierzu passenden Stunden nicht zu unterlassen (Regel 30 des Studienpräfekten).

Solche Anordnungen verdienen kein besonderes Lob; sie sind vom didaktisch-pädagogischen Standpunkte aus Selbstverständlichkeiten. Immerhin ist es anerkennenswert, daß die selbstverständliche Notwendigkeit, sich auf die Lehrtätigkeit vorzubereiten und die Übung der klassischen Sprachen beizubehalten, im Unterrichtssystem des Jesuitenordens als Regel und Gesetz betont wird. Aber — und hier ist die Kehrseite der schönen Medaille — innegehalten werden Regel und Gesetz nicht.

Ich spreche zunächst nur von der „deutschen“ Ordensprovinz, deren Mitglied ich 14 Jahre war; für sie, die zahlreiche Unterrichtsanstalten besitzt, standen alle diese Vorschriften lediglich auf dem Papiere.

Die „Scholastiker“, die nach Beendigung ihrer „Philosophie“ nach Feldkirch, Ordrupshoj (in Dänemark), Brasilien, Nordamerika, Indien als Klassenlehrer geschickt wurden, erhielten vorher keinerlei Ausbildung für ihren „neuen Schulberuf durch einen erfahrenen Schulmann“; sie wurden nicht zu besonderen Übungen im Lateinischen und Griechischen angehalten; Bücher für humanistische Studienzwecke wurden ihnen nicht gegeben; „Privatakademien“, in denen sie im „Vorlesen, Diktieren, Korrigieren“ geübt wurden, gab es nicht. Wie die 22—24jährigen „Scholastiker“ (so jung ist der „Scholastiker“ durchschnittlich bei Beendigung des philosophischen Kursus) die gymnasiale Lehrtätigkeit ohne jede fachmännisch-wissenschaftliche Vorbereitung antraten (das haben wir oben gesehen), so auch ohne jede äußere technische Einübung.

Von der Schulbank weg, befangen in einer inneren und äußeren Unselbständigkeit, wie nur der Jesuitenorden sie kennt und anerzieht, werden sie, ohne weitere Vorbereitung, zu „Professoren“ gemacht, trotz Regeln der „Studienordnung“ und trotz „Satzungen“.

Und weshalb die Mißachtung der bestimmt lautenden Vorschriften über die Vorbereitung „zum tüchtigen Lehrer“? Es paßt dem Orden nicht, oder nicht mehr; der Studiengang seiner „Scholastiker“ würde dadurch gestört, verlangsamt, beeinträchtigt. So wird dem Ordensinteresse, dem Wohle der „Unsrigen“, das Wohl der „Auswärtigen“ zum Opfer gebracht. Man beruhigt sich — wie oft habe ich das aussprechen hören — mit der „frommen“ Redensart: „Die Gnade Gottes wird das Fehlende ersetzen; was im heiligen Gehorsame geschieht, ist des Segens Gottes gewiß.“ Der dem Egoismus zu leistende „heilige Gehorsam“ schiebt den Regel und Satzung gebührenden „heiligen Gehorsam“ rücksichtslos beiseite. Aber mißachtete Regel und mißachtete Satzung werden, als in Kraft und Übung befindlich, weiter gelobt; und wer die schon längst unter den Tisch gefallenen Vorschriften seiner Beurteilung des jesuitischen Unterrichtssystems nicht zugrunde legt, wird als „Ignorant“ oder „Verleumder“ gebrandmarkt.

* * *

Zwei für die Charakteristik des jesuitischen Unterrichtssystems wichtige Punkte sind: die Stellung des Lateinischen und die Stellung der Muttersprache innerhalb der „Studienordnung“.

Die „Studienordnung“, wie der Jesuitenorden überhaupt, legen Gewicht auf das Latein, daran ist nicht zu zweifeln. Ebensowenig ist aber auch daran zu zweifeln, daß das nicht so sehr geschieht wegen des im Lateinischen liegenden starken Bildungselementes, sondern, daß es geschieht mit Rücksicht auf den Orden selbst, auf seine Internationalität, auf die zweckentsprechende Ausbildung seiner „Scholastiker“. In der ganzen „Studienordnung“ ist mit keinem Worte die Rede von der didaktisch-pädagogischen Bedeutung des Lateinischen.

Nun sagen die Lobredner des Ordens: was verschlägt es, wenn „Studienordnung“ und „Satzungen“ keine grundsätzlich-theoretische Anerkennung des Lateinischen enthalten, die praktische Anerkennung innerhalb des Ordens und seiner Schulen ersetzt den theoretischen Mangel vollständig. Und zum Beweise wird auf verschiedene „Regeln“ hingewiesen. So schärft die 8. Regel

für den Rektor ein, die „Scholastiker" müßten sich des Lateinischen in der Unterhaltung und beim Briefschreiben bedienen; und die 18. Regel der gemeinsamen Regeln für die Lehrer der niederen Klassen schreibt für die Schüler vor:

Besonders ist darauf zu achten, daß die Schüler Übung im Lateinsprechen erwerben. Darum spreche der Lehrer wenigstens von der obersten Grammatik [Klasse] an lateinisch und verlange auch, daß die Schüler Latein sprechen, vorzüglich bei Erklärung der Regeln, bei Korrektur der lateinischen Aufgaben, in den Konzertationen und in ihren Gesprächen.

Endlich sagt die 9. Regel „für die Scholastiker unserer Gesellschaft" bündig:

Alle, doch ganz besonders die Studierenden der Humanoria sollen lateinisch sprechen.

Ich entgegne: die Betonung des Lateinischen soll für die jesuitische „Studienordnung" nicht geleugnet werden, schon deshalb nicht, weil die „Studienordnung", wie oben gezeigt worden ist, ein Abklatsch der mittelalterlichen, auf humanistischer Grundlage und somit auf Wertschätzung des Lateinischen beruhenden „Studienordnungen" ist. Die Wertschätzung ist aber, eben wegen ihres auf „Nachempfindung" fußenden Ursprunges, kein Verdienst des Jesuitenordens. Wo seine eigene, seine Sonderauffassung vom Lateinischen und dessen Gebrauch zum Ausdrucke kommt, wird mein Urteil bestätigt, daß das Latein hauptsächlich aus internationalem Ordensinteresse und zugleich aus praktisch-theologischen Gründen in den Vordergrund geschoben wird.

Mit aller wünschenswerten Klarheit wird das z. B. gesagt von der „ersten", die innersten didaktisch-pädagogischen Anschauungen des Ordens kundgebenden „Gesetzesvorlage der Studienordnung" vom Jahre 1586:

Die Unsrigen bedürfen der Kenntnis und des Gebrauches des Lateinischen besonders wegen ihres Verkehres innerhalb der verschiedenen Nationen, wegen der Schulübungen der Theologen und Philosophen [unserer Gesellschaft], wegen der häufigen Abfassung von Büchern und Traktaten, wegen des richtigen Verständnisses der heiligen Väter, die meist lateinisch geschrieben haben, wegen des häufigen Verkehres mit Gelehrten (Monum. Germ. paed., 5, 144).

Die Stelle ist um so bemerkenswerter, als sie sich in dem Kapitel mit der Überschrift: „Von den humanistischen Studien" befindet, also dort, wo über den innern Wert der lateinischen Sprache hätte gehandelt werden müssen. Aber kein Wort davon. Nur Gründe äußerer Zweckmäßigkeit werden ins Feld geführt, vor allem die durch das Latein gesteigerte Möglichkeit „internationalen Verkehres".

Auch die Art, wie das Lateinische praktisch verwendet wurde, zeigt nicht die Spur innerer Wertschätzung.

Die im Schulgebrauche des Ordens befindlichen Grammatiken waren (wie wir gesehen haben) von schlechtester Beschaffenheit. Und solch grammatikalischer Schund wäre (wie wir gleichfalls gesehen haben) noch heute die „philologische" Grundlage für die jesuitischen Lateinklassen, wenn nicht die äußeren Verhältnisse den Orden zum Aufgeben seiner Emanuelschen Grammatik und ihrer Abarten gezwungen hätten.

Und erst das Lateinsprechen innerhalb des Ordens! Man hat auf jesuitischer Seite die Unverfrorenheit, von ihm viel Wesens zu machen, es hinzustellen als humanistisches Bildungsmittel ersten Ranges, als vorzügliche Vorbereitung der jungen Scholastiker für ihr anzutretendes Lehramt (vgl. R. Ebner, Beleuchtung der Schrift des Herrn Dr. Johann Kelle: Die Jesuitengymnasien in Österreich (Linz 1874), S. 200 ff.). Wer weiß denn auch außerhalb des Ordens, wie beschaffen das im Orden gesprochene Latein ist? Bequem und nutzbringend ist es also, das Lateinsprechen im Orden als humanistisch-kulturelle Tat auszuposaunen. Und doch ist in Wirklichkeit das von den Scholastikern während ihrer Studienzeit gesprochene Latein ein Küchen- und Kirchenlatein jammervollster Art; ein „Latein", das philologischen Ansprüchen auch nicht im entferntesten entspricht, das humanistische Verbildung, nicht Bildung hervorbringt.

Der Jesuit Ebner hebt in seiner Verteidigungsschrift mehrmals hervor, daß die „Studienordnung" (Regel 8 des Rektors) anordne: die Scholastiker hätten zwei- oder dreimal jährlich lateinische Gedichte zu machen. Wenn man, wie ich, aus siebenjähriger Studienzeit innerhalb des Ordens weiß, wie solche „Gedichte" zustande kommen, wie sie vielfach ohne Kenntnis der Prosodie und Metrik, unter Benutzung von Hilfsmitteln aller Art (»Gradus ad Parnassum«), fast auf rein mechanischem Wege zusammengestoppelt werden, kurz, wenn man weiß, daß dies berühmte Gedichte-Machen eine „philologische" Farce, nicht aber eine ernst zu nehmende humanistische Übung darstellt, dann steigt einem der Zorn darüber auf, daß ein Mann, der das auch weiß, so die Wahrheit fälscht.

Eine didaktisch-pädagogische Farce ist auch, was der Jesuit Duhr mit ernster Miene als „wissenschaftliche Vorbildung" für den Lehrerberuf und über das Lateinsprechen aus dem Noviziate des Jesuitenordens lobend hervorhebt:

Die Novizen ... müssen den ganzen Tag über, mit Ausnahme der Nachmittagserholung, sich der lateinischen Sprache bedienen. Vielfach waren auch schon während des Noviziates Schulen für Latein, Griechisch und die Muttersprache eingerichtet (Die Studienordnung der Gesellschaft Jesu, S. 38).

Wenn es irgendeine Zeit im Ordensleben des Jesuiten gibt, in der „wissenschaftliche Vorbildung" nicht gepflegt, ja systematisch ausgeschaltet, um nicht zu sagen unterdrückt wird, dann die Zeit des zweijährigen Noviziates.

Alles, was im Noviziat geschieht, ist ausschließlich auf Abtötung, Selbstverleugnung, Brechung des eigenen Willens gerichtet. Von dieser Regel machen die „wissenschaftlichen" Übungen keine Ausnahme, weshalb sie nur schein-wissenschaftlich sind. Auch sie fallen unter den Begriff der „Übung" (exercitium), des „Experiments" (experimentum), die der Novize durchzumachen hat, um zum „tauglichen Werkzeuge" des Ordens gestaltet zu werden.

Was das Lateinsprechen angeht, so trifft das darüber schon Gesagte für das Noviziat ganz besonders zu. Das Noviziats-Latein ist noch um mehrere Grade barbarischer als das Scholastiker-Latein. Denn im Scholastikat lernt der junge Jesuit wenigstens in den Schulstunden lateinische Grammatik und liest lateinische Klassiker, während er im Noviziat nichts gut Lateinisches hört oder liest, sondern ganz auf seinen eigenen „philologischen" Füßen steht, die ihn in den meisten Fällen etwa bis zur Sekunda eines Gymnasiums getragen haben. Auch ist niemand im Noviziat da, der das Lateinsprechen überwacht und die Fehler verbessert; höchstens tut das der „Schutzengel", den jeder Novize hat, d. h. ein Mitnovize, dessen lateinsprachliche Kenntnisse aber auf demselben, wenn nicht auf tieferm Niveau stehen als die des Beaufsichtigten. Mein „Schutzengel" z. B. war ein Siebenzehnjähriger, der in Feldkirch Unter-Sekundaner gewesen. Daß mein Latein durch solchen „Lehrer" nicht vervollkommnet wurde, ist klar.

Was der Ordensgeneral Paul Oliva über das elende „Latein" innerhalb des Ordens im allgemeinen klagend sagt (weiter unten), findet auf das Noviziat ganz besondere Anwendung: jedes Wort mit angehängter lateinischer Endung gilt dort als Latein, und Wendungen wie: debemus nos percutere im Sinne von: „man muß sich (in der Welt) durchschlagen" gehören zum „lateinischen Sprachschatze" des Jesuitennovizen.

Ich selbst war im zweiten Jahre des Noviziats „Schulleiter" (praefectus scholae) der „Schule für die Muttersprache", wie Duhr sich großartig ausdrückt, weiß also genau, wie es in solcher „Schule" zugeht. Eine viertel oder eine halbe Stunde vor Beginn der „Schule" wurden Blätter verteilt (sie wurden meistens demselben „Papierschatze" entnommen, der auch die Papierbedürfnisse für gewisse Orte zu bestreiten hatte), auf die ein „Aufsatz" zu schreiben war. Von diesen Aufsätzen wurden einige vorgelesen und vom „Lehrer" kommentiert; zuweilen wurden auch Regeln aus einer Grammatik erklärt. Ein ähnlicher Betrieb herrschte in der lateinischen und griechischen „Schule". Der „wissenschaftliche" Charakter der Noviziatsschulen erhellt am besten daraus, daß die „Lehrer" Novizen sind, die, was Alter und Schulbildung betrifft, oft unter ihren Schülern stehen.

Wir werden im zweiten Teile sehen, daß Unwahrhaftigkeit im allgemeinen und besonders in bezug auf Dinge, die den Orden betreffen, einer der schlimmsten und zugleich weitestverbreiteten Fehler, ja Laster des Jesuitenordens ist. Zumal im Eigenlob, in der Anpreisung des eigenen Verdienstes auf Kosten der Wahrheit besitzt die Gesellschaft Jesu ein Virtuosentum. Das Lateinsprechen der Jesuiten-Scholastiker, gepriesen als humanistisch-philologisches Bildungsmittel, als fachmännische Vorbereitung auf den Lehrberuf, ist ein Beispiel dieser Virtuosität.

Mein Urteil über die Qualität des Jesuitenlateins findet authentische Bestätigung durch einen Brief des Ordensgenerals Paul Oliva vom 11. Mai 1680 an den Provinzial der böhmischen Ordensprovinz, Pater Wenzel Sattenwolf:

Mit allem Eifer ist das Studium der humanistischen Wissenschaften zu heben; denn ich weiß nicht, wie es geschehen ist, daß solche, die diesen Ruhm der Gesellschaft [Jesu], der ihr einst so sehr zukam, bewahren und bestärken, bei euch so selten sind. Der Fehler liegt bei den Lehrern, nicht bloß bei denen der Externen, sondern auch bei denen, welche die Unsrigen vom Noviziat an unterrichten. Sie scheinen nämlich [die Lehrer des Lateins!] alles das für Latein zu halten, was, von der Muttersprache verschieden, zu irgendeiner Ähnlichkeit mit Latein zurecht gemacht wird. Nicht nur werden aus der Philosophie und aus anderen schweren Wissenschaften, denen die Gewohnheit die Barbarei der Sprache vergibt, Wörter aufgenommen, sondern, was Wunder nimmt, auch aus dem heutigen Italienischen könnte ich Beispiele anführen,

selbst aus an mich geschriebenen [lateinischen] Briefen, wenn ich nicht anderes zu tun hätte oder dadurch die Sorge zu erkennen gäbe, daß meine Worte nicht genügten (Codex der W. H.-B. Nr. 11953, Fol. 78b: bei Kelle, a. a. O. S. 161 u. 299).

Das Urteil des Ordensgenerals hat um so größere Bedeutung, weil Proben der Ordenslatinität in lateinisch geschriebenen Briefen, Gesuchen, Büchern, Abhandlungen u.s.w. aus dem Orden fast täglich in großer Menge an ihn gelangten.

Wie hätte übrigens auch die Latinität gut sein können, wenn der Verfall des Lateins schon lange vor Oliva einen Mißstand innerhalb des Ordens bildete. So heißt es im ersten Entwurfe der „Studienordnung" unter dem General Claudius Aquaviva aus dem Jahre 1580.

Allgemein wird beklagt, daß diese [die humanistischen] Studien großenteiles bei den Unsrigen in Verfall geraten sind, so daß nichts seltener und schwieriger ist, als einen guten Grammatiker, Rhetoriker oder Humanisten aufzutreiben ... Auch die Beichtväter schwitzen und geraten in Schwierigkeiten, wenn sie eine lateinische Beichte zu hören haben, abgesehen davon, daß sie die [lateinischen] Homilien der Kirchenväter und die [lateinischen] Lektionen des Breviers kaum verstehen (Monum. Germ. paedag. 5, 144, 148).

Auch aus dem 18. Jahrhundert besitzen wir ein unverdächtiges Zeugnis über den schlechten Zustand, in dem sich das Latein im Jesuitenorden befand. Die Münchener Staatsbibliothek besitzt ein handschriftliches Diarium itineris Indici (Tagebuch einer indischen Reise) des deutschen Jesuiten Streicher, das vertrauliche, sehr bezeichnende Bemerkungen über die Kenntnis des Lateinischen bei seinen Ordensgenossen in Spanien enthält:

Außer dem P Rektor [in Cadix] hat kaum irgendein Pater [lateinisch] mit uns gesprochen; nur allein der P Minister, der Rhetorik lehrt und einst bis zur höhern Syntax gekommen zu sein scheint, wagte es, mit uns [lateinisch] zu stammeln ... Diejenigen, die Jesuiten werden wollen, lernen soviel [Latein], daß sie das eine oder andere lateinische Wort hervorbringen können ... Deshalb erscheint es wahrscheinlich, daß viele die Messe, sicher aber das Brevier nicht verstehen ... Als einmal im Gespräche die Rede auf Plautus kam, fragte einer unserer Theologen, wer denn dieser Theologe sei (bei J. Friedrich, Beiträge zur Geschichte des Jesuitenordens. München 1881, S. 25).

Es ist erklärlich, daß Streicher selbst davor warnt, seinen Brief zu veröffentlichen. Daß er aber Wahrheit berichtet, geht aus unanfechtbaren Zeugnissen zweier hervorragender Jesuiten hervor, von denen der eine lange vor, der andere gleichzeitig mit Streicher bittere Klage über die Vernachlässigung des Lateinischen im Jesuitenorden führt.

Der Jesuit Mariana, der Verteidiger der Lehre vom Tyrannenmord, hat ein höchst interessantes Buch geschrieben: De regimine Societatis [Jesu] 1625 (Über die Regierungsform der Gesellschaft Jesu), worin er mit großem Freimut Mißstände im System des Jesuitenordens bespricht. Über die humanistischen Studien innerhalb des Ordens in Spanien sagt Mariana:

Die Jesuiten hätten es übernommen, in hervorragenden Städten die humanistischen Studien zu leiten. Aber da gebe es große Schwierigkeiten, denn ... die Jesuiten haben regelmäßig großen Mangel an guten Lehrern, so daß diejenigen, welche nichts wissen und nichts wissen wollen, beständig zwei oder drei Jahre das lesen, was Ignoranten eigentümlich ist: Barbarismen. Es sei kein Zweifel, daß man heute weniger Latein in Spanien wisse, als vor 50 Jahren, und der Hauptgrund sei, weil die Gesellschaft Jesu sich mit diesen Studien befasse. Er zweifele deshalb auch nicht daran, daß man die Jesuiten durch öffentliches Dekret aus den Schulen stoßen werde, wenn man das Übel erkannt habe (mitgeteilt von J. Friedrich, a. a. O. S. 24. Aus dem wichtigen, sehr selten gewordenen Buche Marianas bringe ich im 2. Bande zahlreiche Stellen).

Das andere Zeugnis ist das des Jesuiten Nicasius Grammaticus, der 1726 nach Madrid berufen wurde, um an dem von Philipp V. gegründeten seminarium nobilium zu lehren. Er sagt lakonisch:

Auch unter den Unsrigen [den Jesuiten] ist die Barbarei im Lateinischen groß (bei J. Friedrich, a. a. O. S. 26).

Wenn diese vernichtenden Urteile auch ausschließlich über das Jesuiten-Latein in Spanien gefällt werden, so ist doch dabei zu beachten, daß die offizielle „Studienordnung" des Ordens auch in Spanien in Kraft und Übung war. Auf sie sind also die jammervollen Zustände im Lateinischen zurückzuführen.

Wenn es mit dem Latein schon frühzeitig, nur etwas über ein Menschenalter nach Gründung des Ordens, in ihm so ausgesehen hat, und wenn in der ganzen folgenden Zeit, bis zur Aufhebung des Ordens, die Klagen über schlechtes Latein nicht verstummten, so drängt sich die Frage auf: wo und wann war denn die Blütezeit des Jesuitenlateins? Daß es gute Lateiner auch im Jesu-

itenorden gegeben hat, bestreite ich nicht. Aber von ihnen gilt das Wort des Vergil:

Apparent rari nantes in gurgite vasto.

Zweifellos hat deshalb ein kompetenter Beurteiler und zugleich ein Freund des Ordens, Alexander von Helfert, recht, wenn er in bezug auf das Lateinische dem jesuitischen „Lehrsystem" vorwirft:

Daß es mitten im Flusse einer in allen Richtungen aufgeregten Zeit fast ausschließend eine tote Sprache und selbst diese in einer Weise treibe, die vom eigentlichen Verständnis dessen, um was es sich handelt, weit entfernt sei (Die Gründung der österreichischen Volksschule durch Maria Theresia. Prag 1860, S. 281).

* * *

Im engsten Zusammenhange mit der Stellung des Lateinischen steht die Stellung der Muttersprache im jesuitischen Unterrichtssystem.

Wie das Latein wesentlich als „internationales Verkehrsmittel", ohne Rücksicht auf Klassizität, bevorzugt wird, so wird die Muttersprache, als der Internationalität hinderlich, zugunsten des Lateinischen systematisch vernachlässigt:

Der Gebrauch der Muttersprache in allen die Schule betreffenden Dingen sei niemals gestattet; man vermerke es sogar [tadelnd], wenn jemand hierin gefehlt hat (Regel 18 der gemeinsamen Regeln für die Lehrer der niederen Klassen).

Er [der Rektor] sorge dafür, daß der Gebrauch des Lateinsprechens zu Hause unter den Scholastikern sorgsam eingehalten werde. Von dem Gesetze, Latein zu sprechen, sollen nur die Ferientage und die Erholungsstunden ausgenommen sein, wenn nicht der Provinzial glaubt, daß in einigen Gegenden selbst zu diesen Zeiten der Gebrauch des Lateinsprechens sich leicht beibehalten lasse (Regeln für den Rektor, Reg. 8).

Die Kongregation [höchste Instanz des Ordens] bestimmt in bezug auf die Unterrichtssprache in den oberen Klassen, daß als solche das Latein durchaus beizubehalten sei. Weil aber in einigen [Ordens-] Provinzen die Sitte sich eingebürgert hat, die ohne großen Schaden für unsere Schulen wieder beseitigt werden kann, daß Physik und Mathematik in der Muttersprache gelehrt werden, so gibt die Kongregation den Wunsch zu erkennen, daß auch in bezug auf diese Unterrichtsfächer die Gewohnheit des Lateinsprechens wieder eingeführt werde; sie überläßt dies der Klugheit des hochw. Pater Generals, der überlegen soll, was in jeder einzelnen Provinz in dieser Hinsicht geschehen kann (19. Dekret der 22. Generalkongregation vom Jahre 1829: Monum. Germ. paed. 2, 111).

Zu diesem schon an sich bezeichnenden Dekret macht ein von der deutschen Ordensprovinz i. J. 1829 eingereichter „Vorschlag für Änderungen in der ratio studiorum" die gleichfalls charakteristische Bemerkung:

Der Wunsch der Kongregation, das Lateinsprechen auch in den Naturwissenschaften und in der Mathematik beizubehalten, ist ein allgemeiner, aber, fährt der „Vorschlag" klagend fort, „in vielen Gegenden ist der Gebrauch der Muttersprache schon so eingewurzelt (inveteratus), daß, auch wenn nur einmal davon gehandelt würde, an ihre Stelle das Latein zu setzen, die Schulen in kurzer Zeit verlassen daständen"; deshalb soll der „Studienordnung" nichts Bestimmtes und Entscheidendes hinzugefügt werden; in ihrem 19. Dekret [dem eben mitgeteilten] hat die letzte Kongregation für alles Vorsorge getroffen (Monum. Germ. paed. 16, 397).

Das ist der Standpunkt der „Studienordnung" der Muttersprache gegenüber. Daran ändern nichts die in ihr sonst vorkommenden Erwähnungen der „Muttersprache", auch nicht die mildere Formulierung des Standpunktes in der Neuausgabe der „Studienordnung" vom Jahre 1832. Denn nach unveränderter Einschärfung des Lateinsprechens wird in der angeführten 18. Regel für die Lehrer der niederen Klassen „Reinheit und das richtige Aussprechen der Muttersprache" lediglich in bezug auf „Übersetzung von Auktoren" anempfohlen.

Bis zum ersten Drittel des 19. Jahrhunderts kommt die Muttersprache in der „Studienordnung" als selbständiges Fach überhaupt nicht vor. An den ungefähr zwanzig Stellen, wo die Muttersprache genannt wird, ist von ihr fast ausschließlich zu Übersetzungszwecken die Rede. Dabei findet sich einmal der Zusatz:

Auch halte er [der Lehrer der Humanitäts-Klasse] es nicht für ungehörig, bisweilen etwas in der Muttersprache auszudrücken, wenn eine solche Übersetzung viel zum Verständnisse beiträgt, oder sonst interessant ist (Regel 5 für den Lehrer der Humanität).

Für feierliche Gelegenheiten wie Schulakte usw. kennt die „Studienordnung" nur lateinische oder griechische Gedichte, Deklamationen, Reden. Von den Schülern aufgeführte Theaterstücke sollen nur in lateinischer Sprache abgefaßt sein; das schärfen die Satzungen dem Provinzial (58. Regel) und die „Studienordnung" dem Rektor (13. Regel) nachdrücklich ein; Schülerpreise gibt es nur für Leistungen im Lateinischen,

Griechischen und für gutes Auswendiglernen des Katechismus. Volkssprachliche Klassiker existieren für die „Studienordnung" nicht, nur Klassiker Roms oder Griechenlands.

Erst das Jahr 1832 bringt etwas Wandel in die schmachvolle, systematische Mißachtung der Muttersprache. Der Wandel ist, wie alle anderen Verbesserungen in der jesuitischen „Studienordnung", ein Ergebnis äußern Druckes. Es ging nicht anders. Der Jesuitenorden mußte, wollte er nicht seine Stellung in der Unterrichtswelt ganz verlieren, das seit Generationen mächtig und glanzvoll emporgewuchtete sprachliche Nationalgefühl berücksichtigen. Und deshalb läßt sich die Neuausgabe der „Studienordnung" von 1832 herbei, der Muttersprache endlich — nach 250 Jahren — eine grundsätzliche Stellung im Lehrplane anzuweisen, sogar ein Preis für Auszeichnung in der Muttersprache wird ausgesetzt, neben zweiundzwanzig Preisen für Latein, Griechisch und Katechismus; auch tauchen an drei Stellen „die Klassiker in der Muttersprache" auf.

Aber Aschenbrödel ist die Muttersprache auch in der „neuen" „Studienordnung": feierliche Ansprachen, Gedichte usw gibt es auch in ihr nur in lateinischer oder griechischer Sprache; Würden und Titel für besonders gute Schüler (eine Spezialität der Jesuitenschulen) sollen auch nach ihr „dem griechischen oder römischen Staats- oder Kriegswesen entlehnt sein" (Gemeinsame Regeln für die Lehrer der niederen Klassen, Reg. 35); „die Zeiteinteilung" für die Humanitätsklasse sieht auch in ihr keine „Zeit" für die Muttersprache vor; auch in ihr heißt es in der „Zeiteinteilung" für die oberste, mittlere und unterste Grammatikalklasse: „Die letzte halbe Stunde [nachmittags] sei dem Wettkampfe oder der Muttersprache oder Nebenfächern gewidmet".

Nun weiß ich wohl, daß maßlose Bevorzugung des Lateinischen und Vernachlässigung der Muttersprache eine Eigentümlichkeit des Humanismus war, die von ihm aus auch der Schulen sich bemächtigt hat. Entlastet das aber die „Studienordnung" des Jesuitenordens? Im Gegenteile! Es beweist, daß der Orden auch hier sklavischer, für fortschreitende Bedürfnisse der Zeit verständnisloser Nachbeter desjenigen Unterrichtssystems ist, das zur Zeit seiner Entstehung im 16. Jahrhundert die Schulen beherrschte; daß der Orden auf dem alten, verbohrten und verknöcherten Standpunkte jahrhundertelang stehen geblieben ist; daß er seine internationalen Interessen der nationalen Entwicklung der ihm anvertrauten Schüler weit vorangestellt hat und noch voranstellt; daß das bescheidene Maß von Wertung der Muttersprache, das sich seit kurzer Zeit in seinem Unterrichtssystem bemerklich macht, notgedrungene abgezwungene Anpassung, nicht wurzelechte, freitätige Entwicklung von innen heraus ist.

Luis de Camoes, Calderon, Cervantes, Lope de Vega, Shakespeare, Milton, Corneille, Racine, Tasso, Ariosto, Lessing, Klopstock, Goethe, Schiller und die gewaltigen volkssprachlich-literarischen Erhebungen, die an diese und viele andere große Namen in den verschiedenen Kulturländern, in denen der Jesuitenorden seine Schultätigkeit entfaltete, sich knüpfen, sind für die jesuitische „Studienordnung", als wären sie überhaupt nicht vorhanden. Nicht der kleinste Funke des ringsum lodernden heiligen Feuers national-sprachlicher Begeisterung sprang zündend über in das nach internationalen Plänen zusammengezimmerte, dürre und steife, den Modergeruch von Jahrhunderten in sich bergende Sparrenwerk, das der Jesuitenorden „Studienordnung" benennt.

Und wie sieht es in den Jesuitenschulen aus mit der praktischen Verwertung der Muttersprache, d. h. wie stellt sich der Orden tatsächlich zu den nationalen Klassikern und ihren Kulturwerten?

Da ist zunächst zu sagen: es ist ein Ding der Unmöglichkeit, daß die jungen Jesuiten-Scholastiker, die im Orden nur einen schablonenhaften, oberflächlichen Drill im Lateinischen und Griechischen erhalten, die von der Literatur des eigenen Landes vor ihrem Eintritte in den Orden als Knaben, als Schüler der Tertien, Sekunden oder Primen, oder als Alumnen bischöflicher Konvikte nur eine kümmerliche Kenntnis besitzen, und die nach ihrem Eintritte in den Orden die Kenntnis nicht erweitert haben, es ist unmöglich, daß diese jungen Leute, durch und durch noch Schüler und nicht Lehrer, jetzt plötzlich anderen — ihren über Nacht ihnen zugeteilten Schülern — die reichen Schätze der Muttersprache erschließen können.

Ferner: die deutschen Klassiker im Jesuitenorden sind sehr schlecht angeschrieben; kaum jemals erhalten die Scholastiker einen Klassiker in die Hand, und wenn, nur in purgierter „katholischer" Ausgabe. Wie soll der junge Jesuiten-Lehrer seine Schüler mit Liebe zu Goethe, Schiller usw. erfüllen, wenn ihm selbst nur Abneigung gegen sie eingeflößt worden ist, ganz abgesehen davon, daß, wie ich eben hervorhob, wirkliche Kenntnis der vaterländischen Literatur ihm fehlt?

Während des Jahres, da ich die „Rhetorik"-Klasse als Jesuiten-Scholastiker absolvierte, waren Eichendorff, Brentano und Oskar von Redwitz die „Klassiker", die man uns vortrug, und die wir in ausgewählten Proben (beileibe nicht ganz!) lesen durften. Daneben gehörten zu unserer „klassischen" vaterländischen „Literatur" die beiden Chrestomathien des ultramontanen früheren Gymnasialdirektors von Mainz, Heinrich Bone: „Dichterperlen" und „Das große Lesebuch". Die denkbar dürftigste und vor allem die denkbar parteiischste Übersicht über deutsche Literaturgeschichte wurde uns gegeben. Warnungstafeln ohne Ende vor dem „Gifte der Aufklärung" und vor der „Zügellosigkeit", die in den deutschen Klassikern enthalten seien, wurden um uns aufgerichtet.

Da ich erst nach Vollendung der juristischen Studien mich dem Jesuitenorden angeschlossen und vor Eintritt in ihn deutsche Klassiker mit Vorliebe gelesen hatte (ein Glück für mich, denn das „Gift" blieb in mir haften), so war während meiner Studienzeit im Orden die Entbehrung vaterländischer Literatur für mich hart. Oft und oft klagte ich dem „Studienpräfekten" des Kollegiums zu Wynandsrade (wo ich „Rhetorik" studierte), Pater Helten, meinen Hunger. Selbstverständlich nicht nur vergebens, sondern als ich einmal begeistert von Goethe sprach und, unter Anführung des wundervollen Wortes: „Alle menschlichen Gebrechen sühnet reine Menschlichkeit," den unerreicht klassischen Ausdruck des Menschlichen im Guten und im Bösen bei Goethe hervorhob, wurde ich hart angelassen und vor dem „Heiden" Goethe gewarnt, dessen „naturalistisches Epikuräertum" Religion beseitige.

Der Jesuit Helten, der neben seinem Amte als „Studienpräfekt" uns Scholastikern auch Deutsch und Ästhetik gab, stand auf dem Standpunkte, den sein Ordensgenosse Freiherr von Hammerstein, ein fanatischer Konvertit aus der bekannten evangelischen Familie[1], mit Bezug auf einen Erlaß des preußischen Kultusministers von Goßler über die Lesung deutscher Klassiker auf den Gymnasien so bezeichnend ausdrückt:

„Den ersten Platz unter ihnen [den Klassikern] beansprucht wohl Goethe. Und welches ist das Ideal, das in Goethes Person der deutschen Jugend vorgestellt wird? Goethe selbst zeigt es uns in jenem Bilde, welches er von sich über sein Tun und Treiben entrollt:

‚Ich bin nur durch die Welt gerannt;
Ein jed' Gelüst ergriff ich bei den Haaren.'

Das also ist Goethe! Wie er ein jed' Gelüst bei den Haaren ergriff, zeigt der Katalog seiner unlauteren Liebschaften, die er als Knabe, als Jüngling, als verheirateter Mann und als Greis von mehr als 80 Jahren mit Unverheirateten und Verheirateten unterhielt, und bei denen er seine Opfer suchte aus der Reihe der Fabrikmädchen, Kellnerinnen, Schauspielerinnen, Pfarrerstöchter, adeligen Fräulein usw. Das ist Goethe! Das ist das Lebensideal, welches man unseren Gymnasiasten heutzutage vorstellt. Das also ist Goethe, das ist der Mann, welcher die erste Stelle einnimmt unter den ‚Heroen der Literatur', unter diesen Heroen, für welche der Kultusminister von Goßler die Jugend mit ‚dankbarer Hochachtung' erfüllen läßt; dessen wertvollste Dichtungen ‚als einen unverlierbaren Schatz im Gedächtnis zu bewahren eine nationale Pflicht jedes Gebildeten' sein soll, eine Pflicht, für deren Erfüllung die Schule zu sorgen habe!" (Das preußische Schulmonopol, S. 52. 57. 58.)

Die Verachtung der vaterländischen Klassiker entspricht ganz einer ausdrücklichen Bestimmung der „Studienordnung":

Noch größere Sorgfalt [in Fernhaltung „schädlicher" Literatur] wende man bei vaterländischen Schriftstellern an, wo ihre Lesung in Schulen gebräuchlich ist; sie müssen sehr vorsichtig ausgewählt sein, und niemals lese oder lobe man Schriftsteller, für welche Jünglinge sich nicht ohne Gefahr für Glauben und Sitten erwärmen können (Regeln des Provinzials, Reg. 34).

In ihrer unbegrenzten Allgemeinheit („niemals lese oder lobe man Schriftsteller" usw.) ist die Bestimmung eine grundsätzliche In-Acht- und Bann-Erklärung der deutschen Klassiker; denn nach jesuitischer Auffassung bedeuten sie samt und sonders „eine Gefahr für Glauben und Sitten".

Daß die Bestimmung im Todesjahre Goethes (1832) als Zusatz der „Studienordnung" eingefügt wurde, erhöht ihre grundsätzlich-tendenziöse Bedeutung und war vielleicht nicht rein zufällig.

Wozu brauchen die Jesuiten auch Klassiker? Ihre eigenen Schriftsteller und Poeten machen alles viel besser. Diese Auffassung vertritt der Jesuit Ebner, der offizielle Verteidiger der „Studienordnung", in einer Mitleid und Heiterkeit erregenden Weise. Seine Worte enthalten zugleich eine so bezeichnende, literarischen Tiefstand aufweisende Kritik an einem unserer

[1] Der Jesuit von Hammerstein lebte bis zu seinem Tode (1905) in Trier als Beirat des Bischofs Korum.

größten Klassiker, daß sie abgedruckt zu werden verdienen:

Lessing bei all seinen Verdiensten um die deutsche Poesie hat ihr doch auch eine, wie es scheint, unheilbare Wunde geschlagen; denn er war es, welcher der antiken heidnischen Weltanschauung, mit ihrer Unkenntnis des wahren Gottes und der daraus entspringenden geistigen Verwirrung, Zweifelsucht, Unruhe und Zerrissenheit, am meisten Vorschub geleistet, ja zum Teil ihr das Übergewicht über die christlich-germanische verschafft hat; er war es, der durch Theorie und Praxis das christliche Bewußtsein auf dem Gebiete der Poesie und der Kunst überhaupt zurückgedrängt, an dessen Stelle das allgemein Menschliche, und damit den Unglauben und Indifferentismus als herrschendes Prinzip in den Vordergrund gesetzt, und dadurch eine Dissonanz hervorgerufen hat, die in den meisten Dichtungen der neueren Zeit widerlich durchklingt, den vollen Kunstgenuß stört, das Gemüt nicht befriedigt, sondern beunruhigt und quält, den Menschen mit Gott und Religion, mit sich selbst und den bestehenden politischen und sozialen Verhältnissen entzweit, und so wegen des Zusammenhanges der Poesie mit dem Leben auch zum zerstörenden Elemente in letzterem geworden ist. Von dieser unseligen, den vollen poetischen Genuß zerstörenden, ja die Poesie verzerrenden Dissonanz findet sich nun in den Poesien der Dichter aus der Sozietät [Jesu] nicht der leiseste Anklang: die Größe Gottes, seine Allmacht und Güte; die erhabenen Geheimnisse und beseligenden Lehren des Christentums; die Liebe zum göttlichen Heilande, das Lob der Gottesmutter und der Heiligen; Sehnsucht nach dem Himmel; die Schönheiten der Natur; Aufforderungen zur Tugend und Weisheit; treffliche Grundsätze und Lebensregeln; der Preis durch Wissenschaft und Tugend oder große Taten ausgezeichneter Männer; die Liebe zum Vaterlande und angestammten Herrscherhause bilden das Thema ihrer Gedichte: ein Vorzug, der wahrlich selbst bei geringerer künstlerischer Vollendung gegenüber so vielen vom Gift des Indifferentismus angesteckten, oder geradezu vom Geist des Religionshasses inspirierten und getragenen Dichtungen der neueren Zeit, als kein geringer sich herausstellen dürfte. Übrigens entwickelt ja auch im Laokoon Lessing eben nicht nagelneue, bisher ungeahnte Ideen; seine Schrift bezweckte den schiefen Auffassungen der deutschen Theoretiker gegenüber zu zeigen, daß Poesie und Malerei ihre eigenen Grenzen und Gesetze haben. Nun denn über dergleichen Dinge war in Italien, Frankreich und England schon gar vieles geschrieben worden, wie denn auch Lessing sich fortwährend auf fremde Autoritäten beruft: ja schon im Jahre 1595 hatte der berühmte Jesuit Anton Possevin ein ähnliches Werk über die Poesie und Malerei veröffentlicht, und wenn auch sein Zweck nicht derselbe wie bei Lessing war, so dürften sich doch beide, mit Ausnahme der soeben besprochenen, von Possevin heftig bekämpften Dissonanz, vielleicht in manchen Punkten berühren (a. a. O. S. 302 f.).

Lessing ersetzt durch den Jesuiten Possevin und die übrigen „Dichter der Sozietät Jesu“! Höher können jesuitischer Eigendünkel und jesuitische Abneigung gegen muttersprachliche Klassiker allerdings nicht steigen; tiefer kann aber auch kultureller Unverstand nicht sinken. Und wenn Lessing durch „Dichter der Sozietät Jesu“ ersetzt werden soll, warum dann nicht auch Herder, Goethe, Schiller usw.? In der Tat, Klopstock und Wieland werden von Ebner S. J. an der angegebenen Stelle auch zum abgetanen Lessing geworfen.

Um einen Begriff zu geben, wie der poetische „Ersatz“ für Lessing, Klopstok, Wieland usw. beschaffen sein würde, lasse ich das Gedicht „eines Dichters der Sozietät Jesu“, Johannes Oppelt, folgen, das 1749 erschien, also als Klopstock an seinem „Messias“ arbeitete:

Kann der Gesang nicht Nutz und Hülffe bringen,
So heißt es nur koachsen und nicht singen.
Gelbgrüne Sauffer-Zech, in den beschilften Backen
Wann euch zu raten ist, so höret auf zu quacken.
Latona stopfet schon die zarten Ohren zu,
Die Pallas grämt, weil ihr verstöret Schlaff und Ruh.
Sind euch die Musen feind, ihr nasse Pfützen-Brüder,
Was quärret ihr uns her so ungereimte Lieder?
Wer singend weder ihm noch andern nutzen kann,
Dem stehet stille seyn und schweigen besser an.

Kunst, die man soll preisen,
Muß zuvor erweisen,
Frucht und Nutzbarkeit:
Macht sie kürzer nur die Zeit,
Hülft den edlen Tag verbrennen,
Wird man sie nicht löblich nennen.
Singt doch in die Wetten
Auf dem Schlamm und Letten
Auch das Frosch-Geschlecht:
Doch weil ihre Vers nicht recht,
Noch gehofften Nutzen bringen,
Heißt es schreyen und nicht singen.
Wer wird es beneyden,
Daß er dirren Hayden
Manche Grillen kirct?
Jener hatte sich geirrt,
Der aus so verwirrten Sachen
Eine Sing-Kunst wollte machen.
Lasset doch die Spinnen
Ihr Geweb beginnen,
Ist es gleich subtil,
Bringt es doch nicht Nutzen viel.
In vergebner Arbeit stehen
Heißet anders: müssig gehen.

Künste, die nur Zeit vertreiben,
Mögen bleiben!
Letzen sie gleich Sinn und Brust,
Ist es doch nur Blenderey!
Läßt mich gleiche sein den Bienen,
Die im Grünen
Zwar erjagen Freud' und Lust,
Schaffen doch auch Nutz dabei.

(Sammlung geist- und sinnreicher Gedanken über verschiedene, aus der Natur, Kunst und Wissenschaften vorgestellte Sinnbilder, durch alle Gattungen der hochdeutschen Reimkunst. Prag 1749.)

Von diesem Gedichte sagt der Jesuit Ebner: „es veranschaulicht den Horazianischen Spruch: Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci"; und er fällt über den „Dichter der Sozietät Jesu" Johannes Oppelt folgendes Gesamturteil:

Was den Inhalt seiner Gedichte betrifft, so ist er ein echt poetischer; die ganze Natur und selbst die Mythenwelt erscheint des Dichters Phantasie als ein Spiegel, worin sich die wichtigsten Wahrheiten für das Menschenleben reflektieren, ganz geeignet, das menschliche Gemüt in seinen Tiefen zu erfassen, welche auch der Dichter selbst nicht ohne warmes Gefühl vorträgt ... und wenn auch Oppelt zu keiner Berühmtheit ... gelangt ist, so glauben wir dennoch, daß auch er zu jenen gehört, welche zur Hebung der deutschen Sprache ihr Scherflein, wenn auch nur ein geringes, beigetragen haben (a. a. O. S. 299).

Für die systematische Vernachlässigung des Deutschen und seiner Klassiker innerhalb des Jesuitenordens haben wir übrigens einen Kronzeugen, der zugleich mit anerkennenswerter Offenheit den wahren Grund der Vernachlässigung angibt. Cornova (S. 98) schreibt:

„... Das [zweite Gebrechen] war die gänzliche, allem Ansehen nach vorsetzliche Vernachlässigung der deutschen Literatur. Und hier stund, theils das ignoti nulla cupido — wer kannte hier zu Lande deutsche Literatur in jenen Zeiten, in welchen die in der Periode des Wiederauflebens des bessern Geschmacks das Ruder führenden Jesuiten aufgewachsen waren? — theils auch ein Religionsvorurtheil — nur Protestanten bearbeiteten damals dieses Feld — im Wege. Si auctor libri est haereticus, jam liber eo ipso nihil valet (wenn der Verfasser eines Buches Ketzer ist, so ist das Buch schon an und für sich nichts wert). Diese Worte hörte ich von einem jubilierten [jesuitischen] Lehrer der höhern Wissenschaften, der auf der andern Seite den Heyden Aristoteles beynahe kanonisirte" (Die Jesuiten als Gymnasiallehrer. Prag 1804, S. 70).

Und ein Geschichtsforscher vom Range Helferts, auch ein warmer Freund des Jesuitenordens, übernimmt das Cornovasche Urteil mit dem Zusatze, es sei „mit vollem Rechte" gefällt worden (Gründung der österreichischen Volksschule durch Maria Theresia. Prag 1860, S. 278).

Ja mit solcher Evidenz ergibt sich aus der „Studienordnung" die Zurückdrängung der Muttersprache, daß selbst dem Jesuiten B. Duhr das Geständnis entschlüpft:

Dies blieb fortan Grundsatz: Einübung der Muttersprache ist empfehlenswert; aber ein eigenes Schulfach soll nicht daraus gemacht werden (Die Studienordnung der Gesellschaft Jesu. Freiburg i. B. 1896, S. 197f.: Bibliothek der katholischen Pädagogik. Band 9).

Duhr scheint demnach noch heute den schönen Satz zu verteidigen, den sein Ordensgenosse, Pater Maximilian Düfrene, im Jahre 1765 schrieb, d. h. also zu einer Zeit, als unter Lessings und Klopstocks Führung die klassische Periode des Deutschen schon lange begonnen hatte:

In denen Schulen aus der teutschen Sprach ein Hauptwerk [Hauptfach] machen, wäre sicherlich deren Verderben, wie man mit allem Grund zu erweisen im stand ist (A. Kluckhohn, Die Jesuiten in Bayern: Sybels Historische Zeitschrift. 1874, 31. Bd., S. 411[1]).

In vielen Punkten lehne ich die Raumersche Beurteilung der jesuitischen Didaktik ab; vollkommen recht hat aber K. v. Raumer mit seinem Gesamturteile:

Zur Förderung der Latinität unterdrückten die Jesuiten ... die Muttersprache (Geschichte der Pädagogik. I, 335).

Und Raumer hätte fortfahren können: „Förderung der Latinität" diente zur Förderung jesuitischer Internationalität und des jesuitischen Egoismus, und nur deshalb fand die „Förderung" statt.

Übrigens ist es nicht die offizielle „Studienordnung" allein, welche über die Muttersprache zugunsten des internationalen Kirchen- und Gelehrtenlateins hinweggeht; die pädagogisch-didaktischen Schriftsteller des Ordens tun das Gleiche. Ich verweise dafür auf die drei hervorragendsten: die Jesuiten Franz Sacchini (1570 bis 1625), Joseph de Jouvancy (Juvencius, 1643—1719) und Franz Xaver Kropf (1694 bis 1746).

Ihre Schriften über Unterricht und Erziehung gelten im Orden als „klassisch"; die „deutschen" Jesuiten Stier, Schwickerath und Zorell haben sie als 10. Band der „Bibliothek der katholischen Pädagogik" (Freiburg i. Br.)

im Jahre 1898 neu herausgegeben. Und was finden wir in dem fast 500 Seiten starken Bande, der den Niederschlag jesuitisch-didaktischer Anschauungen aus drei Jahrhunderten und aus drei Ländern (Italien, Frankreich, Deutschland) enthält? Die ausführlichsten Anweisungen für das Latein-Lernen und Latein-Sprechen; so gut wie nichts über die Muttersprache.

Was im besonderen Deutschland betrifft, so sind, außer den schon angeführten Tatsachen, noch folgende bemerkenswert.

Ein österreichisches Hofdekret vom 25. Juli 1725 bestimmt für die Jesuitenschulen, „daß fernerhin keine junge Magister, sondern ... in der reinen teutschen Orthographie hinlänglich fundirte Patres Professores angestellt werden sollen" (bei Kelle, a. a. O. S. 76). Die „junge Magister" aus dem Jesuitenorden waren also nicht einmal in der deutschen Rechtschreibung „hinlänglich fundirt". Erst durch Eingreifen der Kaiserin Maria Theresia im Jahre 1752 gelangte das Deutsche in den Lektionsplan der Jesuitenschulen Österreichs. Aber noch im Jahre 1770 klagte der Minister Graf Pergen, der selbst in Jesuitenschulen unterrichtet worden war, in einem Immediatbericht vom 26. Aug. an Maria Theresia:

> Daß die Schüler [der Jesuitenschulen] am Ende ihrer mühevollen Laufbahn weder einen guten Brief noch andern schriftlichen Aufsatz oder der Sache angemessenen Vortrag in ihrer Muttersprache zu entwerfen, und sich zweckmäßig ohne grobe Sprachfehler auszudrücken erlernt haben (bei Helfert, Gründung der österr. Volksschule, S. 203).

Kelle berichtet, daß in der Bibliothek des großen Jesuitenkollegs zu Prag, eines der berühmtesten des ganzen Ordens, sich im Jahre 1772 nicht ein einziges Werk aus der deutschen Literatur befand.

Der „Lektionsplan" des Jesuitengymnasiums zu Bamberg für das Jahr 1742—1743 enthält kein Wort über die Muttersprache (Weber, Geschichte der gelehrten Schulen in Bamberg, I, 184 ff.). Dasselbe ist über den „Lektionsplan" für die oberdeutsche Ordensprovinz vom Jahre 1736 zu sagen (Monum. Germ. paedag. 16, 30—39).

Diese Tatsachen fallen in eine Zeit, in der eine Blütenperiode der deutschen Sprache sondergleichen teils begann, teils schon herrlich entwickelt war; in der die größten deutschen Klassiker unserer Sprache das Schönheitsgepräge gegeben haben. Aber spurlos ging alles am Jesuitenorden vorüber. Seine lateinische Internationalität blieb unberührt von der deutsch-sprachlichen Nationalität (vgl. S. 48 f.).

Hiermit ist auch die sehr charakteristische literarische Erscheinung erklärt, daß der Jesuitenorden in den bald 400 Jahren seines Bestehens in Deutschland (übrigens auch in allen anderen Ländern) so gut wie nichts an Personen und Werken hervorgebracht hat, die innerhalb deutsch-vaterländischer Literatur einen Platz, geschweige denn einen Ehrenplatz einnehmen.

Der einzig wirklich erwähnenswerte ist Friedrich von Spee († 1635) mit seiner „Trutznachtigall" und dem „güldenen Tugendbuch", Gedichtesammlungen, die inmitten der poetischen Wüste des 17. Jahrhunderts als liebliche Oasen bezeichnet werden können. Der Jesuitenorden selbst füllt allerdings Folioseiten und Bände mit Namen von Schriftstellern (vgl. Sommervogel S. J., Bibliothèque de la Compagnie de Jésus. Bibliographie, Bruxelles-Paris 1896) und überhäuft fast jeden einzelnen mit Lob ob des Inhalts und der Form seiner Werke (vgl. auch N. Ebner S. J., a. a. O. S. 250—301). Die nicht-jesuitische Kritik ist aber unhöflich genug, die meisten der jesuitischen Schriftsteller in bezug auf Leistungen in der Muttersprache solchen zuzurechnen, von denen 24 und mehr auf ein Dutzend gehen.

Ausführlich habe ich die Ächtung der Muttersprache im jesuitischen Unterrichtssystem behandelt, weil sie eines der wesentlichsten Kennzeichen der den Orden durchsetzenden vaterlandslosen Gesinnung bildet, von der auch noch im 2. Teile, allerdings von anderem Standpunkte aus, zu handeln sein wird. Dort komme ich auch zurück auf die Stellung des Jesuitenordens zur schönen Literatur im allgemeinen, da sie für Beurteilung des kulturellen Niveaus des Ordens bedeutungsvoll ist.

* * *

Und nun zu dem oben erwähnten Briefe des Jesuitengenerals Peter Beckx an den österreichischen Kultusminister Grafen Leo Thun. Er bildet die bestätigende Zusammenfassung meiner Ausführungen über das Unterrichtssystem des Ordens.

Graf Thun hatte beim Jesuitengeneral angefragt:

> ob die Gesellschaft Jesu in der Lage sei, bei Entwicklung ihrer Tätigkeit im Gymnasialunterrichte sich in jeder Beziehung nach den in den österreichischen Staaten bestehenden Vorschriften zu benehmen, oder

ob und wiefern etwa ihre eigentümlichen Verhältnisse mit diesen Vorschriften in unvermeidlichen Widerspruch geraten und deshalb Ausnahmebestimmungen erheischen und rechtfertigen würden.

Die Antwort des Ordensgenerals (vom 15. Juli 1854) betont zunächst:

Vor allem gehe ich von dem Grundsatze aus, daß durch die mit allerhöchster Entschließung vom 23. Juni 1851 erfolgte Außerkraftsetzung des Aufhebungsdekrets [der Gesellschaft Jesu] vom 7. Mai 1848 die Gesellschaft Jesu in Österreich wieder in vorigen Stand eingesetzt ist, und daher die ihr mit obengenannten allerhöchsten Entschließungen vom 18. Nov. 1827 und 19. März 1836 zuerkannte Gewährleistung der ihr eigentümlichen Ordens-Studienverfassung in Kraft bestehe.

Damit hat Beckx seinen Standpunkt genommen: der Jesuitenorden, wie er sich selbst auffaßt, ist wieder hergestellt; alles übrige ergibt sich also von selbst:

Wenn eine mit dem Ansehen der Kirche ausgerüstete Ordensgemeinde sich ihrer Sendung gemäß der Erziehung und Bildung der Jugend widmet, und dabei verlangt, daß man sie in ihrem Wirkungskreise nach ihrer Weise gewähren lassen möge, so scheint es mir, daß eine solche ihr gewährte größere Freiheit und Unabhängigkeit nicht sowohl als eine privilegierte Ausnahmestellung, sondern vielmehr als der normale Zustand derselben anzusehen sei ... Nach den Statuten und Regeln des Ordens kommt auf dem Wege des Gehorsams die oberste Leitung aller der Gesellschaft Jesu anvertrauten Lehr- und Bildungsanstalten dem Ordensgeneral, die mittelbare Leitung der in jeder Ordensprovinz bestehenden Schulanstalten dem Provinzial, endlich die unmittelbare Leitung dem Rektor eines jeden Kollegiums mit Hilfe des Studienpräfekten zu. Was dann die näheren Bestimmungen und Vorschriften in betreff der Leitung anbelangt, so sind dieselben in den Regeln des Provinzials, des Rektors, der Präfekten und Professoren in jenem Teile unserer Satzungen enthalten, welchen wir die Ratio studiorum [Studienordnung] nennen. Mit diesen Bestimmungen stehen die Vorschriften des [staatlichen] Organisationsplanes der Gymnasien in unvermeidlichem Widerspruch, jene besonders, wo von der Bevollmächtigung eines auswärtigen Schulrates, von dessen autoritativem, direktivem, bindendem, entscheidendem Einfluß, vom öfteren Hospitieren, sowie von den Lehrerkonferenzen die Rede ist ... Aus dem oben aufgestellten Grundprinzip folgt: daß es in den der Gesellschaft Jesu anvertrauten Schulen den Ordensoberen zu überlassen sei, diejenigen ihrer Ordensglieder zu Rektoren, Präfekten und Lehrern zu bestimmen, die sie nach ihrer wohlbegründeten Einsicht und Überzeugung am besten dazu geeignet wissen, ohne daß dieselben amtlichen Lehrfähigkeitsprüfungen sich zu unterziehen hätten. Ebenso auch die aufgestellten Rektoren, Studienpräfekten und Lehrer von ihrem Amte zu entfernen und andere an ihre Stelle zu setzen, je nachdem es das Bedürfnis oder das Wohl der Lehranstalt oder des Individuums nach der besten Einsichtsnahme der Ordensoberen erheischen sollte. Auf die (sic!) oben angeführte Befugnis muß der Orden um so mehr bestehen, weil ohne sie der Gehorsam, auf welchem der Orden hauptsächlich beruhet, seine Kraft verlöre und die Ordnungsdisziplin der Gefahr der Auflösung preisgegeben wäre. Ein nicht von seinen Ordensoberen, sondern von der Regierung durch den Erfolg einer amtlichen Lehrtätigkeitsprüfung angestellter Professor wäre nur mehr ein halber Religios, er hätte sich außer dem Ordenskörper gleichsam einen selbständigen Grund und Boden erworben, und hätte, wie ich schon oben bemerkt, einen Halte- und Stützpunkt für manche Ausnahms-, Vorzugs- und Unabhängigkeitsgelüste. Die eigentümlichen Verhältnisse der Gesellschaft Jesu erheischen demnach und rechtfertigen nach meiner Überzeugung die folgenden zwei Ausnahmebestimmungen: 1. Daß die Leitung der der Gesellschaft Jesu anzuvertrauenden Gymnasien den Ordensoberen nach den Statuten und Regeln der Gesellschaft zu überlassen sei; 2. daß es den Oberen ungehindert freistehe, ihre Untergebenen ohne vorhergehende amtliche Lehrfähigkeitsprüfungen zu Direktoren, Rektoren, Präfekten und Professoren zu bestimmen, sie von ihrem Amte zu entfernen und andere an ihre Stelle setzen, je nachdem sie dies vor Gott als das Beste erachten ... Der [staatliche] Organisationsentwurf beabsichtigt bei dem Gymnasialunterricht die Aneignung vieler Kenntnisse, und zwar in möglichst kurzer Zeit. Es ist dies dem Scheine nach eine herrliche Idee, wodurch sich denn auch manche ohne weiteres bestechen lassen. Wer aber die Sache näher betrachtet, wird sich am Ende überzeugen, daß auf diese Weise nicht gründliche Geistesbildung, sondern allenfalls jene oberflächliche Vielwisserei erzielt werden kann, die gewöhnlich Eigendünkel und Anmaßung erzeugt und auf Herz und Geist den verderblichsten Einfluß ausübt. Die Tendenz, in kurzer Zeit viele Wissenschaften zu umfassen, zieht denn auch die Notwendigkeit der Fachlehre schon in den untersten Schulen nach sich, welches wir für eine nachteilige Maßregel halten ... Dieses Hervorheben der sogenannten Realien, und die daraus notwendig erfolgende Abnahme der klassischen Studien halten wir für eins der Hauptgebrechen der modernen Lehrmethoden ... Die Gesellschaft Jesu beschränkt daher in den unteren Schulen die Realien ihrer Zahl und ihrem Umfange nach, um auf diese Weise für das klassische Studium und die Stilübungen die nötige Zeit und Kraft zu gewinnen ... Die Verschiedenheit der Sprachen ist ohne Zweifel das größte Hindernis des geistigen Verkehrs der Völker, und der Glaube erkennt in ihr eine Strafe des menschlischen Stolzes ... Nicht nur der Wissen-

schaft, sondern auch der bürgerlichen Gesellschaft wird ein schlechter Dienst erwiesen, wenn man durch gelehrte in der Muttersprache angestellte Forschungen die Wissenschaft auch denen zugänglich machen will, welche für ihr Verständnis und ihren Gebrauch nicht die geeignete Vorbildung besitzen, wodurch dann eine Menge solcher, die keinen Beruf dazu haben, veranlaßt werden, sich zu ihrem Verderben mit allerlei Wissenschaften und Schriftstellereien befassen zu wollen ... Es ist bekannt, mit welcher Gewalt und Erbitterung vor dreihundert Jahren der sogenannte große Reformator der Religion in Deutschland mit seinen Genossen gegen den Gebrauch der lateinischen Sprache anstürmte. Und aus welchen Ursachen? Weil diese Sprache das Band bildet, das die verschiedenen Völker mit der Mutterkirche vereinigt hält, und weil sie den Schatz der alten kirchlichen Überlieferungen aufschließt, in welchen die Verurteilung der neuen Lehre enthalten ist ... Weil die lateinische Sprache die Sprache der Kirche, die Sprache der christlichen Überlieferung ist, und weil in dieser Sprache die Schätze der Wissenschaften aller Zeiten und aller Völker [!!] aufbewahrt sind, und sie, wie keine andere, für den Glauben und für die Wissenschaft sich seit Jahrhunderten ausgebildet hat, und daher die eigenen, genau bestimmten, scharf bezeichnenden, allgemein angenommenen Ausdrücke besitzt, und es in dieser Sprache am leichtesten ist, der Wahrheit getreu zu bleiben und dem Irrtume auszuweichen, so hat die Gesellschaft Jesu auch für diese Sprache eine besondere Vorliebe und bedient sich derselben zum Vortrage in der Schule ... Bereits im Jahre 1827 wurde von der k. k. Regierung die Notwendigkeit anerkannt, daß die Gesellschaft Jesu ... befugt sein muß, sich jener Schulbücher zu bedienen, die ihrer Verfassung angemessen sind ... wobei es sich von selbst versteht, daß ... wir es uns doch jederzeit zum Grundsatze machten und auch ferner machen werden, uns so viel als es mit unserem Lehrplan vereinbar ist, an die allgemeinen im Lande üblichen Bücher zu halten ... (Monatsblatt für kathol. Unterrichts- und Erziehungswesen. Münster 1857, Jahrgang 12, S. 251—265 und 291—304).

Man muß dem Ordensgeneral Dank wissen für die Offenheit, mit der er die völlige Losgelöstheit von jeder staatlich-nationalen Sonderheit, die grundsätzliche Unveränderlichkeit des jesuitischen Unterrichtssystems und seine intensive Internationalität ausspricht. So offen hat er die jesuitischen Grundsätze verkündet, daß es dem Orden heute unangenehm zu sein scheint. Denn merkwürdigerweise findet sich in den neueren Veröffentlichungen des Ordens über und für seine „Studienordnung" der höchst interessante und lehrreiche Brief nicht. Die Jesuiten Pachtler-Duhr, die in den »Monumenta Germaniae paedagogica« alles Mögliche und Unmögliche an Aktenstücken über das Unterrichtssystems ihres Ordens in fünf Bänden zusammengetragen haben, legen den Brief nicht vor; der Jesuit Duhr, der in einer Sonderschrift „die Studienordnung der Gesellschaft Jesu" (Band 9 der „Bibliothek der katholischen Pädagogik") ausführlich auf 280 Seiten behandelt, gleitet über den Brief in einer Anmerkung hinweg; der Jesuit Ebner erwähnt in seiner umfassenden Verteidigungsschrift das Schreiben zwar mehrmals, seinen Wortlaut teilt er aber nicht mit. Die diplomatische Zurückstellung des Schreibens ändert jedoch nichts an der Tatsache, daß es die Grundauffassung des Ordens über sein Unterrichtssystem authentisch und autoritativ wiedergibt.

Der österreichische Staat hätte den Brief des Ordensgenerals beantworten müssen mit Entziehung der Unterrichtserlaubnis für den Jesuitenorden; aber die Antwort des ultramontanen Grafen Thun war, daß er dem Orden mehrere Staatsgymnasien und den Gymnasien gleichgestellte Anstalten übergab: Ragusa, Calocza, Kalksburg, Freinberg, Feldkirch. Und in welchem Maße die Übergabe eine regelrechte Kapitulation des Staates auf Gnade und Ungnade dem Orden gegenüber war, zeigen die Bestimmungen, unter denen das Staatsgymnasium zu Feldkirch dem Orden ausgeliefert wurde:

Die Leitung des Gymnasiums soll den Ordensoberen nach den Statuten und Regeln des Ordens überlassen bleiben. Der Orden wird dem k. k. Schulrat als Regierungskommissar die Besichtigung der Anstalt, namentlich die Einsicht in die im Gebrauch stehenden Lehrbücher und Lehrmittel gewähren, ihn nach seinem Wunsche Prüfungen vornehmen lassen, aber eine Besprechung der gemachten Wahrnehmungen vor oder mit dem versammelten Lehrkörper ist er zu verlangen nicht berechtigt. Die von dem Orden anzustellenden Lehrer sind von der Ablegung der Lehrfähigkeitsprüfung bei einer der bestehenden Prüfungskommissionen enthoben. Die Verwendung ausländischer Ordensmitglieder an den österreichischen Gymnasien ist im allgemeinen zulässig. Über die Aufnahme und Entlassung der Schüler sollen wohl die gesetzlichen Normen gelten, es soll aber den Jesuiten auch unbenommen bleiben, nach den besonderen Vorschriften ihrer ratio studiorum Schüler zu entlassen, ohne daß sie verhalten werden, den Entlassungsfall zu rechtfertigen. Die Wahl der Lehr- und Lesebücher für die Schüler bleibt den Ordensoberen überlassen (bei

Kelle, Die Jesuitengymnasien in Österreich. Prag 1873, S. 242ff.).

* * *

Noch ein Punkt des jesuitischen Unterrichtssystems ist zu besprechen. In besonderer Weise wird er als Licht- und Glanzpunkt von seinen Verteidigern hervorgehoben. Er betrifft nicht das Innere, sondern das Äußere des Systems, ist aber für die allgemeine Würdigung des Ordens von großer Bedeutung.

Ein Kapitel seiner Schrift: Die Studienordnung der Gesellschaft Jesu (Freiburg i. B. 1896) überschreibt der Jesuit Duhr: „Die Unentgeltlichkeit des Unterrichts". Da lesen wir:

Die Wissenschaft und ihre Lehre sollte für die Mitglieder der Gesellschaft Jesu keine Einkommensquelle werden. Eine der Grundregeln des Ordens lautet: „Alle, die unter dem Gehorsam der Gesellschaft stehen, mögen nie vergessen, daß sie umsonst geben, was sie umsonst erhalten haben; sie sollen daher eine Vergütung oder ein Almosen weder verlangen noch annehmen, wodurch . . . irgendeine Verrichtung, die wir nach dem Institute der Gesellschaft ausüben dürfen, vergolten würde, damit wir auf diese Weise mit desto größerer Freiheit und Erbauung für die Gläubigen im Dienste Gottes vorangehen können." Diese Grundregel fand ihre Anwendung beim Unterrichte. Die Unentgeltlichkeit des Unterrichtes gab dem Lehramt eine höhere Weihe: nicht um Gold, sondern aus Liebe zu Gott und den Nebenmenschen wurde Schule gehalten (a. a. O. S. 46).

Vom ersten bis zum letzten Worte ist hier alles eine einzige große Unwahrheit; und der Jesuit Duhr wußte, als er dies schrieb, daß er Unwahrheiten niederschrieb. Der Jesuitenorden denkt nicht an „Unentgeltlichkeit des Unterrichts". Er läßt sich seinen Unterricht schwer bezahlen; sei es durch den Staat, wo er staatliche Anstalten leitet; sei es durch die Eltern der ihm anvertrauten Kinder. Die Pensionspreise jesuitischer Anstalten sind sehr hoch. Was in Feldkirch zu bezahlen war, weiß ich nicht mehr genau, jedenfalls nicht wenig; in Stonyhurst (weiter unten) betrug der Pensionspreis, wenn ich nicht irre, 120 englische Pfund = 2400 Mark; dazu kamen noch eine Menge Nebenausgaben. Kelle (Die Jesuitengymnasien in Österreich. Prag 1873, S. 242) berichtet, daß den in Feldkirch unterrichtenden Jesuiten vom österreichischen Staate erst 8400, dann 9450, dann 10584, dann wieder 9450 Gulden (1 Gulden österreichischer Währung = 2 Mark) jährlich gezahlt wurden.

Ich verarge dem Jesuitenorden nicht, daß er Geld für seine „Leistungen" nimmt. Aber solchen Jahressummen gegenüber von „Unentgeltlichkeit" zu sprechen und aus solcher „Uneigennützigkeit" einen Ruhmestitel für den Orden zu schaffen, der „nicht um Gold, sondern aus Liebe zu Gott und den Nebenmenschen Schule hält", ist ein starkes, aber sehr gebräuchliches Stück jesuitischer Täuschung.

Aber die angeführte „Grundregel" schreibt doch die „Unentgeltlichkeit" vor? Wie ich schon wiederholt nachgewiesen habe und im zweiten Teile noch ausführlich zeigen werde, ist es eine Eigentümlichkeit, und ganz gewiß eine berechnende und berechnete Eigentümlichkeit des Jesuitenordens, schön klingende Regeln zu haben, die nicht nur nicht beobachtet werden, sondern deren Gegenteil in Übung ist. Zu solchen Regeln gehört auch die vom Jesuiten Duhr vorgeführte „Grundregel" (es ist die 27. Regel des sogenannten Summarium constitutionum) über „die Unentgeltlichkeit der Verrichtungen, die wir nach dem Institute der Gesellschaft ausüben dürfen". Wenn sie jemals in Übung gewesen ist, was ich sehr bezweifle (davon im zweiten Teile), jetzt, und schon seit langem, ist sie außer Übung, so sehr, daß gesagt werden kann: der Jesuitenorden versteht es meisterhaft, aus seinen „geistlichen Verrichtungen" Geld und Gold zu gewinnen; kein im Erwerbsleben Stehender übertrifft ihn hierin an Geschick und auch an Gier.

So ist das Duhrsche Kapitel über die „Unentgeltlichkeit des Unterrichts" eine dreiste Vorspiegelung falscher Tatsachen, Sand in die Augen des ahnungslosen katholischen Publikums, das, von der Uneigennützigkeit des Jesuitenordens ergriffen, ihn noch höher stellt, ihn noch mehr verehrt. Das Kapitel entspricht somit allerdings einer „Grundregel" des Ordens, aber einer ungeschriebenen: der Zweck heiligt die Mittel.

* * *

Den theoretischen Ausführungen über das Unterrichtssystem des Jesuitenordens füge ich Unterrichtserfahrungen an, die ich als Knabe in Feldkirch und später als Jesuiten-Scholastiker im Ordens-Studienkolleg zu Wynandsrade gemacht habe.

In Feldkirch war ich von der ersten bis zur sechsten Klasse (einschließlich), d. h. von der Sexta bis zur Obersekunda, und zwar zu einer Zeit (1861—1869), in der das Feldkircher Gymnasium ganz unter jesuitischer Leitung stand und der Orden seine Lehrart an ihm unabhängig vom Staate durchführte.

Obwohl ein guter, ja sehr guter Zögling, war

ich nur ein mittelmäßiger Schüler (der interessante Unterschied, oft Gegensatz zwischen Zögling und Schüler ist beim Erziehungssystem zu besprechen). Sitzengeblieben bin ich nie, aber ich schleppte mich nicht ohne Mühe und Unlust von einer Klasse zur andern. An den Mißerfolgen waren weder Trägheit noch Talentlosigkeit schuld. Es war das System, das aus mir, wie aus zahlreichen anderen fleißigen und begabten Schülern, das nicht herausholte, was in uns steckte; es war das System, das Liebe und Eifer zum Studium nicht zu wecken vermochte. Und zweifellos war es derjenige Punkt des Systems, den ich schon oben hervorgehoben habe, der als wahrhaft toter Punkt kein Leben ausströmen konnte: die absolute, wissenschaftliche Unzulänglichkeit der Lehrer.

Der „philologische" (die Fachbezeichnung ist noch viel zu ehrenvoll) Drill, mit dem kümmerlich ausstaffiert die jungen Jesuiten aus dem „Scholastikat" heraus, in fast alljährlich wechselnden Personen, auf uns Feldkircher Zöglinge losgelassen wurden, konnte unmöglich wissenschaftliches Leben weckende Beziehungen zwischen Lehrer und Schüler herstellen. Solche Lehrer sind zu didaktisch-pädagogischer Unfruchtbarkeit geboren.

Zufällig hatte ich mehrere „Koryphäen" des Ordens zu Lehrern: der jetzige Ordensgeneral Franz Xaver Wernz war in den wichtigen Klassen drei und vier (Quarta und Tertia) mein Ordinarius; „Ordensberühmtheiten" in der Physik, Naturwissenschaft, Mathematik, die Patres Frink, Kolberg, Bötzkes, waren meine Fachlehrer; ein späterer Rektor, Pater Knappmeier, legte den Untergrund zu meinen Lateinkenntnissen. Aber aus Nichts wird eben nichts: das fachmännische Minus des Lehrers macht ein Lernplus beim Schüler fast zur Unmöglichkeit. Die wissenschaftliche Unfähigkeit meines Klassenlehrers Pater Suermann habe ich oben (S. 35) schon erwähnt. Als ich nach sieben Jahren Feldkirch verließ, um am Gymnasium zu Mainz die beiden Primen zu absolvieren, hatte ich Mühe und Not, die Aufnahmeprüfung für Unterprima zu bestehen. Mein wissenschaftliches Niveau hob sich zwar an der Staatsanstalt; aber die in siebenjähriger Feldkircher Gewöhnung eingerosteten systematischen Fehler blieben auch in Mainz das Hindernis für kraftvollen Aufschwung und vor allem für Entstehung von Liebe zum Studium.

Wie mir, ging es fast allen, die von Feldkirch aus in ein Staatsgymnasium übertraten. Mit Ach und Krach, in sehr vielen Fällen gar nicht, erreichten sie die Klasse, auf die sie nach Feldkircher Maßstab Anspruch hatten. Mein älterer Bruder Wilhelm (das jetzige Herrenhausmitglied) und mein jüngerer Bruder Klemens hatten auf den Gymnasien zu Paderborn und Vechta, die sie von Feldkirch aus bezogen, die größten Schwierigkeiten, mitzukommen. Ging der Übergang aber einmal glatt vor sich, dann war des Rühmens kein Ende über die jesuitische Lehrmethode, „die selbst feindlich gesinnten staatlichen Unterrichtssystemen gegenüber triumphiere". Mit Vorliebe wurden nämlich die Mißerfolge Feldkircher Schüler beim Übertritte auf andere Anstalten der „jesuitenfeindlichen Gesinnung" der Anstalten und des Staates überhaupt zur Last gelegt.

Der jesuitische Unterricht war und blieb die Vollkommenheit. Das wurde uns Zöglingen so lange und so eindringlich von unsern jesuitischen Lehrern vorgesagt, bis wir fest davon überzeugt waren und von nicht jesuitischen Anstalten geringschätzig dachten und sprachen.

In Wahrheit stand Feldkirch als Unterrichtsanstalt mit allen jenen Anstalten auf gleicher Stufe, die wissenschaftlich wenig leisten und den Ruf von refugia peccatorum haben. Während Gymnasien, die auf der Höhe ihrer Aufgabe sind, in der langen Reihe der aus ihnen hervorgegangenen Männer, wissenschaftliche Berühmtheiten, Bahnbrecher, Forscher auf den verschiedensten Gebieten zählen, weisen die halbhundertjährigen Listen des Feldkircher Jesuiten-Gymnasiums nur Mittelmäßigkeiten auf, Höhepunkte haben sie nicht. Die Tatsache fällt gegen die Unterrichtsart des Ordens um so schwerer ins Gewicht, als Feldkirch seit fünfzig Jahren ein ausgewähltes Schülermaterial besitzt. Aber nicht am Schüler fehlt es dort, sondern am Lehrer und am Lehrsystem.

Später hat sich das Unterrichtsniveau Feldkirchs gehoben. Allein die Hebung ist nicht ein Verdienst des jesuitischen Unterrichtssystems, sie wurde lediglich bewirkt durch die Zwangslage, in die der Staat den Orden versetzte (ich habe das schon hervorgehoben, aber es kann nie genug betont werden). Entweder, so lautete die Alternative, fachmännische Ausbildung mit Staatsprüfungen der als Lehrer verwendeten Jesuiten-Scholastiker, oder Entziehung der Unterrichtsbefugnis. Der Orden wählte selbstverständlich im eigenen Interesse ersteres, und infolgedessen hoben sich die philologisch-wissenschaftlichen Leistungen Feldkirchs.

* * *

Elf Jahre nachdem ich die Feldkircher Gymnasiumsbänke verlassen hatte, wurde ich wieder auf

eine Schulbank gesetzt: Der Jesuitenorden ließ mich nach Vollendung des zweijährigen Noviziats seinen eigenen „humanistischen" Studiengang im Kollegium zu Wynandsrade (holländ. Limburg) durchmachen. So lasse ich im Anschlusse an die Darstellung der von Jesuiten geleiteten Gymnasial-Philologie zu Feldkirch die Darstellung der Ordens-Philologie zu Wynandsrade folgen.

Meinem Alter — ich zählte 28 Jahre — und meinen Studien vor Eintritt in den Orden — ich hatte das Abiturienten- und Referendarexamen und zwei Jahre praktischen juristischen Dienstes hinter mir — verdankte ich es, daß ich von Absolvierung der Grammatik- und Humanitätsklasse befreit und sogleich der obersten, der Rhetorikklasse zugewiesen wurde. Da aber die „Scholastiker" der „Grammatik" und „Humanität" nicht von den Rhetoriker-Scholastikern getrennt waren, so beziehen sich meine Erfahrungen und Beobachtungen auch auf die beiden unteren Abteilungen: „Grammatik" und „Humanität".

Die meisten meiner Mit-Scholastiker waren ganz junge Leute, halbe Kinder, von denen, außer mir, vielleicht noch zwei das Abiturientenexamen gemacht hatten; alle übrigen (wohl 30 an der Zahl) hatten es vor ihrem Eintritte ins Noviziat höchstens bis Sekunda gebracht. Jetzt, in Wynandsrade, sollten sie die humanistische Ordensausbildung und zugleich die Vorbereitung auf ihre Lehrtätigkeit an Jesuitenschulen erhalten. Was sie erhielten, reichte aber nicht an Primanerbildung heran.

Keiner der „Professoren" (Pater Diel für die Grammatik-, Pater Busch für die Humanitäts-, Pater Drecker für die „Rhetorik"-Klasse, Pater Helten, „Studienpräfekt" und Professor für Griechisch, Deutsch und Ästhetik, und Pater Brischar, Professor für Geschichte) besaß fachmännisch-wissenschaftliche Ausbildung. Aber mit ihrer philologischen Halb- und Unbildung waren sie „Professoren" ihrer jungen Ordensbrüder.

Wir in der „Rhetorik" machten lateinische und griechische Pensa, übersetzten Virgil, Homer und Sophokles, lernten im Zumpt, Schulz, Buttmann und Curtius lateinische und griechische Grammatik. Kurz, wir trieben recht und mehr noch schlecht „philologische Studien", wie solche „Studien" auf Sekunden und Primen von Gymnasiasten auch getrieben werden. Aber über das Niveau oberer Gymnasialklassen erhob sich der „humanistische" Unterricht des Ordens für seine eigenen Scholastiker in keiner Weise; ja er erreichte es nicht. Denn kaum einer der in Wynandsrade „philologisch" ausgebildeten Jesuiten-Scholastiker wäre imstande gewesen, das Abiturientenexamen auf irgendeiner Staatsanstalt zu bestehen. Und doch war die „Rhetorik" die oberste Sprosse der „philologischen" Leiter des Ordens; und doch machten die jungen Scholastiker von den Schulbänken der „Rhetorik" aus den großen Schritt auf das Professoren-Katheder zu Feldkirch oder sonst in einer Unterrichtsanstalt des Ordens; und doch waren die meisten Scholastiker, ehe sie dem Orden sich angeschlossen hatten, nicht über die Sekunda hinausgekommen; zahlreiche konnten sich sogar nur den „philologischen" Titel eines Tertianers beilegen; und doch hatten nicht wenige (Schweizer, Dänen, Nordamerikaner, Holländer) vor ihrem Eintritte in den Orden Unterrichtsanstalten besucht, auf denen nur ein Minimum humanistischer Bildung übermittelt wurde, Griechisch sogar ganz fehlte.

Der lateinische Unterricht, den unser Rhetorik-Professor, Pater Drecker, gab, war alles andere eher als humanistisch. Es wurde viel gelacht, aber blutwenig gelernt. Wie sollte der joviale Westphale, dem derbe Scherzworte (ein Lieblings„zitat" war: timor agit in vesicam) näher lagen als Grammatikalregeln, und der die meiste Zeit seines Ordenslebens als Volksmissionar und Beichtvater verbracht hatte, auch dazu gekommen sein, Lateinunterricht geben zu können. Saul unter den Propheten!

Die eigentlichen „Philologen" waren die Patres Helten und Busch, und ich will nicht bestreiten, daß sie ganz achtungswerte grammatische Kenntnisse besaßen. Aber auch sie waren doch eben nur Autodidakten, ohne fachmännisch-philologische Schulung, obschon sie, wenn ich nicht irre, an der Bonner Universität philologische Vorlesungen (aber ohne Examensabschluß) gehört hatten. Auf welcher Bildungshöhe sie sonst standen, habe ich oben gezeigt bei Erörterung der Stellung des jesuitischen Unterrichtssystems zur vaterländischen Literatur.

Ein Unikum als „Professor" war der gute Pater Brischar, der uns Geschichte vortrug. Ich nenne ihn „gut", weil er wirklich ein herzensguter, harmloser, aufrichtig frommer Mensch war. Aber als „Geschichtsprofessor" war er unter allem und jedem Strich. Was wir von ihm an „Geschichtsauffassung" zu hören bekamen, war geradezu grotesk. Pater Brischar ließ auf der Weltgeschichtsbühne nur Engel und Teufel erscheinen und als Souffleur und Regisseur kannte er einzig und allein „die göttliche Vorsehung". Wer „gut" kathe-

lisch war, zählte unter die Engel, mochte er Alexander VI., Philipp II. von Spanien, Alba, Heinrich IV. von Frankreich, Maria die Katholische von England oder wie sonst heißen; wer nicht „gut" katholisch war, rangierte unter Satans Gefolge. Pragmatische Zusammenhänge, menschliche Entwicklungen, psychologische Erklärungen gab es nicht; Gott lenkt und leitet in der Geschichte alles mit ausschließlicher Rücksicht auf Papsttum und Kirche. In der deutschen Geschichte kannte Pater Brischar eigentlich nur habsburgische Kaiser, und die bigottesten unter ihnen behandelte er am eingehendsten. Obwohl die meisten von uns Preußen waren, hörten wir von preußischer Geschichte nichts. Nur die Mitteilung, daß einige Schriften des „ungläubigen" Friedrich II. von Preußen (den Titel „der Große" erhielt er natürlich nicht) auf dem „Index der verbotenen Bücher" stehen, vermehrte unsere „vaterländische Geschichtskenntnis".

Als Student hatte ich in Bonn die Vorlesungen Heinrich von Sybels und in Göttingen die von Georg Waitz und Otto Meyer gehört; man kann sich denken, wie mich da die Brischarschen „Vorlesungen" anmuteten. Aber damals waren religiöser Wille, waren angeborene und anerzogene ultramontan-katholische Vorurteile noch stark genug, die sich aufdrängenden Vergleiche zuungunsten der deutschen Geschichtsforscher ausfallen zu lassen.

Eine Erweiterung des wissenschaftlichen Horizonts der Scholastiker war durch den Studienbetrieb ausgeschlossen; systematische Einengung bildete seine Signatur. Ordensaskese und Ordensfrömmigkeit waren Antrieb und Ziel auch der humanistisch-rhetorischen Studien. Dabei wurden die philologischen Verdienste des Ordens, die philologische Gelehrsamkeit von Ordensmitgliedern, besonders der jeweiligen „Professoren" so maßlos einseitig hervorgehoben, daß die jungen Scholastiker, von denen die meisten aus Jesuitenanstalten (Feldkirch usw.) heraus ins Noviziat getreten waren und von philologischen Leistungen außerhalb des Ordens nichts kannten, zu der unerschütterlichen Überzeugung gebracht wurden: die Philologie als Wissenschaft existiert eigentlich nur im Jesuitenorden.

So sehr ich auch bemüht war, ein echter Jesuit zu werden und die Welt und alles in ihr mit jesuitischen Augen anzusehen, das, was ich vor meinem Eintritte in den Orden gesehen und erfahren hatte, konnte ich nun doch nicht ganz auslöschen, und so ging mir die Geringschätzung alles Nicht-Jesuitischen, auch in der Wissenschaft, sehr gegen den Strich. Die törichten, von der Wirklichkeit weit entfernten Unterhaltungen meiner jugendlich unwissenden Mit-Scholastiker in dieser Hinsicht waren harte Geduldsproben für mich, die ich nicht immer bestand. Einen biedern Schwaben, Frater Kade, der gänzlich unbeeinflußt durch Sachkenntnis das jesuitische Monopol in der Wissenschaft und besonders — man denke! — in der Philologie als unanfechtbare Wahrheit hinstellte, ließ ich einmal heftig an: „Sie sind ein Ignorant; was in der Philologie Bedeutendes geleistet worden ist, haben Nicht-Jesuiten geleistet". Der gutgläubige, unwissende Junge (er war vielleicht 18 Jahre alt) sah mich entsetzt an: das waren ja halbketzerische Ansichten. Eine Anzeige bei Rektor und „Studienpräfekt" und ein Rüffel von beiden waren die Folgen. Dem „Frater" habe ich es nicht nachgetragen; im Gegenteile, Ertragung von Tadel, von Demütigungen waren — damals! — willkommene Bausteine für den jesuitischen „Turm der Vollkommenheit" (turris perfectionis).

Die griechischen Pensa, die der „Studienpräfekt" und „Professor" des Griechischen, Pater Helten, uns aufgab, waren deutsche Übersetzungen aus einem griechischen Autor, die wir wieder ins Griechische übertragen mußten. Daß die diktierten Aufgaben griechischen Klassikern entnommen waren, wußten wir anfänglich nicht, noch weniger, welchem Klassiker. Beim Nachschlagen eines Wortes im großen Passow (griechisches Lexikon) entdeckte eines schönen Tages durch Zufall einer von uns, daß das aufgegebene Pensum dem Thukydides (wie ich glaube) entlehnt sei. Damit war der Weg gewiesen, auch die anderen Pensa aufzuspüren. Nämlich ein besonders hervorstechendes Wort des Pensums wurde im Passow nachgeschlagen, und meistens wurde so der Hinweis auf diesen oder jenen Schriftsteller gefunden, bei dem dann das ganze Pensum entdeckt — und aus ihm abgeschrieben wurde, jedoch so, daß wir in die Abschrift „Varianten" und kleine Fehler einflickten, damit Pater Helten aus der Fehlerlosigkeit und allzu großen Reinheit des Stiles nicht Verdacht schöpfe in bezug auf die Provenienz. Und in der Tat, er merkte nichts, sondern lobte uns wegen der guten Übersetzung. An Tagen, an denen griechische Pensa zu machen waren, wanderte Passow von Hand zu Hand; was der eine nicht fand, fand der andere.

Also „gerade wie bei uns", können irgendwelche Sekundaner oder Primaner irgendwelchen Gym-

nasiums sagen. Gewiß, und der „Schuljungenstreich" innerhalb des Geheges strenger Ordensaskese berührt insofern sympathisch.

Nicht aber „wie bei uns" ist, daß der Jesuitenorden auf seiner obersten „philologischen" Vorbereitungsstufe für die Lehrtätigkeit seiner Mitglieder durch seinen „Studienpräfekten" Prüfungsarbeiten auf solche Weise geben läßt, und daß der „Studienpräfekt" nicht merkt, daß sie glatt abgeschrieben werden. Eine solche Schablonenhaftigkeit (Faulheit war es wohl nicht), eine so geringe Findigkeit und Umsicht des Lehrers wäre an einem Gymnasium denn doch auf die Dauer nicht möglich.

Auch über die Ästhetik, die Pater Helten „las", ist ein Wort zu sagen.

Es war dürre, engherzige Theorie, unter Zugrundelegung des ebenso dürren und engherzigen „Lehrbuches" über Ästhetik eines Jesuiten Jungmann. Endlose Erörterungen über die Schönheitsbegriffe Platons und Aristoteles, nichts von Bekanntmachung mit realer Schönheit aus Fleisch und Blut.

Kunst, d. h. die verkörperte Ästhetik, ist mir überhaupt während meiner ganzen Jesuitenzeit innerhalb der Ordenshäuser nie zu Gesichte gekommen. Wer nicht vor dem Eintritt in den Jesuitenorden etwas von bildnerischer und malerischer Kunst gesehen hat, erfährt im Orden und durch ihn nichts von ihr. Darstellungen nackter Körper, mögen sie auch Raffael, Correggio, Tizian, Michelangelo, da Vinci usw. zum Urheber haben, sind „Anreizungen zur Sinnlichkeit". Die kraftvolle, veredelnde Schönheit solcher Darstellungen wurde uns grundsätzlich ferngehalten. Dagegen waren die sentimentalen und einförmigen Madonnen- und Heiligenbilder eines Deger und seiner Schule und minderwertige, aber fromme Erzeugnisse „gut katholischer" litho- und xylographischer Anstalten unsere ästhetischen Anschauungsgegenstände. Bis zu welchen Lächerlichkeiten die Angst vor der Schönheit im Orden führt, während er andererseits seine jungen Leute beim Studium der Moraltheologie mit den widerlichsten Dingen des Geschlechtslebens bekannt macht, zeige ich im 2. Teile. Hier wollte ich in kurzen Bemerkungen klar machen, wie im Orden Ästhetik nicht nur ohne Schönheit, sondern unter Ablehnung von Schönheit getrieben wird. Keiner von uns hat aus dem einjährigen „ästhetischen" Kursus, den der Orden ihn durchmachen ließ, auch nur ein Quäntchen von Gewinn gezogen für Läuterung und Verfeinerung von Geschmack und Schönheitssinn.

Großes Gewicht legt die „Studienordnung" auf „Akademien", d. h. auf wissenschaftliche Vereinigungen der Scholastiker mit von ihnen gewählten „Präfekten", die, dem Wortlaute der Regel nach, den Zweck haben, die verschiedenen Studien (Rhetorik, Humanität, Grammatik, dann später Philosophie und Theologie) durch Übungen (Reden, Gedichte, Verteidigung von Thesen usw.) zu fördern. Was ich von „akademischen" Leistungen in der „Rhetorik" erlebt habe, war armselig. Alles berechnet auf Glätte, auf äußere Gefälligkeit; niemals auch nur der Versuch wissenschaftlicher Vertiefung, selbständigen Eindringens in einen im Bereiche des Schulpensums liegenden Gegenstand. Dabei war die Sache abgekartet; der betreffende „Professor" zog die Drähte; Freiheit der Schüler war nicht vorhanden.

Glanzpunkte der „Akademien" waren dramatische Darbietungen, d. h. Wiedergabe einzelner Szenen aus Dramen. Denke man dabei aber nicht an klassische Dramen der vaterländischen oder der Weltliteratur. Schiller, Goethe, Lessing, Shakespeare, Calderon kamen nicht zum Worte. Wenn ich mich recht entsinne bestritt während des ganzen Jahres, in welchem ich „Rhetorik" studierte, der englische Kardinal Nikolaus Wiseman die Kosten der dramatischen Darbietungen, indem sein religiöses „Drama": „Der verborgene Edelstein" (in deutscher Übersetzung) in einzelnen Szenen vorgeführt wurde.

* * *

Der ganze Betrieb der humanistischen Studien im Jesuitenorden, soweit ich ihn an mir selbst in der „deutschen" Ordensprovinz kennen gelernt habe, die, zumal was Wissenschaft betrifft, als eine der regsamsten des ganzen Ordens gilt, hält den Vergleich mit dem staatlichen Gymnasialbetriebe in mittleren und höheren Klassen nicht aus. Und doch waren — was immer wieder betont werden muß — diese humanistischen Studien die einzige „fachmännische" Vorbereitung, die der Jesuitenorden seinen Scholastikern für ihre gymnasiale Lehrtätigkeit zuteil werden ließ.

* * *

Mein Urteil über das jesuitische Unterrichtssystem fasse ich dahin zusammen:

Das Gute in ihm ist nicht original, sondern anderen Unterrichtssystemen entlehnt; Jahrhunderte hindurch ist es abseits von Fortschritt und Entwicklung stehen geblieben; nur gezwungen hat es

Verbesserungen sich zugänglich erwiesen; vieles Brauchbare in ihm steht bloß auf dem Papiere; sein Wesenszug ist egoistisch-nivellierende Internationalität; seine Erfolge sind allerwelts Erfolge, d. h. Erfolge, die von jeder Unterrichtsanstalt erzielt werden, und sieht man näher zu, so stehen den Erfolgen schwere Übelstände gegenüber, die ihre Ursache haben in dem durch und durch verfehlten Unterrichtsplane und in der wissenschaftlich völlig unzureichenden Ausbildung der im Lehrfache verwendeten Ordensglieder. Das vom System so sehr in den Vordergrund geschobene Latein entspricht den Anforderungen der Klassizität nicht; die Muttersprachen mit ihren nationalen Schätzen werden gröblich vernachlässigt. Alles ist eingerichtet auf äußern Glanz und Schein.

2. Das jesuitische Erziehungssystem.

So wichtig der Unterricht, Erziehung ist wichtiger.

Nur der wirklich erzogene Mensch ist Herr auch seiner durch Unterricht entwickelten intellektuellen Fähigkeiten; erst die in und durch die Erziehung erlangte Selbstzucht macht uns zu innerlich geschlossenen Persönlichkeiten, zu dem, was man Charaktere nennt.

Wie sieht es in dieser Beziehung mit der jesuitischen Erziehung aus? Auch hier lautet die Antwort, wie bei der Frage nach der Beschaffenheit des jesuitischen Unterrichts: schlecht.

Das Erziehungssystem der Jesuiten ist ein schablonenhaft-äußerliches; es arbeitet nicht in die Tiefe, sondern an der Oberfläche; es bewirkt Glätte, nicht Würzelfestigkeit. Selbst sein Hauptziel, Durchdringung des Innern mit Religion, wird nicht erreicht. Was es an „Religion" anerzieht, ist teils schwächliche Sentimentalität, teils leerer Formelkram, teils Aberglaube. Seine schlimmste Wirkung jedoch ist geistige Unselbständigkeit im umfassendsten Sinne des Wortes.

Der Jesuitenzögling lernt nicht stehen auf eigenen Füßen, sondern auf den Krücken äußerer Autorität: Kirche, Beichtvater, Seelenführer, Freiheit und Selbständigkeit des Denkens wird unterbunden. Dazu kommt der internationale Einschlag, der sich nicht immer offen zeigt, stets aber, weil aus dem innersten Wesen des Ordens hervorgehend, vorhanden ist und ungebrochene Vaterlandsliebe, jenes mächtige Erziehungsmittel, nicht aufkommen läßt.

* * *

Will man den Unwert des jesuitischen Erziehungssystems gleichsam im großen und im ganzen erkennen, so vergegenwärtige man sich den allgemeinen und dauernden Mißerfolg, den es in 400jähriger Arbeit in den verschiedenen Ländern davon getragen hat.

Obwohl der Jesuitenorden in allen Kulturstaaten (Österreich, Deutschland, Frankreich, Belgien, Spanien, Italien, Portugal) die Erziehung sozusagen der gesamten katholischen Jugend, zumal der Jugend der oberen, einflußreichen Stände, in Händen hatte, ist es ihm in keinem der Länder gelungen, antikirchliche oder revolutionär-politische Bewegungen mit antikirchlichen Unterströmungen auch nur um eine Stunde zu verzögern, und noch viel weniger, sie ganz zurückzudrängen.

Ja auch der Ansturm, dem der Orden selbst gegen Ende des 18. Jahrhunderts vorübergehend erlag, war am stärksten in den Ländern, wo er von Geschlecht zu Geschlecht die Erziehung der heranwachsenden Jugend so gut wie ausschließlich geleitet hatte: Italien, Frankreich, Spanien, Portugal, Österreich. Die dort von Jesuiten erzogene Jugend hat gegen den Sturm nichts vermocht, meistens sogar nicht einmal den Versuch eines Widerstandes unternommen; und viele frühere Jesuitenzöglinge — nicht Judasse, wie der Orden behauptet, sondern zur Wirklichkeit des Lebens und der Dinge erwachte Männer — stellten sich an die Spitze derer, welche die Schädlichkeit des Ordens gerade in Lehr- und Erziehungstätigkeit betonten und seine Entfernung aus diesen Gebieten verlangten.

Wo war der vom Erziehungssystem des Jesuitenordens errichtete Damm, als in Frankreich (um den stärksten Mißerfolg hervorzuheben) die enzyklopädistische Aufklärungsflut und dann der Revolutionssturm heranbrausten? Als hätte es dort nie zahlreiche jesuitische Erziehungsanstalten mit Tausenden von Zöglingen durch drei Jahrhunderte hindurch gegeben, vollzog sich der für Kirche und Jesuitenorden gleich verhängnisvolle, für die Menschheit so segensreiche Wandel.

Das Schwergewicht solcher Tatsachen wird so gut wie ganz unbeachtet gelassen. Und doch ist es erdrückend. Es kommt hinzu, daß der jesuitische Erziehungseinfluß in den genannten Ländern sich nicht auf den Umfang der Mauern der Jesuiten-Kollegien beschränkte Die Kollegien und die

übrigen sehr zahlreichen Niederlassungen des Ordens waren Mittel- und Brennpunkte großer, das ganze Land durchziehender Wirkungskreise. Der Jesuitenorden fand durch die ihm übgebenen jugendlichen Zöglinge nicht bloß den Weg in die Zöglings-Familien, gewann nicht nur dort Einfluß und Macht: seine gefüllten Kirchen mit ihren umlagerten Predigt- und Beichtstühlen pflanzten Einfluß und Macht fort in Millionen von Gliedern aller Bevölkerungsschichten. Aber es war Einfluß, der Gegenströmungen nicht standhielt, es war Scheinmacht. Die großartigen jesuitischen Erziehungsanstalten waren, trotz Sandsteinquadern und Marmorblöcken, Kartenhäuser, die der Wind umblies und deren Erziehungsertrag er wie Spreu verwehte.

* * *

Auch wenn ich den Feldkircher Erziehungsertrag in dieser Allgemeinheit mir vergegenwärtige, erscheint er gleich Null.

Tausende von Knaben und Jünglingen aller Stände sind seit mehr als einem halben Jahrhundert durch die großartige und glänzend ausgestattete „Stella matutina" hindurchgegangen, aber auch nicht ein einziger wirklich großer ultramontan-katholischer Mann findet sich unter den Scharen alter Feldkircher. Alles nur Dutzendware; Leute, deren „Größe", kommt es hoch, in Führerstellungen innerhalb der Zentrumspartei gipfelt. Und man wird doch nicht behaupten wollen, daß das Feldkirch in Fülle gebotene Knaben- und Jünglingsmaterial keinen bildnerischen Stoff zu ultramontan-katholischer Größe enthielt. Die jesuitische Erziehung ist eben nicht eingestellt auf Größe, sondern auf mittelmäßige Gleichförmigkeit. Wie der Orden selbst (davon wird im 2. Teile ausführlich die Rede sein) eine große Fabrik guter, von der Maschine gleichmäßig geformter „Werkzeuge" ist, nicht ein Meisteratelier für individuelle Kunst, so sind auch seine Erziehungsanstalten für „Auswärtige" Großbetriebe für Massenproduktion.

Bei den Erziehungs„erfolgen" des Jesuitenordens zeigt sich, was sein ganzes Wirken durchzieht und seiner Wirkungsart auf allen Gebieten den Stempel aufdrückt: glänzendes Äußere, innere Hohlheit. Der Reklamekunst des Ordens gelingt es aber immer wieder, durch den Glanz des Scheines die Welt — die ultramontane wie die nicht-ultramontane — zu täuschen. Ein häufig angewandter Täuschungsversuch ist besonders zu erwähnen.

Eine lange Liste berühmter Namen wird von den Jesuiten bereit gehalten, die beweisen sollen, wie ausgezeichnet die Erziehungserfolge ihrer Anstalten sind: Sehet da, diese Berühmtheiten sind Jesuitenzöglinge. Zumal in Frankreich ist solche Art von Beweisführung im Schwange. Wie viele der berühmten Männer aber nur ganz vorübergehend in einer Jesuitenanstalt waren, und vor allem die Tatsache, daß die berühmtesten ihre Berühmtheit erlangt haben, indem sie entgegengesetzte Wege wandelten als die vom jesuitischen Erziehungssystem vorgezeichneten, steht auf den Ruhmeslisten nicht verzeichnet. Da figurieren immer wieder aufs neue: Condé, Turenne, Descartes, Molière, Voltaire und ähnliche; vielleicht fügt eine spätere Zeit auch Passaglia und meine Wenigkeit hinzu.

* * *

Der Jesuitenorden ist der konsequenteste und erfolgreichste Beförderer der Pensionatserziehung, d. h. einer die Kinder von Elternhaus, von Familie, von vaterländischem Gemeinwesen möglichst absondernden Erziehungsart.

Der natürliche Boden für das heranwachsende Kind ist der Mutterboden der Familie; nur in seltenen Ausnahmefällen darf die junge Menschenpflanze in fremdes Erdreich versetzt werden Dem Jesuitenorden ist es gelungen, die Ausnahme zur Regel zu machen. Tausende von Elternpaaren aller Nationalitäten hat er veranlaßt, ihre Söhne jahrelang aus dem Hause zu tun und dem Orden zu übergeben. Der Schaden ist groß.

Gerade in jenen Entwicklungsjahren, für die das Leben innerhalb der Familie so bedeutungsvoll ist, wo edler weiblicher Einfluß (Mutter, Schwestern) besonders heilsam wirkt auf jugendlich-männliche Sinnesart und Charakter, wird der Knabe den segensreichen heimischen Faktoren entzogen und in eine Umgebung gebracht, die in ihrer Familienlosgelöstheit und Frauenablehnung die denkbar ungeeignetste ist zur Heranbildung der aus der Familie hervorgegangenen, in ihr wurzelnden und für sie bestimmten Jugend. Und warum? Weil es für den Orden vorteilhaft ist, die künftigen Männer, Väter, Politiker, Schriftsteller usw. jahrelang ganz in seinem Geiste formen zu können, ohne durch irgendwelche Beeinflussung von anderer Seite gestört zu sein. So tritt uns auch hier, gleich beim ersten Schritte

in das jesuitische Erziehungssystem, der typische Jesuiten-Egoismus wieder entgegen.

* * *

Auch abgesehen von der durch und durch verfehlten Pensionatserziehung ist der Jesuitenorden, d. h. sind seine im Geiste des Ordens gebildeten Mitglieder schlechte Erzieher. Nicht, daß sie unmittelbar und mit Absicht zu Schlechtem erzögen — in den acht Jahren meines Feldkircher Aufenthaltes ist ein solcher Versuch niemals an mich herangetreten —, aber es fehlen ihnen Eigenschaften, die für gute Erzieher unerläßlich sind, und sie besitzen Eigenschaften, die zum Erziehen untauglich machen.

1. Dem Jesuiten fehlt das Nationalitätsgefühl; er darf nicht national, er muß international denken, empfinden.

Immer und immer wieder weise ich auf diesen Mangel hin, weil er eines der Grundübel des Ordens ist; ein Übel, das gute Erziehung unmöglich macht. Denn darüber kann Meinungsverschiedenheit nicht bestehen: weit mehr noch als beim Unterrichte muß Nationalitätsgefühl, nationales Bewußtsein Grundlage, Mittel und im gewissen Sinne auch Ziel der Erziehung sein. Damit soll nicht einem überspannten, chauvinistischen, andere Nationen verachtenden Nationalitätsgefühle das Wort geredet werden. Ich betone nur die Selbstverständlichkeit, daß jede Nation einen natürlichen Interessenverband, eine Kulturgemeinschaft mit nationalen Werten und nationalen Gütern bildet, daß also die Glieder einer Nation zur Aneignung und Hochhaltung dieser Werte und Güter erzogen werden müssen. Was die Persönlichkeit für den einzelnen, ist die Nationalität für ein Volk; sie verleiht ihm selbstbewußte Kraft. Und wie der einzelne, damit er ein echtes Mitglied der angestammten Familie werde, ihr in Treue und Liebe anhangen muß, so müssen die einzelnen Treue und Liebe auch ihrer Nation erzeigen. Denn auch die Nation stellt, ähnlich wie die Familie, ein ethisches Ganzes dar, das seine Festigkeit nicht so sehr in Gesetzen und wirtschaftlich gleichartigen Bedürfnissen findet, sondern in einer Herz und Willen erfüllenden Anhänglichkeit an den gleichen Geist, an die gleiche Geschichte, an die gleiche Sprache, an das gleiche Land.

Hiervon ist beim Jesuiten nichts vorhanden und soll nichts vorhanden sein. Er muß sogar, so wollen es die Ordenssatzungen, die Wurzel durchschneiden, aus der allein nationaler Sinn und nationale Liebe ersprießen kann: den Familiensinn.

Die Ordenssatzung sagt:

Jeder, der in die Gesellschaft eintritt, halte dafür, daß er, Christi Rat befolgend: Wer Vater und Mutter verläßt usw., Vater, Mutter, Brüder, Schwestern und was immer er in der Welt gehabt hat, zu verlassen habe; ja er glaube das Wort an sich gerichtet: Wer nicht haßt seinen Vater und seine Mutter und obendrein seine Seele, kann mein Jünger nicht sein. Und so sei es sein Bestreben, daß er alle natürliche Zuneigung gegen die durch das Blut ihm Verbundenen ablege und sie in eine geistige verwandle, und jene [die Blutsverwandten] nur mit der Liebe liebe, welche die geordnete Nächstenliebe erfordert, so daß, wer der Welt und der Eigenliebe tot ist, Christus unserm Herrn allein lebt und ihn an die Stelle der Eltern, Brüder und aller Dinge setzt [dazu aus der authentischen „Erläuterung" der Zusatz]: Damit die Ausdrucksweise die Empfindungsweise unterstütze, ist es ein heiliger Rat, daß man sich angewöhne, nicht zu sagen, daß man Eltern oder Brüder habe, sondern daß man sie gehabt habe, indem man zu erkennen gibt, daß man das nicht habe, was man, um Christum an Stelle aller zu haben, verlassen hat. Das haben besonders jene zu beobachten, die mehr in Gefahr zu schweben scheinen, von irgendeiner natürlichen Liebe gestört zu werden; meistens pflegen Novizen derartige zu sein (Examen Generale, c. 4, 7, Declarat. C.).

Auf diesem Grunde baut sich dann wie von selbst die von Internationalismus durchtränkte „Regel" auf:

In der Gesellschaft [Jesu] sei weder, noch mache sich fühlbar eine Hinneigung zu irgendwelcher Parteiung, die vielleicht unter christlichen Fürsten oder Herren sich zeigt; sondern es soll vielmehr eine gewisse allgemeine Liebe herrschen, die alle Parteien (auch wenn sie sich entgegengesetzt sind) in unserm Herrn umfaßt (Satzungen, Teil 10. 11; Summarium Constitutionum, nr. 43).

Derartig anational und international denkende und fühlende Erzieher können unmöglich nationales Empfinden wecken, vermitteln, erhalten.

Verstärkt, wenn das noch möglich ist, wird die Internationalität der Jesuiten-Pädagogik durch die grundsätzlich internationale Zusammensetzung des Erzieherpersonals und Schülermaterials.

Oben (S. 41) habe ich das Dekret der 7. Generalkongregation des Jesuitenordens angeführt, das die internationale Zusammensetzung der Lehrer, Erzieher und Oberen in den jesuitischen Studienanstalten vorschreibt, damit nicht „der Nationalitätenunterschied Platz greife". Für Feldkirch kann ich die Durchführung des Dekrets be-

stätigen: Reichsdeutsche, Österreicher, Schweizer, Italiener, Franzosen, Elsässer (vor 1870) waren dort als Lehrer und Erzieher tätig. Lange Jahre bekleideten das Amt des Rektors die französischen Schweizer, die Jesuiten Minoux und Billet und der französische Elsässer (vor 1870) Pater Faller, der eine Zeitlang auch Generalpräfekt war. Die einflußreichsten Stellen, von denen die Gesamtleitung der „deutschen" Erziehungsanstalt Feldkirch abhing, waren also mit Ausländern besetzt, die beide nur gebrochen deutsch sprachen und die in ihrer ganzen Art und Weise den Franzosen erkennen ließen. Auch noch in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts war teils Rektor, teils Generalpräfekt Pater Karl Schäffer, ein Mann, der, trotz seines deutschen Namens, durch seine englische Mutter, die, nach dem frühen Tode des Vaters, die Erziehung des Knaben ganz nach englischen Anschauungen leitete, weit mehr Engländer als Deutscher war. Da ich mit ihm jahrelang zusammen Zögling in Feldkirch war, ist mir seine „deutsch-nationale" Gesinnung wohl bekannt.

International war auch die Schülerzusammensetzung. Kaum eine Nationalität Europas fehlte; auch zahlreiche Zöglinge aus überseeischen Ländern waren vorhanden: Deutsche, Österreicher, Franzosen, Schweizer, Engländer, Iren, Italiener, Spanier, Portugiesen, Holländer, Belgier, Dänen, Ungarn, Polen, Russen, Chilenen, Peruaner, Brasilier, Nordamerikaner.

Die Vorteile internationalen Verkehrs (Ablegung von Vorurteilen, Erweiterung des Horizonts, Sprachkenntnisse usw.) verkenne ich nicht. Allein das zarte Knabenalter ist nicht die Zeit, solche Vorteile sich anzueignen; es geschieht zu sehr auf Kosten des noch nicht zur Festigkeit gelangten nationalen Empfindens. Erst wenn dies stark geworden ist, können internationale Einflüsse günstig sein; früher haben sie meistens nivellierende Wirkung.

Ganz besonders aber ist hervorzuheben, daß die Internationalität von Lehrern und Schülern Grundsatz des jesuitischen Erziehungssystems ist, einer der Eckpfeiler, auf denen es ruht. Zufällige oder auch absichtliche Berührung mit Internationalität wirkt, wenn sie im richtigen Alter geschieht, befruchtend; systematische und grundsätzliche Durchdringung mit Internationalität ist aber stets und überall vom Übel.

Gerade Feldkirchs Internationalität wird in einem offenbar offiziellen Festberichte über das fünfzigjährige Gründungsjubiläum der Anstalt am 20. Juni 1906 stark betont:

Fahnen und Wappenschilder der europäischen und vieler außereuropäischen Länder, ein Symbol der internationalen Vertretung durch die verschiedenen Zöglinge . . . riefen jedem Ankömmling ein herzliches Willkommen entgegen (Kölnische Volkszeitung vom 23. Juni 1906).

Also eine „deutsche" Erziehungsanstalt für deutsche Jugend rühmt sich ihrer Internationalität!

2. Die jesuitische Askese macht es dem Jesuiten unmöglich, ein guter Erzieher zu sein.

Weltflucht, Losgelöstsein von aller irdischen Anhänglichkeit, Willens- und Verstandeslosigkeit dem Oberen gegenüber sind Fundamentalprinzipien der Ordensaskese. Es sind ebensoviele schlechte Eigenschaften für Erzieher.

Die grundsätzliche Weltflucht des Jesuiten hat durch die hermetische Abgeschlossenheit seiner eigenen Erziehung im Noviziat und Scholastikat auch praktisch den höchsten Grad erreicht. Aus der Weltfremdheit, in die keine Regung des politischen, wirtschaftlichen und allgemein kulturellen Lebens seiner Nation zu ihm gedrungen ist, wird er unvermittelt als Erzieher unter eine Schar von Knaben und Jünglingen versetzt, die aus der ihm unzugänglich gebliebenen Welt kommen und in ihr weiter zu leben und zu wirken bestimmt sind. Er soll Führer, Berater sein in Dingen, für die ihm selber Blick, ja Auge fehlen.

Wer gut erziehen will, muß zu seinen Zöglingen in ein inneres Verhältnis der Anhänglichkeit und Liebe treten. Dem Jesuiten untersagt die Ordensaskese jedwede Anhänglichkeit an Dinge, Orte, Personen. Fühlt er die Entstehung eines inneren Bandes, so muß er das zarte Gewebe auflösen; „heilige Gleichmütigkeit" (sancta indifferentia) besser: heilige Gleichgültigkeit, soll ihn erfüllen. Wie ein geschlechts- und vaterlandsloses Wesen, so soll der erziehende Jesuit auch ein blut- und empfindungsloses Wesen sein.

Auf nichts legt die jesuitische Askese größeres Gewicht, auf nichts wird mit stärksten Mitteln nachdrucksvoller hingearbeitet als auf Vernichtung des eigenen Ichs durch völlige Unterwerfung des Verstandes und Willens unter Willen und Verstand des Oberen. Unselbständigkeitsmachung im Empfinden, Denken, Wollen, Entschließen ist höchstes Ziel des Jesuitismus. Höchstes Ziel der Erziehung dagegen ist: Selbständigmachung, Herausarbeitung der Persönlichkeit, Anleitung zu eigenem Empfin-

den, eigenem Denken, eigenem Wollen, eigenem Entschließen.

Aus diesen kurzen Bemerkungen und Gegenüberstellungen (Ausführliches über die Jesuitenaskese enthält der 2. Teil) ergibt sich, wie ungeeignet zum Erzieher der im Geiste und aus der Anweisung seines Ordens heraus erziehende Jesuit ist. Leute, die sich selbst wie „Leichname" und „Stöcke" von der Hand eines andern gebrauchen lassen (Summarium Constitutionum 36), die niemals und in nichts dem Urteile eines andern widerstreben dürfen (außer es handle sich um „offenbare" Sünde), können nicht Bildner einer Jugend sein, die auf eigenen Füßen durchs Leben zu gehen hat.

* * *

Aber die „Studienordnung" des Ordens enthält doch ein Erziehungssystem, und dies System weist doch pädagogische Vorzüge auf besonderer Art.

So behaupten die Jesuiten und ihre Lobredner (vgl. Duhr S. J., Die Studienordnung der Gesellschaft Jesu: Bibliothek der kathol. Pädagogik. Bd. 9, S. 24—78. Freiburg 1896). Wie verhält es sich damit?

Von einem in der „Studienordnung" enthaltenen Erziehungssystem kann überhaupt nicht gesprochen werden. Über hier und dort eingeflochtene religiös-pädagogische Allgemeinheiten kommt die „Studienordnung" nicht hinaus:

Die Wissenschaften sollen so gelehrt werden, daß dadurch die Nebenmenschen angeregt werden zur Kenntnis und Liebe des Schöpfers und Erlösers (Regeln des Provinzials, Regel 1). Die Schüler sollen zur Ehre Gottes die größtmöglichen Fortschritte machen in der Ehrbarkeit des Lebens (Regeln des Studienpräfekten, Regel 1). Die besondere Absicht des Lehrers sei bei passender Gelegenheit während und außerhalb der Vorlesungen darauf gerichtet, die Schüler zur Liebe und zum Dienste Gottes und zur Übung derjenigen Tugenden, durch die wir ihm gefallen, zu bewegen und sie zu bestimmen, ihre gesamten Studien auf dies Ziel hin zu richten (Regeln für die Lehrer der höheren und der niederen Studien, Regel 1). Er wisse, daß er dazu auserwählt sei, mit allen Mitteln und eifrig dem Rektor bei Leitung und Führung der Schulen so beizustehen, daß die Schüler wie in den Wissenschaften, so auch in der Unbescholtenheit des Lebens Fortschritte machen (Regeln des Präfekten der niederen Schulen, Regel 1). Die Knaben, die man der Gesellschaft zur Erziehung anvertraut hat, unterrichte der Lehrer so, daß sie zugleich mit den Wissenschaften die eines Christen würdigen Sitten sich aneignen. Sowohl bei guter Gelegenheit in den Unterrichtsstunden als auch sonst gehe seine Hauptabsicht dahin, die zarten Herzen der Jugend für den Dienst Gottes und die Liebe zu Gott, sowie für alle Gott wohlgefälligen Tugenden empfänglich zu machen . . . Er halte auch Freitags oder Samstags eine halbstündige fromme Ermahnung oder Erklärung des Katechismus; er ermahne vorzüglich zu täglichem Gebet zu Gott, besonders zur täglichen Abbetung des Rosenkranzes oder der Tagzeiten Mariä, zur abendlichen Gewissenserforschung, zu häufigem und würdigem Empfang der Sakramente der Buße und des Altars, zur Meidung böser Gewohnheiten, zum Abscheu vor dem Laster und endlich zur Übung aller eines Christen würdigen Tugenden (Gemeinsame Regeln für die Lehrer der niederen Klassen, Regel 1 u. 5; vgl. auch: Satzungen, Teil 4, Kap. 7, 2; 16, 4 und: Regel 3 für die Lehrer der höheren Fakultäten).

Solche und ähnliche Sätze stellen das Erziehungssystem der „Studienordnung" dar.

Daß ein religiöser Orden von Aneiferung zur Tugend, von Liebe zu Gott, von ehrbarem Leben, von Meidung böser Gewohnheiten, von Abscheu vor dem Laster usw. spricht und sie als „Ziel" seiner Erziehung hinstellt, ist mehr als selbstverständlich. Die vorgelegten Erziehungs„grundsätze" sind deshalb vom Standpunkte ausgesprochen religiöser Erziehung aus religiöse Trivialitäten banalster Art. Sie besagen alles und nichts; sie machen gerade dort, wo sie stehen, in einem religiösen Erziehungsplane, der von sich behauptet, das Ergebnis jahrhundertelanger Erfahrung und Überlegung zu sein, den Eindruck ärmlicher und abgegriffener Redensarten.

So allgemein sind die „Grundsätze", daß auch der Jesuit Duhr eingesteht, und zwar gegenüber den noch am wenigsten allgemein gehaltenen Bestimmungen (der zuletzt erwähnten 3. Regel für die Lehrer der höheren Fakultäten):

Das sind Forderungen und Wünsche nicht allein der Jesuiten, sondern der ganzen katholischen Kirche für jeden, der es mit seinem religiösen Leben wirklich ernst und treu nehmen will (a. a. O. S. 32).

Das wenige aber, was neben solchen Gemeinplätzen als bestimmte Erziehungsvorschrift in der „Studienordnung" auftritt, ist weder original — wie nichts in der gesamten „Studienordnung" — noch gut und empfehlenswert.

Da ist zunächst die allseitige und strenge an Polizei gemahnende Überwachung, die sich sogar auf Übungen in der Frömmigkeit und Erfüllung religiöser Pflichten erstreckt. Die 9. Regel für die Lehrer der niederen Klassen schreibt vor:

Er [der Lehrer] sorge dafür, daß niemand die monatliche Beichte unterlasse; er lasse sie [die Schüler] einen Zettel mit Vor-, Zunamen und Klasse den Beichtvätern übergeben, damit er nachher bei Durchsicht der Zettel sehe, wer gefehlt hat.

Hier wird ein großer und wichtiger Teil des religiösen Lebens, also einer ihrer Natur nach innerlichen und freiwilligen Leistung des Menschen, unter Zwang und Aufsicht gestellt. Gerade die Beichte religiös aufgefaßt als Wiederversöhnung des Menschen mit Gott, als Entlastung des beschwerten Gewissens muß ein Akt sein, der aus freiem Antriebe und aus Selbstbestimmung hervorgeht. Zwangsweise Beichte mit polizeilicher Kontrollierung zerstört das Gute an ihr, drückt sie herab in die Reihe „pädagogischer" Zuchtmittel. Und das ist in der Tat Zweck der jesuitischen Erziehungsvorschrift, wie ich im zweiten Teile eingehend an den Regeln für Beichte und „Gewissensrechenschaft" (ratio conscientiae) innerhalb des Ordens selbst nachweisen werde.

Dazu kommt, daß der Jesuitenzögling gänzlich unfrei ist in der Wahl seines Beichtvaters. Der Orden bestimmt jährlich einige Patres zu Beichtvätern. Nur diesen und keinen andern muß der Zögling seine Beichte ablegen, er mag Vertrauen zu ihnen haben oder nicht.

Ja die „Studienordnung" geht in dem Beichtväterzwang noch weiter. In der 29. Regel für den Präfekten der Gymnasialstudien heißt es:

Im Anfange eines jeden Jahres weise er den Schülern, sei es persönlich, sei es durch die Lehrer, die Bänke und die Beichtväter an.

Nicht einmal eine Wahl unter, wenn auch wenigen Beichtvätern wird also dem Jesuitenzöglinge gelassen; er muß sein Innerstes einem Menschen eröffnen, den ein anderer ihm „anweist". Und wie geschieht die „Anweisung"?! Mit unüberbietbarer Roheit! „Die Bänke und die Beichtväter"! Also wie die „Anweisung" auf ein Sitzmöbel ertönt in jesuitischen Anstalten die „Anweisung" auf einen Beichtvater. Auch einem nicht allzu fein Empfindenden schlägt solche Zusammenstellung ins Gesicht.

In Feldkirch war die Möbel- und Beichtvater-„Anweisung" nicht in Übung. Dort hatten wir die Wahl zwischen 5 oder 6 Beichtvätern. Aber man sieht aus der, wenn auch vielleicht nicht aller Orten gehandhabten Regel, welcher Geist der amtlichen hochgepriesenen „Studienordnung" innewohnt. Erzieherisch, zumal im religiösen Sinne des Wortes, kann man die Regel beim besten Willen nicht nennen. Wir werden sehen, daß sie auch noch andere „pädagogisch" höchst lehrreiche und zur Beurteilung des jesuitischen Erziehungssystems bedeutungsvolle Anordnungen enthält.

Auch die äußere Überwachung der Schüler ist eine umfassende, eine der Überwachung in Strafanstalten vielfach gleichförmige.

Weder beim Essen, noch beim Studium, noch beim Spielen, noch beim Schlafen, noch selbst beim Beten in der Kapelle ist der Zögling jemals allein. Nicht das allerbescheidenste Maß von Vertrauen in seine sittliche Reife wird ihm zuteil. Tag und Nacht, an jedem Orte und zu jeder Stunde weiß er sich beobachtet. Selbst auf den Treppen und Gängen, die der Zögling flüchtig als Durchgang von einem Raume zum andern benutzen muß, stehen überwachende „Atriumspräfekten". Diese an zentrale Zellengefängnisse erinnernde Beaufsichtigung findet ihren statutarischen Ausdruck in der 44. Regel für den Präfekten der Gymnasialstudien:

Während der ganzen Schulzeit verweile er in den Gängen oder in einem Zimmer, von welchem er Aussicht auf diese Räume hat.

Neben der amtlichen Überwachung durch die Erzieher steht die gegenseitige Überwachung der Zöglinge untereinander:

Er [der Präfekt der Gymnasialstudien] bestelle in jeder Klasse dem Herkommen des Landes gemäß einen Schüler als öffentlichen Zensor, oder, wenn dieser Name weniger gefällt, einen Oberdekurio oder Prätor. Damit er jedoch bei seinen Mitschülern etwas gelte, muß er durch irgend ein Vorrecht ausgezeichnet werden und das Recht haben, mit Genehmigung des Lehrers für seine Mitschüler in kleineren Dingen Strafnachlaß zu erbitten. Er gebe acht, wenn einer der Mitschüler vor dem Zeichen zur Schule sich im Hofe herumtreibt, oder eine fremde Schule betritt, oder seine eigene, oder seinen Platz verläßt. Er berichte dem Präfekten auch jeden Tag, wer in der Schule fehlt, ob einer, der nicht zur Schule gehört, das Klassenzimmer betreten hat, endlich ob in Abwesenheit oder Anwesenheit des Lehrers ein Fehler in der Schule begangen worden ist (Regeln für den Präfekten der Gymnasialstudien, Reg. 37).

In jeder Klasse sollen Beobachter (observatores) sein, welche die Namen derjenigen aufschreiben und sie den Lehrern geben, die auf der Straße sich prügeln, andere mit Steinen werfen oder mit Worten beleidigen, Ehrfurcht, wo sie am Platze ist, nicht erweisen, schimpfen, auf dem Schulwege herumzögern, unanständig schwätzen, die im Sommer zum Wasser, im Winter zum Eise abschwenken. In den drei unteren Klassen sollen ‚Dekane' sein, welche . . . alle angeben (prodant), die durch irgend etwas Strafe verdient haben (Schulregeln der Gesellschaft Jesu aus den Jahren 1560–61: Monum. Germ. paed. 2, 161 f.).

Der Inhalt solcher Vorschriften bedeutet etwas ganz anderes als das auch heute noch an vielen Unterrichtsanstalten bestehende Amt eines „Klassenordners" (dessen moralisch-pädagogischer Wert, falls es mit Anzeigerecht ausgestattet ist, mir übrigens auch mehr als zweifelhaft erscheint). Hier ist regelrechte Angeberei offiziell eingesetzt; und um sie für beide Teile annehmbar erscheinen zu lassen, um ihr unter den Schülern eine festere Grundlage zu geben, wird der Angeber mit einem „Begnadigungsrechte" ausgestattet. Dadurch soll das jugendliche Gemüt, dem Angeberei von vornherein widerwärtig ist und unehrenhaft erscheint, beruhigt werden. Zugleich dient das Ehrenvorrecht der „Begnadigung" als Anreiz, sich um den „Zensor"-Posten zu bewerben.

Auf Angeberei und Spionage, sebst außerhalb der Schule, deutet auch die Bestimmung der 11. Regel für den Präfekten der Gymnasialstudien:

Er soll in ein Buch eintragen, ob einer der Mitschüler das Haus derselben [der neu aufzunehmenden Schüler] kenne;

ferner die 36. Regel für die Lehrer der niederen Klassen:

Vom Lehrer sollen auch die Dekurionen [aus den Schülern] bestimmt werden. Sie haben das Auswendiggelernte abzuhören; die schriftlichen Arbeiten für den Lehrer einzusammeln; in einem Hefte zu verzeichnen, wie oft einem das Gedächtnis versagt, wer die schriftliche Arbeit unterlassen oder das Konzept nicht mitgebracht hat; auch auf anderes sollen sie achten, wenn der Lehrer es vorschreibt.

Der letzte Zusatz stempelt die „Dekurionen" zu Angebern. Denn, nachdem alles Äußere, was in den Tätigkeitsbereich eines gewöhnlichen „Klassenordners" fallen kann (selbst das Versagen des Gedächtnisses!), aufgezählt worden ist, gibt der Zusatz darüber hinaus noch weitesten Spielraum für Überwachung, „wenn der Lehrer es vorschreibt".

Mit dem öffentlichen Angeber hat es aber nicht sein Bewenden. Die „Studienordnung" enthielt früher den Satz:

Jeder Lehrer soll seine öffentlichen und geheimen Zensoren und einen Oberzensor haben, durch die er das sittliche Verhalten der Anderen ausforscht: Suos quilibet magister censores et publicos et privatos et unum censorem maximum habeat, per quos in aliorum mores inquirat (Duhr S. J., a. a. O. S. 53).

In unverhüllter Nacktheit steht damit das organisierte geheime Angeber- und Inquisitorentum (inquirat!) vor uns. In dieser Nacktheit ist es allerdings aus dem Wortlaute der „Studienordnung" verschwunden. Aber gerade daß ihre erste Fassung, die nach mehrjähriger Beratung und praktischer Erprobung, an denen sich der Ordensgeneral, seine „Assistenten", die Provinzialoberen und eigens dazu ernannte „Kommissare" beteiligten (man vgl. die Schilderung bei Duhr S. J., Die Studienordnung der Gesellschaft Jesu. S. 19 f.), den schlimmen Satz enthält, macht offenbar, welcher Geist das Erziehungswesen des Ordens durchdringen soll. Daß die verräterischen Buchstaben beseitigt sind, ist nichts als eine taktisch-kluge Maßregel. Der Geist, dem die Buchstaben Ausdruck verliehen, ist geblieben. Das beweist die oben erwähnte „amtliche" Erläuterungsschrift des Jesuiten Kropf über die Erziehungsgrundsätze des Ordens. Kropf empfiehlt ja ganz unbefangen das regelrechte Denunziantentum.

Der denunziatorische Geist des Ordens läßt sich eben nicht verleugnen. Diesen Geist darf man nicht aus dem Auge lassen bei Beurteilung der verschiedenen Stellen aus der „Studienordnung", die von „Zensoren", „Dekurionen" usw. sprechen.

Und deshalb lege ich auch schon hier eine Probe des Denunziantengeistes, der die ganze innere Struktur des Ordens durchzieht und auf den ich im 2. Teile zurückkomme, vor.

In einem offiziellen Schreiben vom 24. April 1693 des Provinzialoberen der böhmischen Ordensprovinz, Pater Stanislaus Bieczynski, heißt es:

Wie sehr die Angeberei als Augapfel der Gesellschaft [Jesu] von uns geschätzt wird, ist, wie ich glaube, niemand verborgen (quanti pupilla Societatis delatio a nobis aestimata sit, neminem latere autumo). Nicht mit Unrecht urteilt man, daß, was immer an Ärgernissen die Gesellschaft erduldet, zum großen Teile aus der Vernachlässigung und Nichtbeachtung der Angeberei entsteht. Deshalb wird allen eifrig empfohlen, daß sie, als liebende Söhne der Gesellschaft, eine Sache von solcher Bedeutung gebührend schätzen und mit Beiseitesetzung aller Rücksicht, dem Geiste unseres Instituts entsprechend, die Oberen aufrichtig und getreu von dem in Kenntnis setzen, von dem sie im Herrn urteilen, es sei anzuzeigen. Sie seien überzeugt, daß sie eine sehr dankenswerte und für das Wohl der Gesellschaft sehr nützliche Handlung verrichten, wenn sie mit Eifer das studieren, was die Unversehrtheit unseres Ordens in diesem Punkte von Allen verlangt. Damit übrigens die von unserm hl. Patriarchen [Ignatius v. Loyola] uns heilig vorgeschriebene, brüderliche Angeberei (fraterna delatio) durch Mißbrauch nicht in ihr fehlerhaftes Extrem fällt, und so das, was

heilsames Mittel, ja das Heil selbst unseres Ordens sein soll, durch unsere Fehler zum Gifte wird, wird mit nicht geringerer Sorge Allen empfohlen, daß sie, bevor sie dem Oberen etwas anzeigen, des Instituts eingedenk, beten, Gott nicht oberflächlich anrufen und die Anweisung für das Schreiben (formula scribendi), besonders § 21 sorgfältig durchlesen, damit sie nicht, durch Mißgunst fortgerissen, übertreiben und, statt eines heilsamen Berichtes und brüderlicher Angeberei, Andere häßlich entstellen und beleidigend verleumden. Wie sehr diese Pest [der beleidigenden Verleumdung] die höchsten Leiter unseres Ordens schon früher verabscheut haben, kann ersehen werden aus Worten, die vor kurzem, am 30. März 1653, an unsere Provinz gerichtet worden sind: ‚Ich bitte, daß Ew. Hochwürden Alle in sehr ernsten Worten ermahne, daß sie weder sich selbst noch die Oberen mit Anschwärzungen ermüden und nicht hastig, unverständig und verwegen mit der Feder bei der Hand sind (Kodex der W. H.-B. Nr. 13620, S. 10; bei Kelle, a. a. O. S. 185 u. 301).

Man beachte in diesem interessanten Schriftstücke, 1. daß von wirklicher Angeberei, Denunziation die Rede ist (defero, delatio); 2. daß sie die „Pupilla", das „Heil" des ganzen Ordens genannt; 3. daß sie in ein religiöses Gewand: Gebet, Anrufung Gottes usw. gehüllt wird; 4. daß die satzungsgemäße Angeberei zu einer wahren „Pest" geworden war durch Verleumdungen usw.

Weiter gehe ich hier auf die Sache nicht ein. Längeres Anschauen des Ordens-„Augapfels" wird uns im 2. Teile beschäftigen.

* * *

Zu diesen verschiedenen Überwachungsarten tritt eine andere, die zwar nicht in der „Studienordnung steht, aber doch als Regel und Gesetz in jesuitischen Erziehungsanstalten herrscht.

Der briefliche Verkehr des Zöglings mit seinen Eltern unterliegt strenger Überwachung. Die Briefe des Kindes an Vater und Mutter und die Briefe von Vater und Mutter an ihr Kind werden von den dazu beauftragten Jesuiten, gewöhnlich dem Generalpräfekten oder (und) Rektor, ehe sie der Post oder dem betreffenden Zöglinge übergeben werden, gelesen.

Daß in einer Erziehungsanstalt nicht der ganze Briefwechsel mit allen möglichen Personen frei und unüberwacht ist, hat seinen guten Grund. Denn sonst könnten sich durch Briefe von Personen, die den Erziehern gänzlich unbekannt sind, unheilvolle Einflüsse auf den Zögling geltend machen.

Unter ganz anderm Gesichtspunkte ist aber der briefliche Verkehr zwischen Eltern und Kindern zu beurteilen. Ihn unter Aufsicht stellen, ist eine geradezu verwerfliche Maßregel. Dadurch werden die Eltern vor den Kindern herabgesetzt, indem man den elterlichen Briefen beleidigendes Mißtrauen entgegenbringt; und die Kinder werden dann und dort polizeilich kontrolliert, wo ihre Unbefangenheit und Ursprünglichkeit am ungehindertsten sich äußern sollte; das Zarteste ihres Innern wird fremden, meist verständnislosen (Jesuit und Familie!) Späherblicken preisgegeben.

Wenn Verurteilung dieser brieflichen Überwachung überall am Platze ist, so ganz besonders in jesuitischen Anstalten. Denn die Eltern und Familien der Zöglinge sind den Leitern der Anstalten genau bekannt. Gerade für die Familien, aus denen die meisten Feldkircher Zöglinge stammen, gut katholische Familien Deutschlands, vielfach sogar erste Familien der betreffenden Landesteile, ist eine derartige Überwachung des Briefwechsels mit ihren Kindern schmachvoll.

Aber die jesuitische Erziehung, sowohl für die Mitglieder des Ordens, wie für die ihm anvertrauten Zöglinge, beruht nun einmal wesentlich auf Mißtrauen. Aus diesem fauligen Boden heraus wuchern alle jene Regeln und Vorschriften, die wie ein System von Argusaugen den Einzelnen und das Ganze umspannen und belauern. Nicht Vertrauen um Vertrauen ist Grundsatz jesuitischer Pädagogik, sondern Mißtrauen (der Erzieher) gegen Vertrauen (der Zöglinge und Eltern).

Man wird sagen: ja, warum lassen sich denn die Eltern solche schnöde Überwachung des Verkehres mit ihren Kindern gefallen? Ich antworte: die Hinnahme des an sich beleidigenden Mißtrauens beweist, wie sehr die Blindgläubigkeit katholisch-ultramontaner Kreise gegenüber allem, was vom Jesuitenorden kommt, das Eigenurteil erstickt. Es wiederholt sich hier, was auch der Kirche und dem Papsttume gegenüber sich zeigt: alles, was von diesen Stellen ausgeht, mag es wie immer geartet und beschaffen sein, ist gut.

Die schlimmste Form der Überwachung birgt sich aber — echt jesuitisch, echt ultramontan — unter religiösem Gewande. Die „Präfekten", „Assistenten" und „Räte" der „marianischen Kongregationen" sind offiziell angestellte Angeber. Darüber unten bei Besprechung der „marianischen Kongregationen".

* * *

Bedenklich als Erziehungsmittel ist der systematisch aufgestachelte Ehrgeiz.

Ehrgeiz an und für sich ist ein mächtiger und

ethisch nicht zu verwerfender Hebel des Fleißes. Systematische Anstachelung des Ehrgeizes aber, wie die jesuitische „Studienordnung“ sie vorschreibt, ist vom Übel; sie verursacht ungesunde Überreizung des Ehrbegriffes. Zudem sind die Formen, unter denen nach der „Studienordnung“ und nach althergebrachten Gebräuchen des Ordens die Anstachelung geschieht, so kindisch, so schablonenhaft und zugleich so auf das rein Äußerliche, auf das in die Augen Fallende gerichtet, daß dem edlen, aus der Natur hervordrängenden Ehrgeize das Männlich-Kräftige und Ursprünglich-Natürliche genommen wird; er wird unter theatralischem Aufputze zu gespreizter Unnatur.

Der Wettstreit, lesen wir in der „Studienordnung“, der gewöhnlich so angestellt wird, daß entweder der Lehrer fragt und die miteinander Wetteifernden die Antwort verbessern, oder daß die Kämpfer einander gegenseitig Fragen stellen, ist hochzuschätzen und so oft, als die Zeit es gestattet, anzustellen, damit ein edler Wetteifer, dieser mächtige Hebel des Fleißes, befördert werde. Diesen Wettkampf können entweder je einer gegen den andern oder mehrere auf beiden Seiten, besonders aus den Würdenträgern der Klasse, gegeneinander unternehmen, oder einer kann es mit mehreren aufnehmen. Ein gewöhnlicher Schüler greife einen andern gewöhnlichen, ein Würdenträger den andern, bisweilen auch ein gewöhnlicher Schüler einen Würdenträger an und kann dann im Falle des Sieges dessen Ehrenamt oder einen sonstigen Preis oder ein Siegeszeichen erhalten ... Allmonatlich etwa oder jeden zweiten Monat sollen die Würdenträger der Klasse gewählt ... werden ... Wer am besten gearbeitet hat, erhält die höchste Würde, die nächstbesten andere Ehrenstufen, deren Namen, um die Sache gelehrter zu machen, dem griechischen oder römischen Staats- oder Kriegswesen entlehnt werden mögen. Die Klasse kann, um des größeren Wetteifers willen, in zwei Parteien geteilt werden, in welchen jede ihre eigenen, der andern Partei gegenüberstehenden Würdenträger hat. Auch jeder Schüler habe seinen Gegenstreiter. Die Würdenträger beider Parteien sitzen auf dem Ehrenplatze (Gemeinsame Regeln für die Lehrer der niederen Klassen, Reg. 31. 35).

Alles ist hier ungesund, geeignet, nicht edlen Wettstreit, sondern kleinliche und gehässige Eifersüchteleien hervorzurufen: die Einteilung der Zöglinge in „gewöhnliche Schüler“ und in „Würdenträger“, die Zerklüftung der Klassen in feindliche Parteien, die „Siegeszeichen“, die „Ehrenplätze“ usw.

Verstärkt wird das Ungesunde durch den theatralischen Pomp der Preisverteilungen:

Am bestimmten Tage sollen unter möglichst großem Gepränge und zahlreicher Beteiligung die Namen der Sieger öffentlich verkündet werden. Jeder von ihnen tritt in die Mitte vor und erhält da auf ehrenvolle Weise seinen Preis ... Vor der Preisverteilung wird durch den Herold verkündigt: ‚Glück und Gedeihen der Wissenschaft und allen Zöglingen unseres Gymnasiums! Preise haben erhalten in folgender Ordnung.‘ Nun ruft der Herold jeden einzelnen Preisträger ungefähr mit den Worten auf: ‚Den ersten, zweiten usw. Preis in lateinischer, griechischer Prosa, im lateinischen usw. Gedicht hat verdient und erhalten N. N.‘ Dann überreiche man dem Sieger unter Beifallklatschen und Klängen der Musik den Preis (Verordnungen für die Preisverteilung, Nr. 11. 12).

Also selbst naturgemäß spontan sein sollende Beifallskundgebungen sind genau vorgeschrieben: die Theaterclaque, wie sie im Buche steht.

Unnötige Erregung des Ehrgeizes liegt auch in der in jesuitischen Erziehungsanstalten üblichen „Ämterverteilung“, das heißt, einige Zöglinge erhalten „Ämter“, die sehr begehrt sind. Solche Ämter sind: „Reihenführer“ (in jeder „Division“ zwei, welche den übrigen vorangehen, wenn in „Reihen“ gegangen wird); „Pförtner“ (er sitzt im „Studiensaal“ zunächst der Türe und hat bei Klopfen an der Türe nach dem Begehr der Klopfenden zu fragen); „Questor“ (er muß für die den einzelnen „Divisionen“ gehörigen Spielgeräte, Billards usw. sorgen; auch besorgt er den Verkauf von Eßwaren: Obst, Schokolade); „Spielführer“ (sie sind die Anführer der Parteien bei gemeinsamen Spielen); servi Mariae (sie haben für Schmückung der in jedem „Studiensaale“ stehenden Marienstatue zu sorgen); „Großministrant“ (er führt die Ministrantenschar an, die beim Gottesdienst ministriert). Alle Halbjahre wurden die „Ämter“ aufs neue verteilt.

Neben der Ehre, die den „Ämtern“ anhaftete, sind materielle Vorteile mit ihnen verknüpft: mehrmals im Jahre finden „Ämtergoutés“ statt, d. h. besondere Mahlzeiten für die Ämterinhaber, bei denen es Wein, Bier, Kaffee, Kuchen und sonstige kulinarische Genüsse gibt.

Verbindung des Ehrebringenden mit dem sinnlich Angenehmen ist ein dem Jesuitenorden auch für sein eigenes inneres Getriebe eigentümlicher Zug, auf den ich zurückkommen werde. Als Erziehungsmittel ist die Verquickung durchaus zu verwerfen; sie entfacht Begehrlichkeit und stellt den Genuß neben die Ehre. Die jesuitische Erziehung leitet eben nirgendwo und in nichts an, Gutes und Tüchtiges seiner selbst wegen zu tun;

überall werden von ihr Lockmittel vorgehalten. Der „Eudaimonismus“, sogar in der vergröberten Form des Hedonismus (Streben nach sinnlichem Glück und sinnlicher Lust), den die jesuitische Ethik theoretisch verurteilt, ist tatsächlich Grundlage der Erziehung des Ordens.

* * *

Ein eigentümliches Erziehungsmittel, ein Gemisch von Ehrgeiz-Aufstachelung, von Überwachung, von Strafe und Belohnung, sind die jeden Sonntag stattfindenden „Notenverlesungen“.

Der „Generalpräfekt“ erscheint mit seinem „Sozius“ in den Studiensälen der verschiedenen „Divisionen“ und verliest vom Katheder herab die für die abgelaufene Woche den einzelnen erteilten „Noten“ (Zensuren) für Frömmigkeit, Fleiß, Aufmerksamkeit, Betragen.

Bliebe es bei Verlesung der Zensuren für die verflossene Woche mit kurzen lobenden oder tadelnden Bemerkungen, so wäre gegen dies Erziehungsmittel nichts zu erinnern. Aber seine tatsächliche Handhabung mit ausgedehnten Ermahnungen, die bis zur stärksten Indiskretion das allerpersönlichste Gebiet berühren, ist eine öffentliche Brandmarkung oder Lobpreisung brutalen Charakters; denn auch öffentliche Lobhudelei des „guten“ Zöglings kann brutal werden. Freilich äußert sich die Brutalität mehr bei Brandmarkung des „schlechten“ Zöglings. Ich habe „Notenverlesungen“ erlebt, zumal während der Amtszeit des Jesuiten Julius Pottgeißer als „Generalpräfekten“, die an massiver Derbheit, ja Gemeinheit, jeden Rekord schlugen. Da dröhnte es vom Katheder herab: „Tr .... (Name eines italienischen Zöglings), Sie sind eine geistige Mißgeburt, ein Stinktier an Faulheit; Ihre hintere Seite muß einmal wieder gegerbt werden“; oder: „Sie (zu mehreren Zöglingen, welche gleich nach den Mahlzeiten die Bedürfnisanstalten aufgesucht hatten) machen es wie die Enten; vorn herein, hinten heraus“. Selbst Stellen aus Briefen bekümmerter Väter oder Mütter an die Oberen der Anstalt kamen — während meiner Zeit zwei- oder dreimal — zur Verlesung. Die Veröffentlichung solcher Stellen sollte wohl den Eindruck der von den Eltern ausgedrückten Sorge bei dem betreffenden Zögling vertiefen. Daß sie eine Gemeinheit war und Sinn für Diskretion bei uns Knaben abstumpfen mußte, kam, wie es scheint, den Erziehern nicht zum Bewußtsein. Auch auf Entstehung falschen Gewissens wurde in den „Notenverlesungen“, wenn nicht absichtlich, so doch tatsächlich hingearbeitet, indem Abschreiben, Vorsagen und ähnliche Dinge als schwere sittliche Verfehlungen, die Gott bestrafen werde, hingestellt wurden. Die Übertreibung dieser landläufigen Schulsünden ist ja leider Gemeinübel fast aller Unterrichtsanstalten auch der Gegenwart (Gymnasien usw.). Bei religiösen Anstalten aber, die sich einer geläuterten Ethik und einer ganz besonders durchdachten Erziehungsmethode rühmen, sind solche moralische Irreführungen besonders tadelnswert; sie sind ein Armutszeugnis für den religiösen Erzieher, der kleine Fehler nicht mit entsprechenden, sondern nur mit stärksten und deshalb außer allem Verhältnis stehenden und deshalb sittlich verfehlten Mitteln, unter Mißbrauch von Gott und Religion, beseitigen zu können glaubt.

* * *

In der schon oben nach ihrem erzieherischen Unwerte gekennzeichneten 29. Regel des Präfekten für die Gymnasialstudien findet sich auch noch folgende Bestimmung:

> Den Adeligen gebe er bequemere Bänke und lasse ohne sein Vorwissen hierin keine bedeutendere Veränderung eintreten.

Der Jesuitenorden, wie er leibt und lebt! Wertschätzung weltlicher Vorteile, des Adels, des Geldes, der Macht, des Ansehens schwitzt überall bei ihm durch! Doch davon später. Hier weise ich auf das sozial-pädagogisch Verfehlte einer solchen Regel hin, der sich eine Vorschrift aus einer für die Jesuiten-Scholastiker bestimmten Abhandlung: „Anweisung über das Lehramt“ (tractatus de magisterio, cp. 9) würdig zur Seite stellt:

> Besonders adelige Zöglinge sollen nicht ohne schwerwiegendste Ursache Rutenstreichen unterworfen werden; der Lehrer geht hierin sicherer, wenn er die Sache dem Studienpräfekten vorlegt und seinen Rat erbittet (Codex der Wiener Hofbibliothek Nr. 10578; bei Kelle, Die Jesuitengymnasien in Österreich. München 1876, S. 222 u. 304).

Der nicht-adelige Zögling darf ohne solche Vorsichtsmaßregeln geprügelt werden. Und ein Erziehungssystem mit derartigen Bestimmungen will auch für unsere Zeit „pädagogische Vollkommenheit“ darstellen! Denn auch nach der im Jahre 1832 erfolgten „Neubearbeitung“ der „Studienordnung“ ist die schöne Regel stehen geblieben; nur hat man den Zusatz eingefügt: „wo es üblich ist“

In Feldkirch war die Regel in folgender Form „üblich“: „Bequemere Bänke“ hatten die „Adeligen“ nicht, aber die Zöglinge des ersten Pensionates, in welchem der Pensionspreis ein höherer war und das sehr viele Adelige aufwies (oben S. 26), nahmen, vor den Zöglingen des zweiten Pensionates, überall die vordersten Bänke ein: in der Klasse, in der Kirche und bei gemeinsamen Festlichkeiten. Auch kam der Geist der Regel dadurch zum Ausdrucke, daß in Musik- und Theaterstücken nur Zöglinge des „vornehmen“ ersten Pensionates mitwirkten; selbst in die „marianischen Kongregationen“ wurde der Geld- und Rangunterschied hineingetragen, indem die Abzeichen für die Kongreganisten des ersten Pensionates (Bänder, Medaillen, Fahnen) eleganter und kostbarer waren als die für die Kongreganisten des zweiten Pensionates.

Schon ein Immediatbericht des österreichischen Ministers Grafen Pergen vom 26. August 1770 an die Kaiserin Maria Theresia macht auf die schwärende Stelle des jesuitischen Erziehungssystems, Bevorzugung von Adel und Reichtum, Zurücksetzung von Armut und Niedrigkeit, aufmerksam:

> Daß die geringeren und einen vom gemeinen Wesen schon so reichlich bezahlten Unterricht nicht noch besonders zu vergelten vermögenden Kinder oft mit den besten Eigenschaften ganz und gar vernachlässigt werden und sich selten die ihrem Fleiße gebührende Gerechtigkeit und Wartung zu versprechen haben (Helfert, Die Gründung der österreichischen Volksschule durch Maria Theresia. Prag 1860, S. 203).

Cornova, der 15 Jahre, bis zur Aufhebung des Jesuitenordens (1773), ihm als Lehrer angehörte und sein Leben lang warmer Verteidiger des jesuitischen Unterrichtssystems blieb, rügt gleichfalls die Mißachtung der armen Schüler, gerade dort, wo der arme Schüler aus pädagogischen Gründen vor dem reichen, wenn nicht hätte bevorzugt, so doch ihm gleichgestellt werden müssen:

> Wenn also die Rollen in den Schulkomödien fast nur den Kindern vermöglicher Ältern zugetheilt wurden, und beynahe nie den armen Schülern: so fiel gerade für die letzteren, die das am meisten brauchten, der Vorteil der körperlichen Ausbildung und der verminderten Schüchternheit weg. Der Sohn des reichen Hauses verdankte Beydes schon seiner sorgfältigern Erziehung (Die Jesuiten als Gymnasiallehrer. Prag 1804, S. 122).

So ist es noch heute, so war es immer. Reichtum und Glanz sind die bevorzugten Sphären jesuitischer Wirksamkeit; Rücksicht auf beide sind Hauptmerkmale jesuitischer Erziehungsmethode.

Wo immer der Orden für die Armen und Geringen sorgt, sich armer Schüler aus niederen Ständen annimmt, da geschieht es entweder mit großer Ostentation: Bestaunet meine Mildtätigkeit!, oder es geschieht in einer die Armut kränkenden Form: Errichtung von „Armenhäusern“, „Armenkonvikten“, „Armenbibliotheken“ (domus pauperum, convictus pauperum, bibliothecae pauperum), oder endlich — und das ist der Hauptgrund — es geschieht aus krassem Eigennutze: die armen Schüler sollen dem Orden Nutzen bringen. Die dies aussprechende charakteristische Stelle aus den Satzungen der „Gesellschaft Jesu“ habe ich oben vorgelegt.

Dem armen Schüler wurde seine Armut eingeprägt; es wurde ihm auch äußerlich zu Gemüte geführt, daß das, was er erhielt, „Almosen“ seien; die Unterstützung wurde vielfach davon abhängig gemacht, daß er sich dem Priester- oder Ordensberufe weihe. Eine Verordnung über „Speisung armer Studenten in Wien“ beginnt mit dem charakteristischen Satze:

> Von den Speiseresten (reliquiae ciborum), die an arme Studenten an der Türe des Profeßhauses der Gesellschaft Jesu zu Wien zu verteilen sind (Monum. Germ. paed. 16, 245).

Die Verordnung sagt ferner (sie will den Unfug allerdings beseitigen), daß es gebräuchlich war, die armen Schüler als Entgelt für die „an der Türe gereichten Speisereste“ häusliche Dienste in den Jesuitenhäusern verrichten zu lassen.

Auch der schon erwähnte Festbericht über das halbhundertjährige Jubiläum Feldkirchs als Erziehungsanstalt vom 20. Juni 1906 läßt Bevorzugung des Adels und Geldes erkennen:

> Im Namen der Zöglinge hieß ein Schüler der obersten Klasse, Graf Ferdinand von Bissingen, in schwungvollen Versen die Gäste willkommen. Erbgraf Max von Droste-Vischering gab als Präsident des vorbereitenden Komitees Aufschluß über Zweck und Sinn der Jubiläumsfeier (Kölnische Volkszeitung vom 23. Juni 1906).

Also nur Adelige, „Grafen“ und „Erbgrafen“ sprechen „im Namen der Zöglinge“, obwohl weitaus ihre größere Zahl aus Nicht-Adeligen besteht, und obwohl die Zöglinge des zweiten Pensionates meistens bessere Zöglinge und bessere Schüler sind. Aber es sind eben Insassen des sozial geringern zweiten Pensionates.

* * *

Charakteristisch für ein Erziehungssystem sind seine Straf- und Zuchtmittel. Sie bekunden den Geist des Systems. Das Erziehungssystem des Jesuitenordens, seine „Studienordnung" kennt als Straf- und Zuchtmittel eigentlich nur — Prügel.

Schläge als Erziehungsmittel halte ich, trotz Bibel und „Weisheit unserer Vorväter", für verfehlt. Sie sind ein Armutszeugnis des Erziehers, der deshalb zum Stocke greift, weil sein Erziehungs„latein" und meistens auch seine Geduld erschöpft sind.

Seit ich eigene Kinder habe, weiß ich, daß alle Erziehung auf Selbsterziehung des Kindes gerichtet sein muß. Wo aber Selbsterziehung, beruhend auf Erkennen der Fehler und auf freudiger Willensentschließung, sie zu bessern, Ausgangspunkt, Mittel und Ziel der Erziehung bildet, da ist für Prügel kein Platz. Ein Erziehungssystem, zumal ein religiöses, das als einziges Strafmittel den Stock nennt (denn „Ermahnungen" zählen nicht unter die „Strafen"), erklärt sich selbst bar wirklich erzieherischer Qualitäten.

Die 38. Regel für den Präfekten der Gymnasialstudien lautet:

Um deren willen, die es an Fleiß und gutem Betragen fehlen lassen und bei denen gute Worte und Ermahnungen nicht hinreichen, bestelle man einen Zuchtmeister, der nicht von der Gesellschaft [Jesu] sein darf. Wo man einen solchen nicht haben kann, ersinne man eine andere Weise, um die Schuldigen entweder durch einen von den Schülern selbst oder sonst wie gebührend züchtigen zu lassen.

In diesen Worten findet sich Unpädagogisches, Gehässiges und jesuitisch Egoistisches geradezu gehäuft. Ein dafür bezahlter „Zuchtmeister" oder Mitschüler des zu Bestrafenden müssen das Prügeln besorgen. In einer „Schulregel der Gesellschaft Jesu" aus den Jahren 1560—1561 kommt die brutale Pädagogik zu noch widerlicherem Ausdrucke:

Das Maß der Schläge für gewöhnliche Vergehungen (peccata) sind 6 Streiche. Bei schwereren Verfehlungen sollen sich die Erzieher Rats erholen beim Präfekten; die zu Züchtigenden sollen von den anderen Knaben auf der Bank festgehalten werden (Monum. Germ. paed. 2, 160).

Allerdings folgt hier unmittelbar darauf die Weisung, Mitschüler hätten die Züchtigung nicht vorzunehmen. Dreißig Jahre später aber, in der offiziellen, für den ganzen Orden als Gesetz geltenden „Studienordnung", ist auch diese pädagogische Selbstverständlichkeit beseitigt und der Schüler wird „Zuchtmeister" für den Mitschüler.

Während meiner Feldkircher Zeit war „Zuchtmeister" einer der „Knechte", welche Hausdienste im Pensionat verrichteten. Es war ein stämmiger Bauernbursche, mit Namen Stieger. Von dem, der mit seiner „erzieherischen" Tätigkeit in Berührung kam, hieß es unter uns Zöglingen: er ist „gestiegert" worden.

Schläge durch den Lehrer und Erzieher selbst, die ja die Stelle des Vaters vertreten, sind wenigstens kein Angriff auf Ehre und Selbstgefühl des Kindes, aber Beschämenderes, mehr das Ehrgefühl Abstumpfenderes als Prügel durch einen bezahlten Knecht läßt sich kaum ersinnen. Die so geprügelten Zöglinge waren denn auch tatsächlich „moralisch tot", für sich selbst und für uns andere.

Zwei solcher vernichteter Zöglingsexistenzen stehen noch lebendig in meiner Erinnerung: ein Italiener, Tr...., und ein Vorarlberger, G.... Bis zu dreimal in einer Woche wurden sie „zum Stieger geführt", selbstverständlich nur mit dem Erziehungserfolge, daß sie immer mehr verkamen. Auf einen andern, einen Preußen, Ferdinand Th...., übte die „Stiegerei" die Wirkung, daß er sich bei der entehrenden Prozedur mit dem Messer zur Wehr setzte; natürlich vergebens. Von der Stunde an trieb er es aber so, daß er bald „geschaßt" (entlassen: chasser) wurde.

Was soll man aber vom pädagogischen Standpunkte aus zu der Vorschrift der „Studienordnung" sagen, dem Schüler die Schläge durch Mitschüler erteilen zu lassen? Das Gehässige, jede Kameradschaft Zerstörende springt in die Augen. Geprügelter und prügelnder Schüler werden in gleicher Weise moralisch geschädigt, denn für einen aufrechten, ehrliebenden Knaben ist es eine Schande, eine wahre capitis diminutio seiner sittlichen Persönlichkeit, Profoß der Mitzöglinge zu sein. Wer sich dazu hergibt, scheidet, nach richtig pädagogischen Begriffen, aus den anständigen, ehrliebenden Schülern aus.

Erst nach fast dreihundert Jahren ging dem Jesuitenorden diese pädagogische Binsenerkenntnis auf. Die revidierte „Studienordnung" des Jahres 1832 (die übrigens der alten gegenüber noch immer nicht Gesetz, sondern nur Entwurf zur Probe ist) ließ den schmählichen Zusatz: „durch einen von den Schülern selbst" fallen. Es gereicht der „deutschen" Ordensprovinz zur Ehre, daß sie in einem Gutachten vom Jahre 1830 den Anstoß zur Weglassung gab mit den Worten:

Denn das fernere Verbleiben in der Schule wäre für einen solchen Schüler unerträglich (Monum. Germ. paed. 16, 429).

Und was tut der jesuitische Erzieher beim Prügeln? Er hält sich im Hintergrunde: „Der Zuchtmeister darf nicht von der Gesellschaft [Jesu] sein." Entweder sind, nach jesuitischer Pädagogik, Schläge ein Erziehungsmittel oder sie sind es nicht. Daß sie es sind, beweist die angeführte Regel. Dann aber hat der Erzieher selbst die Schläge zu erteilen. Tut er es nicht, aus Scheu sich dadurch zu bemakeln, so schlägt er seiner eigenen Erziehungsregel ins Gesicht und, was schlimmer ist, er begeht aus Ordensegoismus — Besorgnis, die Zuchtmeisterstellung könnte dem Orden verdacht werden — eine pädagogische Missetat: um sich einer von ihm selbst aufgestellten unangenehmen erzieherischen Pflicht zu entziehen, liefert er seinen Zögling zum Prügeln an bezahlte Angestellte aus.

* * *

Auch über das äußerste Zuchtmittel, Entlassung aus der Anstalt — in Feldkirch nannte man es „Schassen" — sei ein Wort gesagt. Der Jesuitismus wußte auch ihm seine Prägung aufzudrücken: der Ruf des „Geschaßten" wurde vonseiten der jesuitischen Erzieher gründlich vernichtet. Nicht indem man die einzelnen, vielleicht im geheimen begangenen Verfehlungen bekannt gab, sondern der „Geschaßte" wurde im allgemeinen als ein fast verlorener Mensch hingestellt, der die „große Gnade", von Jesuiten erzogen zu werden, verscherzt habe und deshalb Gefahr laufe, ewig verloren zu gehen! Wir werden sehen, wie intensiv die Jesuiten diese zugleich Hochmut und Unwahrheit bekundende Anschwärzung besonders gegen diejenigen anwenden, die, sei es freiwillig, sei es gezwungen, den Orden verlassen.

* * *

Ein, um mich so auszudrücken, negatives Erziehungsmittel des jesuitischen Systems bildet das strenge Verbot von Freundschaften.

„Partikularfreundschaften" — das war der amtliche Ausdruck — wurden als etwas Böses, als große Gefahren für Sittlichkeit und als nächste Gelegenheiten zur Sünde hingestellt. Wie so oft der Jesuitismus die Natur zur Unnatur verkehrt, aus dem Edlen Unedles herausdestilliert, so auch hier. Überall anderswo freut man sich der Knaben- und Schülerfreundschaften, man begünstigt sie, weil nicht selten reicher Ertrag fürs Leben aus ihnen erwächst. Der Jesuitismus mit seiner alles durchziehenden Furcht vor Unsittlichkeit schwärzt sie an und lenkt so die Knabenphantasie auf Dinge, die ihr sonst fremd bleiben.

Allein die Besorgnis vor geschlechtlichen Fehlern ist nicht der einzige, nicht einmal der Hauptgrund, weshalb das jesuitische Erziehungssystem „Partikularfreundschaften" verpönt. Sie ist nur das Mittel zum Hauptzwecke.

Niemand anders soll das Vertrauen des Zöglings besitzen als die vom Orden dafür Berufenen: Beichtvater, Präses der Kongregation, Präfekt usw. Schließen sich aber zwei Zöglinge in Freundschaft aneinander an, so wird daraus ein, wenn auch noch so kleines, abgeschlossenes Ganzes, in das die Fühler des Ordens nicht mehr dringen; der Orden steht vor einer kleinen Welt, die nicht mehr bloß um ihn schwingt, in der vielleicht zentrifugale Kräfte sich regen, die von seinem Zentrum hinwegführen. Der Zögling als einzelner, ohne Freund, ist ganz in der Hand jesuitischen Einflusses, und deshalb muß er in dieser Isoliertheit erhalten werden, und deshalb die schonungslose Unterdrückung des Edelsten, was die Jugend kennt, der Freundschaft.

Die Zertretung von Freundschaftsregungen in jugendlichen Herzen wirkt zerstörend weit über die Grenzen des Pensionatslebens hinaus. Und so wird man selten finden, daß ehemalige Jesuitenzöglinge später als Jünglinge oder Männer Freundschaften schließen. Der Weg zu dem wertvollen Gute ist ihnen durch jesuitische Erziehung verschüttet worden. Ich selbst habe den Weg in mühsamer Arbeit mir wieder freilegen müssen.

* * *

Oben deutete ich auf den didaktisch-pädagogisch bemerkenswerten Unterschied hin, der sich in jesuitischen Erziehungs- und Unterrichtsanstalten zwischen Zögling und Schüler zeigt: gute Zöglinge sind dort selten auch gute Schüler, obwohl Anleitung zum Studium und seine Überwachung auch einen Teil der Pensionatserziehung bilden. Das Schwergewicht der jesuitischen Erziehung liegt eben auf dem äußerlich guten Betragen: Beobachtung aller Regeln, aller Frömmigkeitsübungen. Geist und Wille des Knaben werden nicht in der Tiefe gepackt, und gerade in der Tiefe dieser beiden Potenzen liegen die Kräfte, welche die Schwierigkeiten des Lernens und Ringens nach Wissen überwinden.

Eine auffallende Bestätigung dieser Auffassung ist die Erscheinung, die ich in Feldkirch, damals

ohne Erkennen ihrer Ursache und Bedeutung, beobachtete. Die „Externen" am Jesuiten-Gymnasium zu Feldkirch waren durchweg die besseren Schüler, meistens die ersten der Klasse. Die „Externen" standen aber am wenigsten unter dem Erziehungseinflusse der Jesuiten: sie wohnten außerhalb des Pensionates und waren deshalb in ihrem äußern Leben verhältnismäßig frei. Also: selbst innerhalb eines jesuitischen Erziehungs- und Unterrichtsganzen (denn das war Feldkirch trotz „Externen") zeigt sich die Tatsache: je weiter entfernt vom jesuitischen Erziehungseinflusse, dessen Hauptwirkung Hervorbringung „guter", mit „gutem Geiste" erfüllter Zöglinge (Aneignung des „guten Geistes" war ständiger Refrain aller öffentlichen und privaten Ermahnungen) war, um so bessere Schüler.

* * *

Unter die Bildungs- und Erziehungsmittel rechnen auch Schülerbibliotheken. Die „Studienordnung" des Jesuitenordens, auch die im Jahre 1832 „modernisierte", kennt sie bezeichnenderweise nicht, wohl aber die Praxis der heutigen jesuitischen Lehr- und Erziehungsanstalten.

In Feldkirch hatte jede der drei „Divisionen", in die die Zöglinge nach Alter und Klasse verteilt waren, ihre eigene Bibliothek. Ihre Benutzung war während des „Freistudiums", abends zwischen 8 und 8¾ und Sonntags zwischen 2 und 4 Uhr nachmittags, gestattet. Der Inhalt der Büchereien war ein außerordentlich kärglicher, quantitativ und qualitativ. Ein mäßig großer Schrank barg z. B. die „Bücherschätze" der 1. Division, zu der die Größten, bis zu Primanern einschließlich (8. Klasse), gehörten. Daß nur einseitig-ultramontane Literatur vertreten war, braucht nicht erwähnt zu werden; aber daß Schund auch dieser Literatur Ehrenplätze einnahm, ist der Erwähnung wert. Geschichtswerke von Annegarn oder Weiß, Romane der Gräfin Ida Hahn-Hahn waren noch Perlen. Goethes Werke waren nicht vorhanden; Schiller, Lessing oder irgendein anderer Klassiker in Gesamtausgaben auch nicht. Dafür fanden sich aber die »opera omnia« des Jesuiten Antonio Bresciani in mehreren Exemplaren, die als blutrünstige, aber fromme, gegen Kirchenfeinde und Freimaurer gerichtete Schauer- und Hintertreppenromane charakterisiert werden müssen. Was in ihnen an Mordtaten der Carbonari, an Teufelserscheinungen geboten wird, übersteigt das Erlaubte erheblich; es muß auf jugendliche Gemüter verderblich wirken nach jeder Richtung hin. Proben dieser „schönen Literatur" habe ich vorgelegt in meinem Werke: Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit (Leipzig, Breitkopf & Härtel. I[5], 330—343). Ein Geschmack von dieser „ausgewählten Schülerlesung" muß aber auch hier meinen Lesern verschafft werden.

Bresciani S. J. hat seine religiösen, kulturellen, politischen und pädagogischen Ungeheuerlichkeiten abgelagert hauptsächlich in zwei „historischen" Romanen, die zuerst in der offiziellen Jesuitenzeitschrift „Civilta cattolica" erschienen und dann, zu Nutz und Frommen des katholischen Volkes, in billigen Ausgaben in den verschiedensten Sprachen als Bücher verbreitet wurden. Die Romane heißen: „Der Jude von Verona" und „Blicke in die römische Republik oder die freiwillig Verbannten und Lionello". Ich zitiere nach den in Regensburg und Schaffhausen erschienenen Übersetzungen in 2. und 5. Auflage:

„Um den Nachforschungen der Polizei zu entgehen, hatten die Geheimbündler [in Rom] keinen festen Aufenthaltsort. Die wahre Lasterhöhle befand sich jedoch hinter der Lungura. In diesem Schlupfloch war das Nest jeder Schändlichkeit und Frevelhaftigkeit; dort erhob sich der Altar Satans, dort wurde derselbe als oberste Gottheit angebetet; dort wurde ihm Weihrauch angezündet, schreckliche Gelübde, obszöne Geheimnisse gefeiert und ruchlose Gaben dargebracht. Um diesen Altar tanzten jede Nacht zwölf schamlose Dirnen und brachten, zu Priesterinnen geweiht, ihr schaudervolles Opfer dar. Soll ich es sagen? soll ich es niederschreiben? Diese Dirnen gingen des Morgens scheinbar voll Andacht und Frömmigkeit an den Tisch des unbefleckten Lammes und, nachdem sie die allerheiligste Hostie in ihren schmutzigen Mund empfangen, hielten sie das Taschentuch vor das Gesicht und spien dieselbe wieder aus, um sie nachts darauf in die fluchwürdige Versammlung mitzunehmen."

„Wenn der Altar zugerüstet, das Feuer angezündet und Weihrauch darauf gestreut war, wurden die heiligen Hostien in den Kelch geworfen, die Henker traten mit gezückten Dolchen heran; ihr Oberpriester rief den Dämon an, gab ihm alle göttlichen Namen und sprach: ‚Du, unser Gott und Herr, empfange die Huldigung des Leibes und Blutes Deines größten Feindes. Hier liegt Christus zu Deinen Füßen, thue ihm mit, was Dir genehm ist. Du hast ihn schon einmal durch die Juden ans Kreuz geschlagen, und Du thatest wohl daran; der Elende wollte Dir Dein Reich entreißen; Du hast ihn nach Verdienst bezahlt. Gebrauche nun uns Christen, um ihn mit noch größerer Schmach zu bedecken; wir sagen uns von ihm los, wir schwören ihn ab, wir betrachten ihn als unsern

Sklaven. Er droht demjenigen die Hölle an, der nicht an ihn glaubt; wir glauben nicht an ihn und fürchten seine Hölle doch nicht; ja, wir schließen uns allen Lästerungen an, welche die Verdammten gegen ihn ausstoßen und mit uns in alle Ewigkeit ausstoßen werden. Dieser furchtsame und niedrige Gott ist in die Höhe der Himmel davongegangen, aber wir reißen ihn durch seine Priester wieder auf die Erde herab und bekommen ihn in unsere Hände. Nun mag er dafür büßen, daß er Gehorsam und Armuth gepredigt, daß er gelehrt hat, den Feinden zu verzeihen.' — Und dann nahmen sie die geweihten Hostien, durchstachen dieselben um die Wette mit den Dolchen, zerstückelten und zerbröckelten sie und warfen sie als Brandopfer für den Dämon in das Feuer. (Der Jude von Verona. I, 134 ff.) Bresciani läßt ein Mädchen folgende Aussage machen: „Es waren in Rom zwei Häuser, wo die Karbonari ihre geheimsten Zufluchtsstätten hatten, und dort war ich mitten unter den schrecklichsten Lästerungen, unter den abscheulichsten Heiligtumsschändern: ich habe die heilige Hostie mit Füßen getreten, habe Jesu abgesagt und dem Teufel zu ewiger Treue mich verschworen. Mit einer Lanzette entzog ich mir einige Tropfen Blut, womit ich mich dem Bösen verschrieb, und protestirte, daß ich auch in dem Augenblicke des Todes zu Christo nicht zurückkehren wollte; dabei beabsichtigte und wollte und beschwor ich, daß meine Seele im Besitze des Teufels ewig bleiben sollte" (a. a. O. Bd. 2, S. 539). Über diesen „Vertrag mit dem Bösen" wird dann weiter berichtet: „Nach einer recht langen Zeit trat der Pfarrer aus dem Zimmer, trug ein Briefchen in der Hand und sprach: ‚Sehet, Ursula schickt Euch dieses Blatt und sagt, daß es Euch gehöre.' Alisa öffnete es, sah die blutige Unterschrift und schloß es wieder ganz erschrocken. Nachher, auf ihrem Zimmer, zündete sie ein Licht an und verbrannte diese Schrift" (a. a. O., S. 541). Wiederholt versichert Bresciani, alles, was er mitteile, seien „Thatsachen", und am Ende des „Juden" schreibt er: „Aber der Jude von Verona ist ja ein Roman! Wollte Gott, daß er es wäre, wir wollten es dann gerne hinnehmen, Lügner genannt zu werden." (S. 603.)

„Wir an der Universität nannten sie Juno. Viele von den Studenten verliebten sich in sie, ich aber am allertollsten, so daß ich sie förmlich anbetete. Dieses Weib nun, die ich für ein himmlisches Wesen hielt, war ein eingefleischter Dämon und der Gesellschaft der höllischsten Geheimnisse des Illuminatismus so eng verbunden, daß es in derselben das Amt einer Werberin und Meisterin hatte. Wie sie sich nun von mir so grenzenlos angebetet sah, sondierte sie, ob ich einen sichern Grund abgebe, um weiter zu schiffen, und erkannte bald mein finsteres, lasterhaftes, ungläubiges und jeder Leidenschaft zugängliches Gemüt. Mehr brauchte sie nicht und war also sicher, die Burg meines Herzens schon gewonnen zu haben. Absolute Herrin über mich, begann sie nun, mich in die ersten Vorhöfe der gottlosen Mysterien Weishaupts einzuführen. Ich bestand dermaßen jede Probe und bewies mich ihr so treu und ergeben, daß sie endlich das höllische Siegel des letzten Geheimnisses brach und mich in den tiefsten Schlund des Tieres des Mysteriums schleuderte. Peter, die Nacht sei verflucht in Ewigkeit! Nachdem mir Doralice den satanischen Kult vollständig entschleiert hatte, nahm sie mich bei der Hand, ergriff mit ihrer Linken eine Laterne, durchschritt alle Zimmer ihrer Wohnung, die sich im ersten Stocke befand, und stieg eine Treppe hinunter. Beim Widerhalle eines jeden Schrittes hörte ich von unten herauf etwas wie das Schnauben eines Rosses und, als wir unten angekommen waren, ein heftiges Wiehern und Scharren im Hintergebäude. Doralice öffnete eine Türe, und wir stehen im Stalle."

„Hier sah ich nun einen Hengst angebunden, schwarz wie die Nacht, mit einem weißen Stern auf der Stirne, der kaum seine Herrin erblickte, als er zu wiehern aufhörte, aber dafür schwollen ihm alle Muskeln am Leibe; er schlug mit seinem mächtigen Schweife von oben nach unten, schüttelte seine Mähne und spitzte seine Ohren, wie zwei Basiliskenzungen. Doralice setzte die Lampe auf den Rand eines nahestehenden Brunnens, der, von dem matten Lichte derselben erleuchtet, einen unheimlichen Anblick gewährte."

„Jetzt sagte Doralice: ‚Aristodemo, das ist Ariel, mein guter Dämon; lege deine rechte Hand auf Ariels Haarbüschel zwischen die Ohren.' Ich zitterte; streckte aber die Hand aus, und das Pferd schnaubt und reißt den Kopf unwirsch in die Höhe. Die Teufelshexe schaut mich an bitterbös und herrscht mir zu: ‚Feiger, du zitterst? Also du glaubst noch an Gott?' Ich fühlte mir das Blut in den Adern gerinnen; sie sprach ein deutsches Wort aus, und Ariel, der bis jetzt ganz wild dagestanden, bog demütig seinen Kopf nieder und ich legte meine Hand darauf. Jetzt schöpft das Weib eine Handvoll Wasser aus dem Brunnen, spritzt es mir ins Gesicht, fährt mit dem Zeigefinger nach Ariels weißem Stern und sagt: ‚Ich taufe dich im Namen Ariels. Von jetzt an wirst du Teucer heißen; Ariels weißer Stern sei dir günstig und heilbringend.'"

„Nun band sie das Pferd los und trat mit mir mitten in den Stall. Der Hengst näherte sich nicht. Das Weib legte mir jetzt die linke Hand auf die rechte Schulter und fuhr mit der Rechten nach der Gegend des Herzens, das angstvoll schlug. Darauf wandte sie den Kopf dem Pferde zu und tat mit den Lippen: ‚Happ'. Das Pferd drehte sich blitzschnell, kam zu uns, schnob mit den Nüstern an die Hand, die sie auf meinem Herzen hatte, und wieherte und scharrte heftig!"

„Doralice trat ein wenig zurück, schaute das Pferd an, rief ihm einige Worte in deutscher Sprache zu, worauf das Pferd in die Höhe fuhr und auf den Hinterbeinen stehend mit dem Kopfe fast an die Decke reichte. Jetzt schlug sie die Hände zusammen, Ariel ließ sich nieder und stand da zahm wie ein Lamm."

„Nun nahm Doralice den Shawl von den Schultern und breitete ihn Ariel auf den Rücken. Das Pferd bog die Kniee zur Erde und legte sich nieder.

Nachdem das Weib sich darauf gesetzt hatte, streckte es erst den einen, dann den andern Fuß auswärts, schüttelte sich und stand wieder auf den Beinen. Die Hexe, die aussah wie Dejanira auf dem Centauren, rief mich und sagte: ‚Aristodemo, halte deinen Kopf unter meinen Fuß.‘ Ich bog mich und tat so; sie trat fest darauf und rief: ‚Geschworener Ariels, wirst du dem Engel vom weißen Sterne treu sein?‘ Ich antwortete: Ja. Nach diesen Worten schlug sie dem Pferde mit der offenen Hand auf den Rücken; das Pferd zitterte, schnaubte, schäumte und stampfte auf den Boden, dann schlug es aus, bis ihm Doralice mit der Hand in die Mähne fuhr und mit dumpfer Stimme sagte: ‚Ariel, Teucer gehört Dir schon, beruhige Dich‘, und das Tier ward ruhig. Mit einem Satze war Doralice wieder auf der Erde. Sie nahm Ariel den Shawl ab, warf ihn mir um den Hals, zog mich zu ihm und sagte: ‚Küsse seinen Stern!‘ ich küßte ihn; ‚gib ihm die Hand als Pfand der Treue!‘ und das Pferd, wunderbar! hob den rechten Fuß auf, bot ihn mir und ich drückte ihn.“

„Peter! wie könnte ich Dir die Empfindung beschreiben, die das kalte Eisen auf mich machte? Peter, das Eisen fühle ich noch immer in meiner Hand, der Huf lastet mir noch immer darauf. Ariel sah mich an, er verstand mich, blies die Nüstern auf, klapperte die Lippen auseinander, spritzte mir den Schaum ins Gesicht; hier hab ich ihn, hier, er brennt mich fürchterlich. Ariel hat meine Seele; Doralice riß ihm ein Haar aus, flocht es in einen Kreis und schrieb dazu: Gage d'Ariel. Da siehe, ich trage es am Halse mit den Haaren jener Verfluchten. Ariel war Satan, Ariel wiehert jetzt, schnaubt, scharrt, beugt die Kniee, nimmt mich auf seinen Rücken, wie Doralice, und versenkt mich in die Hölle“ (Lionello, S. 378—381).

„Zwei Tage darauf erhält er ein anonymes Billet, worin ihm bedeutet wurde, er solle sich um zwei Uhr Nachmittags in einem bezeichneten Kaffeehause am Hafen einfinden. Im Eintreten solle er dem Kellner sagen: ‚Eine Zigarre!‘, mit den Fingern schnalzen und sich sogleich die Nase mit einem gelbseidenen Sacktuch putzen. Um zwei Uhr war Lionello am Hafen, machte die verabredeten Zeichen, worauf ein elegant gekleideter Herr sich von einem Polster erhebt und mit dem Worte zu ihm tritt: ‚Lionello?‘ ‚Das bin ich‘, antwortete er. Sie entfernen sich miteinander und steigen im Hafen in eine leichte Tartane, die in der Mitte einen weißblauen Pavillon hatte. Lionello mußte sich setzen, die Vorhänge wurden zugezogen, und die Barke bewegte sich nun durch das Labyrinth von Schiffen, die vor Anker lagen, ohne daß Lionello gewahr wurde, nach welcher Richtung man fahre. Nach drei Viertelstunden landete die Barke unter einem Thürbogen, der ein wenig ins Meer vorstand. Hier wartete bereits ein eleganter Wagen mit einem englischen Kutscher, der an seinem linken Arme ein zierliches Goldgeflecht hängen hatte und zwei herrliche andalusische Hengste lenkte. Zwei Neger in reichster Livree öffnen den Schlag; Lionello wird bedeutet einzusteigen; der Unbekannte folgt ihm. Aber auch im Wagen konnte er nicht sehen, wohin man fuhr; denn kaum hatte er sich gesetzt, so gewahrte er, daß die seidenen Vorhänge über die Fenster gezogen waren. Alles war Geheimniß, der Unbekannte hatte nie den Mund geöffnet; erst beim Einfahren in einen rasigen Seitenweg, wie es nach der schwellenden Bewegung des Wagens schien, sagte der Mann: ‚Lionello, die Proben sind fürchterlich; bestehst Du sie, so werden wir Dich als Bruder begrüßen.‘“

„Bald darauf hört er den Wagen auf einen großen Thorweg rasseln. Er hält: die Schwarzen öffnen den Schlag, die Beiden steigen aus, worauf der Wagen sich rasch nach der entgegengesetzten Richtung entfernt und durch das Schließen eines mächtigen Thores den Blicken der Zurückbleibenden entzogen wird. Sie standen jetzt ganz allein am Fuße einer Marmortreppe. Der Unbekannte sagte: ‚Ehe Du nur eine einzige Stufe hinansteigst, muß man sehen, ob Deine Kniee fest sind; komm!‘ Er öffnet unter der Treppe eine eiserne Thüre, und Lionello sieht sich in dem Augenblicke von einer Flamme umschlossen und übergossen, weicht aber keinen Schritt; der Unbekannte zieht ihn sogleich zurück, die Thüre fällt knarrend zu, und die Flamme ist verschwunden.“

„Nun gehen sie weiter durch die Halle, biegen links in einen Gang, der in eine sanft absteigende Treppe endet, steigen diese hinunter und treten bald darauf durch eine andere Thüre durch zwei von oben beleuchtete Kellergewölbe. Hier war eine ganze Menagerie von wilden Thieren: Bären, Hyänen, Löwen, Tiger, Panther und Leoparden, sämmtlich in eiserne Käfige gesperrt, die ein fürchterliches und haarsträubendes Knurren und Brüllen hören ließen. ‚Zum Tiger!‘ ruft der Unbekannte, und es erscheint ein Wächter, der aussieht wie ein Teufel. Er schaut Lionello trotzig an und sagt mit spöttischem Grinsen: ‚Sieh' mir ins Gesicht.‘ Lionello that so; hierauf versetzt der Mann: ‚Siehst Du den Königstiger dort, dem die Gier aus den Augen leuchtet? Ich werde Dir seinen Käfig öffnen, Du trittst ein, blickst ihm unbeweglich in die Augen, erhebst diese Peitsche über seinem Kopf, drohst ihm und stehst still. Wenn er Dich beschnüffelt, knirscht und schnaubt, dann wehe Dir, so Du zitterst und zurückweichst, — Du bist zerrissen.‘ Der Wärter nähert sich und heult: ‚Berenice‘. Dem Thiere blitzt es aus den Augen, es zieht sich in den Hintergrund des Käfigs zurück. Der Mann öffnet und stößt Lionello hinein . . .“

„Nach dieser Probe von Unerschrockenheit küßte der Unbekannte Lionello auf die Stirne. Nachdem sie die Höhle verlassen hatten, folgten noch andere entsetzlichere Proben, die ich Dir nicht erzähle, denn Du würdest bei Nacht nur die Furcht deshalb haben. Lionello bestand sie alle.“

„Indessen war dies alles noch nichts gegen die letzte Probe. Weil Lionello ein festes und entschlossenes Herz gezeigt hatte, ward er jetzt die große Treppe hinaufgeführt, an deren Ende sich ein prachtvoller

Saal, ganz mit flandrischen Teppichen bedeckt und mit Spiegeln, Kandelabern und Meubles von zauberischer Schönheit versehen, öffnete; aus dem Saale trat man in Gemächer, in denen ein orientalischer Luxus sich entfaltete. Nachdem Lionello in ein kleines Kabinett geführt worden, ward er von seinem Geleitsmanne, der sich durch eine Nebenthüre entfernte, allein gelassen. Während Lionello nun so dasitzt und die feenhafte Pracht und Herrlichkeit des kleinen, aber reizenden Gemaches bewundert, hört er plötzlich Fußtritte, und einen Augenblick darauf sieht er ein Wesen vor sich erscheinen, das ihm dem ganzen Aussehen, der Haltung, den Gebärden und den leuchtenden Augen nach nichts anderes denn eine Königin zu sein schien. Sie war in der Tracht einer Kreolin von Kuba in schwarzem Sammtkleide mit Goldtressen; unter einem Gürtel, dessen Schließe orientalische Rubinen bildeten, erschien ein kurzer Rock ebenfalls von rothem Sammt, der sich unten in weiten Falten schloß; dazu dann seidene Strümpfe und Schuhe von rotem Karmoisin."

„Lionello war von dem Anblicke wie geblendet. Er verneigte sich ehrfurchtsvoll, und da sie sich freundlich neben ihn setzte, so begann er sich in höfliche Komplimente auszulassen und sagte, er fühle sich beseligt durch solche Ehre, ja überglücklich durch ihre göttliche Gegenwart! Aber das Weib ward jetzt mit einem Male trotzig und streng. ‚Thor!' sagte sie, ‚meinst Du mit Frauen zu spielen? Ich nehme keine andere als blutige Verehrung an.' Bei diesen Worten zog sie einen Dolch aus dem Busen und reichte ihm denselben. ‚Geh' mit diesem', flüsterte sie, ‚geh' und stoß ihn einem Verräther, der Deiner harrt, durchs Herz, bring' ihn blutig wieder zurück und erst dann wirst Du meiner würdig sein und werden wir Dich als Bruder aufnehmen. Hast Du nicht soviel Herz, so gieb ihn mir; ich will die Feiglinge vertreten, und dies soll der elfte sein, den ich abschlachte, — ein ehrloses Opfer seines gebrochenen Eides.'"

„Die Furie steht auf, faßt Lionello am Arme, reißt eine Thüre auf, stößt den Betäubten hinaus, schließt und verschwindet. Draußen steht ein riesenhafter Neger, der Lionello winkt, ihm zu folgen. Nachdem er den Einzuweihenden mehrere dunkle Treppen hinabgeführt, zieht er ihn in ein schwarz ausgeschlagenes Zimmer, wo Lionello im Hintergrunde einen Mann in betender Stellung, das Gesicht zwischen den Händen, gewahrt. Das Licht war matt und schwach. Der Neger zeigt ihm, ohne ein Wort zu sagen, das Opfer und bedeutet ihm, indem er den Arm erhob und die Faust ballte, dem Unbekannten den Dolch in den Hals zu stoßen. Lionello nähert sich auf den Zehen, beugt sich, führt einen Stoß nach der Pulsader und zieht den Dolch zurück. Der Unglückliche wendet sich um, fährt mit der Hand nach der Wunde, erhebt die Augen und sagt: ‚Lionello! Du? . . . Gott verzeihe Dir . . . ich verzei . . .' sank rückwärts und verschied." (A. a. O. S. 405—411.)

Diese Brescianischen Schauergeschichten, die gute Erzieher vor ihren Zöglingen sorgsamst verschließen würden, waren in Feldkirch ganz besonders geschätzt. Sie standen nicht nur in unseren Bibliotheken, einzelne unserer Lehrer lasen uns während der Unterrichtsstunden daraus vor. In der 5. und 6. Klasse (Unter- und Obersekunda) hatte ich als Religionslehrer Peter van Aken, der später Generalpräfekt wurde, also einer unserer angesehensten Erzieher und Lehrer war. Er hatte die Gewohnheit, in der letzten Stunde vor den Ferien uns vorzulesen, und nicht selten waren es Kapitel aus Brescianis Romanen. Daß es gerade der Lehrer der Religion und Apologetik war, der Bresciani so bevorzugte, hatte, wie mir später deutlich wurde, seinen guten Grund: Bresciani „enthüllte" ja die Greuel- und Schandtaten der Feinde der Kirche; seine Bücher hatten also religiös-apologetischen Wert.

Von Freimaurern glaubten wir überhaupt (es sei das angefügt), dank unsern Erziehern, das Menschenmögliche oder besser Unmögliche; Geschichten, wie sie Bresciani auftischt, kursierten, aus dem Munde der Patres stammend, in Masse unter uns.

Präfekt der Infirmerie war ein alter Franzose, Pater Dumont. Wie oft hat er in seinem gebrochenen Deutsch uns Kranke über die „Teufeleien" der Freimaurer unterhalten. Er hatte, so versicherte er, einen französischen Oberst gekannt, der, solange er Freimaurer war, eine konsekrierte Hostie in einer Kapsel bei sich trug und sie, so wollten es die freimaurerischen Vorschriften, täglich anspie und mit einer Nadel durchstach. Der Oberst hatte es ihm selbst erzählt. Que le diable les emporte! , schloß er gewöhnlich seine gruseligen Freimaurer-Erzählungen.

Es war nur die Fortentwicklung des in Feldkirch eingesogenen Brescianischen Geistes, daß später ein aus dem Feldkircher Pensionat in den Jesuitenorden übergetretener Jesuit, Pater Hermann Gruber (er war in Feldkirch mein Mitzögling), die Leon Taxilschen Werke über die Freimaurerei mit ihren bergehoch gehäuften Obszönitäten und Monstrositäten dem deutschen Volke durch Übersetzung aus dem Französischen zugänglich machte (vergleiche mein Werk: Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit. I[5], S. 343—379).

Selbst Zauberei und Hexerei trieben auf Jesuitenanstalten früherer Zeiten ihr Unwesen.

Unter den Jesuitenpapieren des Münchener Staatsarchivs finden sich ausführliche Verordnungen über das Vorgehen gegen Schüler,

die der Zauberei und Hexerei verdächtig sind". Da heißt es z. B.:

Um die Wahrheit herauszubekommen, sollen keine ungewohnten Strafen in unsern Schulen angewendet werden, auch nicht Androhung der Folter oder einer andern schwerern Strafe, außer bei sehr Verdächtigen [die Jesuiten-Gymnasien besaßen also für „sehr Verdächtige" Folterkammern]. Wer beharrlich seine Unschuld beteuert, soll aufs sorgfältigste beobachtet werden, wie er sich führe, mit wem er verkehre (bei J. Friedrich, Beiträge zur Geschichte des Jesuitenordens. München 1881, S. 85: Abhandlungen der Kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften. III. Klasse, XVI. Bd., I. Abt.).

Solche Aktenstücke, die doch auch zum Erziehungs- und Unterrichtssystem des Jesuitenordens gehören, werden von den Jesuiten Pachtler und Duhr in ihrer „vollständigen" Dokumentensammlung über das jesuitische Schulwesen in den Monumenta Germaniae Paedagogica (Band 2. 4. 5. 9. 16) sorgfältig ausgelassen.

Nicht ohne Absicht habe ich bei diesem Gegenstande länger verweilt. Es muß die Legende zerstört werden (im 2. Teile tue ich es gründlich), der Jesuitenorden sei ein Bekämpfer von Aberglauben und „religöser" Phantasterei. Setzt man statt „Bekämpfer" Förderer, so trifft man das Richtige. Die jesuitische Literatur aller Zeiten, die asketische wie die belletristische, ist voll von Tollheiten und Ausgeburten religiös-perverser Phantasie.

* * *

Im allgemeinen herrschte in Feldkirch äußere Zucht und Ordnung, in einzelnen Punkten aber eine erstaunliche Zuchtlosigkeit, und zwar bei Punkten, die in einem Erziehungssystem eine wichtige Rolle spielen.

Wir Zöglinge durften ohne Rüge, ohne Strafe einer unerhörten Eß-, ja ich möchte sagen Freßgier fröhnen. Bei zwei Gelegenheiten besonders trat sie in Erscheinung: beim Morgenkaffee („Mokka") und beim Gericht „Apfelmus und Pfannekuchen", das es an zwei Tagen der Woche abends gab. Welche Quantitäten von „Mokka" und Brot und von „Apfelmus und Pfannekuchen" hinuntergeschlungen wurden, ist nicht zu sagen. Wetten um Schokoladentafeln wurden eingegangen, wer größere Mengen der genannten Speisen bewältigen könne. Und diese „Kraftübungen" vollzogen sich mit Wissen und vor den Augen der die Aufsicht führenden Präfekten, ja des Generalpräfekten selbst, der während der Mahlzeiten im Refektorium anwesend war. Es wurden „Leistungen" verzeichnet bis zu 18 großen Pfannekuchen mit der entsprechenden Masse Apfelmus; einige „Mokka"-Trinker brachten es auf 9 große Tassen.

Hinweise auf Selbstbeherrschung und auf Anstand im Essen fehlten überhaupt. Dafür wurde nicht selten angeraten, um Maria oder irgendeinen Heiligen zu verehren, Enthaltsamkeit beim Essen zu üben. Also Erziehung zu falscher Askese, aber nicht zum Anstand.

Eine andere Zuchtlosigkeit spielte sich gleichfalls im Refektorium ab. Sonnabends wurden die Servietten gewechselt. Dann sah man die gebrauchten Servietten durchs ganze Refektorium fliegen; an Bilderrahmen und Vorhängestangen blieben sie hängen, so daß die servierenden „Knechte" sie oft mit Leitern herunterholen mußten. Oder auch die schmutzigen Servietten dienten als Plumpsäcke, mit denen Nachbarn und Gegenübers weidlich geprügelt wurden. Der Serviettenunfug trieb sein Wesen hauptsächlich zur Zeit, als die Patres Faller und Schweden Generalpräfekten waren; ihre Nachfolger, Pottgeißer und van Aken, schritten dagegen ein. Die „Mokka"-, Apfelmus- und Pfannekuchen-Rekordfresserei erhielt sich aber dauernd.

* * *

Eine gute Einrichtung war der Spielzwang, d. h. in den Erholungsstunden („Rekreationen") mußte sich jeder an den allgemeinen Spielen beteiligen. Auch die Spiele selbst waren meistens einwandfrei: Fußball, Schlagball, Kappenball, Barlaufen und Stelzen. Das Stelzenspiel, was nichts anderes als ein Fußballspiel auf Stelzen war, hatte allerdings seine nicht unerheblichen Gefahren, indem beim Ballschlagen mit den schweren Stelzen Beinverletzungen vorkamen.

Vom Erziehungsstandpunkte aus unbegreiflich war aber ein „Spiel", das der Generalpräfekt Pater Pottgeißer eingeführt hatte: Spießrutenlaufen. Starke, eigens dazu angefertigte Tücher wurden zu langen Wülsten gedreht und damit unbarmherzig auf denjenigen, der „dran war", zwischen den in zwei Reihen aufgestellten Zöglingen durchzulaufen, losgeschlagen. Mißliebige wurden windelweich geprügelt. Dies „Spiel" war eine direkte Aufforderung, Groll und Abneigung in empfindlicher und roher Weise aneinander auszulassen. Später verschwand das „Spiel".

* * *

Ehe ich mich zu dem Haupterziehungsmittel des Ordens, zur Frömmigkeit und ihrer Betätigung, wende, muß ich die für die Lauterkeit des jesuitischen Erziehungssystems auch und gerade nach seiner religiösen Seite wichtige Frage beantworten: Suchen die Jesuiten ihre Zöglinge zum Eintritt in den Orden zu veranlassen?

Es wäre zu verwundern, wenn der Orden bei seinem robusten und skrupellosen Egoismus sich die gute Gelegenheit entgehen ließe. Seien wir ohne Sorge, er benutzt sie ausgiebig.

Zunächst steht die Tatsache vor uns, daß die Erziehungsanstalten der Jesuiten Pflanzschulen ihrer eigenen Noviziate sind. Hunderte von Knaben treten von ersteren in letztere über. Als ich Jesuiten-Novize wurde, waren mindestens 10 Feldkircher Zöglinge unter meinen Mitnovizen. Und so geht es jedes Jahr.

Allein wir haben es nicht mit einer bloßen Tatsache, wir haben es mit einem System zu tun. Die sechste Regel „der gemeinsamen Regeln für die Lehrer der niederen Klassen" aus der „Studienordnung" lautet:

> Auch in Privatgesprächen schärfe er die Übungen der Religion ein, jedoch so, daß er keinen zu unserm Orden anzulocken scheine. Wo er eine solche Neigung findet, verweise er den Betreffenden an den Beichtvater.

Das liest sich harmlos; nur darf man zwei wichtige Umstände nicht vergessen. Erstens: der „Beichtvater", an den der jesuitische Erzieher einen Neigung zum Eintritte in den Orden bekundenden Zögling „verweisen" soll, ist auch Jesuit. Also: der Erzieher darf nicht „anlocken", was aber der Beichtvater darf, und vor allem, was er tut, verschweigt die Regel. Zweitens: selbst dem Erzieher verbietet die Regel das „Anlocken" nicht eigentlich. Sie sagt: er darf nicht „anzulocken scheinen" (nullum .... videatur allicere). Dies Wort ist gewiß nicht ohne Bedacht gewählt.

Ich werde auf den Punkt zurückkommen und an meinem eigenen Beispiele zeigen, daß auch der Erzieher das „Anlocken", trotz Regel, besorgt.

Den propagandistischen Trieb mache ich den Jesuiten nicht zum Vorwurfe; zu schwerem Vorwurfe ist aber dem Jesuitismus zu machen, daß er nach dem flüchtig gelesenen Wortlaute einer Regel etwas scheinbar in edler Uneigennützigkeit von sich weist, was er, dem „tiefern" Sinne derselben Regel gemäß, unter den ihm lediglich zu Erziehungszwecken anvertrauten Zöglingen energisch und planmäßig betreibt: Proselytenmacherei.

Cornova, der frühere Jesuit und Freund des Ordens, schildert die Zutreiberei offenherzig:

> Auch suchten die Jesuiten, als Lehrer der Rhetorik oder der Philosophie, durchgängig eine Art Ruhm darin, wackere Schüler zur Aufnahme [in den Orden] empfohlen, oder wie unser Kurialstil, wenn ich so reden darf, lautete, in die Sozietät promoviert zu haben . . . Indessen waren dergleichen Mißgriffe [in bezug auf die Aufnahme Nicht-Geeigneter in den Orden] nicht so häufig, daß nicht in jedem Transporte neuer Rekruten [aus den von Jesuiten geleiteten öffentlichen Schulen in die Noviziate des Ordens] der bei weitem größere Teil sehr gute Köpfe waren. Diese gute Auswahl haben auch den Jesuiten ihre Feinde so wenig abgestritten, daß sie selbst eine Anklage der Sozietät darauf gebauet haben, diese: daß der Orden dem Staate die besten Köpfe entziehe (Die Jesuiten als Gymnasiallehrer. Prag 1804, S. 21. 24).

Von einer besonderen Art der Proselytenmacherei, die sich unter der schon erwähnten „Berufswahl" birgt, wird weiter unten die Rede sein.

* * *

Eine große Rolle spielt in der jesuitischen Erziehung natürlich die Frömmigkeit. Die „Studienordnung" selbst kommt zwar, wie gezeigt worden ist, über ganz allgemein gehaltene fromme Plattheiten nicht hinaus; im einzelnen und konkret tritt das Erziehungsmittel der Frömmigkeit erst im täglichen Betriebe der Erziehungsanstalten auf.

Die Frömmigkeitsübungen der Jesuitenzöglinge teilen sich in zwei Klassen: in solche, die allgemein ultramontan-katholischer Natur sind, und in spezifisch jesuitische. Zu ersteren gehören Morgen-, Abend-, Tischgebet, Messe, Predigt, Vesper, Segen, Beichte, Kommunion; zu letzteren: jährliche Exerzitien, Maiandachten und vor allem die „Kongregationen".

Auch die allgemein ultramontan-katholischen Frömmigkeitsübungen erhalten den jesuitischen Stempel: Freiwilligkeit, ohne welche sie wertlos sind, wird ihnen genommen; sie stehen unter Zwang, und viele von ihnen werden mit einem Beiwerke umgeben, das mehr an Theater als an Kirche, mehr an Schau- und Sensationslust als an kernhafte, innere Erbauung erinnert.

Vom Zwange der Beichte mit seiner polizeilichen Zuspitzung habe ich schon gesprochen; an ihn schließt sich der Zwang der Kommunion, der ebenso verwerflich ist, indem die gleichsam leibliche Vereinigung der Seele mit Christus — das ist die Kommunion nach katholischer Lehre —

ein Ergebnis innersten Herzensdranges sein muß. Zwang herrscht auch in bezug auf die tägliche Messe, so daß drei Grundübungen christ-katholischer Frömmigkeit: Messe, Beichte, Kommunion, für den Jesuitenzögling Zwangsgewöhnungen werden, deren Innehaltung zunächst nicht einem innern Bedürfnisse entspricht, sondern dem Muß des Drills. Daß darin eine Herabminderung des ethisch-individuellen Wertes der Frömmigkeit und ihrer Innerlichkeit liegt, ist klar. Zwang erstreckt sich auch auf die übrigen frommen Übungen: auf Morgen-, Abend-, Tischgebet, auf Predigt, Vesper, Segen (eine sehr gebräuchliche Andacht vor ausgesetztem „Allerheiligsten", d. h. vor der konsekrierten Hostie in der Monstranz).

Aber können denn in einer Erziehungsanstalt solche Dinge ohne Zwang gelassen werden? Sie sollten es sogar. Denn eben weil Religion und Frömmigkeit nicht „Bedürfnisse" sind, die, wenn es sich um viele handelt, gemeinschaftlich und nach der Uhr befriedigt werden müssen, wie Unterricht, Essen, Trinken, Schlafen, sollte eine gute und das wahre Wesen von Religion und Frömmigkeit erkennende Erziehungskunst sich damit begnügen, den Zöglingen die Möglichkeit zu bieten, ihre Frömmigkeit zu betätigen; sie sollte aber nicht vor jede Frömmigkeitsübung das Muß setzen.

Für individuelle Frömmigkeit ist in jesuitischen Erziehungsanstalten überhaupt kein Raum; über alle und alles wird die Schablone gestülpt: zu bestimmten Glockenschlägen heißt es beten, und zwar in bestimmter, für alle gleicher Form (lautes, immer gleiches Morgen-, Abend-, Tischgebet); zu bestimmten Glockenzeichen heißt es in die Kirche gehen, die Kirche verlassen. Außer diesen Zeiten ist es sogar verboten, Kirche oder Kapelle zu betreten, und das, obwohl dort (nach katholischer Lehre) Gott, Christus leibhaftig gegenwärtig ist, den zu besuchen, den zu sprechen doch wohl gewiß die Frömmigkeit des einzelnen manchmal drängt.

Eine recht bedenkliche Seite der erziehlichen jesuitischen Frömmigkeit ist auch der Aufputz der Gottesdienste und dessen, was damit zusammenhängt. Eine weichliche Süßlichkeit wird da ausgebreitet, der das Kräftige fehlt.

Die Kirchenmusik, die von dem aus Zöglingen (auch ich gehörte dazu) gebildeten Sängerchor bestritten wurde, war ein stilloses Gemisch französisch-italienisch-deutscher Kompositionen, bei denen das Theatralisch-Opernhafte vorherrschte. Die eigentlichen „Messen" gingen noch, obwohl auch bei ihnen ein wirres Durcheinander von Stilarten (von Paläst**r**ina bis Nickes, ein neuer Komponist) sich vorfand. Ganz schlimm sah es aber in bezug auf Lieder und Gesänge aus; die seichten Kompositionen des Jesuiten von Doß spielten die Hauptrolle.

Die Ausschmückung der Kapellen und Altäre war eine prunkhaft-geschmacklose, dabei in der Unechtheit des Materials eine hohle. Die als Altarbilder oder als Statuen in den Studiensälen angebrachten Madonnen- und Heiligendarstellungen waren von vollendeter Fadheit: saft- und blutleere Puppengesichter. Ein Lichtmeer kunstvoll geordneter Kerzen schimmerte während großer Hochämter oder Segensandachten von den Altären herab, meistens mit der „frommen" Wirkung, daß wir uns nach dem Gottesdienste fragten, wie viele Kerzen der einzelne gezählt habe, und daß, wenn die verschiedenen Zählungsergebnisse aus dem Vormittagsgottesdienste nicht übereinstimmten, das Zählen im Nachmittagsgottesdienste erneuert wurde.

Zur Weihnachtszeit wurde um den Hochaltar der Hauptkapelle herum eine „Krippe" mit lebensgroßen Figuren aufgebaut, die mit Scheinwerfern in wirkungsvoller Weise beleuchtet war. In ihrer theatralischen Aufdringlichkeit (Kamele, Mohren, Schafe, Hirten, Könige) war sie ein Prunk- und Schaustück, das die Sinne gefangen nahm; Herzensandacht förderte sie wohl kaum. Selbst das ausgesetzte „hochwürdigste Gut", d. h. die in der goldenen Monstranz zur Anbetung ausgestellte konsekrierte Hostie, also „der mit Gottheit und Menschheit, mit Fleisch und Blut gegenwärtige Christus", blieb von der Scheinwerferbeleuchtung nicht verschont; etwas, was mir schon damals widerwärtig erschien, weil „das größte Mysterium der Religion" dadurch zum Gegenstande eines Beleuchtungseffektes profaniert wurde. In wie vielen Gemütern wird nicht dieser Theatercoup ernste Frömmigkeit verdrängt haben!

Ganz besonders muß aber als Frömmelei und Theaterei das Ministrantenunwesen bezeichnet werden.

„Ministranten" nennt man die Laiengehilfen des Priesters am Altare, besonders während der Messe. Unter die „Ministranten" aufgenommen zu werden, war ein Vorzug. Bei feierlichen Gelegenheiten wurden wir „Ministranten" (bis zu 20 und mehr!) in rote oder blaue Gewänder mit gleichfarbigen Schuhen und Kalotten gesteckt und hatten vor dem Altare, unter Schwenken silberner Weihrauchfässer und unter Tragen von Fackeln, auf gewisse Zeichen des „Großministranten" hin kunstvolle Gruppierungen vorzunehmen. Eitelkeit

und Putzsucht barg sich und wucherte unter dem rot-blau-silbernen Gepränge, das auch eine sehr materielle Seite aufwies, indem die „Ministranten" zu gewissen Zeiten besondere „Goutés" erhielten das heißt Nachmittagskaffees mit Wein, Kuchen und Früchten.

* * *

Auch die „Maiandachten", die als „marianische" Veranstaltung in enger Verwandtschaft mit den gleich zu behandelnden „Kongregationen" stehen, weisen ungesunde Frömmigkeit als Wesenszug auf.

Der Mai ist „Marienmonat", d.h. die Jesuiten haben ihn dazu gemacht, und an seinen Abenden finden in jesuitischen Erziehungsanstalten Marienandachten mit Predigt und Gesang statt. Außerdem wurde in Feldkirch vor dem besonders geschmückten Marienbildnis des Studiensaales ein Körbchen aufgestellt, in welches die Zöglinge künstlich zusammengefaltete Zettel legten, auf denen Tugendübungen aufgezeichnet waren, welche die einzelnen „aus Liebe zu Maria" verrichten wollten. Diese flores mariani oder majici (Marien-, Maienblüten) wurden zu allgemeiner Erbauung, ohne Namensnennung, öffentlich vorgelesen; eine „erzieherische" Maßnahme, die so gut wie ausschließlich zur Aufstachelung des religiösen Ehrgeizes und zur Züchtung von Unwahrhaftigkeit dient. Wie schmeichelt es nicht der Eitelkeit, die eigenen Tugendwerke, sei es auch ohne Namensnennung, vorgelesen zu hören; wie leicht wird es einem nicht gemacht, Tugenden zu üben, indem man sie — aufschreibt! Mein Präfekt in der 2. „Division", Pater Filking, umgab die Verlesung der Tugendübungen mit besonderer Feierlichkeit, indem er sie mit einer Ansprache eröffnete. Christi Wort: „Habet acht, daß ihr euere Gerechtigkeit nicht wirket vor den Menschen, um angeschaut zu werden von ihnen" (Matth. 6, 1) hat er, wenn ich mich recht erinnere, seinen Ansprachen nie zugrunde gelegt.

* * *

Unter den spezifisch jesuitischen Frömmigkeitsübungen stehen an erster Stelle die jährlichen „Exerzitien" und die „Kongregationen".

a) „Exerzitien".

Von den „Exerzitien" oder „geistlichen Übungen" (exercitia spiritualia), jener vom Stifter des Jesuitenordens, Ignatius von Loyola, erdachten und in die katholische Welt eingebürgerten machtvollsten jesuitischen Frömmigkeitsübung, wird im 2. Teile ausführlich gehandelt werden. Hier zeichne ich in wenigen Strichen ihre Wirkung auf uns Zöglinge.

Diese „Exerzitien", die alljährlich, bald nach Beginn des Schuljahres (Ende Oktober), abgehalten wurden, dauerten drei Tage. Sie sollten die religiöse Grundlage des kommenden Schuljahres bilden. Wie mit einem Griffe wurde der Zögling ein- und untergetaucht in die Stimmung jesuitischer Erziehung.

Täglich fanden vier Vorträge statt. Stillschweigen, auch während der Erholungsstunden, wurde nicht vorgeschrieben, aber „gern gesehen", und deshalb von fast allen beobachtet. Ob der Unterricht ausfiel, weiß ich nicht mehr bestimmt. Das Ganze gipfelte in der Generalbeichte, d. h. in einer Beichte über das ganze Leben oder über einen größern Lebensabschnitt. Die Vorträge behandelten die sogenannten „ewigen Wahrheiten" und „letzten Dinge": Tod, Gericht, Hölle, Himmel; daneben: Sünde, Buße, Beichte und Standespflichten.

Will man Erschütterung des Kinder- und Knabengemütes, Einjagung von Furcht vor Tod, Gericht, Hölle, Teufel als gute, religiöse Wirkungen bezeichnen, so taten die „Exerzitien" ihre Schuldigkeit bis zu dem Grade, daß starke nervöse Erregung unter den Zöglingen Platz griff, die sich nicht selten in Angstzuständen äußerte. Wer die ungesunde „Frömmigkeits"auffassung aber nicht teilt, muß die „Exerzitien" und die Art, wie sie durchgeführt wurden, als durchaus ungeeignet, sogar als für Kinder schädlich verurteilen.

Verfehlt war vor allem, daß die Vorträge von alten Volksmissionaren gegeben wurden, d. h. von Jesuiten, die jahraus, jahrein gewöhnt waren, mit den stärksten und drastischsten Mitteln der Predigt „hartgesottene Sünder", Trinker, Wüstlinge, zu bearbeiten, ihnen Schrecken in die Glieder zu treiben. So gut wie unmöglich war es für solche „Exerzitienmeister" (das ist die offizielle Bezeichnung für den, welcher die „Exerzitien" „gibt"), Ton und Art zu stimmen auf Seelen- und Gemütsschwingungen meist unverdorbener Knaben. Das Gruseln wurde beigebracht, aber nicht wurde die Seele aufwärts zu den lichten Höhen naturgemäßer und einfacher Frömmigkeit geführt. Auch hier trat die dem Jesuitismus eigentümliche Effekthascherei, das Äußerliche seiner Frömmigkeit in Szene: die Vorträge über die „letzten Dinge" (Tod, Gericht, Hölle) wurden im Abenddunkel, in spärlich beleuchteter Kapelle gehalten. Da mußte Schrecken sich auf die Gemüter legen.

Schluß und Zweck der „Übungen" war die Generalbeichte. Die Seele war zermürbt, aufgewühlt in ihren Tiefen. Längst Vergessenes, längst Vergangenes stand drohend wieder auf (man vgl. das S. 19ff. über die erste Beichte Gesagte). In qualvoller Angst durchforschte der Knabe die Jahre seit seiner ersten Beichte und darüber hinaus. Fand er im Beichtstuhle den Frieden des Gewissens, die Seelenruhe? Weitaus in den meisten Fällen nicht. Eine Scheinruhe griff Platz nur für kurze Zeit nach der Generalbeichte. Dann übte das mit der Generalbeichte notwendig verbundene Aufwühlen früherer Vergehen und Sünden wieder seine Wirkung, und die Beunruhigung der Seele, ihre Aufpeitschung durch die „Exerzitien" setzte aufs neue ein. „Habe ich auch alles gebeichtet", „Habe ich die Zahl der begangenen Sünden genau angegeben", „Habe ich wirkliche Reue erweckt"? Solche und ähnliche Fragen wurden durch die „Exerzitien" heimisch in der Kinderseele und ließen sie nicht zur Ruhe kommen.

Auf die übrigen Nachteile der „Exerzitien": Systematisierung, Schablonisierung, Mechanisierung des religiösen Lebens, gehe ich hier nicht ein. Ich werde sie behandeln bei Besprechung der zentralen Bedeutung der „Exerzitien" für die jesuitische Askese überhaupt. Zudem treten die erwähnten Nachteile in den nur dreitägigen Zöglings-„Exerzitien" weniger hervor.

Wie die „Exerzitien" und besonders eine ihrer Eigentümlichkeiten, „die Berufswahl", stark proselytisch für den Jesuitenorden wirken, zeige ich in dem Abschnitte, der von meinen persönlichen Erinnerungen an Feldkirch handelt.

b) Kongregationen.

Gewöhnlich spricht man nur von „marianischen" Kongregationen. Aber die Erziehungsanstalten der Jesuiten besitzen noch zwei andere Formen der „Kongregationen", die als Vorstufen zu den „marianischen" gelten: die „Schutzengel- und die Aloysius-Kongregationen". Ihre Gliederung und ihre Tätigkeitsformen sind den „marianischen Kongregationen" nachgebildet, an Bedeutung stehen sie aber weit hinter den „marianischen" zurück. Die „Schutzengel- und Aloysius-Kongregationen" sind für die Kleinen und Kleinsten bestimmt; nur die „Großen", die Zöglinge der 1. „Division", die vor dem Austritte aus der Anstalt stehen, haben „marianische Kongregationen", und nur die „marianischen Kongregationen" sind die offiziellen, von den Päpsten bestätigten, reich mit Ablässen und Vorrechten ausgestatteten „Kongregationen", und nur die „marianischen Kongregationen" breiten sich aus über alle Stände und Berufe.

Die Bedeutung der „marianischen Kongregationen" für den jesuitischen Einfluß ist ungeheuer. Was für die Dominikaner und Franziskaner die sogenannten „dritten" Orden des hl. Dominikus und des hl. Franziskus sind, d. h. die Ausdehnung des Dominikaner- und Franziskanerordens in die Laienwelt hinein, das und noch viel mehr sind für den Jesuitenorden die „marianischen Kongregationen". Ihre eingehende Behandlung ist deshalb geboten, und ich füge sie gerade hier ein, weil die „marianischen Kongregationen" nicht bloß religiöses Erziehungsmittel der in jesuitischen Anstalten befindlichen Jugend sind, sondern weil der Jesuitenorden die „Kongregationen" zu einem universellen „Erziehungsmittel" der männlichen und weiblichen Katholiken überhaupt ausgebildet hat. Denn es gibt Jungfrauen- und Mütter-, Männer- und Frauen-, Schüler- und Schülerinnen-, Kaufleute- und Arbeiter-, adelige- und nichtadelige-, Akademiker- und Nichtakademiker-Kongregationen in allen Städten und Ländern.

Begründer der „marianischen Kongregationen" sind die beiden Jesuiten Sebastian Cabarassi und Johann Leon, die in den Jahren 1560—1563 als Lehrer im Kollegium von Syrakus und dann in Rom ihre Schüler „zur besondern Verehrung der heiligen Jungfrau" in einem Vereine zusammenschlossen.

Außer den eigenen jüngeren Schülern sammelten sich dort [in Rom] bald solche anderer Klassen des Kollegs um Leon, so daß dieser im Jahre 1563 dem 70 Glieder zählenden Vereine bereits feste Norm und Form zu geben imstande war. Nun zog derselbe aus den Mauern des Kollegs, zog feierlichst in dessen öffentliche Kirche und nannte sich nach deren Namen: „Kongregation der allerseligsten Jungfrau Maria unter dem Titel Verkündigung Marias" (Löffler S. J., Zur Jubelfeier der marianischen Kongregationen, 5. Dezember 1584 — 5. Dezember 1884. Abdruck aus den „Stimmen aus Maria-Laach". Freiburg i. B. 1884, S. 8).

Keinem Zweifel unterliegt es für mich, daß die Jesuiten Cabarassi und Leon mit ihrer Gründung nichts anderes bezweckten als, auf Grund ihrer eigenen religiösen Auffassung, die Schüler zu einem frommen und sittenreinen Leben unter dem (fromm geglaubten) Schutze Mariens anzuleiten; weitausschauende Pläne, die „Kongrega-

tion“ zu einem umfassenden Werkzeuge für die Herrschaftszwecke des Ordens zu gestalten, lagen ihnen sicherlich fern.

Allein hinter ihnen, über ihnen stand auf höherer Warte die Zentralstelle des Ordens. Sie erkannte sofort den ungeheuern Wert, den die harmlos-religiöse Gründung für Ausbreitung des Ordenseinflusses haben konnte, falls es gelänge, sie, mit erweiterten Statuten, zu einer von der Kirche offiziell bestätigten und vom Papsttume mit Gnadenerweisen ausgestatteten Organisation zu gestalten. Das wurde jetzt zielbewußt erstrebt und voll erreicht.

Bereits am 5. Dezember 1584 bestätigte Gregor XIII. durch die Bulle Omnipotentis Dei die „marianische Kongregation“ zu Rom, gab ihr eine kanonische Stellung und machte sie zur „Stamm- und Mutterkongregation“ (Prima primaria) aller künftig in der ganzen katholischen Welt zu gründenden Kongregationen. Dem Beispiele Gregors XIII. folgten Sixtus V., Klemens VIII., Gregor XV., Benedikt XIV., indem sie die „marianischen Kongregationen“ mit reichen Ablässen und Vorrechten ausstatteten.

Wie aus dem Binsenkörbchen der kleine Moses sich zum Volke Gottes auswuchs, so zog die muntere Knabenschar aus dem römischen Schulzimmer in tausend Kollegien, Universitäten, Ministerien, Gerichtshöfe, Armeen, Hütten und Paläste, auf die Throne der Welt und die Apostelstühle der Kirche. Gott hatte wieder das Schwache zum Anstoß für große Wandlungen im Leben der Menschheit gewählt. Kinder mußten diesmal die Impulse zu Gewaltigem geben. Aus dem römischen Tiefborn war ein neuer Strom des Lebens entsprungen, der sich in raschestem Laufe über alle Länder ergoß, nachdem er mit seinen ersten silbernen Tropfen einige zarte Halme erquickt hatte (Löffler S. J., a. a. O., S. 9).

In diesen schwülstig-preisenden Worten (Löffler schwelgte im Schwulste der Rede) ist nur das wahr, daß die „Kongregationen“ rasch die Welt umspannten, daß sie Besitz ergriffen von „Universitäten“, „Ministerien“, „Gerichtshöfen“, „Armeen“, „Thronen“. Aber nicht „eine muntere Knabenschar“, nicht „Kinder“ breiteten das Netz aus und machten die politisch und kulturell gleich wichtigen Eroberungen, sondern dies tat der überlegene, berechnende Geist des Jesuitenordens, der hier, wie auch sonst, das Papsttum seinen Zwecken dienstbar machte und sich selbst klug hinter dem „Stellvertreter Christi“ und der Kirche und hinter beider gewaltiger Autorität verbarg, während er sie für sich ins Feld führte.

Eben erwähnte ich die „dritten“ Orden der Franziskaner und Dominikaner. Es sind plumpe, schwerfällige Versuche dieser sich noch immer in mittelalterlichen Gleisen bewegenden Mönche, Einfluß in der Laienwelt zu erhalten. In den „marianischen Kongregationen“ schuf sich der „moderne“ Jesuitenorden ein unvergleichlich geschmeidiges, allen Verhältnissen sich anpassendes Werkzeug; sie sind für ihn der Schlüssel für alle Familienhäuser, der Träger seines Geistes in alle Ämter und Stellungen. Der Jesuitenorden weist die Idee eines „zweiten“ und „dritten“ Ordens weit von sich; er behauptet ganz allein zu stehen, keine angegliederte Organisation, keine „Affilierten“ zu haben; er läßt von sich die stolzen Worte schreiben:

Der Granitblock, dessen Existenzgesetz lautet: So oder gar nicht, mag sich nicht in Sekundärgebilde verspinnen lassen; ein Kriegerkorps, dem zur Energie seiner Aktionen die Reihen wie Eisen stramm geschlossen, und doch wieder leicht und fliegend sein müssen, wie die Reiter der Wüste, darf sich weder zersplittern noch mit ungelenken Massen umgeben (Löffler S. J., a. a. O., S. 12).

Das alles ist nur dem Buchstaben, nur dem Scheine nach richtig. Tatsächlich und in Wahrheit sind die „marianischen Kongregationen“ für den Jesuitenorden „Affiliierte“, „Sekundärgebilde“, „zweiter“ und „dritter“ Orden, oder wie immer man den Arm nennen will, der, in organischer Verbindung mit dem Orden bleibend, sich aus ihm herausstreckt hinein in alle Verhältnisse des sozial-bürgerlichen, wirtschaftlich-industriellen und staatlich-politischen Lebens:

Zu dem allen gemeinsamen Zwecke, nach gleichem Organisationsgesetze und in dieselbe lenkende Hand gefügt [in die des Jesuitenordens], bildeten sich rasch Kongregationen aller Stände: Kongregationen des Klerus hoch und nieder, Kongregationen des Adels, der Beamten, des Militärs, der Künstler, Kaufleute, Bürger, Handwerker, Matrosen, Fischer, Gesellen, Lehrlinge, Dienstboten usw. Die Tassos und Lambertinis, die Fenelons und Bossuetts, die Lipsius und Rubens, die Viscontis und Farneses, die Tillys und Turennes, die Oliers und Eudes, Leopold und Juan von Österreich, Emmanuel von Savoyen und Sigismund von Schweden, die Erzherzöge von Österreich und die Herzöge von Bayern, der heiligen Kirche Kardinäle, Nuntien, Bischöfe, Prälaten, wie des heiligen römischen Reiches Kaiser, Kurfürsten Markgrafen, Barone, Frömmigkeit und Genie, die Majestät der Throne und die Glorien des Krieges, die Kräfte der Wissenschaft und der Kunst wie die schwieligen Hände der Gewerbe und des Ackerbaues,

die Scharen der Jugend in und außer den Schulen, die Gewalten des Landes und des Meeres, die Rassen des Auf- und Niederganges, des Mittags und der Mitternacht: Alle vereinigten sich um eine Fahne, unter einem Gesetze, in einem Namen — zu Versammlungen, welche ein schlichter Ordensmann leitete (Löffler S. J., a. a. O., S. 38).

Der „schlichte Ordensmann" ist in Wahrheit der Jesuitenorden selbst, der, wie Löffler sagt, sich als „letzten Zweck seiner Kongregationen" vorgezeichnet hat:

Reform der Stände und damit der Welt (a. a. O., S. 14), und an einer andern Stelle: Absicht bei Gründung der Kongregation war es, in den Sodalen eine nach allen Richtungen des gesellschaftlichen Lebens ausschwärmende Heeresmacht zu sammeln, die von den zahllosen Zentren aus, wo sie geschult worden und wo sie immer wieder neue Kräftigung finden konnte, nach Leitung und Impuls [der jesuitischen Zentrale] und demnach mit Klugheit und Nachdrücklichkeit die christliche Reform der einzelnen Gruppen der Gesellschaft betreiben sollte (a. a. O., S. 47 f.).

Reform selbstverständlich im Sinne römisch-ultramontaner Weltherrschaft. Und wie intensiv diese „Reform", auch auf gänzlich profanen Gebieten, „betrieben" wurde, sagt uns wiederum Löffler S. J.:

In Sevilla unternahm es eine Kongregation von Juristen, die gesamte Rechtspflege zu reformieren (S. 50).

Nicht nur in „Sevilla", auch in Deutschland gibt es einen „katholischen Juristenverein", und seine Mitglieder sind durchschnittlich „Kongreganisten".

Von der Ausdehnung der „Kongregationen" erhält man einen Begriff aus den Zahlen, die Löffler S. J. (a. a. O., S. 39 ff.) mitteilt. Danach gab es zur Zeit der Aufhebung des Ordens (1773) in über 100 deutschen Städten (Löffler führt sie mit Namen auf) „Kongregationen", und zwar in jeder einzelnen „3, 4, 6—8 marianische Sodalitäten". „In 20 Städten stieg die Zahl der Kongreganisten weit über 60000, wovon 36000 den höheren oder akademisch gebildeten Ständen, 18000 der verheirateten Bürgerklasse, 6000 den Junggesellen, 4000 der studierenden Jugend angehörten. Auf die drei deutschen Ordensprovinzen (oberdeutsche, oberrheinische, niederrheinische) zusammen kommen mindestens 400000, auf Deutschland und Österreich zum wenigsten eine Million Männer und Jünglinge." Mit der Wiederherstellung des Ordens (1814) erstanden auch die „Kongregationen" aufs neue:

In unserm Deutschland haben wir sie gesehen, und sie durften sich mit ihren Namenslisten und Werken sehen lassen, den Rhein hinab, ins Westfalen- und südwärts ins Schwaben- und Bayernland hinein ... In jeder einzelnen Stadt entstanden 3, 4, 5, 6 Kongregationen für Männer, junge Kaufleute, junge Handwerker, Lehrlinge, Akademiker, Polytechniker, Gymnasiasten, Realschüler usw. Als der moderne Kulturkampf nach kaum zwanzigjähriger Ruhe die Niederlassungen der Gesellschaft Jesu in Deutschland gewaltsam auflöste, da ergriff ein seeleneifriger Klerus das verlassene Steuer der Kongregationen und leitete es seitdem mit ebenso großem Geschick als Segen ... Es sieht die Gesellschaft Jesu mit Freude die Kongregationen in den starken und kundigen Händen des so glorreich bewährten deutschen Klerus" (Löffler S. J., a. a. O., S. 42 f.).

Aber diese „Hände" sind deshalb „stark" und „kundig", weil es „Hände" des gewaltigen Jesuitenorganismus sind. Denn:

Ihren [der Kongregationen] Grundriß finden wir in den Bullen der Päpste, besonders Gregors XIII. und Sixtus V., entworfen. Sie weisen die Kongregationen verfassungsmäßig an die oberste Leitung des jeweiligen Generals der Gesellschaft Jesu, diesem aber erkennen sie Vollmacht und Pflicht zu, Orts- und Zeitverhältnissen gemäß Gesetze zu geben ... Die Kongregation ist verankert mit dem apostolischen Orden der Gesellschaft Jesu, deren oberstes Haupt auch zum gesetzgebenden Haupte aller marianischen Kongregationen vom römischen Stuhle bestellt worden (Löffler S. J., a. a. O., S. 10. 11).

Ein Jesuit, der es wissen mußte, weil er selbst langjähriger Leiter von „Kongregationen" war, spricht also die Abhängigkeit „aller marianischen Kongregationen" vom „apostolischen Orden der Gesellschaft Jesu" in den stärksten Ausdrücken aus: „verankert", „gesetzgebendes Haupt"; wobei hervorzuheben ist, daß Löffler S. J., als er das schrieb (1884), die „Kongregationen" in Deutschland vor Augen hatte, wie sie, wegen Ausweisung des Jesuitenordens tatsächlich und äußerlich unter Leitung „des so glorreich bewährten deutschen Klerus" (wie Löffler selbst sich ausdrückt) standen. Und trotz dieser äußerlich nicht-jesuitischen Leitung ihre „Verankerung" im Jesuitenorden, ihre „gesetzliche" Unterwerfung unter ihn. Da muß doch wohl eine unlösliche, organische Verbindung zwischen „Kongregationen" und „Gesellschaft Jesu" bestehen. Bedeutungsvoll ist auch, daß die Auffassung Löfflers in der offiziellen Jesuiten-Zeitschrift „Stimmen aus Maria-Laach", und zwar bei feierlicher Gelegenheit, der 300 jährigen Jubelfeier der „Kongregationen", veröffentlicht wurde.

Man hat (in dem gleich zu besprechenden Streite über das Verhältnis von „Kongregation" und Jesuiten) die Löfflerschen Ausführungen über die dauernde Abhängigkeit der „Kongregationen" von der „Gesellschaft Jesu" damit unwirksam zu machen gesucht, daß man sie „panegyrisch", „rhetorisch" nannte. Zumal der Zentrumsführer A. Bachem hat im preußischen Abgeordnetenhause den „Jubiläums- und Festcharakter" der Löfflerschen Schrift betont. Es wäre neu, daß, weil eine Schrift Festschrift ist, in ihr, in „rhetorischer" Gewandung, grobe Unwahrheiten stehen dürfen. Ernst gemeint ist ja aber die „panegyrisch-rhetorische" Ausrede nicht; sie ist Verlegenheitsausrede ganz und gar. Wie sehr, zeigt ein Blick in die im Jahre 1898 (also 14 Jahre nach Löffler) erschienene Schrift seines Ordensbruders Joseph Martin: „Präses-Büchlein der marianischen Kongregationen" (Ravensburg 1898). Hier ist nichts von „Panegyrikus", nichts von „Festschrift", sondern nüchternste Erläuterung des Wesens und Organismus der „Kongregationen"; und doch lesen wir:

Benedikt XIV. schärfte in der Konstitution Laudabile Romanorum Pontificum vom 15. Februar 1758 ein: ‚Daß den Kongreganisten niemals das Recht zustehe, Dekrete, Statuten, Regeln oder Satzungen zu verfassen, vorzuschreiben oder zu veröffentlichen, sondern daß diese Vollmacht allein (!) dem General der Gesellschaft Jesu zukomme, der nach Gutbefinden sie ändern könne, auch ohne Befragung und Zustimmung der Kongreganisten, die sich demselben [dem Jesuitengeneral] und dem von ihm ernannten Präses in allem, was die Leitung der Kongregation angeht, ganz und gar zu fügen und zu unterwerfen hätten'. Nach der Approbation und der Zustimmung des Bischofs [zur Errichtung einer Kongregation] schreibt man an den R. P. General [der Jesuiten] mit der Bitte, die Kongregation zu errichten und [der römischen Hauptkongregation] zu aggregieren. Der Präses [der Kongregation] untersteht allein (!) der obersten Leitung des jeweiligen Generals der Gesellschaft Jesu, welcher die Vollmacht besitzt und dem die Pflicht obliegt, Orts- und Zeitverhältnissen gemäß Gesetze zu geben, zu verändern und ganz aufzuheben (S. 11 f. 34. 39).

Der nüchterne Jesuit Martin sagt also sachlich genau dasselbe wie der „rhetorische" Jesuit Löffler. Und die Martinschen Feststellungen verdienen noch besondere Beachtung, weil sie sich, wie das Vorwort hervorhebt, stützen auf „schriftliche Anweisungen des verstorbenen Ordensgenerals A. M. Anderledy", und weil sie erschienen sind mit ausdrücklicher Gutheißung (datiert Exaeten, den 25. Dezember 1897) des Provinzials der „deutschen" Ordensprovinz.

Meine eigene 14jährige Erfahrung innerhalb des Jesuitenordens bestätigt übrigens Löfflers und Martins Feststellung: die rechtliche Abhängigkeit aller „Kongregationen" vom Jesuitenorden galt als etwas Selbstverständliches, worüber jeder Zweifel ausgeschlossen war.

Ein persönliches Erlebnis fügt zur Theorie die Praxis.

Auf einem Kölner Gymnasium wurden der „Kongregation" durch den Religionslehrer Schwierigkeiten bereitet. Einige Gymnasiasten wandten sich instinktiv, weil es sich um „marianische Kongregationen" handelte, an das Jesuitenkolleg zu Exaeten. Der damalige Vizerektor, Pater Jakob Fäh, zögerte keinen Augenblick, die Sache als zu seiner, des Jesuitenoberen Kompetenz gehörig zu betrachten, sicherlich nicht ohne Einwilligung des Provinzials. Ich wurde von Pater Fäh nach Köln geschickt, um die Sache mit dem Religionslehrer ins reine zu bringen. „Kongregationen" sind eben, auch wenn sie von Weltgeistlichen „geleitet" werden, mit dem Jesuitenorden „verankert", er ist und bleibt ihr „gesetzgebendes Haupt".

* * *

Als im Jahre 1904 durch den unbegreiflichen Erlaß des preußischen Kultusministers Studt, der die Beteiligung von Gymnasiasten an „marianischen Kongregationen" wieder gestattete, die Frage über Zusammenhang zwischen Jesuitenorden und „Kongregationen" die Öffentlichkeit beschäftigte, ist es der ultramontanen Presse und den ultramontanen Wortführern in den Parlamenten (preußisches Abgeordnetenhaus und Herrenhaus) gelungen, die intime Verbindung zwischen „Mutter und Kind" (es ist das ein in der Löfflerschen Schrift häufig wiederkehrender Ausdruck) zu verwischen. Bedauerliche Unwissenheit der nicht-ultramontanen Presse und der nicht-ultramontanen Parlamentsredner hat dabei Gevatter gestanden. Vor allem war es Herr Kopp, Kardinal und Fürstbischof von Breslau, der in seiner Herrenhausrede vom 11. Mai 1904 „bewies", daß die „Kongregationen" vollständig unter Leitung der Diözesanbischöfe und nicht unter der des Generals des Jesuitenordens ständen.

Die pièce de resistance der Koppschen Rede, so recht eine „Sensationsnummer", war eine Erklärung des Jesuitengenerals selbst, die von Kopp vorgelesen wurde und in den Sätzen gipfelte:

Der General der Gesellschaft Jesu hat nicht die Leitung der marianischen Kongregationen in den Händen. Es stehen dieselben tatsächlich gar nicht unter seiner Führung noch in irgendeiner Weise unter der Leitung der Gesellschaft Jesu. Dieses zur Steuer der Wahrheit und zur Beruhigung der Gemüter. Rom, den 13. April 1904. Luiz Martin, General der Gesellschaft Jesu (Germania vom 17. Mai 1904).

Damit war die Sache natürlich erledigt. Die Gemüter beruhigten sich. Der Welt bot sich das, wenn nicht schöne, so doch pikante Schauspiel, daß preußischer Kultusminister und spanischer Jesuitengeneral (Pater Martin war Spanier) einig waren über den nicht-jesuitischen Charakter der „marianischen Kongregationen", und daß die Übereinstimmung von einem römischen Kardinal im preußischen Herrenhause der Öffentlichkeit bekannt gemacht wurde.

Ich muß einen kurzen, aber scharfen Epilog, einen richtigen epilogus galeatus, zu diesen Dingen schreiben.

Wohl selten hat ein Aktenstück schamloser die Unwahrheit gesagt, als die von Herrn Kopp im preußischen Herrenhause verlesene Erklärung des Jesuitengenerals. Doch nein, Unwahrheit ist nicht das richtige Wort. Die Moraltheologie des Jesuitenordens unterscheidet ja scharf zwischen „Unwahrheit" und restrictio mentalis. Unwahrheit, Lüge — Pfui, niemals! Mentalrestriktion — aber selbstverständlich!

Die Martinsche Erklärung, zu deren Verbreitung sich Herr Kopp, sei es mit, sei es ohne Wissen ihres wahren Charakters, hergegeben hat, ist nichts anderes als eine auf Mentalrestriktionen aufgebaute Unwahrheit. Die in der Erklärung gebrauchten entscheidenden Worte: „Leitung", „Führung", „tatsächlich", „in den Händen haben" braucht man nur „im richtigen Sinne" zu verstehen, d. h. sie durch hinzugedachte Zusätze zu ergänzen, und die Erklärung besagt die lautere Wahrheit: die marianischen Kongregationen stehen zwar vielfach tatsächlich nicht unter der äußern Leitung von Jesuiten, rechtlich aber sind und bleiben sie der innern Leitung durch den Ordensgeneral unterstellt.

Eine schwere Beschuldigung! Aber gegenüber den päpstlichen Bullen über die „marianischen Kongregationen", gegenüber allen von „Kongregationen" handelnden Schriften aus dem Jesuitenorden selbst (ich verweise auf die Löfflersche und Martinsche Schrift), gegenüber dem im Orden ununterbrochenen lebendigen Bewußtsein ergibt sich die Beschuldigung von selbst. Und sie ist vom Standpunkte des Ultramontanismus und Jesuitismus aus nicht einmal so schlimm; denn die ultramontan-jesuitische Moraltheologie lehrt die sittliche Erlaubtheit der Mentalrestriktion klipp und klar (davon im 2. Teile).

Vielleicht aber hat der Jesuitengeneral bei Abfassung seiner Erklärung nicht das Mittel der Mentalrestriktion, sondern ein anderes nicht weniger wirksames und nicht weniger interessantes angewandt. Sein unmittelbarer Vorgänger, der General Antonius Maria Anderledy, hat ihm den Weg dazu gewiesen.

Der Geschichtschreiber der „deutschen" Provinz des Jesuitenordens, Pater Josef Esseiva, erzählte mir einmal folgendes:

Als Anderledy Oberer der eben gegründeten Niederlassung des Ordens in Köln war (anfangs der 1850er Jahre), geriet er mit der Behörde in Schwierigkeiten, da bekannt wurde, daß in der „Residenz" (so heißt eine solche Niederlassung) neben Ausübung der Seelsorge auch Unterricht (Philosophie und Theologie) an Jesuiten-Scholastiker erteilt wurde. Das preußische Gesetz läßt Privatschulen aber nur mit staatlicher Genehmigung zu. Anderledy wird zum Regierungsvertreter beschieden. Er bestreitet rundweg die Existenz einer solchen Schule, und zwar durchaus „wahrheitsgemäß". Denn im gleichen Augenblicke faßt er als Oberer den inneren „Willensentschluß": die Schule bestehe nicht mehr. Pater Esseiva fügte seiner Erzählung bewundernd hinzu: quanta animi praesentia! Und die Bewunderung der „Geistesgegenwart" war um so mehr gerechtfertigt, als Anderledy nach seiner Unterredung mit dem Beamten den anderen „Willensentschluß" faßte: die Schule besteht wieder.

Was Anderledy als simpler „Residenz"-Oberer konnte, das konnte zweifellos Martin als General auch: während seiner „Erklärung" hob er durch „Willensentschluß" die jesuitische Leitung der „Kongregationen" auf, um sie, nachdem die „Erklärung" ihre Wirkung getan hatte, durch neuen „Willensentschluß" wieder herzustellen.

* * *

An der Spitze jeder „Kongregation" steht ein „Magistrat", der sich zusammensetzt aus dem „Präfekten", zwei „Assistenten", mehreren „Konsultoren" (ihre Zahl richtet sich nach der Anzahl der Kongreganisten) und dem „Sekretär". „Präfekt" und „Assistenten" werden von den Kon-

greganisten selbst gewählt, „Konsultoren“ und „Sekretär“ von „Präfekt“ und „Assistenten“.

Die eigentliche Leitung der „Kongregation“ liegt in den Händen des priesterlichen „Präses“, ohne dessen Zustimmung auch die „Magistratswahlen“ durch die „Kongreganisten“ keine Gültigkeit haben. Treffend zeichnet der Jesuit Löffler (a. a. O., S. 11) die versteckte, aber umfassende Macht des „Präses“:

> Der priesterliche Leiter, der Präses, scheinbar im Hintergrunde des öffentlichen Lebens und Wirkens stehend, überläßt in kluger Mäßigung dem Magistrate die äußere Repräsentation der Autorität und Raum zu freudiger Initiative; sich selbst bewahrt er Recht und Pflicht, letzterer, wenn nötig, Impuls und Richtung, jedenfalls Nachdruck, Geltung und Sanktion zu geben.

Die „Kongregation“ versammelt sich wöchentlich einmal in einer bestimmten Kirche oder Kapelle zu religiösen Übungen: Predigt, Gesang, Rosenkranz usw. Schon bei diesen Versammlungen, deren Besuch, weil sie religiös sind, frei sein sollte, tritt die Überwachung auf. Die Fehlenden sollen nämlich in einem besonderen Buche oder auf einer Tafel aufgeschrieben werden. Auch wenn ein „Kongreganist“ verreisen will, soll er dies vorher dem Präses mitteilen (J. Frey S. J., Der gute Kongreganist. S. 22. 24).

Nächster Zweck der „Kongregation“ ist „Führung eines frommen und reinen Lebens durch besondere Verehrung Mariens“. Weit über den Zweck hinaus geht aber, was jeder „Kongreganist“ bei seiner Aufnahme, unter Ablegung des tridentinisch-vatikanischen Glaubensbekenntnisses, feierlich unter Anrufung Gottes und der Evangelien „geloben und schwören“ muß (voveo ac juro, sic me Deus adjuvet et haec sancta Dei evangelia):

> Ich verurteile, verwerfe, verdamme alle Ketzereien, welche immer von der Kirche verurteilt, verworfen und verdammt worden sind. Ich will Sorge tragen, daß der wahre katholische Glaube, außerhalb dessen niemand selig werden kann, von meinen Untergebenen oder von jenen, deren Obsorge mir in meinem Amte zukommen wird, gehalten, gelehrt und verkündet wird.

Wenn man bedenkt, daß dieser Eid mit seinem Hasse gegen die „Ketzereien“ und seiner Proselytensucht für den „wahren katholischen Glauben, außerhalb dessen niemand selig werden kann“ schon von Kinderlippen ausgesprochen und später vom Jünglinge und Manne in allen Berufen und Ständen wiederholt wird, so läßt sich begreifen, daß unüberbrückbare Klüfte sich auftun zwischen „Kongreganisten“ und nicht-katholischen Konfessionen; man faßt dann mit Händen die Wahrheit, daß die „Kongregationen“, bei ihrer gewaltigen Ausdehnung, das größte Hindernis für den konfessionellen Frieden sind. Sie bilden in der Tat, wie der General des Jesuitenordens Claudius Aquaviva sich ausdrückt,

> ein wohlgerüstetes Kriegsheer, das wider zahlreiche und verwegene Feinde des Heiles in den Kampf zieht (J. Frey S. J., a. a. O., S. 18 f.).

Der Jesuit Löffler (a. a. O., S. 21) nennt dann offen die „Feinde des Heiles“, beschreibt offen die Natur des marianischen „Kriegsheeres“:

> Es waren gewaltige Kämpfe, welche die Wiege der marianischen Kongregation umdonnerten. Die Häresie, die alte Sturmkolonne der Hölle im ersten Gliede, rannte wieder am wildesten an gegen die heilige Jungfrau, wie es gestern, wie es vorgestern ihre Väter, die Ebioniten, die Doketen, die Gnostiker, die Manichäer, die Albingenser und Waldenser, die Hussiten und Wicleffiten, die ganze unsterbliche Nachkommenschaft der Schlange getan. Aus edlem Soldatenblut entsprossen, stieß 1564 die Schar junger Freiwilliger [die Kongreganisten] zur alten Reichsfahne der heiligen Jungfrau. ... Sie stieß zu alten Regimentern, den Segen Jakobs über Benjamin auf ihrem Haupte tragend: ‚Benjamin, ein reißender Wolf ist er, am Morgen seines Lebens schon verzehrt er Beute, am Abend teilt er Beute.‘ Das war die Prophetie der Kongregationsgeschichte. Deshalb umrauschen kriegerische Klänge auch heute noch den Altar, an dessen Füße der Kongreganist sich seiner Königin weiht. Auf seinen Lippen liegen Eide der Soldaten.

Kehren wir zurück zu den „Kongregationen“ in jesuitischen Erziehungsanstalten. Sie sind dort Erziehungsmittel. Aber wie?

Die 23. Regel für den Rektor der „Studienordnung“ schreibt vor:

> Er bemühe sich, daß die Kongregation von Mariä Verkündigung aus dem römischen Kollege auch in dem seinigen eingeführt werde. Wer sich ihr nicht anschließt, ist nicht in die Akademie, in welcher die literarischen Übungen gepflegt werden, zuzulassen, außer wenn der Herr Rektor im Herrn selbst dafür hielte, daß ein anderes Verfahren dienlicher sei.

Während Frömmigkeitsübungen erzieherisch nur wirken, wenn sie freiwillig sind, wird — übrigens ganz entsprechend der schon oben (S. 65. 78 f.) hervorgehobenen allgemeinen Zwangserziehung zur Frömmigkeit — der Eintritt in die „Kongregation“ erzwungen. Wer nicht eintritt, nimmt nicht teil an den ehrenvollen „Akademien“. Zugleich und eben dadurch wird ein Unterschied

zwischen Zögling und Zögling geschaffen, der in der Praxis des täglichen Lebens zu Ehre und Schande sich zuspitzt: die „Kongreganisten" sind Zöglinge erster, die Nicht-Kongreganisten sind Zöglinge zweiter Klasse, in den Augen ihrer Mitzöglinge haftet ihnen ein Makel an. Und warum der durch Furcht vor Schimpf verschärfte Zwang zum Eintritte in die „Kongregation"? Etwa weil der Zögling sonst die Form der Marienverehrung, die der Jesuitismus wünscht, nicht einhält, sich ihr nicht anpaßt? Selbst für ultramontane Zwangsfrömmigkeit und für jesuitischen Formalismus wäre dies kein Grund. Nein, der Knabe soll in die „Kongregation" eintreten, um so frühzeitig wie möglich ein Glied des großen, unter Oberleitung des Jesuitenordens stehenden „Kriegsheeres" zu werden, dessen Soldaten und Offiziere sich in allen Ländern, in allen Ständen, in allen Berufen finden, dessen Aufgabe ist: Reform der bürgerlichen Gesellschaft nach jesuitisch-ultramontanem Plane (oben S. 83).

Zugleich bilden die „Kongregationen" innerhalb der Zöglinge eine Polizeitruppe mit Überwachungsdienst.

Wer zum Eintritte in die „Kongregation" sich meldet, hat eine Prüfungszeit durchzumachen. „Präfekt", „Assistenten" und „Konsultoren" haben die Aufgabe, den Prüfling („Aspirant", „Approband") während der Prüfungszeit zu beobachten und dem „Präses" über ihre Wahrnehmungen in bezug auf Betragen des Betreffenden Mitteilung zu machen. Da aber so gut wie alle Zöglinge sich zur Aufnahme melden, denn keiner will deklassiert sein, so umspannt das von der „Kongregation" ausgehende Überwachungssystem tatsächlich die ganze Zöglingsschar.

Ich selbst war in der „Kongregation" der ersten „Division" erster „Assistent" und stellvertretender „Präfekt", weiß also genau Bescheid: die unter dem Vorsitze des „Präses" stattfindenden „Magistratssitzungen" beschäftigten sich eingehend mit dem sittlichen Verhalten der „Kongreganisten" und der übrigen Zöglinge, die „Kongreganisten" werden wollten.

Daß wir Knaben in den „Kongregationen" und bei ihren zahlreichen religiösen Feierlichkeiten Befriedigung unserer Frömmigkeit fanden, daß wir in ihnen auch Antriebe zur Tugend erhielten, gebe ich gern zu. Aber die Frömmigkeit war eine mißleitete, überspannte, ungesunde, weichliche, schwärmerische. Es war eine Marienverehrung, die in nichts der wirklichen Stellung entsprach, welche die schlichtmenschliche Mutter Christi in den Evangelien einnimmt. Es war „marianischer" Mystizismus und Sensualismus, wie er leider Wesensbestandteil ultramontan-katholischer und zumal jesuitischer Marienverehrung geworden ist.

So preist der Jesuit Löffler Exzentrizitäten als Früchte der Kongregationsfrömmigkeit und stellt sie als vorbildlich hin:

> Die Geschichte erzählt, daß unter den Sodalen (Kongreganisten) die Aloysius und Benediktus wieder erstanden seien. Zum Schutze der englischen Tugend (der Keuschheit; „englisch" von Engel) enthalten sie sich am Freitage jedes Getränkes — stürzen sich in Eis oder Dornengestrüpp, schlafen auf Stroh, Brettern, Steinen, Wacholderreisig ... Ein Bewunderer eigener Schönheit besucht, um sich zu ernüchtern, den Gottesacker, nimmt aus dem Beinhause Totenköpfe und Totengebeine in die Hand, küßt sie, geißelt sich darauf blutig ... An den tollen Fastnachtstagen veranstalten die Studenten von Ingolstadt eine Prozession; sie ziehen in alle Kirchen, durch alle Straßen, voran das Kreuz, die Geißel zerfleischt ihren Rücken (a. a. O., S. 46. 49).

Krasse Ausartungen solcher Art kamen in Feldkirch nicht vor, wohl aber traten auch dort asketische Bestrebungen zutage, die gesunde Pädagogik, auch wenn sie auf religiöser Anschauung fußt, entschieden verwerfen muß: Statt um 5 Uhr früh stand man zu „Ehren Mariens" schon um 4 Uhr auf; „zu Ehren Mariens" versagte man sich die kleinen Würzen des trockenen 10 Uhr- oder 4 Uhr-Brotes: Obst, Schokolade; „zu Ehren Mariens" zog man in bitterer Winterkälte keine Handschuhe an, oder zog die Ohrenklappen an den Mützen nicht über die Ohren; „Präses" oder Beichtvater ließen etwas von Bußwerkzeugen: Geißel, Bußgürtel verlauten „zur Abtötung des unreinen Fleisches", und der 14-, 15jährige „Kongreganist" äußerte „zu Ehren Mariens" wenigstens das Verlangen nach diesen Dingen; gewährt wurden sie ihm wohl kaum.

Ein einheitlicher Zug ging durch die ganze „marianische" Kongregationsfrömmigkeit und Askese: Angst vor Übertretung des 6. Gebotes. Das in den Vordergrund-Rücken des Geschlechtlichen ist aber entschieden ein schwerer Erziehungsfehler (oben S. 21 ff.).

Ich denke an meine Kongregationsjahre zurück ohne Reue und Beschämung. Was ich dort übte, übte ich in ehrlich-religiösem Knaben-Enthusiasmus. Und wie ich, so zweifellos die meisten anderen. Zieht man aber das subjektiv und relativ Gute ab, dann bleibt objektiv und absolut ein starkes Manko an Erziehungs- und Frömmig-

keitswerten; es bleibt aber dafür, und das ist der nicht genug herauszustellende Zweck der „Kongregationen“, eine wohlgeschulte, fanatisch-exzentrische Laienhilfstruppe der „Gesellschaft Jesu.“

Die Ausführungen über die „Kongregationen“ kann ich nicht schließen, ohne auch hier — später wird darüber ausführlich zu reden sein — derjenigen Eigenschaft des Jesuitenordens zu gedenken, die eine seiner hervorstechendsten und, vom christlichen Gesichtspunkte aus, eine seiner widerwärtigsten ist: Ruhmredigkeit, Selbstberäucherung, konzentrierter Hochmut.

Man muß die Schrift des Jesuiten Löffler zur Jubelfeier der „marianischen Kongregationen“ ganz lesen, um den vollen Eindruck des in ihr sich breit machenden Dünkels zu empfangen. Als „Kostproben“ können aber auch schon wenige Stellen dienen. Die Sätze über den Jesuitenorden als „Granitblock“ habe ich schon angeführt (S. 82); ihnen reihen sich die folgenden an:

Es hatte in verhängnisvoller Zeit Gott seiner Kirche die Gesellschaft Jesu als neues Hilfskorps gesandt . . . Die neuen Waffen schlugen überall der Häresie grimmige Wunden, schirmten und retteten, was bestand, eroberten auf den Straßen des Kolumbus, Cortez, Vasco di Gama für großen Abfall unermeßlichen Ersatz in Ost und West und Süd; auf dem Stammkontinente erhoben sich, von Königen und Völkern gebaut, ihre (der Gesellschaft Jesu) Universitäten, Kollegien, Kanzeln; es war der Orden, wie sein göttlicher Meister schon über die Meere gewandelt, hatte Scharen von Teufeln ausgetrieben, Todte erweckt; die Tausende des Volkes lauschten ihm in den Wüsten und auf den Bergen Asiens, Amerikas und in den Straßen und Tempeln Europas: da erneuerte sich in den stillen Mauern eines seiner Kollegien endlich auch die liebe Scene, welche einst Judäa gesehen hatte. Erbin des Namens wie des Wirkens Christi, legte die Gesellschaft Jesu den klaren Stirnen einiger Kinder die Hand voll schöpferischer Gnade auf, sie gründete die erste Kongregation (S. 1).

Die Parallele des Wirkens Christi mit dem Wirken des Jesuitenordens ist vollständig, und wer die katholische Lehre von der metaphysischen Gottheit Christi kennt, wird die in der Parallele liegende, alles Menschliche übersteigende Überhebung zu würdigen wissen. Selbst vor dem Letzten scheut hier jesuitischer Hochmut nicht zurück: wie Christus, der Gott, seine Hand „schöpferischer“ Gnade den Kindern auflegte, so legt auch der Jesuitenorden „seine Hand schöpferischer Gnade“ den „Kongreganisten“ auf. Auch hier muß man zur vollen Erfassung der Gleichstellung wissen, was das katholische Dogma über Erhabenheit und Götlichkeit „schöpferischer Gnade“ lehrt.

III. Urteile über Erfolge des jesuitischen Unterrichts- und Erziehungssystems.

Wie überall, so hat der Jesuitenorden es auch in bezug auf sein Erziehungs- und Unterrichtssystem meisterhaft verstanden, die Posaunen des Lobes zu blasen, und vor ihrem mächtigen Schalle ist manche gegnerische „Mauer“ umgesunken.

Was über Unterrichts- und Erziehungswesen des Ordens von ihm selbst veröffentlicht worden ist, strahlt fast ausschließlich blendendes Licht aus. Zumal die zwei „Autoritäten“ auf dem Gebiete der „Studienordnung“, die schon oft genannten Jesuiten Pachtler und Duhr, leisten in Anhäufung von Lob für den Orden Großes, teils in den Monumenta Germaniae paedagogica, teils in Duhrs Sonderschrift: „Die Studienordnung der Gesellschaft Jesu“ (Freiburg i. B. 1896).

Solcher irreführenden Darstellung stelle ich Urteile gegenüber, die, was Sachkunde betrifft, einfachhin klassisch sind, und deren Gewicht deshalb zermalmend wirkt, weil sie, in ihrer Mehrheit, gefällt worden sind von Männern, die wärmste Freunde des Jesuitenordens waren.

Gibt es wärmere Freunde des Ordens und sachkundigere Beurteiler seines Unterrichts- und Erziehungssystems als seine eigenen Provinzial- und Generaloberen? Aus Briefen dieser höchsten Ordensautoritäten — die Briefe lagern in der Wiener Hofbibliothek — sind die folgenden Stellen. Sie lassen die jesuitischen Unterrichts- und Erziehungserfolge in recht trübem Lichte erscheinen. Dies Licht hat der Orden noch niemals aus den Wiener Aktenschränken hervorgezogen. Ein deutscher Universitätsprofessor, Johann Kelle in Prag, hat es auf den Scheffel gestellt (Die Jesuitengymnasien in Österreich. München 1876):

Ich berühre noch einen Punkt von nicht geringerer Bedeutung, indem ich sehr wünsche, daß in unseren Schulen der Eifer für die Wissenschaften sich erneuere. Denn nicht wenige Klagen sind aus verschiedenen Orten über Nachlassen dieses Eifers zu uns gelangt, die mir um so mehr zu Herzen gehen, als unsere Satzungen Eifer inbezug auf Förderung der Wissenschaften empfehlen und als dies der Gesellschaft eigentümliche Amt in seiner Kraft zu erhalten ist (Brief des Provinzials Franz Retz vom 21. Nov. 1724: Wiener Hofbibliothek, Kodex Nr. 12029, S. 136).

Dies [das Studium und die Lehre der Rhetorik] wird bei unseren Lehrern und Schülern schwer von den Auswärtigen getadelt, sei es, daß der Grund dazu in dem gänzlichen Fehlen oder Schwinden des Eifers für diese so empfehlenswerte Wissenschaft liegt, oder daß es an der richtigen Lehrweise fehlt (Brief des polnischen Provinzials vom 10. Sept. 1741: W. H.-B., Kodex Nr. 12025, S. 240).

Bei den Rektoren einiger Konvikte wird größere Sorgfalt und Pflege hinsichtlich der richtigen Erziehung der Jugend in der Frömmigkeit und Wissenschaft vermißt. Die gleiche Sorgfalt wird vermißt in sehr vielen unserer Niederlassungen auf Seiten der Lehrer der niederen Klassen; es wird von dort berichtet, daß, weil kein Schulpräfekt vorhanden ist, es an Ordnung und an gebührender Unterweisung fehlt (Brief des polnischen Provinzials vom 3. Juli 1756: W. H.-B., Kodex Nr. 12025, S. 258).

Je größeren Gefahren unsere Schulen gegenwärtig ausgesetzt sind, um so mehr betrübt mich die fast allgemeine Klage über die geringe Sorge für die Wissenschaften in dieser Provinz; nichts Empfehlenswertes über die Arbeit der Unsrigen läßt sich vorbringen; kein Eifer des Lehrens und Lernens ist vorhanden; die Vorsteher vernachlässigen ihre Pflicht inbezug auf diesen Teil ihres Amtes gänzlich. So geschieht es, daß Vorlesungen und auch die Studien nur zum Scheine betrieben werden, und daß das übrige, welches die Gegenwart zur nutzbringenden Erziehung der Jugend von uns verlangt, beklagenswert vernachlässigt am Boden liegt, weil die Schulpräfekten es gering achten. Wenn dies nicht durch Ew. Hochwürden gebessert wird (ich beschwöre Sie!), so drohen uns große Gefahren (Brief des polnischen Provinzials vom 29. Juni 1766: W. H.-B., Kodex Nr. 12025, S. 225 b).

Ein anderer Punkt betrifft die Studien. Abgesehen davon, daß die Pflege der humanistischen Bildung bei vielen sehr gering ist, schwindet auch vielen ihre Wertschätzung, teils durch die Schlaffheit und Unerfahrenheit der Lehrer, teils durch die Trägheit der Schüler, indem solche zu den Schulen zugelassen werden, oft nur aus der armseligen Absicht, daß sie ihr Leben bettelnd dahinziehend den Städten zur Last fallen und bei niemand Ehre einlegen. An anderen Orten werden ununterrichtete und durch die Nachlässigkeit der Lehrer in den niederen Klassen wenig fortgeschrittene Schüler aus persönlicher Zuneigung und Nachsicht der Lehrer in die höheren Klassen aufgenommen, mit keinem andern Erfolge, als daß sie ihre Barbarei und Unwissenheit im Lateinischen dauernd zur Schau stellen. Die Achtung für die ernsteren Wissenschaften geht verloren, weil man, unter Übergehung Besserer, solche zu Doktoren und Magistern macht, die in jenen Wissenschaften nur wenig erfahren sind (Brief des Generals Karl de Noyelle vom 27. März 1683: W. H.-B., Kodex Nr. 12029, S. 57).

Unser sehr ehrwürdiger Vater [der Ordensgeneral] verlangt von unseren Professoren größeren Eifer und Fleiß beim Unterrichte der Jugend, die uns anvertraut wird. Sehr viele und gerechte Klagen werden nämlich von den Auswärtigen gegen uns darüber erhoben, daß unsere Schulen mit ihren Professoren von ihrem ursprünglichen Eifer in Unterweisung der Jugend in Wissenschaft und Frömmigkeit verloren haben, so sehr, daß Viele unsere Schulen unwissender in Wissenschaften und schlechter in Tugenden verlassen, als sie ihnen übergeben wurden. Diese Fehler sind meistens den Patres Studienpräfekten zur Last zu legen, indem sie ihres Amtes oberflächlich walten und die Oberen nicht von der Nachlässigkeit der Professoren in Kenntnis setzen, indem sie mehr dem Rufe des Einzelnen als des ganzen Ordens Rechnung tragen (Brief des Provinzials Ladislaus Zottowski vom 14. Sept. 1737, worin er den Inhalt eines Schreibens des Ordensgenerals Franz Retz zur Kenntnis der Rektoren bringt: W. H.-B., Kodex Nr. 16620, S. 19).

Und wenn dieser Fleiß stets anzuwenden ist, so ist er um so notwendiger in unserer Zeit, weil der Geschmack an der Wissenschaft im allgemeinen schärfer und verfeinerter geworden ist und weil die Zahl solcher Schulen [Auswärtiger] so sehr gewachsen ist, daß unsere Schulen weniger nötig erscheinen. Denn, damit ich das nicht verhehle, lange gab es außer unseren Schulen fast keine anderen Lateinschulen, oder doch so wenige, daß die Eltern wider Willen gezwungen wären, ihre Kinder zu uns zu schicken. Jetzt aber sind vielerorts viele Schulen, die mit uns wetteifern, und die Gefahr besteht, daß, während jene erstarken, der Besuch der unsrigen abnimmt und ihr Ruf schwindet (Brief des Ordensgenerals Vicecomes vom 22. Juli 1752: W. H.-B., Kodex Nr. 12025, B 44).

Unser sehr ehrwürdiger Vater [der Ordensgeneral] drückt seinen Schmerz bitter darüber aus, daß an verschiedenen Orten unserer Provinz die Lehrer der höheren wie der niederen Klassen ihrem Amte wenig entsprechen (Brief des polnischen Provinzials vom 27. Juni 1745: Kodex der W. H.-B., Nr. 12025, S. B 40).

Die Lehrer der humanistischen Wissenschaften geben sich nicht mit genügendem Fleiße den Studien hin, und zumal im Griechischen geben sie sich keine Mühe, ja, unter ihnen sind solche, die, zu großem Triumphe der Nicht-Katholischen, nicht einmal richtig griechisch lesen können (Brief des böhmischen Provinzials Jak. Steßl vom 8. Juli 1708: W. H.-B., Kodex Nr. 12029, S. 114).

Was die Studien betrifft, so vermißt unser Vater [der Ordensgeneral] größern Fleiß bei den Lehrern, die, nicht ohne Beeinträchtigung unseres Rufes inbezug auf Frömmigkeit und Wissenschaft, es verabsäumen, die Jugend mit dem gebührenden Eifer zu unterrichten (Brief des polnischen Provinzials vom 15. Sept. 1715: W. H.-B., Kodex Nr. 12025, S. 181).

Die Lässigkeit und Trägheit mancher Lehrer inbezug auf Erwerbung von Kenntnis der schönen Litera-

tur für sich selbst und auf ihre Mitteilung an die Schüler erregt zuweilen berechtigte Klagen (Brief des böhmischen Provinzials Johann Roller vom 28. April 1740: W. H.-B., Kodex Nr. 12029, S. n. 179).

Eines besonderen Heilmittels bedarf das Folgende: Die Nachlässigkeit der Lehrer in Unterweisung der Jugend in Wissenschaft und christlichen Sitten. Mit großem Schmerze höre ich nämlich, daß es im Königreiche heißt, daß die Schüler anderer Orden unsere Schüler bei weitem im Fortschritte übertreffen (Brief des polnischen Provinzials vom 10. Sept. 1741: Kodex der W. H.-B., Nr. 12025, S. 239).

Die Lehrer der humanistischen Wissenschaft sind an einigen Orten sehr faul und schlafen; sie leiten die Knaben nicht wirkungsvoll zu sittlicher Rechtschaffenheit und äußerer Bescheidenheit an (Brief des böhmischen Provinzials vom 1. Januar 1770: Kodex der W. H.-B., Nr. 11951, S. 82 b).

Was hier die Provinziale und Generale des Ordens rügen und beklagen, den Verfall der humanistischen Studien, war übrigens ein altes Übel des Jesuitenordens. Schon der erste Entwurf der „Studienordnung" vom Jahre 1586 enthält die bezeichnende Stelle:

Alle beklagen, daß diese [humanistischen] Studien bei den Unsrigen zum großen Teile in Verfall geraten sind, so daß nichts seltener und schwieriger zu finden sei als ein guter Grammatiker, ein guter Rhetoriker oder ein in den humanistischen Wissenschaften Erfahrener (Monum. Germ paedag. 5, 144).

Auch der Untergrund, die Quelle der vielen Unterrichts- und Erziehungsfehler, wird in den Briefen aus der Wiener Hofbibliothek genannt: beschämende Unerzogenheit, ja Unsittlichkeit der Lehrer selbst:

Es ist eine Schmach, einem Briefe anvertrauen zu müssen, wovor jeder ehrenhafte Mann, und besonders ein Ordensmann, gemäß Gewissen und Vernunft, zurückscheuen müßte. Aber da das Übel in unserer Provinz eingerissen ist, daß nämlich nicht Wenige Ausschreitungen im Trinken begehen, so hat dies zu ungeheuerm Schaden für unsern Ruf schon bei Auswärtigen Tadel und Skandal erregt, ohne daß so viele heilige und ernste Verbote und vorgeschriebene Strafen etwas nützten (Brief des polnischen Provinzials: Kodex der W. H.-B., Nr. 12025, S. 237).

In den Schlafzimmern werden Gelage veranstaltet; dort greift heimliches Trinken unter den Unsrigen um sich . . . Auch besuchen außerhalb der erlaubten Zeit die Unsrigen Häuser der Weltlichen, um dort zu essen und zu trinken, und nicht selten kommen sie vollgesoffen (crapulati) nach Hause (Brief des böhmischen Provinzials Ferd. Waldthauser vom 13. Aug. 1702: Kodex der W. H.-B., Nr. 12029, S. 99).

Die heimlichen Trinkgelage haben sich so festgesetzt, daß kaum eine unserer Niederlassungen frei ist von Personen, die an diesem Laster kranken (Brief des Provinzials Reinhold Gertt vom 15. Sept. 1715: Kodex der W. H.-B., Nr. 13620, S. 7).

* * *

Es ist verständlich, daß solche Briefe den Vermerk tragen: „nicht für die Öffentlichkeit". Aber die Öffentlichkeit, die von Schriftstellern des Jesuitenordens systematisch und in raffinierter Weise über das Innere des Ordens getäuscht wird, hat ein besonderes Interesse daran, gerade Urteile kennen zu lernen, von deren Urhebern man wirklich nicht sagen kann, sie seien Jesuitenfeinde.

Würde man die Geheimarchive auch der übrigen Ordensprovinzen durchforschen, gleiches oder ähnliches wie hier aus der österreichischen, böhmischen, polnischen „Provinz" wäre auch von dort zu berichten. Ein glücklicher Zufall — die Aufhebung des Ordens im Jahre 1773 — hat einen Teil der Ordensarchive in die öffentlichen Sammlungen (Wien, München usw.) gebracht. Wahrheitsschätze über den Jesuitenorden, seine eigentliche Natur und sein eigentliches Wirken lagern dort. Sie müssen gehoben werden, um die Lügen der „Geschichte" schreibenden Jesuiten zu zerstören.

Aber Eile tut vielleicht not. Denn nicht nur Kelle hat die Erfahrung gemacht, daß der Orden am Werke ist, die ihn schwer belastenden Schriftstücke seiner eigenen, jetzt im Staatsbesitze befindlichen Geheimarchive beiseite zu schaffen; auch ein Mann wie Theodor Mommsen hat mir mitgeteilt, daß er von solchen Versuchen Kenntnis erhalten habe; und der Provinzial der „deutschen" Ordensprovinz, Pater Jakob Ratgeb, äußerte im Jahre 1889 in meiner Gegenwart: die vom Staate bei Aufhebung der Gesellschaft Jesu beschlagnahmten und in verschiedenen Bibliotheken lagernden Schriftstücke seien auch jetzt noch Eigentum der Gesellschaft Jesu, und es sei kein Diebstahl, sie aus den Staatsarchiven und Bibliotheken heimlich fortzunehmen und dem Jesuitenorden wieder zuzustellen. Mögen also die, so es angeht, acht geben.

* * *

Zwar nicht ein Oberer, aber einer der bedeutendsten Jesuiten des 16. Jahrhunderts war der gerade als Schulmann besonders geschätzte deutsche Jesuit Jakob Pontan (Spanmüller). Seine Wertschätzung innerhalb des Ordens geht daraus hervor, daß er Mitglied der vom Ordensgeneral Claudius Aquaviva eingesetzten „Stu-

dienkommission für Deutschland" war. **Pontan** hat „**Vorschläge für den Betrieb der humanistischen Studien innerhalb der Gesellschaft Jesu gemäß der ratio studiorum**" gemacht, worin er in rücksichtslos-offener Weise — die „Vorschläge" (propositiones) waren nicht für die Öffentlichkeit bestimmt — die Mißstände des jesuitischen Unterrichtssystems bloßlegt:

Die Lehrer entbehren häufig des Talentes; sie vertrödeln Zeit; vor Übungen schrecken sie zurück; sie studieren nur, so viel sie wollen und wann sie wollen; lange Zeit Lehrer sein, wollen sie nicht. Auch wenn einer gerne Fortschritte machen und länger Lehrer bleiben möchte, wird er doch entfernt, und jährlich werden neue Lehrer eingeführt... In einem einzigen Jahre, ohne Rücksicht darauf, daß sie [die Jesuiten-Scholastiker] geringe Fortschritte gemacht, daß sie wenig Griechisch vorher gelernt haben (so daß die meisten sogar das Alphabet nicht können), daß sie keine [lateinischen] Verse machen können, daß sie während des Noviziats kein Buch angesehen haben, sollen sie dennoch täglich drei verschiedene Vorlesungen hören, sollen repetieren, auswendiglernen, Kompendien zusammenstellen, und zwar vierfach: in griechischer, lateinischer, gebundener und ungebundener Rede. Wer glaubt, das alles könne in einem Jahre geleistet werden, zeigt seine große Unkenntnis und Mangel an Urteil. Wenn nicht auf andere Weise vorgegangen wird und die Hindernisse nicht mit Gewalt beseitigt werden, so gehen unsere Wissenschaft und unser Ruf zugrunde. ... Ein nicht geringes Übel in dieser Beziehung ist, daß die Oberen [der Gesellschaft Jesu] für die Studien nicht größere Sorge tragen. Was Wunder? Sie selbst sind unterrichtet worden, wie jetzt unsere Scholastiker unterrichtet werden... Das Griechische haben sie kursorisch, das Lateinische kaum mit den äußersten Lippenrändern berührt. Und doch sind sie es, denen das Urteil über die Studien zukommt, die zu entscheiden haben, wie und was zu lehren ist, ebenso über die Lehrer, die Talente, die Fortschritte. Vieles wird den Präfekten [der Studien] überantwortet, die selbst zu ungebildet (rudiores) sind, als daß sie den Schulen vorstehen oder die Lehrer leiten und bessern können. Da also selbst die Oberen hierin nicht unterrichtet sind, so tun sich die Studienpräfekten nicht hervor, die Scholastiker, vor der Zeit [aus ihren Studien] weggenommen... Da die Lehrer nicht, wie die Regel vorschreibt, [im Wissen] eine Stufe über ihrer Klasse, sondern zwei oder drei Stufen unter ihr stehen, welche Hoffnung besteht da, daß wir mit den auswärtigen Schulen Schritt halten? Arzt, heile dich selbst! ... Zu den Hemmnissen der humanistischen Studien bei den Unsrigen gehört, daß die Scholastiker nach dem Noviziat nur ein Jahr in der Humanität [der Klasse für humanistische Studien] belassen werden, einige sogar nicht einmal ein Jahr. Als Grund wird angegeben: außerhalb der Gesellschaft haben sie schon zwei Jahre humanistische Studien getrieben, sie können also innerhalb eines solchen Zeitraumes Fortschritte machen. Die Sache verhält sich aber anders. Im Griechischen ist keine Grundlage gelegt worden, sie machen fehlerhafte [lateinische] Verse, sie schreiben schändlich (inquinate)... Aus den schlecht und ungenügend unterrichteten Scholastikern entstehen unfähige Lehrer...; ungelehrte und inbezug auf humanistische Studien sehr unwissende Obere gehen hervor, so sehr, daß nicht wenige von ihnen nicht einmal einen Brief grammatisch richtig schreiben können; ungelehrte Studienpräfekten gehen hervor; ja, wer immer in unserer Gesellschaft ungebildet ist (und es sind Unzählige), ist es der genannten zwei Ursachen wegen. ... Es folgt ein anderes nicht geringes Hemmnis: Die ungebundene Freiheit der Lehrer inbezug auf Privatstudien und ihr häufiger Wechsel [im Lehramte]. Jedem ist es erlaubt, zu lesen, was er will, zu studieren, so viel er will und sogar wann er will. Es genügt, daß er lehrt. Rektor und Studienpräfekt kümmern sich nicht sonderlich darum, wie er lehrt; sie verbessern die Fehlenden nicht, keiner wird angehalten zur richtigen Form. Die Meisten schreiben (lateinisch) sehr selten und sehr schlecht. So sehr leben wir dahin in Sorglosigkeit, so sehr haben wir jedes Jahr neue Lehrer und stets Schüler, daß unsere Schulen immer schlechter werden. Bevor sie [die Lehrer] angefangen haben zu lehren, heißt es schon wieder aufhören. Welches Ansehen, welche Erfahrung haben solche Lehrer? Warum schämen wir uns nicht unserer Torheit? Keine Stadt wechselt ihren Zuchtmeister oder Henker jedes Jahr, und wir glauben, solch eine Unbeständigkeit [der Lehrer] sei für die Studien gut! (Anti-Mangoldus sive Vindiciae Historiae eccles. Claudii Fleury. Amstelodami et Ulmae 1784, II, 89—94).

* * *

Diesen Urteilen aus dem Jesuitenorden selbst schließen sich andere Urteile, zunächst das des jesuitenfreundlichen österreichischen Geschichtsforschers **Joseph Alexander Freiherrn von Helfert** an:

Helfert bespricht die Schrift des bis zur Aufhebung des Ordens (1773) ihm angehörenden **Ignaz Cornova** (oben S. 39), worin das Unterrichts- und Erziehungssystem des Ordens in Schutz genommen wird, und kommt dabei zu folgendem Ergebnis:

So lieb man daraus [aus der Schrift Cornovas] das Verhältniß der einzelnen Glieder zur ganzen Körperschaft gewinnt, so warm, edel, geistvoll, mitunter launig die zum Teil abgeschmackten, zum Teil abgefeimten Verdächtigungen der Gesellschaft [Jesu] zurückgewiesen und in das wahre Licht gestellt werden, so findet man doch nach unparteiischer Durchlesung des Buches **keinen** der Vorwürfe vernichtet,

welche dem in Verfall geratenen Lehr- und Erziehungssysteme der Jesuiten von den einsichtsvollsten, ruhigsten Männern der damaligen Zeit gemacht wurden. Es bleibt immer der Eindruck zurück, daß es die Gesellschaft in ihrem Interesse sehr wohl verstanden habe, Liebe und Anhänglichkeit bei allen, die sie in ihren Kreis zog, zu wecken und zu fesseln, daß sie aber mit einer ganz unverantwortlichen Abkehr es vernachlässigt habe, im Interesse der Jugend und der bürgerlichen Gesellschaft, welche ihr jene anvertraute, den Bedürfnissen der geänderten Zeitverhältnisse gerecht zu werden (Die Gründung der oesterreichischen Volksschule durch Maria Theresia. Prag 1860, S. 278).

Wenige Seiten weiter spricht Helfert eine noch umfassendere Verurteilung aus:

Das Lehr- und Erziehungssystem der Jesuiten des achtzehnten Jahrhunderts [und es hat sich bis heute nicht geändert] war ein solches, wie es für das achtzehnte Jahrhundert nicht mehr taugte. Man kennt die gemeinplätzliche Behauptung, die man kurze Zeit nach der Aufhebung des Ordens ‚selbst von den Gegnern' vernehmen konnte: Die Jesuiten seien ohne Frage die vortrefflichsten Lehrer und Erzieher gewesen. Nach allem, was vorliegt, ist das stark zu bezweifeln. Wir dürfen nicht zu großes Gewicht darauf legen, was nach ein paar Jahrzehenden aus dem mildernden Schimmer der Erinnerung herausgelesen wurde, wir müssen ungleich größeren Bedacht darauf nehmen, was gewichtige Stimmen unter dem unmittelbaren Eindrucke der Tatsachen zu sagen den Mut hatten. Wenn man einem Lehrsysteme vorwerfen kann, daß es mitten im Flusse einer in allen Richtungen aufgeregten Zeit fast ausschließend eine tote Sprache [die lateinische] und selbst diese in einer Weise treibe, die vom eigentlichen Verständnisse dessen, um was es sich handle, weit entfernt sei; und wenn man einem Erziehungssystem vorwerfen kann, daß es die natürlichen Anlagen in Schranken einenge, die Willensäußerungen in Fesseln lege, so daß die Zöglinge, wenn die Schranken aufgethan, die Fesseln abgestreift seien, nur desto zügelloser dem ersten besten oder dem ersten schlechtesten Einflusse anheimfallen, so sind das wahrhaftig keine geringen Vorwürfe.... Während rings um sie (die Jesuiten) das jahrhundertelange abgöttische Ansehen des Aristoteles den Errungenschaften der neueren Forschungen gewichen war, klammerten sie sich in ihren Collegien noch immer an die Aussprüche des stagiritischen Weltweisen, hielten Gassendi, Cartesius kaum der Erwähnung wert, ließen den Namen Newtons nicht über ihre Lippen kommen. Während die Gladiatorenkünste scholastischer Wortgefechte längst einem methodischen Eingehen auf den Kern der Dinge Platz gemacht hatten, ließen sie ihre Schüler noch immer an der Lösung spitzfindiger Fragen, die niemand mehr aufwarf, an der Bekämpfung und Verteidigung erkünstelter Systeme, auf die niemand mehr etwas gab, ihren Scharfsinn prüfen, ihre Zungenfertigkeit üben. Sie verschlossen zum eigenen Nachteile ihre Augen vor den Anforderungen der Zeit und hielten sich mit anachronistischer Consequenz an Lehrsätze und Vorschriften, die unter ganz anderen Verhältnissen, vor hundert und zweihundert Jahren, ihren ersten Collegien gegeben waren (a. a. O., S. 279–283).

In einer Antwort der bayerischen Regierung auf eine Eingabe der Jesuiten vom 30. Oktober 1769, worin gegen gewisse Regierungsverordnungen Klage erhoben wurde, heißt es:

... Das Hauptwerk ihres [der Jesuiten] Instituts sind bei uns die unteren Schulen, und diese sehen wir nicht mit erfahrnen und langgeprüften Männern, sondern mit bloßen Jünglingen besetzet.... Wir dürften immer froh sein, wenn nur unsere Jugend bei ihnen [den Jesuiten] teutsch lernete, oder nicht mehr verlernete, so würde es doch wenigstens nicht nöthig haben, absolvirte Akademikos erst noch in die Schreibschule zu schicken, um ein leydentliches teutsches Conzept in Briefen und Gerichtlichen Aufsätzen machen zu lernen, das die Knaben und Mädchen in protestantischen Schulen mit 11 und 12 Jahren wissen (aus einem Kodex des Münchener Staatsarchivs abgedruckt bei Zirngiebl, Studien über das Institut der Gesellschaft Jesu. Leipzig 1870, S. 441 f.).

Bei diesem Urteile fällt ins Gewicht: 1. daß es abgegeben wird von der mit Überwachung der Schulen betrauten Behörde; 2. daß es die Bilanz zieht über eine mehr als 150 Jahre lange Schultätigkeit des Jesuitenordens in Bayern.

Den Nagel auf den Kopf trifft wiederum der sachkundige und deshalb von den Jesuiten bestgehaßte Graf Pergen (vgl. S. 52. 70).

So gewiß es ist, daß unter den Ordensgeistlichen ebenso wie unter den anderen viele achtungswürdige, mit Einsicht, rechtschaffenem Herzen und erbaulicher Frömmigkeit begabte Männer sich finden, so hat doch die Erfahrung gezeigt, daß diese Körperschaften nie von der längst veralteten und höchstens bei der Epoche ihrer Entstehung erträglichen Methode, von den alten Lehrbüchern und von dem engen Bezirk des Unterrichts haben abweichen wollen; und wenn sie [die Jesuiten] in den letzten Zeiten durch unhintertreibliche landesherrliche Befehle oder Aufklärung der Zeiten und das unwiderstehеliche Beispiel anderer Länder zu ein oder anderem wider Willen genötiget worden, so haben sie doch nie etwas anderes, als eine scheinbare und so unvollkommene Verbesserung vorgenommen, daß daraus teils der Mangel einer in die

Wurzel des Übels eindringenden Einsicht, teils die Gewalt, welche ihrem System und Grundverfassung durch solche Neuerung geschehen, nur allzusehr hervorleuchtet ... Nie wird es der Staat dahin bringen, den in aller Hinsicht dem Schulwesen so schädlichen und außer der Sphäre aller äußern Macht und Befehle liegenden ésprit de corps von einem Orden zu verdrängen und es dahin zu bringen, daß ein jeder für sich seine Pflicht liebe, den wahren Nutzen des Vaterlandes und die möglichste Erreichung der landesherrlichen Zwecke zum alleinigen Endzweck seiner Schulverrichtungen mache und sein Amt zu dessen Dienste in den reinsten Absichten stets freudig erfülle (Immediat-Vortrag an die Kaiserin Maria Theresia vom 26. August 1770; bei Helfert, a. a. O., S. 204).

Alle in meinen Ausführungen hervorgehobenen Fehler des jesuitischen Systems sind hier kurz zusammengefaßt. Die Übereinstimmung zwischen dem die Jesuitenschulen so genau kennenden österreichischen Staatsmanne und mir ist um so bemerkenswerter, als wir beide Jesuitenschüler waren, Graf Pergen des 18., ich des 19. Jahrhunderts. Auch ein Beweis, daß der Orden seiner, von ihm selbst allerdings in anderm Sinne verstandenen Devise getreu bleibt: semper idem, immer derselbe!

Alles in allem genommen wird es also keine Übertreibung sein, was der amtliche „Bericht des [österreichischen] Direktoriums in publicis et cameralibus" vom 21. Februar 1750 über die von Jesuiten geleiteten Gymnasien und Erziehungsanstalten urteilt:

Daß das Publikum sonderheitlich auch klage, daß auf die guten Sitten und Sauberkeit wenig Achtung gehalten, sondern ein Knab durch den andern verführet und dahero gar viele Eltern veranlasset werden, ihre Kinder im Hause unter eigener Obsicht, obschon mit größeren Kosten unterweisen zu lassen (bei Kelle, Die Jesuitengymnasien in Österreich. Prag 1873, S. 75).

IV. Persönliche Erinnerungen.

Ein trüber, naßkalter Oktobermorgen des Jahres 1861 war es, als meine Eltern mich auf dem Hauptbahnhofe zu Köln den Jesuiten übergaben, welche dort alljährlich die aus Rheinland und Westfalen zusammenströmenden Zöglinge sammelten, um sie nach Feldkirch zu geleiten.

Grausam waren meine guten Eltern, trotz aller Liebe, daß sie mich neunjähriges Kind, aus der Familie und aus dem Elternhause heraus, in die ferne Fremde schickten, von mütterlichem und jedem zartern Einflusse mich trennend. Nicht Natur und Menschlichkeit handelte dabei in ihnen, sondern Ultramontanismus und Jesuitismus, die, wie oben gezeigt, nicht früh genug sich der Jugend bemächtigen können.

Morgens 6 Uhr fuhr der „Feldkircher Zug" — meistens über 100 Zöglinge mit 5 oder 6 Jesuiten als Begleitern — von Köln ab; abends 11 Uhr — damals ging es noch nicht so schnell wie heute — waren wir nach ermüdender Fahrt über Mainz, Heidelberg, Stuttgart, Ulm in Friedrichshafen. Am andern Tage ging die Reise über Rorschach nach Oberrieth am Rhein und von dort aus mit Leiterwagen nach Feldkirch. Selten führte der Weg über Bregenz, weil von dort die Wagenfahrt zu lang war. Eisenbahnstation wurde Feldkirch erst nach meiner Zeit.

Den ganzen langen Weg haben meine heißen Kindertränen benetzt. Schwer litt ich unter Heimweh; und zwar Jahr für Jahr. Jedesmal, wenn wir bei den schweizerischen Orten Oberrieth oder Haag über den jungen Rhein setzten, warf ich Stücke Holz in die brausende Flut, mit der sehnsüchtigen Hoffnung, sie würden hinuntergetragen bis Köln, Düsseldorf oder Wesel. Mein junges Gemüt empfand die Vorstellung, daß die Holzstücke vorübertrieben an Rheinorten, die meinem Elternhause nahe lagen, als wehmütigen Trost.

Tage und Wochen hatte ich mit dem Heimwehe zu tun. Dankbar erinnere ich mich der Güte und Freundlichkeit, mit der meine jesuitischen Erzieher und Lehrer den traurigen Knaben zu trösten suchten. Einmal, als der Trennungsschmerz gar nicht weichen wollte, erhielt ich ein Telegramm meines Vaters: „Freue dich, daß du fort bist. Hier Maul- und Klauenseuche." Daß mein ernster, gemessener Vater den Witz machte, erhöhte seine Wirkung: befreiendes Lachen verscheuchte die Melancholie.

Das regelmäßige Leben, die geordnete Arbeit waren aber die besten Mittel gegen die trübseligen Stimmungen. Feste Tagesordnung, geregelte Beschäftigung sind überhaupt von unschätzbarem Werte bei Seelen- und Gemütserregungen. Diese wichtige Erfahrung habe ich schon als Kind in Feldkirch gemacht. Sie ist mir eine Stütze gewesen in allen späteren schweren Lebenskämpfen.

* * *

Rektor war damals der oben erwähnte französische Schweizer Pater Minoux; Generalpräfekt der gleichfalls schon genannte französische Elsässer Pater Faller. Meine Präfekten in der

dritten „Division" waren die Patres („Scholastiker") Ruckgaber und Mutter; als Klassenlehrer für die erste Klasse (Sexta) erhielt ich Pater („Scholastiker") Knappmeyer.

* * *

Das wichtigste Ereignis meines ersten Feldkircher Jahres (1861—1862) war „die erste heilige Kommunion".

Gewöhnlich werden erst 13- oder 14jährige Kinder zur Kommunion zugelassen; ich war aber ein so „gutes Kind", daß zumal die Patres Minoux und Faller meine frühe Zulassung zur ersten Kommunion für angezeigt erachteten.

Mehrwöchiger katechetischer Unterricht über das „Altarsakrament" und dreitägige „Exerzitien", die Pater Faller gab, bereiteten uns „Erstkommunikanten" auf den großen Tag vor. Denn ein großer Tag ist „der Tag der ersten heiligen Kommunion" für ein katholisch-fromm erzogenes Kind.

Welch ein Gedanke: zum ersten Male seinen Gott und Herrn wirklich und wesentlich mit Leib und Seele, mit Fleisch und Blut, mit Gottheit und Menschheit in der konsekrierten Hostie als Speise zu genießen! Größeres, Höheres, Furchtbareres kann die religiöse Phantasie nicht ersinnen.

Mein Kinderherz wurde hin- und hergeworfen zwischen Großem, Hohem, Furchtbarem. Das Furchtbare behielt die Oberhand. Mit Zittern und Beben habe ich die Hostie auf meine Zunge genommen. Die Angst, vielleicht nicht „würdig" zu sein, quälte mich. Und doch, wie „würdig" wollte ich sein!

Der ersten Kommunion ging selbstverständlich eine „Generalbeichte" voraus. „Generalbeichten" (vgl. S. 19 ff. 81) haben weder in der Bibel, auch wenn man sie katholisch-ultramontan deutet, noch in der dogmatischen Kirchenlehre über die Beichte irgendwelche Begründung. Sie sind lediglich asketisches Frömmigkeitsmittel, dessen eigentliche und zweifellos von der Hierarchie gewollte Wirkung darin besteht, daß der Beichtende mehr und mehr in Abhängigkeit vom Beichtvater, d. h. von der Kirche gerät.

Die „Generalbeichten" erstrecken sich, sei es über das ganze Leben, sei es über einen seiner Teile, und schließen alle früheren Beichten des betreffenden Lebensabschnittes oder des ganzen Lebens ein. Sie sind also eine Wiederholung von Beichten. Die Wiederholung geschieht, um dem Beichtkinde Beruhigung zu verschaffen: hat es etwa bei einer frühern Beichte in irgendeinem der für ihre Gültigkeit und Wirksamkeit (Vergebung der Sünden) notwendigen Stücke (Gewissenserforschung, Sündenbekenntnis, Reue, Vorsatz, Buße) gefehlt, so wird das durch die Generalbeichte wieder in Ordnung gebracht. Tatsächlich sind Generalbeichten aber Beunruhigungsquellen. Das Wühlen in der Vergangenheit, die Fragen: habe ich mein Gewissen vor der Beichte immer genügend erforscht, habe ich alle Todsünden nach Zahl und Umständen immer genau bekannt, habe ich immer wirkliche Reue, wirklichen Besserungsvorsatz gehabt, bohren die Stachel des Zweifels, der Angst in die Seele. In meiner Seele hat der Stachel sich dauernd festgesetzt seit der „Generalbeichte" zur ersten Kommunion. Erst Jahrzehnte später, mit der Erkenntnis der Falschheit des Dogmas von der Beichte überhaupt, ist Ruhe in mich eingezogen, freilich „Kirchhofsruhe" insofern, als ich mit und in dieser Erkenntnis (der sich noch andere anfügten) meinen alten Glauben zu Grabe trug.

Der Furcht vor Unwürdigkeit durch ungültige und unwürdige Beichten gesellte sich die Furcht vor dem Sakramente selbst, vor dem „wirklichen und wahrhaftigen" Genusse des Fleisches und Blutes, vor Aufnahme der Menschheit und Gottheit Christi in den eigenen Leib.

Die derb sinnliche, karharnitische Auffassung der Worte Christi: „Wenn ihr nicht esset das Fleisch des Sohnes des Menschen und nicht trinket sein Blut, werdet ihr nicht das Leben haben in euch" (Joh. 6, 54), die in der Entgegnung zum Ausdrucke kam: „Hart ist diese Rede, und wer kann sie hören" (Joh. 6, 61), ist nun einmal Dogma der römischen Kirche geworden, und der erläuternde Zusatz Christi: „Der Geist ist es, der lebendig macht, das Fleisch frommt zu nichts; die Worte, die ich zu euch rede, sind Geist und Leben" (Joh. 6, 64), ist durch die ultramontane Lehre von der „realen Gegenwart Christi im Sakramente des Altares" vollständig beiseite geschoben worden, und zwar in einer anthropophagen Beigeschmack mit sich führenden Brutalität.

Ist es nicht brutal, theologische Erörterungen darüber anzustellen, daß und wie an dem in der konsekrierten Hostie gegenwärtigen Leibe Christi die Vorhaut vorhanden sei und also mitgenossen werde, obwohl Christus als jüdisches Kind der Beschneidung unterlegen habe? Nein, alles Erheben des Dogmas „über das Begreifen und über das Verstehen des Menschengeistes hinaus", alle Hinweise auf das „verklärte" Fleisch und das „verklärte" Blut Christi helfen über die Unnatur solcher Lehren nicht hinweg. Das wirkliche Blut und das wirkliche Fleisch, der wirkliche Leib mit all

seinen Gliedern, Knochen und Teilen, buchstäblich „mit Haut und Haaren" wird in der Kommunion „gegessen" (manducare). Ebensowenig helfen darüber hinweg die gehäuften Wunder, die mit in den Kauf genommen werden müssen, um den Leib Christi, trotz seiner „realen Gegenwart", vor dem Zerkautwerden durch die Zähne und vor den Folgen des an der konsekrierten Hostie sich vollziehenden natürlichen Verdauungsprozesses zu bewahren.

Dies alles wußte ich als neunjähriges Kind ja nun freilich nicht. Aber auch uns Kindern wurde im Kommunionunterrichte „das Dogma von der wirklichen und leibhaftigen Gegenwart Christi, wie er nach der Auferstehung mit seinen Jüngern verkehrte, aß und trank", eingeprägt, und wenn mir die detaillierte Kenntnis der Gegenwart Christi in der Hostie auch fehlte, für mich blieb die Vorstellung vom Genusse des „wirklichen" Fleisches und des „wirklichen" Blutes Christi etwas Furchtbares, ein wahrhaft tremendum mysterium, ein „erschreckliches Geheimnis", das mein jugendliches Gemüt zugleich mit Grauen und Neugierde, mit Qual und Sehnsucht erfüllte. Meinem Beichtvater, Pater Joller, und in der „Generalbeichte" vor der ersten Kommunion unserm „Exerzitienmeister", Pater Faller, schüttete ich, so gut ein Kind das kann, mein Herz aus. Ich erhielt Aufmunterung, aber keine aufklärende Beruhigung.

Nicht ohne tiefste Wehmut denke ich zurück an den äußerlich glanzvollen Tag meiner ersten Kommunion, an den 21. Juni 1862. Was ich an Innerlichkeit besaß — und ich war ja „ein frommes Kind", das wegen seiner Frömmigkeit so früh zum „Tische des Herrn" zugelassen wurde —, legte ich in den Akt, und als ich aus den Händen des Feldkircher Weihbischofs, Joseph Feßler, des nachmaligen Sekretärs des vatikanischen Konzils, die „heilige Hostie" empfing, da genoß ich sie mit starkem Glauben und tiefster Ehrfurcht; aber dennoch das kleine Herz voll von Unruhe und Zweifel, die von da an ständige Begleiter auf meinem Lebenswege blieben. Mit der strahlenden, ungetrübten Bläue des religiösen Kinderhimmels war es aus. Schatten, ja nicht selten das Dunkel legten sich über mich. Schon damals und bei zunehmenden Jahren in steigendem Maße habe ich schwer gelitten. Beichte und Kommunion hießen meine Peiniger.

Feiern wie die einer ersten Kommunion lassen das Fehlerhafte ultramontan-jesuitischer Frömmigkeit besonders hervortreten. Man sollte meinen, die Feier der erstmaligen „mystischen Vereinigung" der Seele mit ihrem Gotte müsse sich auch äußerlich in weihevoller Stille fern von aller Weltlichkeit, von Lärm und Gepränge vollziehen. Das Gegenteil ist der Fall. Aller nur möglicher Glanz und Pomp des Gottesdienstes wird entfaltet; Einladungen ergehen an die Eltern und Verwandten der Erstkommunikanten und an andere; wo ein geistlicher Würdenträger, ein „Kirchenfürst", aufzutreiben ist, wird er zur Kommunionausteilung gebeten; sentimentale Gesänge, „die bis zu Tränen rühren", begleiten den Kommunionempfang; und ist die kirchliche Feier vorüber, dann vereint ein opulentes Frühstück die Kommunikanten mit ihren Eltern, Freunden und Erziehern; kurz eine Überwucherung des Äußerlichen über das Innerliche, und man muß — was bei Kindern so gut wie ausgeschlossen ist — schon sehr losgelöst sein vom Äußerlichen, um in der Überwucherung nicht zu ersticken, um nicht die Schale für den Kern zu nehmen.

* * *

Eine mit der Kommunion, d. h. mit der Behandlung dieses „ehrwürdigsten aller Geheimnisse" zusammenhängende Erfahrung schließe ich an.

Die Kirche verlangt bei Empfang der Kommunion physische Nüchternheit des Empfängers, d. h. am Tage der Kommunion darf man von Mitternacht an bis nach dem Empfange der Kommunion, der in den Vormittagsstunden stattfindet, nichts an Speise oder Trank genossen haben. Die Vorschrift, die aus Ehrfurcht vor der „himmlichen Speise" gegeben ist und beim Glauben an diese „Speise" gerechtfertigt erscheint, wird mit solcher Strenge durchgeführt, daß die ultramontane Moraltheologie auch zufälliges Verschlucken von Wasser beim Zähneputzen, von Rauch beim Rauchen als gegen die Nüchternheit verstoßend und zur Kommunion unfähig machend erklärt (vgl. mein Werk: Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Tätigkeit. 2. Bd., S. 167 bis 169).

Nun wurde in Feldkirch in der Weihnachtsnacht um Mitternacht eine Messe gefeiert, während deren wir Zöglinge die Kommunion empfingen. Unser Sängerchor, zu dem ich auch gehörte, begleitete die Messe mit Gesängen. Damit wir Sänger bei Kräften und gut bei Stimme blieben, erhielten wir zwischen der Zeit von 1/4 vor 12 Uhr bis 12 Uhr Glühwein und Kuchen. Der Pater Musikpräfekt stand mit der Uhr in der Hand unter uns, um 1/2 Minute vor dem

Glockenschlage 12 das Essen und Trinken aufhören zu machen. Spätestens 20 Minuten nach 12 Uhr gingen wir dann mit Kuchen und Glühwein im Magen zur Kommunion. Aber die Vorschrift war erfüllt: wer die Kommunion empfängt, darf von Mitternacht an nichts mehr genießen.

Man kann sich denken, wie diese Einrichtung auf unsere Auffassung vom Gebote der „Nüchternheit" vor Empfang der Kommunion wirkte. Es war die geradezu offizielle Anleitung, wie ein unter Todsünde verpflichtendes Gebot geschickt zu umgehen sei. Überdies wurde die Ehrfurcht vor der „himmlischen Speise" durch das Verzehren von Glühwein und Kuchen unmittelbar vorher sicherlich nicht vermehrt. Aber es ist ein Stück urechter Jesuitenmoral, und deshalb habe ich es erwähnt.

* * *

Zwei Beichtväter hatte ich während meines Feldkircher Aufenthaltes: Pater Joller und Pater Link; an den einen denke ich mit Schrecken, an den andern mit Liebe und Ehrfurcht zurück.

Pater Joller wurde später wegen sittlicher Verfehlungen mit Beichtkindern aus dem Orden entlassen. Er war mein Beichtvater während der ersten zwei Jahre meiner Zöglingszeit, also als ich 9 und 10 Jahre alt war. Unsittliches mit mir hat er nie versucht, aber stets betrat ich an Beichttagen mit Angst vor etwas Unbestimmtem sein Zimmer. Denn durch ihn habe ich erfahren, was das Ausfragen über Dinge des 6. Gebotes in einer Kinderseele anrichtet. Mein Körper und seine natürlichen Funktionen wurden für mich „nächste Gelegenheiten zu Unzuchtssünden"; zag- und angsthaft wurde ich im Gebrauche meiner Hände, und in meinen Gedanken erschrak ich bei harmlosen, natürlichen Vorkommnissen. Daß ich vor Schlimmerem bewahrt blieb, ist gewiß nicht das Verdienst des Jesuiten Joller.

* * *

Es war übrigens ein schwerer Verstoß gegen die Ordensvorschrift, Zöglinge zur Beichte das Schlafzimmer des Beichtvaters betreten zu lassen. Später wurde das abgestellt, und die Beichten vollzogen sich ordnungsmäßig in den in der Hauskapelle aufgestellten Beichtstühlen.

Je und je hat der grobe Unfug des Verkehres von Beichtkind und Beichtvater im Schlafzimmer des letztern in jesuitischen Erziehungsanstalten bestanden. Die Rundschreiben der Provinzialen der böhmischen Ordensprovinz, nicht lange vor Aufhebung des Ordens, reden darüber eine deutliche Sprache (bei Kelle, a. a. O., S. 277 ff.):

Um den Zutritt der Knaben in das Innere unserer Häuser wirksam zu verhindern, halte ich es für zweckentsprechend, daß Ew. Hochwürden die schon oft festgesetzten Strafen für diejenigen, in deren Schlafzimmern [cubiculum: das „Zimmer" eines Jesuiten-Paters ist auch stets sein „Schlafzimmer"] ein Knabe angetroffen wird, ohne Verzug und ohne Nachsicht verhängen, und wenn einige Oberen in diesem Punkte lässig sein sollten, daß Sie deren Versagen ersetzen und die Strafen so schnell wie möglich zur Ausführung bringen (Brief des Provinzials Leopold Grimm vom 13. Juni 1745: Kodex der Wiener Hof-Bibliothek Nr. 12029, S. 210).

Mit Sorgfalt und Bemühen halte man die Knaben vom Betreten der Schlafzimmer ab; wer sie hineingerufen oder unter dem Vorwande der Beichte hineingelassen hat, soll, ohne Ansehen der Person, gemäß der alten, oft wiederholten Vorschriften mit der Strafe des ‚kleinen Tisches' [Einnehmen der Mahlzeiten kniend an einem kleinen Sondertische in der Mitte des Refektoriums] bestraft werden (Brief des Provinzials Norbert Steer vom 16. August 1733: Kodex der W. H.-B. Nr. 11956, S. 46b).

Aufs strengste verbiete ich, daß die Knaben, auch zur Beichte, in die Schlafzimmer der Unsrigen zugelassen werden (Brief des Provinzials Karl Rentsch vom 11. Aug. 1755: Kodex der W. H.-B. Nr. 11951, S. 17).

Die oft wiederholten Vorschriften über das Fernhalten der Knaben von den Schlafzimmern der Unsrigen werden nicht genügend beobachtet. . . . Neuerdings befiehlt unser sehr ehrwürdiger Vater [der Ordensgeneral], daß die Übertreter der Vorschrift, wenn sie Professoren sind, von der Schule auch innerhalb des Jahres entfernt werden sollen (Brief des Provinzials Leopold Grimm vom 13. Nov. 1745: Kodex der W. H.-B. Nr. 12029, S. 215).

Ich erhebe hiermit nicht Anklage gegen die Moralität meiner Feldkircher Lehrer und Erzieher — niemals ist mir von dieser Seite eigentlich Unsittliches entgegengetreten —; aber bei Gelegenheit des „Falles Joller" mußte erwähnt werden, daß wie jede andere menschliche Gesellschaft, so auch die „Gesellschaft Jesu" räudige Schafe besitzt, und daß auch in ihr, wie überall sonst unter Menschen, trotz Regel und Satzung, Unfug und schlimme Gewohnheiten sich festsetzen. Gegen „die hohe Heiligkeit und makellose Unversehrtheit" des Jesuitenordens, wie seine Lobredner sie als Dogma hinstellen, spricht die Stimme seiner eigenen Geheimakten, die allerdings, wie schon hervorgehoben, nur selten und nur bei glücklichem Zufalle ertönt. Eine solche Stimme ist auch der Satz aus einer Geheiminstruktion des Or-

densgenerals Klaudius Aquaviva vom 5. August 1595, den die Wiener Hofbibliothek (Kodex Nr. 11953, S. 3) birgt:

Wenn jemand [der Unsrigen] unzüchtige Handlungen mit einem andern verübt hat und die Sache geheim und ohne Skandal geblieben ist, obwohl der Fall an und für sich so ist, daß der Betreffende zu entlassen wäre, so behandle man die Sache nur als geheime und nicht als dringende, weil Umstände eintreten können, weswegen dem zur Anzeige Gebrachten ein solcher Akt vergeben werden kann.

Hier handelt es sich allerdings um mehr als um ein individuelles Vergehen einzelner, hier deckt der Orden mit seinen Moralgrundsätzen die Schande seiner Mitglieder zu, wenn kein „Skandal" daraus entsteht.

Gegenüber einer solchen offiziellen Anweisung ist die Frage berechtigt: wie viele Verfehlungen mögen in jesuitischen Erziehungshäusern nicht überdeckt worden sein und noch überdeckt werden mit dem „Mantel" dieser Moral?

* * *

Auch noch ein anderer Punkt ist bei Gelegenheit des „Falles Joller" zu besprechen.

Wie steht es überhaupt mit der Sittlichkeit zwischen Zöglingen und Zöglingen und zwischen Zöglingen und Erziehern in jesuitischen Erziehungsanstalten?

Soweit meine persönlichen Erfahrungen in Betracht kommen, kann ich Feldkirch nach beiden Beziehungen hin, was tatsächliche Verfehlungen betrifft, ein gutes Zeugnis ausstellen. Wie überall, wo viele junge Leute zusammenleben, kamen auch in Feldkirch Verirrungen unter den Zöglingen vor, aber es waren Ausnahmen, und noch nicht einmal so schlimme. Denn ich habe mich zu der Erkenntnis durchgerungen, daß geschlechtliche Vergehen, wenn sie nicht zur Gewohnheit werden und nicht ausgesprochen perversen Charakter annehmen, bei weitem nicht zu den schlimmsten „Jugendsünden" gehören. Also, es waren Ausnahmen. Der allgemeine Geist unter uns Zöglingen war ein gesunder, reiner.

Und was unsere Erzieher angeht, so war der unglückliche Pater Joller gewiß auch eine Ausnahme. Obwohl ich ein hübscher Junge gewesen sein soll (lang, lang ist's her, deshalb kann ich's sagen), ist eigentlich Unreines, ich wiederhole es zum dritten Male, niemals in Gestalt eines Paters an mich herangetreten. Wohl aber Weichliches, Zärtliches, das vielleicht nur durch Zufall nicht die Brücke zu schweren sittlichen Verirrungen gebildet hat.

Der erste „Präfekt" in der 2. „Division", Pater Jakob Filling, faßte eine zärtliche Neigung zu mir, die sich kund gab dadurch, daß er meine Backen streichelte, sein Gesicht an meines legte, mich an sich drückte. Es waren das nicht eigentlich unsittliche Handlungen — die inneren Gesinnungen und Gefühle Pater Fillings dabei kenne ich natürlich nicht —, aber es waren für einen Erzieher, zumal für einen Ordensmann, der das Keuschheitsgelübde abgelegt hat, höchst unpassende und auch an sich höchst bedenkliche Dinge. Auf mich wirkten sie glücklicherweise nicht verderblich; sie waren mir physisch unangenehm, schon allein deshalb, weil Pater Filling stark nach Schnupftabak roch (Tabak-Schnupfen ist eine bei den Jesuiten stark verbreitete ekelhafte Unsitte) und sein Gesicht, das er an meines legte, meist schlecht rasiert war, so daß ich durch die Bartstoppeln „unangenehm berührt" wurde.

Das Vorkommen solch bedenklicher weichlicher Zärtlichkeiten steht aber in jesuitischen Erziehungsanstalten nicht vereinzelt da; es ist Gegenstand häufiger Klagen der Ordensoberen, von denen man allerdings bei den offiziellen Geschichtschreibern des Ordens nichts findet, wohl aber in den jetzt in Staatsarchiven lagernden jesuitischen Geheimpapieren, z. B.:

Damit bei der Unterhaltung mit Jünglingen Vorsicht angewendet werde, befehle ich, daß diejenigen mit öffentlicher Geißelung bestraft werden sollen (es sind die Worte unseres Vaters [des Ordensgenerals]), welche sich nicht scheuen, Gesicht oder Hände von Jünglingen oder Knaben zu berühren (Brief des Provinzials Matthias Tanner vom 27. Aug. 1677: Kodex der W. H.-B. Nr. 11953, fol. 73'a).

Ein Schritt weiter und wir stehen in geschlechtlichen Ausschweifungen; und der Schritt ist von jesuitischen Erziehern oft gemacht worden.

Es muß das hervorgehoben werden, nicht des Skandals wegen, sondern um gegenüber der Verhimmelung, mit der die Jesuiten als Erzieher sich selbst bedenken und von oberflächlichen Lobrednern bedacht werden, die Tatsache festzustellen, daß auch die „Gesellschaft Jesu", wie in anderer, so in dieser Beziehung trotz Keuschheitsgelübde, den Tribut fehlervoller Menschlichkeit ausgiebig entrichtet hat. Auch der Jesuitenorden hätte das: „Nichts Menschliches glaube ich von mir fern" zu sprechen. Aber er spricht es nicht. Wie seine große Lehrmeisterin, die Papstkirche, zeigt auch er sich seinen Gläubigen nur in mystischem Verklärungs-

scheine; ja er spricht, obwohl er weiß wie unwahr es ist, das Wort: „Wie Jesus, so ich.“ Deshalb müssen andere sprechen. Sie sprechen, und das ist vernichtend, mit der Stimme des Ordens selbst, die, aus den vom Staate beschlagnahmten jesuitischen Geheimakten heraus, jetzt in der Öffentlichkeit erschallt, während sie früher, unter hundert schallsichernden Vorsichtsmaßregeln, sich nur flüsternd von Ohr zu Ohr der Eingeweihten fortstahl.

Der Generaldirektor der königlich bayerischen Staatsarchive, Karl Heinrich von Lang, hat in einer Schrift: „Liebschaften des ehrwürdigen Paters Jakob Marell aus der Gesellschaft Jesu“ (München 1815: Reverendi in Christo Patris Jacobi Marelli S. J. amores, e scriniis provinciae superioris Germaniae Monachi nuper apertis brevi libello expositi) aus den im Münchener Staatsarchiv befindlichen Geheimakten der „oberdeutschen Provinz“ des Jesuitenordens eine große Anzahl schwerster sittlicher Verfehlungen zusammengestellt, die sich jesuitische Erzieher und Lehrer in den Jahren 1650—1713 an ihren Schülern und Zöglingen, deren Beichtväter sie waren, zuschulden kommen ließen. Einzelne der dort mit Namen aufgeführten 34 Jesuiten haben bis zu 17 Knaben sittlich korrumpiert, mit ihnen Sodomie getrieben usw., darunter mit Jünglingen aus den gräflichen Familien Öttingen, Fugger, Zeil. Auf Einzelheiten gehe ich hier nicht ein; sie sind ganz abscheulicher Natur.

Als charakteristisch für die Behandlung solcher Fälle von seiten der Ordensoberen sei aber schon jetzt hervorgehoben (im 2. Teile komme ich darauf zurück), daß einem der schlimmsten Jugendverderber, dem Pater Theodorich Beck, welcher Knaben in Prag, Konstanz, Wien, Freiburg und Heidersheim auf dem Gewissen hatte, als Buße auferlegt wurde, an den Samstagen zu fasten (Lang, a. a. O. S. 26). Ja, der Pater Visitator, Christoph Schorrer, empfiehlt sogar dem Ordensgeneral, Pater Paul Oliva, den Pater Beck, obwohl seine geschlechtlichen Vergehungen zum Himmel schrien, nur durch Entfernung vom Hofe des Kardinals Friedrich von Hessen, dessen Beichtvater er war, und durch einige andere Bußen zu bestrafen. Und als Grund für die Milde führt er unter anderen rein äußerlichen Gründen an: „seine Vergehungen seien nicht öffentlich bekannt“. Der Ordensgeneral ging allerdings auf die Vorschläge nicht ein. Von Entlassung des Paters Beck aus dem Orden verlautet aber nichts (vgl. Döllinger-Reusch, Geschichte der Moralstreitigkeiten usw. Nördlingen 1889, I, 642 ff. u. II, 364 ff.).

Veranlaßt durch die Langsche Schrift unterzog in neuerer Zeit auch August Kluckhohn die jesuitischen Geheimpapiere im bayerischen Reichsarchiv einer Durchsicht und stellte fest:

Angeekelt von dem Schmutz, der hier zum Vorschein kam, habe ich nur einen Teil der Papiere durchgelesen. Ich konnte mich dabei bald sowohl von der Wahrheit der Behauptung Langs, daß er aus einer Menge von Fällen nur einige notiert habe, als auch davon überzeugen, daß von noch viel zahlreicheren Fällen gar keine Kunde auf uns gekommen, weil entweder keine Anzeige bei den Oberen erfolgte oder die betreffenden Akten uns nicht erhalten sind (Beiträge zur Geschichte des Schulwesens in Bayern vom 16. bis zum 18. Jahrhundert: Abhandlungen der histor. Klasse der kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften. München 1874. 12. Bd., S. 212).

Solchen „Schmutz“ in solcher Fülle birgt das Feldkircher Archiv wohl nicht. Aber dort umgab uns eine Atmosphäre, die wegen ihrer maßlos übertriebenen „Reinheit“ ungesund war. Die Angst vor Unkeuschheit lauerte überall.

Wie die oben geschilderte polizeiliche Überwachung leicht dazu führen konnte, unbefangene Gedanken in gefährliche Richtung zu treiben, so geschah dies noch mehr und nachdrücklicher durch die Art der Frömmigkeitspflege, vor allem durch Predigt und „geistliche Lesung“.

Mit Vorliebe verweilten die sonn- und festtäglichen Prediger beim 6. Gebot, bei den Versuchungen, es zu verletzen, und bei den schlimmen Folgen seiner Übertretung. Die „geistliche Lesung“ wurde „Heiligenleben“ entnommen, in denen vor allem der Triumph der Keuschheit hervortrat. Und oft welcher „Keuschheit“?! Das überspannte, häßliche Unnatur kundgebende Verhalten der zwei heiligen „englischen“ Jünglinge, Stanislaus Kostka und Aloysius von Gonzaga (beide waren Jesuiten), wurde als leuchtendes Vorbild hingestellt. Bewundernd pries man am „engelgleichen“ Aloysius, daß er, aus Liebe zur Keuschheit und um nicht fleischliche Gedanken zu wecken, seine eigene Mutter nicht ansah.

Das ist ein Frömmigkeits- und Sittlichkeitsgebäude stehend auf morastischem Boden.

* * *

Mit reinster Freude wendet sich, gegenüber all diesem Unschönen, die Erinnerung meinem zweiten Beichtvater, Pater Augustin Link, zu.

Er war ein unjesuitischer Jesuit: schlicht, einfach, lauter, wahrhaftig, offen, selbstlos, liebevoll, fromm. Daß er so war, daß er sich seine Natur ungeknickt und nicht jesuitisch zurecht gemodelt bewahrt hatte, verdankt er gewiß dem Umstande, daß er spät, als Weltpriester, dem Orden sich angeschlossen und den jesuitischen Bildungsgang rasch durchlaufen hat. In Pater Link trat der Ordensmann und auch der Priester vor dem Menschen zurück. Das war es, was ihm die Herzen von uns allen zufliegen, was sie vor ihm sich auftun ließ mit unbegrenztem Vertrauen.

Unter den Feldkircher Zöglingen, die ihn gekannt, und vor allem unter seinen Beichtkindern, wird nur eine Stimme herrschen: der liebe, unvergeßliche Pater Link. Er war nicht bloß ein erleuchteter Seelenführer, der uns auf den Weg schlichter und innerer Frömmigkeit zu führen suchte, er war uns Vater und Mutter. Als solchen habe ich ihn besonders kennen gelernt; gewiß nicht ich allein, aber in dieser Hinsicht kann ich nur von meinen eigenen Erfahrungen sprechen.

Für alles hatte er Verständnis und Geduld; zu allem, was ein Kindergemüt bewegen kann, zu jeder seiner Freuden, zu jedem seiner Leiden beugte er sich in Güte und Anteilnahme herab. So manches gibt es im psychophysischen Entwicklungsleben des Knaben, was ihn beunruhigen, was ihn, zumal wenn er eine engherzige, ultramontan-katholische Erziehung genossen hat, aufregen, was sein religiös-ethisches Gleichgewicht stören und den Unterscheidungsblick für Sünde und Nicht-Sünde trüben kann. Geschlechtliche Vorgänge, Entlastungen der zur Geschlechtsreife strebenden Natur sind ebenso viele Anlässe für Unruhe und Angst in der Seele des unerfahrenen Kindes. Da war Pater Link ein vorsorgender Vater. Unbefangen sprach er von den Dingen, machte auf die Natürlichkeit und deshalb moralische Harmlosigkeit der physischen Vorgänge aufmerksam und leistete so unschätzbare Aufklärungsdienste. Freilich, wenn ich seine klaren, einfachen, natürlichen Lehren über das Geschlechtliche vergleiche mit den unnatürlichen, verwickelten Auseinandersetzungen der jesuitischen Moraltheologie über das gleiche Thema, die überall Sünde wittert und deshalb den Menschen in ängstigende Zweifel und in Sünde stößt, dann muß ich wiederholen: Pater Link war kein Jesuit. Dabei war er gewiß nicht lax; er war von hervorragender Sittenreinheit, ja Sittenstrenge, aber er war Mensch, nicht Kasuist; er gab der menschlichen Natur, was ihr eigen war, ohne auch nur im geringsten das christliche Sittengesetz, wie die Evangelien es aufstellen, zu beschneiden.

Für mich hat sein unjesuitisches Wesen sich besonders in einem Punkte segensreich erwiesen. Oben (S. 72) habe ich dargelegt, wie sehr und aus welchen Gründen Freundschaften zwischen Zöglingen in jesuitischen Erziehungsanstalten, auch in Feldkirch, verpönt sind. Pater Link hat eine solche Freundschaft zwischen mir und einem anderen Zöglinge, A. Sch., sehr befördert, und zwar entgegen dem ausdrücklichen Verbote des damaligen Generalpräfekten, Paters Pottgeißer. In seinem eigenen Zimmer verschaffte Pater Link mir und meinem Freunde Zusammenkünfte, und die Ironie des Schicksals hatte es so eingerichtet, daß sein Zimmer just über dem Zimmer des gegen „Partikularfreundschaften" im allgemeinen und gegen unsere im besonderen wetternden Generalpräfekten lag.

Der Mensch Augustin Link erkannte eben, was dem Jesuiten Julius Pottgeißer und dem jesuitischen Erziehungssystem überhaupt verborgen war und ist, daß Freundschaften ein hohes ethisches Gut sind.

Zeitlebens bleibt das Andenken des verehrungswürdigen Mannes für mich ein gesegnetes. Als ich Feldkirch schon lange verlassen hatte, wandte ich mich noch oft, als Student und als Referendar, in Zweifeln und Nöten an Pater Link; niemals vergebens.

Vor wenigen Jahren weilte ich, auf einer Reise, einige Stunden in Feldkirch; es hatte mich gedrängt, die Jugendstätte wiederzusehen. Mein erster Gang war auf den Friedhof, zum Grabe des Paters Link. In der kurzen Zeit, die mir zur Verfügung stand, fand ich es nicht. Aber auf der ernsten Stätte, auf der ich das, was von ihm sterblich gewesen, ruhen wußte, stellte die Frage sich ein: Was würde Pater Link mir, dem „Renegaten" und „Apostaten", sagen? Ich weiß es: Tue was dein Gewissen dir vorschreibt, was deine Überzeugung von dir fordert.

Have pia anima!

* * *

Ein schweres Jahr war für mich das Jahr 1866. Der typisch-jesuitische Preußen- und Protestantenhaß meiner Erzieher verwundete schwer meine Preußenliebe.

Auch in diesem Punkte war ich aus der Art meiner Familie geschlagen, wie ich das schon oben

(S. 12) hervorgehoben habe. Während mein Vater loyal, aber kalt Preußen gegenüber stand, während meine Mutter und meine Schwestern Preußen, soweit das ihr Christentum zuließ, gründlich haßten, war ich von Kindesbeinen an leidenschaftlicher Preuße und begeisterter Bismarckverehrer.

Das Jahr 1866 schied die Geister vollends. Unter den Katholiken Rheinlands und Westfalens, und ganz besonders unter den dortigen katholischen Adelsfamilien (es gab Ausnahmen), herrschte die Auffassung, der Kampf wischen Preußen und Österreich sei ein Kampf zwischen Protestantismus und Katholizismus. Die Sympathien und Segenswünsche der katholischen Untertanen Preußens waren deshalb in überwiegender Mehrzahl bei Österreich. Uralte katholische rheinisch-westfälische Familien (Wolff-Metternich, Westphalen, Korff-Schmising-Kerssenbrock) ließen ihre Söhne österreichische Offiziere werden und in Böhmen gegen Preußen fechten [1]). Die ultramontane Geistlichkeit war durchweg österreichisch gesinnt, und die Jesuiten, deren Einfluß gerade damals in Rheinland und Westfalen auf der Höhe stand, nährten nach Kräften die antipreußische Stimmung. Im Schoße meiner Familie kam sie ungescheut und oft in drastischer Weise zum Ausdruck (oben S. 8).

Meine Schwester Antonia († 1875 als Gräfin Schmising-Kerssenbrock) sang abends im Familienkreise begeistert das von der bekannten Konvertitin Gräfin Ida Hahn-Hahn gedichtete „Wiegenlied einer polnischen Mutter“, mit von ihr vorgenommenen, gegen Preußen gerichteten Textänderungen:

Und wenn das Recht zum Himmel zog,
Weil hier in Preußen [statt: hier auf Erden] alles log usw.
Wenn Österreichs [statt: Polens] Adler wiederum wehen usw.
Ja besser sterben für das Recht, als Leben ein Preußen- [statt: Tyrannen-] Knecht usw.

Niemals erhoben meine Eltern Einspruch gegen diesen doch eigentlich landesverräterischen Gesang der temperamentvollen Zwanzigjährigen, die, was mit ihrem „Landesverrat“ wohl in Zusammenhang steht, eine besonders eifrige Schülerin des in meinem Elternhause aus- und eingehenden Jesuiten Behrens war.

Selbst ernste Familienzerwürfnisse entstanden wegen der preußenfeindlichen Haltung meiner Mutter. Ihr ältester Bruder, Graf Max von Loe-Wissen, war preußisch gesinnt; es kam zu heftigen Zusammenstößen zwischen ihm und seiner Schwester. Die schon oben (S. 11 f.) erwähnte Bismarck-Abneigung meiner Mutter schuf die Gelegenheit des äußerlichen Bruches zwischen unseren Familien.

Die Unterhaltung bei Tische drehte sich um das Cohen-Blindsche Attentat gegen Bismarck vom 20. Mai 1866. Mein Onkel Max, um Bismarcks Nichtverwundung zu erklären, setzte auseinander, wie die Kugel einer aus zu großer Nähe abgefeuerten Pistole häufig in den Gegenstand nicht eindringe. Meine Mutter rief ihm zu: „Das Ganze war Schwindel und bestellte Sache. Es war überhaupt keine Kugel drin“. Ihr Bruder, mein Onkel, stand empört auf, fuhr von dannen, und der Verkehr hörte für längere Zeit auf; kaum daß man sich an dritten Orten noch grüßte.

Auch über das Kullmansche Attentat aus dem Jahre 1874 (es mag dies gleich angefügt werden) entsinne ich mich einer Äußerung meiner Mutter. Wir waren zu Besuch bei meiner verheirateten Schwester Marie Stolberg und fuhren zusammen mit den übrigen Stolbergs nach Dresden (das Gut meines Schwagers lag in der Nähe von Dresden). Unterwegs hörten wir vom Attentat und von Bismarcks Errettung. „Wie groß ist doch Gottes Langmut“, sagte meine Mutter, und Graf Alfred Stolberg, das damalige Haupt der katholisch gewordenen Stolbergs und Zentrumsabgeordneter, fügte freundlich hinzu: „Selbst der Teufel will ihn nicht.“

Große Unterstützung in der gegnerischen Haltung zu Preußen fand meine Mutter bei ihrem jüngeren Bruder, Freiherrn Felix von Loe,

---

[1]) Von den drei Grafen Schmising-Kerssenbrock: Franz Xaver, Klemens und Adolf, die aus dem 1. Garderegiment und aus dem preußischen Heere wegen Duellverweigerung ausscheiden mußten (wobei übrigens sie im Rechte und ihre provozierenden Gegner im Unrechte gewesen waren), traten Klemens und Adolf in österreichische Dienste. Klemens wurde bei Königgrätz verwundet und gefangen; er wäre der standrechtlichen Erschießung wohl nicht entgangen, wenn nicht, noch ehe die Sachlage klar erkannt war, seine Auslieferung an Österreich durch einen hohen preußischen Offizier, der den Skandal vermieden sehen wollte, bewerkstelligt worden wäre. Der König hat dies eigenmächtige Vorgehen nachträglich gebilligt. Der älteste, Franz Xaver, wurde päpstlicher Zuave und blieb bis zum Zusammenbruche des Kirchenstaates im Heeresdienste des „Statthalters Christi“. Im Jahre 1874 heiratete er meine Schwester Antonia, die aber schon im folgende Jahre zusammen mit ihrem ersten Kinde starb.

dem Zentrumsführer, Gründer des katholischen Volksvereins und des rheinischen Bauernbundes Obwohl Landrat zu Kleve (er wurde schließlich abgesetzt), machte er aus seiner intensiven Abneigung gegen das „protestantische Preußen" kein Hehl.

Der scharfe antipreußische Luftzug in meiner Familie entfachte meine Preußenliebe zu gesteigerter Glut. In Feldkirch erreichte sie eine Art Höhepunkt, und zwar nicht so sehr, weil ich im feindlichen Österreich leben mußte, sondern zumeist, weil die Jesuiten in unverantwortlicher Weise ihren Preußenhaß hervorkehrten.

Wir Zöglinge bekamen keine Zeitungen in die Hände; alle Nachrichten vom Kriegsschauplatze erhielten wir durch unsere jesuitischen Erzieher. Und da war es geradezu schamlos, wie wir, solange es eben ging, von ihnen belogen wurden, indem sie von fortwährenden Siegen der Österreicher — auch noch einige Tage nach Königgrätz! — erzählten. Und nach den schließlich nicht mehr abzuleugnenden Siegen Preußens suchten sie die katholisch-konfessionellen Instinkte gegen die „Vormacht des Protestantismus" zu erregen. Zumal der mich mit seiner Neigung bedenkende Pater Filling (S. 97), mein damaliger erster Präfekt leistete im Lügen und Schüren das Menschenmögliche. Von da an hat er übrigens niemals mehr meine Backen gestreichelt; ich ließ es nicht mehr zu, denn ein förmlicher Haß gegen ihn setzte sich in mir fest.

Tränen der Wut habe ich als vierzehnjähriger Knabe vergossen und Tränen der Liebe zu meinem fernen, so arg geschmähten und verleumdeten Vaterlande.

Es war ein schnöder Mißbrauch der Erziehungsgewalt, daß gesellige Zusammenkünfte der Zöglinge, die doch aus den verschiedensten Ländern stammten, von unseren Erziehern zu österreichisch-patriotischen Feiern gestaltet wurden. Der Musikpräfekt, Pater Karl Strauß, sang bei solchen Gelegenheiten unter Gitarrebegleitung die Lieder: „Gott erhalte Franz den Kaiser" und: „Zu Mantua in Banden".

Aber wo der Jesuitismus sich in Gefahr glaubt, da hört „Internationalität" und „Liebe zu allen Nationen" auf, da sucht er seine eigenen Glieder und die ihm zur Erziehung anvertraute Jugend zu einer Konfessionsmasse zusammenzuschweißen, und das Bindemittel ist Haß gegen die „Ketzerei". Wie oft habe ich später als Jesuit, im Rückblick auf meine 1866er Feldkircher Erlebnisse, die schon oben (S. 62) angeführte Stelle aus den Satzungen des Ordens erwogen, die vorschreibt, daß, wenn „Parteiungen unter christlichen Fürsten" entstehen, in der Gesellschaft Jesu keine Hinneigung zur einen oder anderen Partei sich zeigen, sondern daß „eine gewisse allgemeine Liebe alle Parteien umfassen soll". Meine 32jährige Kenntnis des Ordens (erst als Jesuitenzögling, dann als Jesuit) weiß von dieser satzungsgemäßen „allgemeinen Liebe" Preußen gegenüber nichts; sie kennt nur den Preußenhaß des Ordens.

Doch ich konstruiere einen Gegensatz, wo keiner ist: die Satzung schreibt Liebe für „christliche" Fürsten vor; ein „ketzerischer" Fürst ist aber nach jesuitischer (ebenso nach ultramontan-katholischer) Auffassung kein eigentlich „christlicher" Fürst und so entspricht das Verhalten der Jesuiten vielleicht doch ihrer Regel.

* * *

Früh schon setzten in Feldkirch die Versuche ein, mich für den Jesuitenorden zu gewinnen.

Meine natürliche Veranlagung, auf die eine durch und durch ultramontan-fromme Erziehung verstärkend eingewirkt hatte, bot für solche Versuche gute und beste Gelegenheit. Religiöser Idealismus, der mich erst lange Jahre später verließ, als mein alter Glaube zusammengebrochen war, erfüllte mich schon in Kinderjahren. Frommsein, gut-sein, nach „Vollkommenheit" streben war der Zug meines Herzens; unbegrenzte Ehrfurcht und Hochachtung vor dem Priester- und Ordensstande war Erbteil der Geburt, ebenso unmittelbar und natürlich wie Name und Stand. Bei solcher ethisch-intellektueller Beschaffenheit meines Selbst war es leicht, mich in die Richtung des Jesuitenordens zu führen; um so leichter, als der Jesuitenorden in ultramontan-katholischen Kreisen für den Höhepunkt christlicher Vollkommenheit galt und gilt. Dies günstige Vorurteil für sich zu erwecken, hat der Orden mit großer, teilweise raffinierter Schlauheit verstanden.

Ein besonders wirksames Mittel (das auch bei mir Erfolg hatte), die Jugend auf den Eintritt in den Orden hinzulenken, sind die jährlichen „Exerzitien", die der Jesuitenorden in seinen Erziehungsanstalten abhält (oben S. 80); und zwar wirken sie nach dieser Richtung hin in allgemeiner und in besonderer Weise.

Allgemein wird dem Jesuitenzöglinge während der „Exerzitien" in eindringlichster und einseitig maßlos übertreibender Weise die Nichtigkeit des Irdischen, die Notwendigkeit der Seelenrettung, die großen Schwierigkeiten, die ihr entgegenstehen, in drastischen, auf die Phantasie

stark wirkenden Bildern vorgeführt, die hingestrichen sind auf einen mit den Flammen der Hölle und den Schrecken von Tod und Gericht ausgestatteten Hintergrund. Dabei läßt der „Exerzitienmeister“ einfließen, aber nur ganz gelegentlich, welche Sicherheit allen Seelengefahren gegenüber der geistliche Stand bietet. Wie von selbst wird so der Blick des Knaben auf die Orden, und da er Jesuitenzögling ist, in besonderer Weise auf den Jesuitenorden gelenkt.

Dies allgemeine Mittel findet seine Ergänzung im besonderen Mittel der „Berufswahl“.

Die Berufswahl ist ein Hauptbestandteil des asketisch-seelsorglichen Systems des Jesuitenordens. Sie geht von der falschen Voraussetzung aus, Gott habe jeden Menschen für einen bestimmten Lebensberuf gewissermaßen vorherbestimmt, und nur wenn der Mensch diesen Beruf ergreife, habe er ausreichende Gewähr, sein „Seelenheil“ mit annähernder Sicherheit zu wirken.

Es wäre allzu töricht, weil allzu rasch die ganze Torheit solcher auf falscher asketischer Grundlage ruhenden „Berufswahl“ ans Licht stellend, jeden einzelnen Beruf in bezug auf seine Chancen für das „Seelenheil“ abzuschätzen und mit jedem anderen Beruf daraufhin zu vergleichen. Einfacher und zweckentsprechender ist es daher, eine allgemeine Teilung der Berufe vorzunehmen unter den zwei alles umfassenden Rubriken: weltlicher Stand — geistlicher Stand (Priester-, Ordensstand). Damit ist das Auge des einen Beruf Suchenden, oder besser des zum Suchen Veranlaßten, gleich von vornherein auf denjenigen Punkt geschickt eingestellt, der den Hauptpunkt bildet: Gegensatz zwischen „Welt“ und „Orden“, und zwar Gegensatz zuungunsten der „heilsgefährlichen Welt“.

Eine solche „Berufswahl“ nun gehört zu „guten“ Exerzitien. Sehr jesuitisch, aber psychologisch wirkungsvoll, ist die äußere Art, wie sie gewöhnlich vorgenommen wird. Man soll ein Blatt Papier nehmen, es durch einen Strich halbieren und auf die eine Hälfte schreiben, welche Gefahren für das Seelenheil ein weltlicher Beruf in sich birgt und welche Mittel er besitzt, die Gefahren zu bestehen, und auf die andere Hälfte, welche Vorteile für das Seelenheil ein geistlicher Beruf bietet und welche Mittel er an die Hand gibt, „das wahre Glück“, das nur in der Frömmigkeit liegt, sich schon hier auf Erden zu sichern. Daß bei der „Rechnung“ stets ein erhebliches Plus für den geistlichen Stand herauskommt, versteht sich von selbst.

Wenn ich sage, daß ich im Laufe der Jahre zwei Dutzend solcher „Berufswahlen“, deren Ergebnis stets: Jesuitenorden war, getätigt habe, so übertreibe ich nicht. Und ähnlich wie mir ergeht es allen Jesuitenzöglingen und allen, die jesuitische „Exerzitien“ machen. Da aber die „Exerzitien“, obwohl jesuitischen Ursprunges, schon lange nicht mehr Alleinbesitz des Jesuitenordens sind, sondern auch von sämtlichen anderen Orden gegeben werden, und da die ultramontane Jugend, männliche wie weibliche, fast in allen ihren Gliedern „Exerzitien“ macht, so ist es nicht zu verwundern, daß die geistlichen Orden stetig zunehmen und die Klöster sich mehren. Die „Berufswahl“ läßt ihre Zahl schwellen, ihre Mauern sich dehnen; denn die „Berufswahl“ leitet den religiösen Idealismus der katholischen Jugend zu den Pforten der ultramontanen Ordenshäuser.

Mit einer in dem Ergebnisse: geistlicher Stand, Ordensstand endigenden „Berufswahl“ ist man zur Erkenntnis der „Gnade des Berufes“ (gratia vocationis) gelangt. Denn von Gott zum Ordensstande „berufen“ zu sein, ist eine besondere „Gnade“, ein „Zeichen der „Vorherbestimmung“ zur „ewigen Seligkeit“. Wer die „Gnade“ verscherzt oder ihrem Zuge nicht folgt, lädt schwere Schuld und Verantwortung auf sich.

Dieser Gedanke, der bei der „Berufswahl“ immer und immer wieder betont wird, hält den „Berufenen“ wie an einer Kette. Die Furcht, des mit dem „Berufe“ sicher vernüpften „Seelenheils“, durch Nichtbeachtung der „Berufsgnade“, verlustig zu gehen, lastet schwer. Ich habe unter der „Berufsgnade“ schlimmer gelitten als ein Sklave unter der Peitsche, wobei allerdings die Ausnützung der „Berufsgnade“ gegen mich durch Beichtväter, Seelenführer und meine nächsten Verwandten eine große Rolle spielte.

* * *

Oben habe ich die Regel aus der „Studienordnung“ mitgeteilt, die es dem „Präfekten“ scheinbar verbietet, den Zögling zum Orden anzulocken, und diese Tätigkeit in kluger Weise dem Beichtvater zuweist. Bei mir war es gerade umgekehrt, d. h. die Erzieher drängten meinen Willen in die bestimmte Richtung; der Beichtvater (Pater Link) verhielt sich neutral.

Vor allem zwei Erzieher haben das Unglück (und das spätere Glück) meines Lebens schon frühzeitig angebahnt: der oberste Erzieher Feldkirchs,

der Rektor Pater Karl Billet, und der erste Präfekt der 2. Division, Pater Filling. Beide arbeiteten Hand in Hand, denn oft und oft hat mich Pater Filling zu Pater Billet in dieser Angelegenheit geschickt. Gewöhnlich gab er mir einen „Zettel“ mit, d. h. einen zusammengefalteten Papierstreifen, auf dem er den Pater Rektor bat, „das fromme Kind in seinen guten Entschlüssen zu fördern“. Pater Filling verlor im Sommer 1866 infolge seines Preußenhasses den Einfluß über mich; Pater Billet behielt ihn. Er machte auch meiner Mutter die erste Mitteilung (in einem französisch geschriebenen Briefe) de la sainte vocation de ce cher enfant. Damit setzte auch die mütterliche Beeinflussung ein, von der noch zu sprechen sein wird.

Als ich Feldkirch im Juli 1869 als Siebzehnjähriger verließ, stand mein auf solche Weise zustande gekommener Entschluß fest: ich wollte Jesuit werden. Pater Faller, der Provinzialobere der „deutschen“ Ordensprovinz, wünschte, daß ich ihn in Maria-Laach (das damals in Händen der Jesuiten war) besuchte und dann nach den Ferien, im Oktober, ins Noviziat zu Gorheim bei Sigmaringen einträte. Man sieht, der Orden hatte es eilig: ich war erst Obersekundaner. Aber je jünger, um so geeigneter, den Ordensgeist aufzunehmen.

Da machte, wohl ohne es zu wollen, Pater Link einen Strich durch die Rechnung. Er schlug mir vor, ich solle auf der Heimreise in Mainz den Bischof Freiherrn Wilhelm Emanuel von Ketteler, einen nahen Verwandten meiner Mutter, aufsuchen und seinen bischöflichen Segen für meine Absicht erbitten. Meine Eltern, die mich in Köln erwarteten, willigten ein.

Als ich dem Bischofe meine Absicht auseinandergesetzt hatte, sagte er ohne Zaudern in der ihm eigenen herzlich-gütigen Art: „Nein, mein lieber Junge, für solche Entschließungen bist du noch viel zu jung. Lerne erst etwas die Welt kennen, von der du dich trennen willst und von der du ja gar nichts kennst; jedenfalls mache zuerst dein Abiturientenexamen.“

Mit einem Gefühle großer Erleichterung und inneren Frohsinnes, das ich damals, da ich doch so gern Jesuit werden wollte, mir nicht erklären konnte, später aber, als der Widerstand meiner Natur gegen die ihr zugemutete Weltflucht mir zum Bewußtsein kam, als naturgemäße Reaktion gegen etwas Unnatürliches erkannte, fuhr ich weiter nach Köln und teilte noch spät abends meinen im Hotel Ernst mich erwartenden Eltern die bischöfliche Entscheidung mit. Meinen Vater berührte sie, wie mir schien, angenehm, meine Mutter trauerte. Sehr widerwillig nahm sie der Provinzial, Pater Faller, auf. Er gab mir Verhaltungsmaßregeln, damit ich „die Gnade des Berufes im Weltleben nicht verlöre“.

* * *

Hiermit ist, was ich über Feldkirch zu sagen habe, gesagt.

Lasse ich die großen Fehler des jesuitischen Unterrichts- und Erziehungssystems beiseite, betrachte ich die acht Jahre lediglich als Jugendjahre, ohne Rücksicht auf Unterrichts- und Erziehungsergebnisse, so denke ich mit Freuden an sie zurück.

Frohsinn und sittliche Reinheit charakterisieren sie; zwei Dinge, die zu den wertvollsten aller Jugenderinnerungen gehören. Auch dankbare Gefühle werden in mir ausgelöst durch die Güte, die mir durchweg zuteil geworden ist.

Aber weder der Gedanke an erlebtes Glück, noch dankbare Empfindungen lassen mich auch nur ein Wort zurücknehmen von dem, was ich über das jesuitische System geschrieben habe: Es ist schlecht, ethisch und intellektuell, pädagogisch und didaktisch, und führt deshalb auch zum Schlechten[1].

[1] Als Ergänzung zum Kapitel Feldkirch drucke ich den an mich gerichteten Brief eines jungen Mannes ab, der bis in das Jahr 1909 hinein Zögling in Feldkirch war und jetzt die Prima eines deutschen Staatsgymnasiums besucht: „..... den 1. April 1910. ... Wie wahr haben Sie überall über Feldkirch und Jesuiten, soweit ich es aus eigener Erfahrung beurteilen kann, gesprochen. Alles könnte ich unterschreiben! ... Zunächst möchte ich Ihnen mitteilen, daß ich nicht etwa aus Rachegefühlen, als ‚geschaßter‘ Zögling, schreibe. Nein, ich schied freiwillig aus Feldkirch, allerdings erbittert über das geringe Wissen, das ich mir dort erworben, die einseitige Bildung, die ich genossen, die wenige Freude, die ich wegen des gemeinen — verzeihen Sie, ich finde dafür keinen besseren Ausdruck — intrigierenden Wesens der Jesuiten dort gehabt habe. Wie recht urteilen Sie, daß jede edle Freundschaft unterdrückt wird. Als ich einst mit einem Zögling der 1. Division des 1. Pensionats Freundschaft schließen wollte, konnte von sittlicher Schlechtigkeit keine Rede sein, auch nicht von Sentimentalität; dennoch wurde unsere Freundschaft als ‚einseitig‘ verurteilt und verdammt. Da fällt mir eine Bemerkung ein über den Pater Link, den Sie so rühmend hervorheben, von unserem Generalpräfekten, Pater David, in der Sonntags-Notenverlesung; dieser wiederum zitierte seinen Vorgesetzten, Pater Schäffer, der als das Ideal eines welterfahrenen Mannes gerühmt und als großer Wohltäter der Anstalt hervorgehoben wurde. Er (Pater Schäffer) soll nach dem Tode des guten Mannes ungefähr folgendermaßen zu den Zöglingen gesprochen haben: ‚Pater

Link ist von vielen mißbraucht worden; in seiner großen Güte und geringen Menschenkenntnis glaubte er jedem und ließ sich von jedem betrügen'. [Eine echt jesuitische Anschwärzung! Schäffer und Link waren schroffe Gegensätze: hier der einfache, gute Mensch, dort der raffinierte Jesuit, der dem Menschen Link den großen Einfluß auf die Zöglinge nicht gönnte. Kaum war Link tot, begann die Verleumdung ihr Werk. Die menschlich natürlich gute Arbeit Links an den Zöglingen mußte „unschädlich" gemacht, der Jesuitismus in seiner „reinen" Form zum Siege geführt werden.] Jetzt, Herr Graf, ist dort die einseitige Bildung sicher ebenso sehr, wenn nicht noch mehr üblich, als zu Ihren Zeiten. Die Divisions-Bibliothek ist vielleicht etwas vergrößert, aber nur mit Schund. Für die einzelnen Wissensgebiete gibt es verschiedene Schränke. Ich glaube, daß es Sie interessiert, darüber einiges zu hören. Also im ersten Schrank: nur katholische Zeitschriften; aber etwas freiere und bessere, z. B. das ‚Hochland', sind verpönt. Zweiter Schrank: Literatur. Bis in die allerletzte Zeit kein Goethe! Nur purgierte Einzelausgaben. Dafür hatten wir die vierbändige einseitige Goethe-Biographie von Baumgartner S. J. In letzter Zeit wurde die im Herderschen Verlage erschienene purgierte Auswahl-Ausgabe von Lindemann angeschafft. Dritter Schrank: Naturwissenschaften und Kunst. Möglichst viel von Pater Wasmann S. J. über Ameisen, und Werke von Pater Secchi S. J. Kunst: Pater Gietmanns S. J. und Pater Sörensens S. J. ‚Kunstlehre'. Vierter Schrank: Geographie, Belletristik: Ida Gräfin Hahn-Hahns sämtliche Werke; banale Unterhaltungsromane von Pater Spillmann S. J., Tendenzromane von Bolanden. Fünfter Schrank: Geschichte: Außer Mommsens römischer Geschichte und Friedjungs ‚Kampf um die Vorherrschaft' usw. kein nicht-katholisches Werk. Dafür Janssen, Pastor, Duhr S. J. (die schönen ‚Fabeln') und kirchengeschichtliche Sachen, sowie Biographien von Ordensleuten und Ultramontanen die Menge. Das waren unsere Bücherschätze. Ja, ich könnte Ihnen einen Brief zeigen, worin mir die Lektüre von Treitschkes ‚Deutscher Geschichte' als gefahrvoll und zu liberal verboten wird. — Auch das wahnsinnige ‚Schmarren-Fressen' besteht noch fort. Ein ganz ungeheuerer Mißstand sind die Badeverhältnisse, zumal im Winter. Jeder Zögling des 1. Pensionats konnte in der Regel nur alle 4 Wochen baden. Das 2. Pensionat soll wirklich während des ganzen Winters überhaupt nicht baden. Groß ist auch die Prüderie in Feldkirch. Die Zöglinge werden nicht im geringsten über zum Teil doch notwendige Dinge aufgeklärt. In der öffentlichen Lesung (bei Tisch) sollen die unglaublichsten Sachen gestrichen werden. So war es, wie ich hörte, verboten, den Ausdruck ‚nackte Idee' zu lesen, weil die kleinen Zöglinge an dem Worte ‚nackt' hätten Anstoß nehmen können. Auf mich machte es immer einen kläglichen Eindruck, wenn wir Zöglinge noch nicht einmal ein paar Schritte bis zu einem gewissen Orte ohne Präfekten gehen durften . . .".

Gymnasial- und Universitätszeit

(1869—1876.)

Einleitendes. Mainz. Erlebnisse und Entwicklungen. Stonyhurst. Bonn und Göttingen. Der „Kulturkampf"; Wallfahrt nach Lourdes und ihre Folge.

Einleitendes.

Mit dem Weggange aus Feldkirch begann für mich ein neues Leben. Die große Abgeschlossenheit hörte auf; ich trat wieder ein in den Familienkreis, kam wieder in Berührung mit der übrigen Welt.

Religiös, politisch und national war die Zeit eine erregte und bedeutungsvolle. Zwei weltgeschichtliche Ereignisse mit ihren vielgestalteten Begleit- und Folgeerscheinungen spielten sich in den Jahren, die unmittelbar auf meinen Feldkircher Aufenthalt folgten, ab: das vatikanische Konzil und der deutsch-französische Krieg. Beide Ereignisse wirkten stark auf mich ein; denn zu beiden trat ich durch Stellung und Richtung meiner Familie in enge Beziehungen.

Ein gut Teil der folgenden Darstellung handelt also wiederum von Geschehnissen in der Familie, die ich im zweiten Kapitel unter dem Titel: „Erlebnisse und Entwicklungen" zusammenfasse. Ich schweife dadurch nicht ab. Gerade die Zeit, die ich jetzt zu schildern habe, ist bestimmend geworden für meine Entwicklung, die schließlich in das Noviziatshaus des Jesuitenordens führte.

Feldkirch, mit dem mir dort eingeflößten Entschlusse, Jesuit zu werden, wäre wohl, trotz allem, bedeutungs- und wirkungslos geblieben, d. h. ich wäre nicht Jesuit geworden, wenn nicht die nun folgenden Jahre mit ihren Erlebnissen und Entwicklungen die Fäden weiter gesponnen und mich so allmählich mit einem Netze umzogen hätten, in dessen Maschen Verstand und Wille, die, je länger je mehr, sich widersetzten, schließlich doch gefangen hängen blieben.

Erstes Kapitel.

Mainz.

Drei Gründe bestimmten meine Eltern, mich auf dem großherzoglich hessischen Gymnasium zu Mainz die Gymnasialstudien (Unter- und Oberprima) beenden zu lassen. Die drei Gründe waren drei Personen:

der Bischof von Mainz, Freiherr Wilhelm Emanuel von Ketteler (ein Vetter meiner Mutter),

der Obere der Mainzer Jesuitenniederlassung, Pater Adolf von Doß, und

der Direktor des Mainzer Gymnasiums, Dr. Heinrich Bone.

In ihrer dreifachen Hut sollte ich geborgen sein.

1. Freiherr Wilhelm Emanuel von Ketteler.

Vielen bedeutenden Menschen und Persönlichkeiten bin ich begegnet; einer mächtigeren, imponierenderen und dabei fesselnd-begeisternderen als dem Mainzer Bischofe niemals.

Gewiß wird Kettelers Eindruck auf mich auch deshalb ein so gewaltiger und nachhaltiger gewesen sein, weil ich jung war, als der überragende Mann, auf der Höhe seiner Bedeutung und seines Ruhmes stehend, mir nahe trat, und weil er ein Bischof und ich ein gläubiger Katholik war. Aber auch ohne diese Zufälligkeiten hätte ein Verkehr mit Ketteler, dem „Onkel-Bischofe", wie er im ganzen Verwandtenkreise hieß, mein Herz stets mit Ehrfurcht, Bewunderung und Liebe erfüllt.

Ich muß es mir versagen, hier ein Charakterbild des herrlichen Mannes zu entwerfen; in einem

Artikel in den Preußischen Jahrbüchern (Jahrgang 1900), auf den ich verweise, habe ich den Bischof, wie er vor mir steht, zu zeichnen versucht. Hier kommt Kettelers öffentliche Stellung und sein Einfluß auf meine Entwicklung in Betracht.

Ketteler war der geistige Mittel- und Höhepunkt des damaligen deutschen und deutsch-österreichischen Episkopats und so wurde er auch Führer der sogenannten Minoritätspartei auf dem vatikanischen Konzil. Durch ihn, in seinem Hause, an seinem Tische (an dem ich während meines zweijährigen Mainzer Aufenthaltes wöchentlich zweimal regelmäßig saß) wurde ich als Siebzehnjähriger mitten in die hoch und wild gehenden kirchenpolitischen und religiösen Wogen der Jahre 1869—1872 hineingestellt. Dort habe ich eine Reihe der hervorragendsten katholischen Männer der damaligen Zeit kennen gelernt: die Bischöfe Melchers von Köln, Haneberg von Speier, Martin von Paderborn, Brinkmann von Münster, Düpanloup von Orleans; den holsteinschen Konvertiten und späteren österreichischen Minister Grafen Blome, den Fürsten Karl Löwenstein (jetzigen Dominikaner), Windthorst, die beiden Reichensperger, die Konvertitin und Romanschriftstellerin Gräfin Ida Hahn-Hahn, den intriganten Zentrumsführer Ernst Lieber, „das Mainzer Dreigestirn", die Domkapitulare Haffner (Kettelers Nachfolger), Heinrich (Domdekan), Mouffang (Regens des Priesterseminars und Reichstagsabgeordneter) und andere. Fast immer drehten sich die Gespräche um die Unfehlbarkeit des Papstes.

Ketteler war nicht eigentlich Gegner der päpstlichen Unfehlbarkeit, er bestritt nur die Opportunität ihrer Definition durch das Konzil. Aber in der Bestreitung ließ er sich durch seine vulkanische Natur nicht selten über die Grenzen der bloßen Opportunitätsgegnerschaft fortreißen und erschien so zuweilen als Bekämpfer der Unfehlbarkeit selbst.

Ich war im Glauben an die Unfehlbarkeit aufgewachsen, und auch die Opportunität ihrer Definition stand für mich, nach den Traditionen meiner Familie und nach den Feldkircher Einflüssen, von vornherein fest. So war mein Standpunkt ein anderer als der Kettelers; aber ich lernte durch ihn Achtung vor anderer Überzeugung. Was Ketteler vertrat, vertrat er in lauterster Absicht. Wer wie er für Kirche und Papsttum so begeistert war, wer ein so frommes, selbstverleugnendes, arbeitsames Leben führte wie Ketteler, war kein „zweifelhafter" Katholik.

Diese Erkenntnis war für mich wichtig. Damals herrschte in weiten Kreisen des katholischen rheinisch-westfälischen Adels ein wahrer Unfehlbarkeitsfanatismus. Jedes Bedenken auch nur gegen die Zweckmäßigkeit der Unfehlbarkeitsdefinition galt als Auflehnung gegen das Papsttum. Ein Brennpunkt dieses ketzerriechenden Fanatismus war mein Elternhaus.

Mit der ganzen Glut ihres Temperaments wandte sich besonders meine Mutter der Unfehlbarkeitsfrage zu. Dogmatische, geschichtliche, politische Schwierigkeiten und Bedenken gab es für sie als Frau selbstverständlich nicht. Jesuitischer Einfluß und die tägliche Lesung der beiden infallibilistischen französischen Blätter L'Univers (Paris) und Le Bien public (Gent) nahmen ihr die ruhige Überlegung; ihre Leidenschaftlichkeit übertrug sich auch auf meinen Vater, und der sonst so hochverehrte Bischof von Mainz wurde ihnen verdächtig. Heftige Ausfälle gegen ihn, das Haupt der Minoritätsbischöfe, waren alltäglich. Es kam so weit, daß ein völliges Zerwürfnis zwischen meinen Eltern und ihm eintrat. Erst Jahre später wurde, durch einen Besuch meines Vaters in Mainz, bei dem ich Vermittler war, die Spannung ausgeglichen. Dank der auf genauer Kenntnis seiner Persönlichkeit ruhenden Verehrung fühlte ich das Ungerechte solcher Angriffe bitter. Auf Tod und Leben verteidigte ich „meinen Bischof" und kam so nicht selten hart mit meiner Mutter aneinander; so hart, daß ich einmal, bei einer größeren Gesellschaft, vom Mittagstische fortgeschickt wurde wegen einer Antwort, die ich zur Verteidigung „meines Bischofs" gab. Für einen Primaner keine Kleinigkeit.

In vorüberhuschender Erkenntnis dämmerte es mir damals auf, wie rücksichtslos und haßerfüllt der Ultramontanismus ist, wo immer seine Interessen ins Spiel kommen. Dann macht er vor niemand Halt, nicht vor Bischof und selbst nicht vor Papst (wie ich im 2. Teile durch Erlebnisse im Jesuitenorden zeigen werde). In dieser brutalen Rücksichtslosigkeit liegt der Grund, daß so viele Katholiken, die das ultramontane Joch schwer empfinden, nicht wagen, es abzuschütteln. Sie fürchten die ultramontane Verfolgung, die vor keinem Mittel zurückschreckt.

Das kurz aufleuchtende Licht war aber nicht kräftig genug, mich ganz sehend zu machen; auch befanden sich Verstand und Wille in solcher Ab-

hängigkeit, daß ich die Gedanken über die unkatholische Tyrannei des Ultramontanismus nicht auszudenken wagte. Ich begnügte mich damit, den verehrten Bischof zu verteidigen, ohne den Einzelfall als Symptom des ultramontanen Systems zu erkennen.

Nie wäre mir in jener Zeit in den Sinn gekommen, daß ich das System nach dieser Richtung hin an mir selbst, und zwar an Leib und Seele, erschöpfend kennen lernen würde.

Ketteler hat meine schon bestehende Begeisterung für Kirche und Papsttum mächtig entfacht. Nicht in wissenschaftlicher Begründung — Theologe war Ketteler nicht —, sondern an der stets hell brennenden Flamme seiner eigenen Begeisterung und vor allem am Anblicke seines echt apostolisch-frommen Lebens entzündete sich mein Inneres.

Ganz besonders wirkte nach dieser Richtung hin sein Verhalten nach dem Konzil.

Man hat die Unterwerfung der Minoritätsbischöfe, und zumal der deutschen, unter das Unfehlbarkeitsdogma Schwäche, Charakterlosigkeit, Feigheit usw. genannt. An erster Stelle wurde und wird heute noch ihr damaliger Führer, Ketteler, mit solchen Ausdrücken bedacht. Sehr mit Unrecht. Über die Gesinnung der übrigen deutschen Bischöfe, die sie zur bedingungslosen Annahme der Unfehlbarkeit veranlaßte, kann ich aus eigener Kenntnis nicht urteilen; wohl aber über die Kettelers. Und sein Verhalten nötigt mir noch heute Bewunderung ab; es hat damals meinen Glauben an Kirche und Papst wie mit Hammerschlägen fester in mich hineingetrieben. Denn seine unter schwersten Opfern vollzogene Unterwerfung war die Frucht des Glaubens an die göttliche Autorität der Kirche, an die unfehlbare Leitung ihrer allgemeinen Konzilien durch den hl. Geist, d. h. durch Gott selbst. „Gott hat im Majoritätsbeschlusse des Konzils gesprochen; da bleibt für den Menschen nichts anderes übrig als Unterwerfung mit Herz und Verstand". Wie oft habe ich den verehrungswürdigen Mann nach seiner Rückkehr von Rom so sprechen hören. Er hatte Schweres in Rom erlebt. Das Menschliche, Allzumenschliche der römischen Kirche, in Gestalt von Machenschaften, von Falschheit, von Verlogenheit, von feilem Strebertum, war, wie er mir einmal in seiner drastischen Ausdrucksweise sagte, würgend während des Konzils an ihn herangekrochen, aber aus dem ekelerregenden Gewoge hob sich für ihn die konziliare Definition der Unfehlbarkeit wie ein hellstrahlender Leuchtturm, dessen Licht Gott selbst angezündet hatte.

Nur wer den Glauben des Katholiken an die Göttlichkeit seiner Kirche versteht, kann Kettelers „Gesinnungswechsel" verstehen und achten. An diesem Glauben müssen auch sein ganzes öffentliches Wirken, seine Kämpfe mit der Staatsregierung usw. gemessen werden.

In einem Punkte hat Ketteler nicht günstig auf mich eingewirkt. Wie sein Glaube, so kannte auch sein Aberglaube keine Grenzen. Das „Wunderbare" und „Übernatürliche" übten auf ihn geradezu magische Wirkung. Diese echt ultramontane Eigenschaft betätigte sich besonders in der Richtung auf die Freimaurerei hin, d. h. Ketteler glaubte, trotz seiner sonstigen Intelligenz, über Freimaurer und Freimaurerei blödeste Ammenmärchen und unwahrscheinlichste Räubergeschichten. Wie oft habe ich ihn als „Tatsache" erzählen hören, daß bei den Zusammenkünften der Häupter der Freimaurerei der Teufel in Person präsidiere. Er hat dadurch mein jugendliches Gemüt mit einem wahren Schrecken vor jedem Freimaurer erfüllt.

Der Glaube an freimaurerische Teufeleien ist allerdings ultramontaner Gemeinbesitz, wie ich schon oben (S. 76) betont habe. Man lese z. B. den Blödsinn, den das „Staatslexikon der Görresgesellschaft" (Vorsitzender dieser Gesellschaft ist der Zentrumsführer Freiherr von Hertling) über die Freimaurer mit ernster, wissenschaftlicher Miene vorträgt. So konzentriert und detailliert, wie dieser Wahnglaube aber bei Ketteler hervortrat, findet man ihn auch in ultramontanen Kreisen selten. Ketteler wäre dem Taxilschwindel, hätte er ihn noch erlebt, fraglos zum Opfer gefallen.

Auch wieder ein Beweis für die Tatsache, daß natürliche Intelligenz den Ultramontanen vor schwersten intellektuellen Verirrungen nicht schützt. Die Macht angeborener, anerzogener und durch „Religion" gestützter ultramontan-katholischer Vorurteile ist eben überwältigend groß, und nur sehr wenigen gelingt es, die Macht zu brechen.

Von meiner Absicht, Jesuit zu werden, ist zwischen Ketteler und mir nur selten noch die Rede gewesen. Er war gewiß kein Feind des Ordens, aber vieles an ihm war seiner geraden, ritterlichen Natur unsympathisch. Scharf äußerte er sich zuweilen über das jesuitische Unwesen der Proselytenmacherei; und so wird es gekommen sein, daß ich für mein Vorhaben nur wenig Aufmunte-

rung bei ihm fand. Offen gestanden: ich suchte sie auch nicht.

Bis zu seinem Tode (13. Juli 1877) blieb ich mit Ketteler eng verbunden. An seinem Sarge habe ich in bitterem Schmerze gestanden, und die Erinnerung an den für mich so gütigen Mann, in dem ich das Ideal eines Bischofs erblickte, den ich als Typus der Charaktergröße verehrte, erfüllt mich noch heute mit Liebe, mit Dankbarkeit und mit Wehmut.

Auf einer Rheinreise im Jahre 1903 führte ich meine Frau in den Mainzer Dom und zeigte ihr die Ruhestätte des bischöflichen väterlichen Freundes, der nicht in banal-genealogischer Terminologie ein Edelmann, sondern im höchsten ethischen Sinne ein edler Mann gewesen war.

2. Der Jesuit Adolf von Doß.

Größere Gegensätze als Ketteler und Doß gab es nicht: äußerlich und innerlich.

Dort die hohe, imponierende Gestalt, das klar und fest blickende Auge, die bei allem Temperament ruhige, vornehme, ja majestätische Art; hier das kleine, hagere, unruhig bewegliche, fast zappelnde Männchen, mit seinem nie aufhörenden hastigen Sprechen, dem stoßweisen, nervösen Lachen, dem ewigen Rücken und Schieben an der Brille, durch die scharfe, aber unstete Augen flackerten.

Beide Eltern, Vater und Mutter, übergaben mich dem Pater. Er sollte recht eigentlich mein Mentor sein. Und er wurde es.

Ganz in der Nähe von St. Christoph, der Pfarrkirche, welche die Jesuiten innehatten, besorgte mir Pater von Doß eine Wohnung, so daß, wie er sagte, ich leicht zu ihm und er leicht zu mir kommen konnte. In seine Gymnasiastenkongregation trat ich selbstverständlich ein und sein Beichtkind wurde ich auch. Gleich beim ersten Zusammentreffen führte er mich in die Kirche, zeigte auf seinen Beichtstuhl und sagte: „Dorthin kommst du jeden Samstag" Und ich kam.

Was ihn im Verkehre mit der Jugend so unwiderstehlich machte, weiß ich eigentlich nicht. Sympathisches hatte er nichts. Vielleicht war es das Klettenhafte. Wo er einmal zugefaßt hatte, ließ er nicht mehr los. Er bohrte sich in einen hinein, entriß einem das Innerste, und ehe man sich's versah, befand man sich in seiner Gewalt. Tatsache war, daß er die gesamte Mainzer Gymnasiastenjugend beherrschte; vom frühen Morgen bis zum späten Abend wurde sein Zimmer von Gymnasiasten nicht leer.

Die echt jesuitische Eigentümlichkeit, stark ausgeprägter Teufelsglaube, der weit hinausgeht über die ultramontan-dogmatisch formulierte Lehre vom Teufel, trat bei Pater von Doß besonders hervor.

Den Teufel witterte er überall. Für ihn war der „Böse", der „Schwarze" ein fast sicht- und greifbares Wesen, das die Menschen umschleicht bei Tag und bei Nacht, das ihm Fallen stellt rechts und links. Ich glaube nicht, daß es seine Absicht war, aber mit der Furcht vor dem Teufel jagte er tatsächlich die Jugend in sein Garn. Bei später zu erzählender Gelegenheit, in einer nie zu vergessenden Nacht auf der Höhe eines Taunusberges, hat er mir die Angst vor dem Teufel buchstäblich ins Mark getrieben. Heute steckt der Schrecken vor diesem schlimmsten Phantom religiöser Verirrung und dogmatischer Borniertheit glücklicherweise nicht mehr drin.

Seine aufs Krasse abzielende Richtung trat besonders bei den „Exerzitien" hervor, die er jährlich für die Gymnasiasten gab. Er war ein Meister des Stiles; mit Worten malte er wie ein Maler mit Farben. Und wie benutzte er die Fähigkeit bei den Exerzitienbetrachtungen! Da sah, hörte, fühlte, schmeckte, roch man förmlich die Schrecken von Tod, Gericht, Hölle, so sehr, daß ich einmal, von Grauen erfaßt, aus einem Vortrage hinauslief und Erleichterung suchte bei einem Verwandten, Grafen Max von Galen (dem im November 1908 verstorbenen Weihbischofe von Münster), der damals Subregens des Mainzer Priesterseminars war.

Die Doßschen „Exerzitien" beschränkten sich aber nicht auf asketisch-religiöse Stoffe; mit Vorliebe griffen sie auf andere Gebiete über. Weil Pater von Doß für Gymnasiasten sprach, so war einer dieser Stoffe fast regelmäßig: die deutsche Literatur, jene „Gefahr", vor der Jesuitismus und Ultramontanismus seine Kreise überhaupt warnt. Ich selbst besitze keine Aufzeichnungen darüber; sein Biograph und Ordensbruder, der Jesuit Pfülf, gibt den Wortlaut einer solchen „klassischen" Philippika aus den „Exerzitien" des Jahres 1868. Man vergleiche sie mit den oben (S. 49) mitgeteilten Vorschriften der offiziellen Studienordnung" und den Äußerungen der Jesuiten Helten und von Hammerstein (S. 49 ff.) und man wird sehen, daß in der Ablehnung deutsch-nationalen Geistes Jesuit Jesuit bleibt, sei es in systematischen, sei es in literarisch-

wissenschaftlichen, sei es in asketischen Ausführungen:

Dann die deutschen Klassiker! Ach, wir Deutschen müssen uns fast schämen, daß wir eine solche Literatur haben ... Das ist ein ganz falscher Wahn, daß einer glaubt, er besitze keine Bildung, wenn er nicht den ganzen Schiller und den ganzen Goethe gelesen habe ... Dies sind unsere Ideale: Schiller und dann dieser Lebemensch Goethe, dessen Feder in Bezug auf Religion von ätzender Galle träufelt. Gott sei's gedankt, daß seit wenigen Jahren diesen Größen der Nimbus etwas heruntergekommen ist. Was war das früher für ein Anbetungsschwindel. Man kniete sich nieder vor Goethe, und daß man nicht sagte: „Heiliger Goethe, bitte für uns", war Alles ... Was den Roman angeht, so sage ich darüber nichts, denn ihr seid ja keine Mädchen. Derartige Literatur muß man so vor sich auf dem Nähtische und neben dem Spiegel haben, und ich denke, daß ihr an solcher Pomade kein Vergnügen findet.

Auch aus einem Artikel, den Doß geschrieben, teilt Pfülf eine Stelle mit:

Man hat sich durch den Glanz-Nimbus eines Goethe hindurchgewagt, hat dem Idol die Larve abgenommen und einer vor Respekt noch bebenden Welt gesagt: Ecce, quem colebatis! Und Goethe war nicht der einzige, über den die Wahrheit einen glänzenden Triumph feierte und eine, wenngleich spät hereinbrechende Gerechtigkeit den Stab brach. Neben ihm liegt noch mancher Mode-Götze halb oder ganz zertrümmert auf dem Boden und harrt mitleidiger Hände und anständigen Begräbnisses (Erinnerungen an P. A. von Doß. Freiburg 1887, S. 287 f.).

Solche maßlos törichten und haßerfüllten Worte Jahr für Jahr vor Knaben und Jünglingen gesprochen, die das von diesem Munde bei dieser Gelegenheit Gesprochene für unumstößliche Wahrheit hielten, mußten die beabsichtigte Wirkung üben (vgl. II, 101 ff.).

Da Pater von Doß genau unterrichtet war über meine Eintrittsabsichten, so betrachtete er mich schon halb und halb als Eigentum des Ordens. Jedesmal, wenn der Pater Provinzial zur „Visite", d. h. zur jährlichen Kontrolle, in die Mainzer „Residenz" kam, führte er mich ihm als „Kandidaten" (Kandidatur nennt man die Vorstufe zum Noviziat) vor; und er erreichte es, daß ich schon damals, obwohl in keiner Weise den Gesetzen des Ordens unterworfen, ihm und auch dem Provinzial „Gewissensrechenschaft" (ratio conscientiae) schriftlich ablegte, d. h. ich mußte, außerhalb der Beichte, meinen Gewissenszustand (Sünden, Neigungen, Versuchungen, Tugendübungen) offenbaren.

Wenn ich Pater von Doß mit Pater Link vergleiche, so erscheint mir die Bezeichnung des letzteren als eines „unjesuitischen Jesuiten" doppelt zutreffend. Das klare, natürliche, einfache Wesen Links kontrastierte schneidend mit der gewundenen, zudringlich-aggressiven Art des Mainzer Jesuiten-Oberen. Doß war, auch äußerlich, ein Jesuit, wie er nicht selten in Romanen geschildert wird. Aber es ist merkwürdig: so wenig ich mich zu ihm hingezogen fühlte, so ungünstig für ihn der Vergleich mit Pater Link ausfiel, dennoch war sein Einfluß auf mich weit stärker als der meines Feldkircher Beichtvaters. Ich geriet völlig in seinen Bann, und das Drückende der Abhängigkeit spürte ich noch, als ich Mainz schon längst verlassen hatte.

3. Der Gymnasialdirektor Dr. Heinrich Bone.

Heinrich Bone war in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine in ultramontan-katholischen Kreisen sehr angesehene Persönlichkeit, als Schulmann und als Mensch.

Meine Eltern kamen mit ihm in Berührung, als er Lehrer war an der katholischen rheinischen Ritterakademie zu Bedburg, zu deren Kuratoren mein Vater gehörte. So übergaben sie mich gern dem Gymnasium, in dessen Direktorstelle er, auf Betreiben des Bischofs von Mainz, berufen worden war.

Mit Dankbarkeit denke ich an den feinsinnigen Mann zurück. Freundlich öffnete er dem Primaner sein Haus, und manche ästhetische Anregung, manche Hinweise auf Idealismus erhielt ich in Unterhaltungen mit ihm. Tiefere, bestimmende Eindrücke hat der Verkehr mit ihm nicht hinterlassen. Dafür war er nicht der Mann. Er lebte in einer von der Wirklichkeit abgekehrten Welt. Das war wohl auch der Grund, weshalb er als Leiter einer großen Studienanstalt weniger leistete. Ihm fehlte das Durchgreifende. Sophokles und Horaz deutete er uns schön; Zucht und Ordnung vermochte er nicht aufrecht zu halten.

Unter Bones Vorsitz machte ich im Juli 1872 das Abiturientenexamen. Mein deutscher Aufsatz wurde in der Entlassungsrede des Regierungsvertreters als bester erwähnt. Zum Thema hatten wir Schillers Wort aus den „Piccolomini": „In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne". In welch einzigartiger Weise wurde dies Schillerwort die Aufschrift meines Lebens!

* * *

Mit Absolvierung des Gymnasiums war für mich die Frage des Eintrittes in den Jesuitenorden wieder brennend geworden, und pünktlich wie ein Uhrwerk stellte sich die Mahnung des Ordensprovinzials ein. Pater von Doß wollte, daß ich gleich auf der Heimreise den Abstecher nach Maria-Laach, dem Wohnorte des Provinzials, machte, „um noch vor den Ferien alles in Ordnung zu bringen", so daß ich im Oktober ohne weiteres ins Noviziat hätte eintreten können. Ich setzte seinem Drängen kein formelles Nein entgegen — es fehlte mir die Entschlossenheit; aber an Andernach, der Station von Maria-Laach, fuhr ich doch vorüber, ohne auszusteigen.

Zweites Kapitel.

Erlebnisse und Entwicklungen.

„Lerne erst etwas die Welt kennen, von der du dich trennen willst und von der du ja gar nichts kennst", hatte der Bischof von Mainz mir gesagt, als ich, von Feldkirch kommend, ihm meine Absicht, Jesuit zu werden, mitteilte.

Und ich lernte die „Welt", die äußere um mich her und die innere in mir selbst, kennen. Die Kenntnis bewirkte einen Wandel.

So katholisch-fromm ich erzogen, so groß meine Ehrfurcht vor dem Ordensstande war, inneren Drang zur Weltflucht hatte ich nie verspürt. Noch weniger war ich, trotz wiederholter „Berufswahl", jemals zur wirklichen Überzeugung gekommen, der Eintritt in den Jesuitenorden sei nötig, um meine Seele zu „retten".

Als ich nun aus der Feldkircher Abgeschlossenheit in die verhältnismäßige Freiheit eines Gymnasiasten trat, als mein Familienkreis mit allen seinen Beziehungen mich wieder aufnahm, da fühlte ich, daß ich zur „Welt" gehörte, daß sie doch etwas Schönes, Gutes, Begehrenswertes, daß sie ein herrliches Arbeits- und Tätigkeitsgebiet sei. Die Trennung von ihr schien mir nicht nur hart, sie deuchte mir unnatürlich, und ein erster Widerstand gegen den Eintrittsgedanken setzte ein.

Kein Wort von der Wandlung ließ ich aber verlauten. Ich wagte es nicht. Alle, mit denen ich darüber hätte sprechen können, Eltern (besonders Mutter), Beichtväter, würden mich schlimmen Wankelmutes, der Fahnenflucht, der Verscherzung der „Berufsgnade" und damit des Spielens mit meinem „Seelenheile" beschuldigt haben. So ließ ich die Sache gehen. Aber in meinem Inneren häufte sich Schwierigkeit auf Schwierigkeit, d. h. überall in mir regte sich neues, bisher für mich teilweise fremdartiges Leben.

Selbst die religiösen Impulse, welche das vatikanische Konzil mit sich brachte, von dem ich durch den Bischof von Mainz und in meiner Familie so viel zu hören bekam, drängten mich eher vom Ordensleben ab als ihm zu.

Ich wollte, ähnlich wie der Mainzer Bischof, für die Kirche kämpfen und arbeiten, und so schien mir die Flucht aus der Welt zugleich eine Flucht vom erhofften Kampf- und Arbeitsschauplatze. Gerade damals begann das ultramontan-katholische Deutschland sich eine soziale und politische Kampforganisation zu schaffen. Die Männer, die dabei an die Spitze traten, Freiherr Felix von Loe, von Mallinckrodt, Windthorst, Freiherr von Schorlemer-Alst, Mouffang, Reichensperger, wiesen mit ihrem Tun und Reden auf die politische Arena, nicht auf Klosterzelle und Kirche hin.

Diese Gedanken waren allerdings nur scheinbar Gegenströmungen, und sie wären gewiß nicht imstande gewesen, meinen Entschluß, die Welt zu verlassen, dauernd im gegenteiligen Sinne zu beeinflussen. Denn ein Leichtes war es für andere und auch für mich, zu zeigen, daß gerade im Jesuitenorden der Kampf- und Arbeitsfreudigkeit für die Kirche weiteste Möglichkeiten geboten werden.

Zwei andere Erfahrungen und Erlebnisse wirkten aber dem Zuge zum Ordensleben direkt und stark entgegen.

* * *

Auf meinen Lebensweg und in meine Individualität hinein habe ich etwas mitbekommen, was ich zu dem Wertvollsten rechne, das mir zuteil werden konnte: unausrottbaren, bis zur Leidenschaft steigerungsfähigen Patriotismus.

Preußisches und deutsches Empfinden waren von frühester Jugend an, oft im Gegensatze zu meiner Umgebung, starke Antriebe für mein Handeln. Ihnen dankte ich später, mit an erster Stelle, den Mut und die Kraft zur Sprengung der Fesseln des Jesuitenordens.

Hatten schon die preußischen Siege 1866, welche die Hoffnung auf deutsche Einheit und Größe neu belebten, mein angeborenes preußisch-deutsches Empfinden stark gesteigert, so entfachte der deutsch-französische Krieg 1870—1871 mit seinen über-

wältigenden Erfolgen in mir einen Sturm der Begeisterung, und gerade in Mainz stand ich mitten im Wehen dieses Sturmes.

Truppendurchzüge ohne Unterlaß; ein großes Lager gefangener Franzosen vor der Stadt; die Marschälle MacMahon, Bazaine, Canrobert und Hunderte von französischen Generalen und Offizieren nach Sedan und nach Metz als Gefangene auf dem Mainzer Bahnhofe; der Donner der Festungsgeschütze bei jedem großen Siege; die feierliche Begrüßung — die erste in einer größeren deutschen Stadt — des neuen deutschen Kaisers und seines großen Kanzlers bei ihrer Rückkehr aus Frankreich: dies alles ergriff mich mit elementarer Gewalt. Und die Eindrücke wurden vertieft, die Liebe zum Vaterlande, die sie weckten, wurde gesteigert durch die Gleichgültigkeit, ja Ablehnung, mit der die große Zeit in meiner engern und weitern Familie durchlebt wurde.

Die unselige Auffassung vom Siege des Protestantismus über den Katholizismus, die schon 1866 die Siegesfreude in katholischen Kreisen gedämpft hatte, trat auch 1870—1871 wieder vergiftend hervor. Sie ist auch heute noch da. Noch im Jahre 1908 schrieb die angesehenste ultramontan-katholische politische Zeitschrift Deutschlands „Die historisch-politischen Blätter" (142[1], S. 65):

> Nichts ist so einleuchtend als der Satz, daß bei Königgrätz auch Frankreich und daß bei Königgrätz und Sedan die katholische Welt geschlagen wurde (vgl. auch oben S. 8f. 99f.).

Damals war diese ultramontane Hetzrede noch „einleuchtender"; ihre geschicktesten Verbreiter waren Jesuiten.

Im August 1870, während der Ferien, brachte ich vom Bahnhofe in Geldern, wohin ich, um Nachrichten zu erhalten, auf meinem Pony geritten war, die Meldung vom ersten deutschen Siege bei Spichern nach Hause. Freudig, im Galopp, sprengte ich in den Hof und rief die Botschaft zur Freitreppe hinauf, auf der meine Schwester Antonia stand. Ein zorniges Aufstampfen mit dem Fuße und das Wort: „Unglücksbotschaft" waren die Antwort. Ich war empört und hätte am liebsten von meiner Reitpeitsche unbrüderlichen und unkavaliermäßigen Gebrauch gemacht. Bei Tische entspann sich eine erregte Unterhaltung. Der anwesende Jesuit Behrens (oben S. 19) vermittelte, indem er die Sache „ins rechte Licht" stellte und viel von Protestantismus und Katholizismus, von den Verdiensten Frankreichs um das Papsttum, vom Abfalle Preußens von der katholischen Religion sprach. Offen trat er nicht auf die Seite Frankreichs, aber unschwer war zu erkennen, wohin seine Neigung ging.

Auch ein Vetter, Freiherr Klemens von Fürstenberg, erzählte mir gelegentlich eines Jagdbesuches bei uns, daß in Paderborn mehrere Jesuiten zu Beginn des Krieges ungescheut vom zu erhoffenden Siege Frankreichs gesprochen hätten.

Bittere Erfahrungen mit jesuitischem Patriotismus hatte ich ja schon 1866 in Feldkirch gemacht (oben S. 99f.). Jetzt wiederholte sich das gleiche in verstärktem Maße. Es hatte die Wirkung, daß Unwille und Mißtrauen gegen den Orden sich meldeten, daß der Gedanke mir unerträglich schien, mein Vaterland preisgeben zu sollen, um in irgendeinem anderen Lande als kosmopolitischer Jesuit zu leben. Die planmäßige Internationalität des Jesuitenordens und seinen wesenhaften Haß gegen Preußen kannte ich ja so recht eigentlich noch nicht; aber instinktiv fühlte ich, daß hier Gegensätze zwischen mir und dem Orden bestanden, die bis auf die Grundlagen meines und seines Seins hinabgingen.

Damals stand der jesuitische Einfluß in meinem Elternhause wohl auf seinem Höhepunkte, auf dem er sich dann dauernd erhielt. Seine hauptsächlichste Verkörperung war der Jesuit Behrens, Seelenführer und Gewissensrat meiner Mutter. Ich glaube nicht, daß irgend etwas von auch nur irgendwelcher Bedeutung bei uns geschah, ohne daß Pater Behrens seine entscheidende Meinung darüber abgegeben hat. Meine Mutter war ganz in seiner Gewalt; ihre Abhängigkeit ging so weit, daß er, der Priester und Ordensmann, auf ihre Bitte darüber entschied, ob und bis wie tief Ball- und Dinertoiletten meiner Schwestern ausgeschnitten sein durften. Stundenlange Besprechungen hatte sie mit ihm. Auch wir Kinder wurden ihm zugeführt; sehr gegen unsere Neigung.

Dies Übermaß jesuitischen Einflusses, der sich erstreckte bis in die alltäglichen häuslichen Dinge, bis ins innerste Familienleben, wirkte auf mich verärgernd. In der Person des Paters Behrens wurde mir der Jesuitenorden selbst unangenehm.

* * *

Neben der Vaterlandsliebe sproßte zu jener Zeit noch eine andere Liebe in mir empor, die mit

all ihren Trieben hinwies auf die Welt, von der ich durch den Eintritt in den Orden mich trennen sollte: *die Liebe des Mannes zum Weibe.*

Es war eine „Gymnasiastenliebe" denn ich war Primaner, als sie begann; aber sie unterschied sich von „Gymnasiastenliebe" dadurch, daß sie Jahre währte, und daß sie tief eingriff in mein Leben. Sie war es, die mich den Entschluß, Jesuit zu werden, hinausschieben ließ; sie war es dann aber auch — mit anderem —, die mich schließlich, trotz des Widerstrebens meiner Natur, über die Ordensschwelle trieb.

Die Liebe zu meiner Cousine, *Gräfin Mathilde W.-M.*, kam über mich mit einer stillen, aber alles in den Hintergrund schiebenden Gewalt. Sie war, rein äußerlich betrachtet, eine törichte und aussichtslose Liebe: meine Cousine war sechs Jahre älter als ich, und auch die sonstigen Verhältnisse waren einer Verbindung wenig günstig. Aber menschlich, unmittelbar, ohne Reflexion aufgefaßt, war die Liebe eine wundervolle, reich an Freuden und Leiden, wie das ja wohl aller Liebe Los ist. Die Liebe wurde erwidert. Doch ein Sturm der Gefühle tobte nie zwischen uns. Selbst das Wort: „Ich liebe dich" fiel nie. Voll waren unsere Herzen von Zärtlichkeit; äußerlich trat sie nur in Blicken hervor. Wie ein lieblicher Garten breitete sich das Gefühl, zu lieben und geliebt zu werden, vor und zwischen uns aus. Aber ein Garten, nicht gelegen im Morgenlichte eines jungen, Hoffnung und Zukunft weckenden Tages, sondern, trotz seiner Jugend, im Scheine sinkender Sonne. Denn der Unerfüllbarkeit und des Endes unserer Liebe waren wir uns vom Anfange bewußt. Diese uns stets begleitenden wehmütigen Abschiedsgedanken wurden nicht geweckt durch die äußeren ungünstigen Verhältnisse; der tiefste Trennungsgrund lag im Vorsatze meiner Cousine, die Welt zu verlassen und „barmherzige Schwester" zu werden. Der jähe Tod ihres Vaters (er verunglückte tödlich bei einer Parforcejagd) hatte ihr den Glanz der Welt, in dem sie aufgewachsen war, verleidet. Im Jahre 1873 führte sie den Entschluß aus; und noch heute dient sie, im braunen Habit der Franziskanerinnen, der armen und leidenden Menschheit.

Vierzig Jahre sind seit dem Aufkeimen der Liebe dahin. Ihr einstiges Feuer liegt erloschen unter der Asche der Erinnerung. Sie war eine Blüte, die nicht zur Entfaltung gekommen. Erst im Herbste des Lebens habe ich Liebesfrucht gepflückt und bin glücklich in ihrem Genusse. Aber mit Liebe denke ich an die Jugendliebe zurück. Auch heute noch bedeutet sie für mich ein Heiligtum, in dem meine Gedanken, ruhig und beschaulich, gern verweilen. Schweres hat sie allerdings über micht gebracht; das Schwerste ist, daß sie die Mitschuld trägt an der schicksalschweren Aufschrift dieses Buches: Vierzehn Jahre Jesuit.

* * *

So kam es, daß ich nach meinem Abiturientenexamen nicht ins Noviziat des Jesuitenordens trat

Meinen Eltern gestand ich die eigentlichen Gründe für mein Zögern — denn auch für mich war es nur ein Zögern, nicht ein Aufgeben — nicht ein. Ich sei mir noch nicht völlig klar, war meine Ausrede. Damals erfuhr ich zuerst, wie leidenschaftlich meine Mutter mein Jesuit-Werden wünschte. Sie warnte mich vor den „Versuchungen des Teufels", stellte mir die Verantwortung vor, die ich durch „Widerstreben gegen die Gnade des Berufes" auf mich lüde. Auch mein Vater war jetzt für meinen Eintritt. Er redete mir zwar nicht zu, aber gelegentliche Äußerungen ließen mich dies erkennen. Einmal, als ich zufällig vor einem angekündigten Besuche des *Jesuiten Behrens* auf die Jagd ging und so eine Begegnung mit ihm unabsichtlich versäumte, sagte er mir, als ich nach Hause kam: „Dich hat wohl dein schlechtes Gewissen fortgetrieben".

Nur passiven Widerstand setzte ich allem entgegen. Zu offener Aussprache, zum freimütigen Bekenntnisse der Wahrheit fehlte mir der Mut. Ich glaubte ja selbst an mein „schlechtes Gewissen"; die Furcht, die „Gnade des Berufes" freventlich aufs Spiel zu setzen, war ja in mir selbst lebendig, und eine durch meine Erziehung hervorgerufene Halbheit durchzog mein ganzes Wesen. Die Selbständigkeit des Denkens, Urteilens, Entschließens, *obwohl sie den tiefsten Kern meines Ichs ausmacht* — sonst stände ich nicht, wo ich stehe —, wagte sich nicht hervor. Aus anerzogenen, religiös-asketischen Vorurteilen und Gründen ließ ich meinen eigenen Willen nicht zu Worte kommen.

Es ist das der Fluch langer Jahre meines Lebens gewesen. Eine Brüchigkeit meines Innern wurde dadurch hervorgerufen, unter der ich schwer gelitten habe. Aus der Halbheit heraus tat ich schließlich auch den folgenschwersten Schritt meines Lebens. Ich werde auf den wichtigen Punkt noch zurückkommen, da er ein mit ultramontan-katholischer Erziehung und Frömmigkeit wesentlich verknüpfter Übelstand ist.

* * *

Grafen Reisach, frühern Erzbischofs von

In diese Zeit fiel ein Besuch des *Kardinals*

München und spätern „Präsidenten" des vatikanischen Konzils, in meinem Elternhause. Er ist zu erwähnen, weil er eine der verhängnisvollsten Eigentümlichkeiten des Ultramontanismus, durch die er sich Macht und Einfluß in der katholischen und nicht-katholischen Welt bewahrt, hervortreten läßt: Glanz und äußere Prachtentfaltung.

Im Viererzug, mit Leibjägern vorn und Lakeien hinten, brachte uns unser Vetter, Graf Rudolf von Schaesberg, den Kardinal, der bei ihm und seiner Frau, einer Gräfin Waldburg-Zeil, weilte. Meine Eltern empfingen den „Kirchenfürsten" am Fuße der Freitreppe. Bei der Tafel, die so reich wie möglich ausgerichtet war, saß der Kardinal in der Mitte zwischen meinen Eltern. Nach Tische hielt Reisach „Cercle"; man wurde zum Handkusse zugelassen. Mich klopfte er dabei auf die Schulter und sagte: „Nun, der gäbe ja einen prächtigen Zuaven für die päpstliche Armee". (Damals diente eine ganze Reihe norddeutscher Adeliger im Heere des „Statthalters Christi", auch meine beiden Schwager, die Grafen Franz zu Stolberg-Stolberg und Franz Xaver Korff-Schmising-Kerssenbrock). Wäre gleichzeitig mit dem Kardinal etwa ein königlicher Prinz bei uns gewesen, er hätte gegenüber dem purpurgeschmückten „Nachfolger der Apostel" nur in sehr weitem Abstande eine Rolle gespielt. Bischöfe, Kardinäle und Papst sind nach ultramontaner Auffassung in eminentem Sinne „Fürsten", denen der Vorrang vor allem, was sonst noch Fürst ist, gebührt.

Mir sagte einmal der Reichstagsabgeordnete und Zentrumsführer Graf Ferdinand von Galen: „Mein Fürst ist doch eigentlich der Bischof von Münster".

Würden die weltlichen Fürsten, der Staat und die sonstige Öffentlichkeit die fürstlichen Ansprüche und das prunkvolle Gebaren der ultramontanen Hierarchie beharrlich zurückweisen und unbeachtet lassen, eine Lebenswurzel der Macht des Ultramontanismus wäre zum Absterben gebracht. Man lese darüber die Ausführungen in meinem Buche: Moderner Staat und römische Kirche (Berlin, C. A. Schwetschke und Sohn). Aber die Verständnislosigkeit für ultramontanes Wesen ist so groß, daß weltliche Fürsten, Staat und sonstige Öffentlichkeit die höfischen Prätensionen der „Kirchenfürsten" sogar befördern. Jedes Hof- und andere Parkett fühlt sich geehrt, wenn die rotseidene, meterlange Kardinalsschleppe darüber hinfegt. Auch das Parkett meines Elternhauses hatte dieses Ehrgefühl.

Ein Wort aus Reisachs Munde ist mir haften geblieben: „Die bösen Mächte des Protestantismus und der Freimaurerei sind gegen uns losgelassen. Das vom heiligen Vater [Pius IX.] heißgeliebte Frankreich wird auch diesmal die Kirche retten".

Man sieht, Prophetengabe — das Wort fiel vor Ausbruch des deutsch-französischen Krieges — gehört nicht wesentlich zum römischen Kardinalat; wesentlich zu ihm scheint aber Verunglimpfung des Deutschtums zu gehören, auch wenn der Kardinal ein Deutscher ist.

Drittes Kapitel.

Stonyhurst
(1871—1872)

Eingehende Beratungen zwischen meinen Eltern und den in unserem Hause verkehrenden Jesuiten fanden statt über die Frage: wohin mit ihm? Und daß nicht meine Eltern, sondern die Jesuiten die entscheidende Antwort auf die Frage gaben, ist zweifellos.

Ins Jesuiten-Noviziat ging mein Lebensweg einstweilen noch nicht; in ein Jesuitenhaus lenkte man ihn aber doch. Die Jesuitenkette rasselte ständig hinter mir her. Ich wurde in das Jesuitenkolleg nach Stonyhurst in England geschickt, um Philosophie zu studieren. Die Bestimmung war auch mir angenehm. So bekam ich etwas von der Welt zu sehen, lernte neue Verhältnisse, England und die englische Sprache kennen.

Meine Eltern waren verhindert, mich zu begleiten; allein sollte ich aber nicht reisen, deshalb brachte mich der Bruder meiner Mutter, mein Onkel Freiherr Felix von Loe, über den Kanal und an meinen neuen Bestimmungsort. In London machten wir Halt. Außer den üblichen Sehenswürdigkeiten wurde vor allem der katholische Erzbischof von Westminster, Kardinal Manning, besucht. Die französisch geführte Unterhaltung (von seiten Mannings in denkbar schlechtestem Französisch) drehte sich um Konzil, Unfehlbarkeit, drohenden Kulturkampf in Deutschland, Lage der Katholiken in England.

Manning war Konvertiten-Fanatiker durch und durch. Sein hageres, ausgemergeltes Äußere paßte zur inneren fanatischen Glut. Daß er im Grunde Gegner der Jesuiten war, wußte ich damals nicht. Jahre später, als ich als Jesuit wiederum in England weilte, wurde ich durch meine Ordens-

genossen über diese Manningsche Eigenschaft ausgiebig und in scharf angreifender Weise unterrichtet.

Jesuiten sind gute Hasser. Wer nicht für sie ist, der ist eben wider sie und wird in entsprechender Weise behandelt. Ob er Katholik, ob er Priester, Bischof oder Papst ist, ändert daran nichts. Im Gegenteil, je einflußreicher und je katholischer der Gegner ist, um so mehr sollte er für den Jesuitenorden sein, um so mehr verdient er, ist er es nicht, den Haß des Ordens.

Mit Mannings bischöflichem Segen fuhren wir weiter gen Norden.

Offiziell und durch das Gesetz ist der Jesuitenorden in England verboten. Tatsächlich haben die Jesuiten dort zahlreiche Niederlassungen, die durch die Pracht ihrer Kirchen auf den Reichtum des Ordens und seiner Anhänger schließen lassen. Stonyhurst, in Lancashire malerisch gelegen, ist die glänzendste und prunkvollste Erziehungsanstalt der englischen Ordensprovinz, vielleicht kann man sagen, des ganzen Ordens.

Neben den auf englische Bedürfnisse zugestutzten humanistischen Studien wird dort auch Philosophie für junge Leute gelehrt. Jeder „Philosoph" hat sein eigenes Zimmer und genießt ein nicht unerhebliches Maß von Freiheit. Man konnte teilnehmen an einem in englischer Sprache gegebenen Philosophieunterrichte oder an dem lateinischen Philosophiekurse, den die Jesuiten-Scholastiker in einem Nebenhause, dem sogenannten „Seminary", erhielten. Ich wählte letzteres, habe aber so gut wie nichts gelernt. Denn sehr bald wurde ich von der unter meinen Mit-„Philosophen" geradezu verheerend grassierenden Faulheit ergriffen. Den meisten von ihnen, Söhnen sehr gut situierter, teilweise sehr reicher Familien, war ein epikureisch gutes Leben alles, Studium und Arbeit nichts.

In Stonyhurst habe ich einen Schlendrian in Erziehung und Beaufsichtigung kennen gelernt, der wahrlich nicht zum Ruhme des jesuitischen Erziehungssystems gereicht.

Unser erster Präfekt, Pater Eyre, Bruder des Erzbischofs von Edinburg, ließ, wie man sagt, Gottes Wasser über Gottes Land laufen. Es war offenes Geheimnis, daß nicht wenige „Philosophen" leicht zu erlangenden Urlaub benutzten, um Bordelle in Liverpool, Manchester, London zu besuchen; einige ließen sogar ihre „Verhältnisse" in kleine Ortschaften, in der Nähe des Kollegs, kommen. Fünf Mann hoch fuhren wir im März 1873 in einer „Mail Coach" nach Liverpool zur „Grand national Steeplechase" (dem größten Hindernisrennen Englands); den Abend wollten meine Gefährten in einem Liverpooler Bordell verbringen.

Daß ich an solchen Dingen, die sich, wenn auch nicht innerhalb eines Jesuitenkollegs, so doch unter den Augen der Jesuiten-Erzieher abspielten, nicht größeren Anstoß nahm; daß vor allem keine bleibende Abneigung gegen den Orden selbst daraus entstand, geschah wohl deshalb, weil meine von Feldkirch und von zu Hause mitgebrachten Vorstellungen vom Jesuitenorden so gänzlich verschieden waren von dem, was ich dort sah und erlebte, daß es mir nicht eigentlich zum Bewußtsein kam, daß auch Stonyhurst ein Jesuitenkolleg sei. Die Patres standen mir so fern wie möglich, ich hatte so gut wie gar keine Beziehungen zu ihnen.

Ein sehr liebenswürdiger und ernsthaft gerichteter Mann war unser zweiter Unterpräfekt Pater Kerr (aus einer vornehmen schottischen Familie). Viele angenehme Stunden habe ich mit ihm verbracht. Kerr bildete einen erfreulichen Gegensatz zu dem ersten Unterpräfekten, Pater Bernhard Vaughan (Bruder des verstorbenen Erzbischofs und Kardinals von Westminster). Einen eitlern, leichtfertigern und unreligiösern Ordensmann habe ich nie kennen gelernt. Aber er ist noch heute eine Zierde der englischen „Provinz" des Ordens und genießt als Prediger und Damenbeichtvater großen Ruhm.

In scharfem Kontrast zu der übrigen Laxheit der Sitten stand — echt jesuitisch — die strenge Kontrolle in bezug auf gewisse äußerliche Frömmigkeitsübungen. Wer das gemeinsame Morgen- und Abendgebet oder die Messe versäumte oder dazu erheblich zu spät kam, erhielt eine Strafarbeit.

Was ich in Stonyhurst an Unterrichtsleistungen kennen gelernt habe, war schlechter als schlecht.

Der in englischer Sprache gegebene philosophische Unterricht, den ich einige Male aus Neugierde besuchte, war von bemerkenswerter Oberflächlichkeit, und der lateinische Philosophiekursus mit den Scholastikern des Ordens war im Grunde genommen ein Scheinstudium. Denn wer von uns „Philosophen" konnte den lateinischen Vorlesungen folgen? Überwachung unserer „Studien", Anleitung, wie sie betrieben werden sollten, gab es überhaupt nicht. Für mich bestand das „Philosophiestudium" im Lesen englischer Romane (besonders Dickens und Scott), englischer Zeitungen, im Schach- und Billardspielen und im

Besuchemachen auf englischen Landsitzen, wo ich Fuchsjagden ritt und mich herrlich amüsierte.

Nicht besser sah es aus mit dem humanistischen Unterrichte, an dem ich selbst als „Philosoph“ nicht teilnahm, über dessen Betrieb ich aber von anderen viel hörte. Teils war er, was Zeiteinteilung, Lehrbücher usw. betrifft, möglichst angepaßt an die offizielle verknöcherte „Studienordnung“ des Ordens, teils suchte Stonyhurst seine Zöglinge für das zum Universitätsstudium erforderliche Examen (Bachelor of Arts, kurzweg B. A. genannt) vorzubereiten. Die Vorbereitung bestand in ödestem Drill, in leerster Einpaukerei dessen, was gerade für das Examen erforderlich war. Mit manchen solcher „Gedrillten“ habe ich verkehrt: sie konnten ihr Examenpensum in Latein, Griechisch, Mathematik wie am Schnürchen; eine Frage außerhalb dieses Rahmens setzte sie aufs Trockene. Allgemein systematische, methodologische Erfassung des Gegenstandes fehlte völlig. Es hing das gewiß mit der damals in England üblichen (teilweise auch jetzt noch) mechanischen Unterrichtsmethode zusammen. Es beweist aber, daß der Jesuitenorden als Unterrichter, wie schon oft hervorgehoben, aus sich heraus nichts Neues schafft, kein Leben weckt.

Von Stonyhurst kehrte ich im August 1872 in die Heimat zurück.

Viertes Kapitel.

Bonn und Göttingen (1872—1875).

In meinem Elternhause hatte sich inzwischen ein Ereignis vollzogen, das in seinen Folgen für mich und für die Richtung meines Lebensweges bedeutungsvoll werden sollte.

Während der letzten Tage meines Aufenthaltes in England — ich weilte gerade auf dem Landsitze Newnham Paddox des Earl of Denbigh — erhielt ich die Nachricht von der Verlobung meiner Schwester Marie mit dem Grafen Franz zu Stolberg-Stolberg.

Der Bräutigam war ein Enkel des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg-Stolberg, des bekannten, katholisch gewordenen Dichters. Sehr früh verwaist, wurde mein Schwager in der Familie seines Onkels, meines Paten, des schon erwähnten Grafen Cajus zu Stolberg-Stolberg erzogen. Erst österreichischer Offizier, diente er später als Zuave in der päpstlichen Armee, bis diese durch die Einnahme Roms verschwand. Dann übernahm er die Bewirtschaftung seiner im Königreiche Sachsen gelegenen Güter.

Die Verlobung und später die Heirat waren in fast jedem Betracht unglückliche Ereignisse. Meine Schwester war brustleidend; mein Schwager war zuckerkrank, was bei der Verlobung allerdings noch nicht bekannt war. Eine eigentliche Neigung meiner Schwester war auch nicht vorhanden. Die ganze Sache war eine von den Stolberger Cousinen — denselben, welche die „Kreuzzeitung“ verbrannt hatten — fast mit Gewalt durchgedrückte; sie wollten ihrem Vetter eine gute Frau verschaffen. Daß meine Eltern einwilligten, hat mich stets gewundert. Aber auch hier siegte fälsch verstandene Religion über Menschlichkeit: „Franz ist ein so guter, frommer Katholik, das muß eine gute Ehe geben“.

Mit meiner Schwester Marie verband mich ein ganz besonderes Band. Sie war meine Beraterin, meine Vertraute; sie war auch die unablässige Mahnerin an meine „Pflicht“, Jesuit zu werden. Ihr frühzeitiger Tod im Juli 1878, der mit allem, was ihm vorherging und ihn begleitete, einen unauslöschlichen Eindruck auf mich machte, stieß förmlich meinen Willen in die Richtung, die sie während ihres Lebens stets als die von mir einzuschlagende bezeichnet hatte. Ich komme auf die schmerzlichen und für mich wichtigen Dinge noch zurück.

* * *

Im Oktober 1872 bezog ich die Universität Bonn, an der mein älterer Bruder Wilhelm schon seit einem Jahre weilte. Gleich ihm wurde ich „Jurist“ und belegte bei Stintzing, Schulte, Bauerband, Sell, Hälschner. Viel mit dem Studium gab es aber nicht. Geselliges Leben, Vergnügungen gingen leider vor.

Mit mehreren anderen adeligen jungen Leuten bildeten wir eine kleine Gesellschaft für uns. Unter ihnen war auch Freiherr Luis von Aehrenthal, der vielgenannte österreichische Minister des Äußern. Damals hätten wir in „Luis“ gewiß nicht einen künftigen hervorragenden Staatsmann gesucht; er galt unter uns für nichts weniger als begabt. Ich glaube auch nicht, daß sein Wirken als Minister segensreich für Österreich sein wird. Die von ihm unternommenen Schritte in Bosnien und der Herzegowina lassen Voraussicht und Überlegung vermissen.

Zu den angenehmen Verkehrserinnerungen gehört die an den spätern Großherzog Friedrich

Franz III. von Mecklenburg, der als Erbgroßherzog mit uns in Bonn studierte und sich als liebenswürdiger, vornehm denkender Herr erwies. Auch mit dem Erbgroßherzoge von Oldenburg, dem jetzigen Großherzoge, der sich gleichfalls „studienhalber" in Bonn und Umgegend aufhielt, verkehrten wir häufig. Er hat sich glücklicherweise aus einem recht unnützen jungen Manne zu einem tüchtigen Fürsten entwickelt.

Wie in sozialer Beziehung — töricht genug! —, so, und noch vielmehr, in religiöser Hinsicht war unsere Gesellschaft sehr exklusiv. Ultramontane Katholizität war Grundgesetz. Der beginnende Kulturkampf und die gerade in Bonn wegen des Altkatholizismus scharfen Gegensätze vertieften unsere ultramontane „Gesinnungstüchtigkeit". Einige Proben:

Das Exkommunikationsdekret gegen die altkatholischen Professoren Reusch und Langen schrieb ich ab und heftete es, während einige andere von uns Wache standen, in der Dunkelheit an das schwarze Brett der Universität. — Als Professor v. Stintzing in einer Vorlesung den Staat die alleinige Quelle des öffentlichen Rechtes nannte und von der absoluten staatlichen Souveränität sprach, verließen mehrere von uns demonstrativ den Saal: die antiultramontane Lehre, welche die Oberhoheit der Kirche über den Staat leugnete, verdiente einen Protest. — Auf einer Abendgesellschaft beim Kurator der Universität, Beseler, erschien auch der altkatholische Bischof Reinkens. In auffälliger Weise ließen wir uns ihm nicht vorstellen, und als er an dem Tische, an dem einige von uns saßen, jemand ansprach, standen wir rücksichtslos auf und gingen fort. — Wir verkehrten viel im Hause meines Vetters, des spätern Generalfeldmarschalls Freiherrn von Loe. Er hatte damals die Bonner Königshusaren, die er während des Feldzuges geführt hatte, eben abgegeben, aber sein Haus in Bonn, worin seine Frau und Kinder wohnten, behalten. Einige Zeit weilte dort die seiner Frau befreundete viel genannte Nonne Amalie von Lassaulx, die dem Unfehlbarkeitsdogma sich nicht unterwerfen wollte. Während ihrer Anwesenheit wurde das Haus meines Vetters von uns gemieden. Eine Begegnung mit der „Ketzerin" hätte uns „befleckt" Nicht „befleckt" wurden wir aber durch den Verkehr im gleichen Hause mit der bekannten Freundin Lassalles, der Gräfin Sophie Hatzfeld, obwohl sie auch damals mit einem andern sozialistischen Freunde — ich glaube, er hieß Mende — zusammen lebte. Dadurch will ich keinen Stein werfen auf die geistreiche und tapfere Frau, die in Betätigung ihrer Freiheit sich über konventionelle religiöse und gesellschaftliche Formen hinwegsetzte. Die Worte sind lediglich zu verstehen von meinem damaligen ultramontanen Standpunkte aus. Nach ultramontaner Auffassung ist eben „Ketzerei" weit schlimmer als jede andere Verfehlung. Ein „Ketzer" muß „verbrannt", muß gemieden werden, auch wenn er noch so edel und sittlich hochstehend ist.

Doch genug der ultramontanen Torheiten, die ich damals mitmachte.

* * *

Aus dem Bonner Aufenthalt ist noch zu erwähnen mein Anschluß an die katholische Studentenverbindung „Arminia". Der Jesuit von Doß, der mich durch steten Briefwechsel an sich gefesselt hielt, ließ mir keine Ruhe, bis ich in die „Arminia" eintrat. Es wurde mir nicht leicht. Denn — um es offen zu gestehen — auch ich war damals von Adelshochmut angekränkelt; und trotz aller Katholizität galten in den katholischen Adelskreisen die katholischen Studentenverbindungen für „plebejisch": man müsse sie grundsätzlich billigen und offiziell unterstützen, aber mit den „Rauhbeinen" zu verkehren, sei nicht möglich. Sehr deutlich kehrte diesen Standpunkt der jetzige „Generalkommissar für die Generalversammlungen der deutschen Katholiken", Graf Droste-Vischering-Erbdroste, hervor. Als er einmal zu Besuch in Bonn weilte, bat ich ihn, an einem Kneipabend der „Arminia" teilzunehmen; er lehnte sehr energisch ab: in solcher Gesellschaft sei ihm nicht wohl.

So stieß ich denn bei meinen studentischen Standesgenossen, zumal bei meinem Bruder Wilhelm, auf heftigen Widerspruch, als ich mit der Absicht hervortrat, katholischer Verbindungsstudent werden zu wollen. Dennoch führte ich die Absicht durch, weil, wie gesagt, der Jesuit von Doß mir die Sache als „katholische Pflicht" hinstellte. Und ich bereue es nicht. Denn so habe ich aus eigener Erfahrung, als „Armine" in Bonn und später als „Winfriede" in Göttingen, die enge Zusammengehörigkeit von katholischen Studentenverbindungen und Zentrum kennen gelernt.

Im übrigen ist das Leben in den katholisch-religiösen Studentenverbindungen nichts weniger als religiös. Pokuliert wird in ihnen wohl

nicht weniger als in anderen nicht-konfessionellen Vereinigungen auch.

Die aristokratische Abneigung gegen die „plebejischen" Studentenverbindungen findet übrigens — und hierin liegt das Wichtige der scheinbaren Bagatelle — ihre Fortsetzung im Zentrum.

Immer und immer wieder glaubt man aus diesen und jenen Vorgängen innerhalb der Zentrumskreise und des katholischen Volkes schließen zu dürfen auf „Mauerfraß" im Zentrumsturme. Der Schluß ist falsch. Die Gegensätze, die im Zentrum bestehen, sind zurückzuführen auf die Formel: Aristokratie / Demokratie. Aber entgegen den früheren Zeiten, in denen das aristokratische Moment den Ausschlag gab, ist heute die demagogische Demokratie am Ruder. Die Vertreter des Adels im Zentrum (Hompesch, Praschma, Loe, Galen, Wolff-Metternich, Spee usw.) haben sich, um nicht ihrer Mandate verlustig zu gehen, der Demokratie, wenn auch widerwillig, gebeugt. Die wenigen Adeligen, die es nicht getan haben, sind aus den Parlamenten hinausgedrängt worden. Einige unter ihnen suchen jetzt in der „Deutschen Vereinigung" dem Zentrum Abbruch zu tun. Man legt solchen Dingen in der nicht ultramontanen Welt aus Unkenntnis viel zu viel Wichtigkeit bei. Das Wort vom Schlagen und Sich-wieder-vertragen gilt ganz besonders vom Zentrum, von seinen Wählern und darüber hinaus vom ultramontanen Katholizismus überhaupt. Es gibt gewiß auch dort Meinungsverschiedenheiten, aber das allgemein ultramontane Interesse beherrscht und nivelliert sie schließlich alle. Die Fronde gegen das Zentrum ist deshalb im wesentlichen bedeutungs- und wirkungslos, weil sie nicht getragen wird von antiultramontaner Gesinnung. Die Frondeure sind selbst ultramontan, so gut wie das Zentrum, d. h. sie selbst stehen gleichfalls noch im Banne der Anschauung, daß „Rom", Papst und Bischöfe, die entscheidenden Instanzen in allen Fragen auch des öffentlichen Lebens sind. So stimmen sie gerade in dem Punkte mit dem von ihnen „bekämpften" Zentrum überein, der dessen Kern und Wesen ausmacht. Wie sollen da wirkliche, aufreibende Gegensätze entstehen?!

* * *

Innerlich war für mich das Bonner Jahr ein sehr zerrissenes.

Das Bewußtsein, gegen die „Berufsgnade" mich zu verfehlen, indem ich den Schritt in den Orden noch immer nicht tat, verließ mich nicht. Außerdem sorgten Briefe meiner Mutter, meiner Nonnenschwester Luise (oben S. 25), meiner Schwester Marie und des Paters von Doß dafür, daß der Stachel nicht stumpf wurde. Auf der andern Seite tat sich die Welt, zu der ich doch eigentlich gehörte, immer mehr vor mir auf. Auch die Liebe zu meiner Cousine fand in Bonn reichliche Nahrung. Sie weilte oft und für längere Zeit dort im Hause ihrer Großmutter, einer Gräfin H., und ihr ständiger Wohnsitz war auch in der Nähe.

Ich eröffnete mich einem Freunde, der in Bonn wohnte, dem Freiherrn Karl von Boeselager; allein da kam ich vom Regen in die Traufe. Er selbst hatte den Entschluß gefaßt, Jesuit zu werden (den er bald darauf auch ausführte), und mit der ganzen Heftigkeit seines Temperaments, das obendrein von Mystizismus durchtränkt war, redete er mir stundenlang durch den Tabaksqualm seiner nie ausgehenden langen Pfeife zu, „die Welt mit ihrer Eitelkeit zu verachten" und „dem innern Rufe" zu folgen.

* * *

Auch die Zeitverhältnisse wiesen mich mit drängender Gewalt auf den Jesuitenorden hin. Das „Jesuitengesetz" vom Juli 1872 hatte den Orden aus Deutschland ausgewiesen; dadurch stieg die Begeisterung für ihn in katholischen Kreisen nur höher, und es war wie ein mir folgendes Verhängnis: gerade meine Familie wurde durch die Ausweisung des Ordens noch enger mit ihm verknüpft.

Mein Vater besaß in Holland, hart an der deutschen Grenze und wenige Stunden von meinem Elternhause entfernt, eine Besitzung mit altertümlichem Schlosse. Meine Mutter, beeinflußt durch den Jesuiten Behrens, setzte es durch — ich weiß, es kostete harte Kämpfe —, daß mein Vater Blyenbeck (so hieß das Schloß) den ausgewiesenen „deutschen" Jesuiten als ständigen Wohnsitz zur Verfügung stellte. Die Nachricht erregte damals viel Aufsehen. Der „Kladderadatsch" schrieb dazu das beißende, aber nur zu wahre Sprüchlein:

O Graf, ich hab's vernommen und sag' das Eine bloß:
Leicht kann man sie bekommen, doch schwer wird man sie los.

Waren schon früher die Jesuiten sehr häufige Gäste bei uns, so hörte jetzt ihr Kommen und Gehen nicht auf. Ihr Einzug in Blyenbeck

wurde in feierlichster Weise begangen. Meine Eltern fuhren den Provinzialobern, Pater Oswald, im Viererzug nach Blyenbeck. Dort wurden feierliche Ansprachen gewechselt, in denen unbegrenzte Dankbarkeit und unbegrenzte Wertschätzung zu wechselseitigem Ausdrucke kamen.

Wir erwachsenen Kinder die wir den Feierlichkeiten beiwohnten, waren von allem sehr ergriffen. Und, solange man nicht tiefer sah, hatte es auch etwas Ergreifendes: eine Schar von Männern. die bisher ruhig und friedlich, scheinbar nur Werken der Frömmigkeit ergeben, in Deutschland gelebt hatten, wird „in die Verbannung gestoßen". Mitleid und Bewunderung sind mächtige Triebfedern; sie trieben auch mich aufs neue wieder an, meinem Vorsatze, trotz allem innern Widerstreben, treu zu bleiben. Aber zur Tat konnte ich nicht kommen.

Die nächste Folge der „Vertreibung" der Jesuiten aus Deutschland war für meine Familie, daß von jetzt an unser „Hausgeistlicher", entgegen dem Gesetze, ständig ein Jesuit war: die Patres Hausherr, Kohlschreiber, Platzweg, Meier usw. folgten in dieser Stellung aufeinander. Besonders Pater Hausherr, ein Schweizer von abschreckendem Äußern, gewann großen Einfluß auf uns alle; seinen Namen machte er zu tatsächlicher Wahrheit.

* * *

Ein in dieses Jahr fallender Besuch bei Pater von Doß (S. 108) vermehrte die seelische Verwirrung. Er hatte mich aufgefordert, ihn an seinem „Verbannungsorte" aufzusuchen. Der „Verbannungsort" war das auf einer Taunushöhe bei Hofheim entzückend gelegene und eingerichtete Schlößchen Marxheim der verwitweten Prinzessin Alexander zu Solms-Braunfels, einer geborenen Freiin von Landsberg-Steinfurth, einer Verwandten von mir, die den Jesuiten als ihren Gewissensführer dort beherbergte.

Bis zum grauenden Morgen saßen der Jesuit und ich die schwüle Sommernacht hindurch im Garten. Die Hammerschläge seiner asketischen Rhetorik fielen nur so auf mein ohnehin schon bedrücktes Gewissen. Immer und immer wieder schrie er mir in die Ohren: „Es ist der Teufel, der dich zurückhält", und er schilderte die Persönlichkeit des Teufels, wie er um mich her sei, so lebendig, daß ich in jener Nacht und noch lange nachher den „Bösen" fast zu sehen vermeinte.

Wie zerschlagen kehrte ich nach Bonn zurück, aber ins Noviziat trat ich doch nicht.

* * *

Das Sommersemester ging zu Ende. Schwere Ferien verlebte ich: der Eintritt meiner Cousine, der mein Herz gehörte, ins Kloster stand bevor. Es war mir unerträglich, dabei in der Nähe zu sein. So ging ich zu meiner inzwischen verheirateten Schwester Marie Stolberg nach Sachsen und von da aus zu einem Verwandten, dem Grafen Praschma, nach Oberschlesien. Aber es war nur räumliche Scheidung. Meine Seele kam nicht los von den beiden in eins zusammenfließenden Gedanken: Ende meiner Liebe und Eintritt in den Orden.

* * *

Auf der Rückreise nach Hause entging ich zum zweiten Male mit knapper Not dem Tode. An das Erlebnis knüpfte sich ein Etwas, das der Erzählung wert ist.

Von Berlin aus benutzte ich den damals (1873) schnellsten Zug nach Köln, den sogenannten „Jagdzug", der den Lehrter Bahnhof zwölf Uhr mittags verließ und bald nach neun Uhr in Köln war. Ich hatte mich in einem dreisitzigen Halbabteil erster Klasse an der Spitze eines Wagens installiert; aber plötzlich ergriff mich eine unerklärliche Unruhe und ich suchte mir einen Platz in einem Abteil in der Mitte des Wagens. Bei der Station Berge-Borbeck entgleiste unser Zug in voller Fahrt; es gab drei Tote und viere Verletzte. Das Halbabteil, in dem ich zuerst Platz genommen hatte, wurde eingedrückt; das Abteil in der Mitte des Wagens hielt den Stoß aus, und so wurde ich gerettet.

Damals sah ich in der Unruhe, die mich auf dem Lehrter Bahnhofe veranlaßte, den zuerst gewählten Platz zu verlassen, eine Mahnung der „göttlichen Vorsehung". Ich komme im zweiten Teile auf meine jetzige Auffassung von Gott und seiner Vorsehung ausführlich zu sprechen. Hier, in bezug auf dieses Ereignis, nur so viel:

War die Unruhe, die mich rettete, wirklich das Werk Gottes und seiner Vorsehung, so wurde ich von Gott gerettet, um, nach einem harten Leben in der römischen Kirche und im Jesuitenorden, beiden Institutionen als erbitterter und kenntnisreicher Gegner zu erstehen. Zu meiner Lebensaufgabe, Bekämpfung von Ultramontanismus und Jesuitismus, bin ich also, durch besonderen göttlichen Schutz, gewissermaßen prädestiniert worden, d. h. er hat die Lebensaufgabe, sie vorausschauend, gebilligt. Denn wie hätte Gott,

der doch nach ultramontan-katholischen Begriffen voraussah, welchen Weg ich einschlagen werde, mich sonst auf so merkwürdige Weise „gerettet", wenn er mit dem vorausgesehenen Wege nicht einverstanden gewesen wäre? Wäre es dann nicht barbarische Grausamkeit gewesen, meinen „guten" Tod in fast wunderbarer Weise verhindert und mich dadurch dem „schlechten" Wege zugeführt zu haben?

Ultramontane Gläubige mögen das für sie heikle Dilemma lösen. Ich sage zu dem Vorgange:

Es gibt mehr Ding' im Himmel und auf Erden,
Horatio,
Als eure Schulweisheit träumt.

* * *

Nach Bonn wollte ich nicht mehr zurück; zu viele Erinnerungen waren und blieben dort lebendig. So wählte ich Göttingen. Meinen Eltern wurde die Zustimmung gerade zu dieser Universität mitten in protestantischem Lande nicht leicht. Aber wenn ich geglaubt hatte, mit dem Wechsel der Umgebung den Gedanken zu entfliehen, so hatte ich gründlich geirrt.

Liebend durfte ich meiner ins Kloster getretenen Cousine nicht mehr gedenken. Zur Sünde hätte ich es mir damals angerechnet, eine Nonne zu lieben. Aber sie stand vor mir als helles Vorbild, als Mahnerin, als Ruferin. Sie hatte den Schritt getan. War es nicht feige, ihr nicht zu folgen? Durfte ich ein mehr als behagliches Leben weiter genießen, während sie in selbstgewählter Armut und Abtötung dahinlebte? So führte ich damals in Göttingen (später verbrachte ich noch ein Semester dort) als zwanzigjähriger Student ein in vieler Beziehung fast klösterliches Leben. Den Studien kam es zugute (ich hörte eifrig Ihering, Mejer, Waitz, Frensdorff), meinem Charakter nicht. Unruhe, Halbheit und Schwanken wurden stärker. Ich stand nicht mehr auf eigenen Füßen, ich dachte nicht mehr meine Gedanken, sondern die anderer

* * *

Schwer traf mich während meines Göttinger Aufenthaltes der Tod meines Vaters.

Beim Vorlesen eines Briefes meiner Schwester Marie, welche die schwere und unheilbare Erkrankung (Zuckerkrankheit) ihres Mannes mitteilte, brach mein Vater, unter den Worten: „das arme Kind", vom Schlage gerührt zusammen. Sein strenges Äußere hatte ein gefühlvolles Herz umschlossen. Neun Tage lag er bewußtlos; dann, am 19. Dezember 1874 (29 Jahre später starb am gleichen Tage meine Mutter), löschte ein sanfter Tod sein Leben aus.

Das Ereignis vertiefte Schwermut und Unbefriedigtheit, die sich über mein junges Leben gelagert hatten.

Wenige Monate später, im März 1875, starb auch meine Schwester Antonia, die seit April 1874 mit dem Grafen Franz Xaver Korff-Schmising-Kerssenbrock verheiratet war. Ihr tragisches Ende zusammen mit dem ihres Kindes, nach nur einjähriger Ehe, hinterließ tiefe Spuren in meinem religiösen Leben.

Als ihre Entbindung, die ihr Tod werden sollte, bevorstand, war ich in den Osterferien zu Hause. Die Nachrichten lauteten immer bedenklicher. Meine Mutter reiste hin. Ich, als echter Sproß meiner Familie, nahm meine Zuflucht zur — Muttergottes von Kevelaer. Von Kindesbeinen an war ich es ja so gewohnt, für alles und jedes nach Kevelaer zu pilgern (oben S. 17f.). Neun Tage lang — eine Novene — machte ich jeden Morgen den zweistündigen Weg nach Kevelaer hin und zurück zu Fuß, betete mit Inbrunst am „Gnadenbilde" für das Leben der Schwester. Als ich am neunten Tage, von Kevelaer heimkehrend, in den innern Hof meines Elternhauses schritt, kam von der andern Seite der Telegraphenbote. Er übergab mir eine Depesche meines Schwagers: Mutter und Kind tot!

Es war, als ob ein Keulenschlag auf ein sorgsam behütetes religiöses Herzensheiligtum niederführe. Ganz habe ich den Eindruck nie überwunden. Das Kevelaerer „Gnadenbild" behielt von da an für mich etwas Abschreckendes. Ich konnte, so sehr ich mich auch dagegen wehrte, bei seinem Anblicke den Gedanken an einen gefühl- und erbarmungslosen Fetisch nicht mehr recht los werden.

Selbst eine Wallfahrt nach Lourdes, die ich im August desselben Jahres mit meiner Schwester Marie und ihrem Manne, die den ersten deutschen Pilgerzug nach Lourdes führten, unternahm und von der noch zu sprechen sein wird, vermochte meine Muttergottesverehrung in ihrer früheren Sicherheit nicht wiederherzustellen. Sie hatte einen Stoß bekommen, dessen Wirkungen blieben.

Beide Todesfälle, von Vater und Schwester, so rasch aufeinander folgend, führten Vergänglichkeit und Nichtigkeit des Irdischen mir wieder eindrucksvoll vor Augen und verstärkten die schon vorhandene Weltflüchtigkeit meiner Gedanken.

überhaupt: fast aus jedem einschneidenden Begebnisse hörte ich damals die Mahnung: Verlasse die Welt, werde Ordensmann, Jesuit!

* * *

Im Sommer 1875 meldete ich mich von Göttingen aus als Einjährig-Freiwilliger beim 1. Garde-Dragonerregiment in Berlin. Als „dauernd unbrauchbar" wurde ich zurückgewiesen. Und das kam so.

Ich hatte den lebhaften Wunsch zu dienen, wie jeder gute Preuße. Meine Mutter widerstrebte, nicht aus antipreußischen Gründen, sondern weil die Angst in ihr aufgestiegen war, meine Gesundheit werde den Dienst nicht aushalten. Das schwere Leiden ihrer Tochter Marie, der Tod von drei Kindern (Lothar † 1863, Adrian † 1864, Antonia † 1875) und der meines Vaters († 1874) hatten die mütterliche Sorge um das Leben der übrigen gesteigert. Ihr Vetter, General von Loe (der spätere Generalfeldmarschall), führte damals die Gardekavalleriebrigade in Berlin. Das lockte mich, bei einem seiner stolzen Regimenter mich zu melden; es veranlaßte aber auch meine besorgte gute Mutter, Walther Loe zu schreiben, er möge alles tun, damit ich nicht angenommen werde. Und merkwürdigerweise willfahrte er dem Wunsche. Er empfing mich mit den Worten: „Nee Paul, dich nehmen wir nicht; die Mutter will es nicht". Mit einem verschlossenen Briefe schickte er mich zum Generalarzt Böger, dem Leibarzte Kaiser Wilhelms I. Böger gab mir eine Prognose auf „Schwindsucht" für den Regimentsarzt mit. Auch in der Kaserne hatten mütterliches Widerstreben und vetterlicher Einfluß schon gewirkt. Der Oberst (er hatte einen polnischen Namen, den ich vergessen habe), dem ich mich vorstellte, sagte mit einem gewissen Lächeln: „Nein, lieber Graf, das wird wohl leider nichts geben". Er führte mich selbst zum Regimentsarzt und überließ mich ihm zur Untersuchung mit dem Bemerken: „Da haben Sie einen Untauglichen". Die Untersuchung dauerte lang; ich merkte deutlich, wie es dem guten Manne schwer wurde, mir das „dauernd untauglich" ins Zeugnis zu schreiben. Aber entgegen dem Generalarzte der Armee, dem Brigadegeneral und dem Regimentskommandeur wagte er nicht zu handeln. Erst später kam mir zum Bewußtsein, daß das alles doch eigentlich Unrecht war. Damals ärgerte ich mich nur, kein 1. Gardedragoner werden zu können. Das Dienstjahr in Berlin hätte mich wohl auf andere Gedanken gebracht; es hätte mich durch seine stramme Zucht und durch seine gesellschaftlichen Anforderungen wahrscheinlich geheilt von der inneren Halbheit und von der Angst vor der „Welt". Aber es sollte eben nicht sein.

Fünftes Kapitel.

Der „Kulturkampf". Wallfahrt nach Lourdes und ihre Folgen.

Das verhängnisvollste kirchenpolitische Ereignis des 19. Jahrhunderts, das in seinen verderblichen Ergebnissen auch wohl noch das 20. Jahrhundert religiös und konfessionell beherrschen wird, der „Kulturkampf", hat auf mein Innenleben denkbar stärksten Eindruck gemacht.

Wer dem Ultramontanismus in Deutschland neues Leben hätte einhauchen, wer die deutschen Katholiken zu einer mächtigen und auf Jahrzehnte hinaus unzerstörbaren „politischen" Partei hätte zusammenschweißen wollen, der hätte kein zweckdienlicheres Mittel wählen können als den „Kulturkampf", wie er unter Bismarckscher Ägide geführt wurde.

Hier hat der große Geist des großen Mannes aus Unkenntnis über das Wesen der katholischen Religion, über das Wesen des Ultramontanismus, über den Unterschied zwischen beiden sich zu Schritten und Maßnahmen verleiten lassen, die das Gegenteil von dem erreichten, was erreicht werden sollte. Statt Schwächung des Ultramontanismus, statt seiner Ausschaltung aus dem politischen und kulturellen Leben des neuen deutschen Reiches erwuchs diesem schlimmsten aller Kulturfeinde ein ungeheurer Machtzuwachs, und die Verschmelzung zwischen ihm und der von ihm mißbrauchten katholischen Religion wurde enger denn je zuvor. Und weshalb? Weil fast jedes „Kulturkampfgesetz" nicht so sehr den Ultramontanismus als vielmehr die katholische Religion traf und so die religiösen Gefühle der Katholiken, die sich in ihrem Heiligsten angegriffen glaubten und es vielfach auch waren, aufs schwerste verletzte. So wurde ein Widerstand entfacht, der zu einem Canossagange des Staates führte und das Zentrum schuf.

Auf die kirchenpolitische Seite des „Kulturkampfes" gehe ich hier nicht ein. In meinen beiden Büchern: Moderner Staat und römische Kirche (Berlin, C. A. Schwetschke und Sohn) und: Rom und das Zentrum (Leipzig, Breitkopf und Härtel) ist der „Kulturkampf" nach dieser Richtung hin ausführlich gewürdigt und gezeigt

worden, wie der so notwendige richtige Kulturkampf (nicht ein „Kulturkampf" in Gänsefüßchen) zu führen ist. Hier spreche ich vom „Kulturkampfe", wie er religiös auf mich gewirkt hat.

Die Wirkung war: alles, was durch Vererbung und Erziehung an ultramontanem Katholizismus in mir aufgehäuft lag, erhielt durch den „Kulturkampf" neues Leben.

Ich sah, wie Bischöfe ins Gefängnis oder auf die Festung wandern mußten, weil sie sich nicht als vom Staate „abgesetzt" betrachten wollten; ich sah, wie Geistliche gleich Verbrechern verfolgt und bestraft wurden, weil sie Kranken und Sterbenden die Tröstungen ihrer Religion spendeten, oder Tote kirchlich beerdigten; ich sah, wie Polizeibeamte und Gendarmen in Kirchen drangen und vom Altare weg Priester in den liturgischen Gewändern verhafteten, weil sie Messe lasen; ich sah, wie das dem Katholiken Heiligste, die konsekrierte Hostie, von nicht-katholischen Staatsbeamten roh und gewaltsam aus dem Tabernakel entfernt wurde.

Solche Dinge mußten ein religiöses Herz zu begeisterter Hingabe an die so maßlos töricht und zugleich brutal angegriffene Religion entflammen.

Die Verhältnisse gaben mir Gelegenheit, meine Hingabe auch äußerlich zu bekunden.

Mein Elternhaus war zum Versteck geworden für verfolgte Geistliche, die, im Bauernkittel verkleidet, bei Nacht und Nebel die polizeilich verbotene Seelsorge ausübten. Ich fuhr sie auf Feld- und Waldwegen über Land, und nicht selten entzogen meine flinken Ponies sie dem nachsetzenden Gendarmen. — Lange Zeit hindurch hielt sich der damalige „abgesetzte" und mit Gefängnis bestrafte Weihbischof von Posen, Dr. Janiszewski, bei uns verborgen. Auf seinen Spaziergängen waren ich und mein Bruder seine Begleiter, um ihn vor möglichen Gefahren, in Gestalt von Polizisten, zu behüten. — Der gleichfalls „abgesetzte" Bischof von Paderborn, Dr. Martin, war in der meinem Elternhause nicht allzu fernen Festung Wesel interniert. Durch den Pfarrer von Geldern ließ er mitteilen, er werde in der und der Nacht entfliehen und bat um unsere Hilfe. Auf verschiedenen Wegen fuhren mein älterer Bruder und ich ihm in der Nacht entgegen. Mein Bruder traf ihn und brachte ihn über die holländische Grenze. — In Köln war ich Augenzeuge der Verhaftung des Erzbischofs Melchers und hörte, wie die tausendköpfige Menschenmenge den häßlichen Polizeiakt mit dem gewaltigen Liede begleitete: „Wir sind im wahren Christentum, Herr, Gott, dir glauben wir". Ich sah dann wenige Tage später den Erzbischof in seiner Gefangenenzelle und las im Gefängnisregister seine Eintragung, mitten unter Dieben und Spitzbuben, als: „Melchers, Paul, Dr., Korbflechter".

Daß eine Zeit mit derlei Erlebnissen den Sinn immer wieder hinlenkte auf Geistliches im Gegensatze zu Weltlichem, ist erklärlich. Der Opfermut von Priestern und Bischöfen, den ich täglich vor Augen hatte, wirkte wie ein ständiger Mahner, auch mein „Gott schuldiges Opfer" nicht zu vergessen.

* * *

Die düstere, weltabgekehrte Stimmung, in die mich der Tod von Vater und Schwester versetzt hatte, und die religiös erregenden Erlebnisse des „Kulturkampfes" machten mich nur zu bereit, im August 1875 einem deutschen Pilgerzuge mich anzuschließen, den meine Schwester Marie und ihr Mann, Graf Franz zu Stolberg-Stolberg, nach Lourdes führten.

Lourdes stand damals als Wallfahrtsort auf der Höhe seines marianischen Ruhmes, von der es auch heute leider noch nicht herabgesunken ist.

Einem Bauernmädchen, Bernadette Soubirous, war im Jahre 1858 in einer Felsengrotte bei Lourdes achtzehnmal die Muttergottes „erschienen", die sich selbst als die „unbefleckte Empfängnis" (je suis l'immaculée conception) bezeichnete. Eine Quelle begann zu sprudeln, die bald in solcher Fülle strömte, daß jetzt ihre täglichen 122 Kubikmeter Wasser neun für Kranke bestimmte Badebehälter speisen. Mit „Erscheinung", Quelle und „wunderbaren Heilungen" durch das Quellwasser war der Wallfahrtsort fertig. Zu Tausenden (jetzt zu Millionen) eilten Gläubige aus allen Ländern nach Lourdes. Die Päpste Pius IX., Leo XIII. und Pius X. deckten die Sache mit ihrer Autorität. Ein Dekret der Ritenkongregation vom 13. November 1907 hat sogar für die ganze Kirche das „Fest der Erscheinung der Unbefleckten Jungfrau Maria" (Apparitio Beatae Mariae Virginis Immaculatae) eingeführt, mit eigener Messe und eigenem Offizium (Breviergebet), so daß man fast sagen kann, die Kirche selbst habe ihr „unfehlbares" Urteil für die Echtheit der Lourdes-Erscheinungen abgegeben.

Die Tage, die wir in Lourdes verlebten, wa-

ren Tage äußersten religiösen Paroxismus'. Macht sich Massensuggestion schon an deutschen Wallfahrtsorten geltend, so schwingt sie im französischen Lourdes ihr Szepter souverän. Wer als gläubiger Katholik, angefüllt mit Wunderglauben, nach Lourdes kommt, kann sich den erregenden Einflüssen, die dort die Atmosphäre durchströmen, nicht entziehen. In der wunderbaren Pyrenäennatur wirkt der vor der Erscheinungsgrotte, durch die prachtvolle Basilika, in den Straßen der Stadt brausend und tosend in laut betenden und singenden Menschenmassen unaufhörlich Tag und Nacht sich fortwälzende religiöse Fanatismus, der jeden Ansatz ruhiger Überlegung im Keime erstickt, berauschend. „Geheilte" verkünden laut ihr Glück, Heilungsuchende laut ihr Unglück; die Stirne an den „heiligen" Felsen gedrückt bekennen die Pilger ungescheut ihre Sünden, rufen in endloser Wiederholung ihre Wünsche; vertrauensvoll tauchen die Kranken in das eiskalte Wunderwasser.

Käme ich jetzt, mit meinen so völlig anderen Begriffen von Gott und Religion, wieder nach Lourdes, das Pathologische des Schauspieles würde mir nicht entgehen, damals sah, hörte, fühlte ich nur das Religiöse.

Auch ich war hingepilgert als Heilungsuchender. Ich wollte, wie ich glaubte, die Schwäche und Feigheit meines Willens, der vor der Ordensschwelle zurückscheute, dort heilen. Und Tatsache war, daß ich, von Lourdes zurückgekehrt, mich beim Provinzialoberen der „deutschen" Ordensprovinz, Pater Hövel, zum Eintritte meldete, daß ich das Noviziatshaus Exaeten aufsuchte, daß ich dort als „Kandidat" wenige Tage weilte und — es wieder verließ.

Lourdes hatte meiner widerstrebenden Natur einen Peitschenhieb versetzt. Als dessen aufstachelnde Wirkung vorüber, war das Widerstreben das alte: ich wollte nicht, ich konnte nicht.

Über den damaligen flüchtigen Aufenthalt im Noviziatshause zu Exaeten ist nichts zu sagen. Um so mehr über die nun folgende Zeit bis zu meinem wirklichen Eintritte.

Sechstes Kapitel.

Die Jahre 1876—1878.

Viel des Schweren hat auf meiner Jugend gelastet. Die Jahre 1876—1878 enthielten davon ein Übermaß.

Aus den wenigen in Exaeten als „Kandidat" zugebrachten Tagen entstanden Wirkungen, von deren qualvollem Drucke sich niemand eine Vorstellung machen kann. Harte äußere Erlebnisse kamen hinzu. Und all das Schwere, all das Harte drängte mich, den damals innerlich unfreien, gefesselten Menschen, auf das eine Ziel, das seit meinen Kindertagen mir vorgehalten worden war, das mein innerer Blick nie aus dem Auge verloren hatte und vor dem doch Natur und Wesen stets zurückgeschreckt waren.

* * *

Wer eine Ordensschwelle überschritten, aber den Fuß, wenn auch noch so rasch, wieder zurückgezogen hat, gilt in ultramontan-katholischen Kreisen als religiös anrüchig. Ein Stigma wird ihm aufgedrückt: er hat eine der größten „Gnaden" Gottes mißachtet; sein „Seelenheil" ist in Gefahr.

Wie jede ultramontane Familie es als höchste Ehre betrachtet, wenn ein Sohn, eine Tochter Ordensmann oder Nonne wird, ebenso fühlt sie es als Schimpf, wenn Sohn oder Tochter aus dem Ordenshause zurückkehrt. Mit vielen Beispielen könnte ich diese verderbliche Auffassung als Tatsache erweisen. Sie ist schuld, daß zahlreiche junge Leute beiderlei Geschlechts lieber das Unglück ihres Lebens im Orden herumschleppen, als daß sie in die Familie zurückkehren und dort wieder nützliche Glieder der Gesellschaft werden. Sie wissen: man wird mich verachten. Und die Furcht vor der Verachtung hält sie ab, das unerträgliche, wahrhaft unmenschliche Joch abzuschütteln.

Meine spätere Tätigkeit als Exerzitienmeister und Beichtvater, zumal in Nonnenklöstern, hat dies ultramontane Elend mir oft in erschütternder Weise enthüllt. Ich sah zur Freiheit und Selbstbestimmung geborene Menschen sich winden in den Ketten ultramontaner Vorurteile, sah sie zurückweichen vor dem sehnsüchtig erschauten Tore der Freiheit, aus Angst vor dem Brandmale ultramontaner Verachtung.

Unter einem Strome von Tränen und in einer seelischen Erschütterung, deren Anblick ergreifend war, sagte mir einst, in einer Stunde des Vertrauens, die ergraute, langjährige Oberin eines Nonnenklosters: „Seit 38 Jahren tue ich meine Pflicht wie die Sklavin an der Kette; was Glück ist, weiß ich nicht. Ach (und dabei rang sie die Hände), hätte ich doch den Mut gehabt, vor Jahrzehnten den Schritt rückwärts zu lenken. Aber

der mich erwartenden Verachtung wagte ich nicht zu trotzen".

Auch ich wußte, was mir bevorstand, als ich im Oktober 1875, nach kurzem Verweilen, Exaeten wieder verließ. Und in reichlichstem Maße wurde es mir zuteil. Es wurde mir doppelt und dreifach zuteil, weil mein „Beruf" zum Ordensstande „zweifellos" gewesen war; Beichtväter und Seelenführer hatten mit Bestimmtheit mich als „Berufenen" erklärt.

Wie habe ich nicht gelitten unter mitleidiger Geringschätzung! Bis aufs Blut. Und ich gab ihnen recht. Ich stand ja selbst auf dem Standpunkte, der Ordensstand sei das Vollkommenste; ich sei zu ihm „berufen", ich sei also ein Treuloser, ein Gottversucher.

Und nun begann eine Zeit empfindlichster Verdemütigung und Selbstvernichtung. Die Geringschätzung nahm ich an als Buße für meine Treulosigkeit; ich führte einen Vernichtungskampf gegen meine eigene bessere Einsicht. Schimpflichere, bitterer empfundene Haltlosigkeit, als in den Wintermonaten 1875/1876 mein Inneres zersetzte, kann es nicht geben.

Ja, wenn ich innerlich frei gewesen wäre, wie ich es war, als ich 16 Jahre später die Ordensfesseln sprengte! Aber ich war ja ganz und gar ein Gefangener des ultramontanen Katholizismus, befangen in allen seinen Vorurteilen.

Und die größten Peiniger waren die beiden Menschen, die ich damals am meisten liebte: meine Mutter und meine Schwester Marie Stolberg. In gut gemeinter, aber schrecklicher Erbarmungslosigkeit ließen sie mich in Wort und Brief die Schwere meines „Falles" fühlen.

* * *

In solcher Seelenverfassung nahm ich im Januar 1876 meine juristischen Studien wieder auf: erst, bis zum Schlusse des Wintersemesters, in Würzburg, dann, während des Sommersemesters, in Göttingen. Im Herbste 1876 machte ich in Köln mein Referendarexamen.

Eine Anstellung im Staatsdienste wollte ich einstweilen noch nicht. Es drängte mich fort; ich wollte anderes sehen, anderes hören, und die Gelegenheit zu einer größeren Reise war gegeben.

* * *

Das Unglück war über die junge Ehe meiner Schwester Marie Stolberg hereingebrochen: sie schwer brustleidend; ihr Mann hochgradig zuckerkrank. Die Ärzte hatten einen Aufenthalt in Algier verordnet. Seit Herbst 1876 weilten Schwester und Schwager dort. So wurde Algier das nächste Ziel einer monatelangen Reise, die ich mit meinem Bruder Wilhelm und einem Vetter und Jugendfreunde, dem Grafen Paul Wolff-Metternich (jetzigem deutschem Botschafter in London) antrat. Durch Frankreich, Portugal und Spanien führte uns der Weg. Nach langem Aufenthalte in Algier und vielen Jagdausflügen ins Innere des Landes ging es über Tunis, Sardinien, Neapel, Rom, Bologna, Florenz wieder der Heimat zu.

Das viele Schöne und Große, das in mannigfaltiger Gestalt während der langen Reise mir vor Augen trat, gehört nicht hierher. Nur der Aufenthalt in Rom, wo aus der Vergnügungsreise eine Pilgerfahrt wurde, gehört in den Rahmen meiner Darstellung.

Rom hat mir schwere innere Kämpfe bereitet. Mein Christentum, so ultramontan es war, war ein innerliches Christentum. Die Veräußerlichung, die mir in Rom entgegentrat, berührte mich peinlich: vor allem der Glanz des Papsthofes und der Prunk, der die Person des Papstes umgab.

An Empfehlungen fehlte es nicht. Kardinal Ledochowski und der päpstliche Kriegsminister General Kanzler — ein Kriegsminister des „Statthalters Christi"! — nahmen sich besonders meiner an. Im Anschluß an eine allgemeine Audienz durfte ich an einer längeren Unterhaltung teilnehmen, die der Papst nach Audienzen gewöhnlich mit seinem engern Gefolge und wenigen bevorzugten Fremden in seiner Privatbibliothek zu veranstalten pflegte.

Das Äußere Pius' IX., der im höchsten Alter stand, war unerfreulich: klein, untersetzt; ein aufgedunsenes Gesicht mit schlaffen Zügen; ein halb geöffneter Mund, aus dem beständig Feuchtigkeit floß; sehr sichtbare Spuren von Schnupftabak um Nase, Mund und auf der weißen Sontane; unschöner, würdeloser Gang. Aber es war eben der „Statthalter Christi". Dieser Gedanke reißt den gläubigen Katholiken über alles hinweg; nicht bloß über zufällige, störende Äußerlichkeiten der päpstlichen Person, sondern vor allem über die Gegensätze, die zwischen der fürstlichen Hofhaltung des Papstes und seiner Eigenschaft als „Stellvertreter Christi" unausgleichbar bestehen.

Jedem katholischen Romfahrer drängen die Gegensätze sich auf, aber keiner wagt, sie sich einzugestehen; man fühlt den Zwiespalt, aber das Gewicht einer religiösen Überlieferung von mehr als 1500 Jahren, die in jedem echten Katholiken

lebendig ist, glättet den Zwiespalt, läßt den Riß nicht sichtbar werden. So ging es auch mir, und trotz des beklemmenden, im tiefsten Grunde unchristlichen Eindruckes, den der Vatikan und der in seinen prunkvollen Räumen von Schweizer- und Nobelgardisten umgebene „gefangene Papst-König“ mir gemacht hatten, wurde auch ich in Rom ein Pius-Schwärmer, wie alle es waren, mit denen ich dort verkehrte. Sichtbaren Ausdruck gab ich der Schwärmerei durch einen ekelhaften „Reliquien“-Kauf.

Bei einem Besuche des wundertätigen Gnadenbildes Mariä „von der immerwährenden Hilfe“ im Generalatshause der Redemptoristen wurden mir und anderen als „verehrungswürdige“ Gegenstände gebrauchte intime Kleidungsstücke Pius' IX. für ein Geldopfer in die Klosterkasse angeboten. Die Gegenstände (Unterjacken, Unterbeinkleider, Hemden, Strümpfe) stammten von einem päpstlichen Diener. Für eine schweißdurchtränkte Unterjacke opferte ich 100 Lire; ein englischer Freund erstand ein Paar ungewaschener Strümpfe; andere anderes. Daß die Kleidungsstücke nicht gewaschen waren, sondern von der Leiblichkeit des Papstes noch möglichst viel an sich trugen, erhöhte ihren Wert. Ob die pianische Unterjacke „echt“ war, weiß ich nicht; eine „Authentik“ erhielt ich bei ihrem Ankaufe nicht. Vielleicht war es nur die gut verwertete Nachtjacke des schachernden Kammerdieners, eines seiner Mitdiener oder eines frommen Klosterbruders. Ich schickte die „Reliquie“ (als solche wurde die Nachtjacke bezeichnet) meiner guten Schwester Luise ins Kloster nach Tournay. Dort erbaut sie wahrscheinlich noch heute die töricht-frommen Nonnen.

Früchte ultramontaner Frömmigkeit sind oft nichts weniger als wohlriechend; und es ist für jeden, der in diesem Dunstkreise nicht aufgewachsen ist, ein Rätsel, daß intelligente, gebildete Menschen an solchen Früchten sich laben.

Von größerer Bedeutung, als mein Besuch beim Papste, war ein Besuch beim Jesuitengeneral Pater Peter Beckx. Der Zufall fügte, daß ich am gleichen Tage vormittags beim Papa bianco, nachmittags beim Papa nero war.

Aus dem Vatikan in mein Hotel zurückgekehrt, fand ich den Jesuiten Wertenberg, Spiritual, d. h. Beichtvater und Seelenführer der jungen Germaniker (einen der vielen Jesuiten, die früher in meinem elterlichen Hause ein- und ausgingen), wartend vor; er teilte mir mit, der Ordensgeneral, für wenige Tage von Fiesole (wo damals das Generalat des Jesuitenordens sich befand) herübergekommen, würde sich freuen, mich zu sehen. Sofort ging ich, noch im Frack der päpstlichen Audienz, mit ins nah gelegene Germanikum und stand nach wenigen Minuten vor dem Jesuitengeneral. Die Unterhaltung war eine sehr vertrauliche. Ich schüttete dem alten Manne, dessen asketisches, aber dabei freundliches Äußere mich einnahm, mein Herz aus. Er war genau über mich unterrichtet. Sein Rat war, ich solle einstweilen ruhig als Referendar in den Staatsdienst treten; Gott, der offenbar anderes und Größeres mit mir vorhabe, werde im richtigen Augenblicke seine Hand auf mich legen. Es war keine direkte Aufforderung, Jesuit zu werden, aber eine um so eindringlichere indirekte.

Ein dritter erwähnenswerter Besuch in Rom war der beim Jesuitenkardinal Franzelin, der als bedeutendster Theologe des Jesuitenordens galt.

Aus Anlaß der preußischen „Maigesetze“ wurde damals in ultramontan-katholischen Kreisen die Frage viel erörtert, ob ein Katholik den preußischen Beamteneid leisten könne. Da ich in den Staatsdienst treten wollte, so war die Eidfrage für mich brennend. Nichts Besseres glaubte ich tun zu können als bei Franzelin anzufragen. Ich erhielt die ultramontan-jesuitischen Grundsätzen ganz entsprechende Antwort: der Eid sei nur mit dem Vorbehalte gestattet, daß er sich nicht erstrecke auf „kirchenfeindliche“ Gesetze (Maigesetze). Da aber der Vorbehalt für Katholiken ein selbstverständlicher sei, so sei es nicht nötig, ihn äußerlich zum Ausdruck zu bringen, es genüge, ihn innerlich zu formulieren. Der stillschweigende Vorbehalt sei auch nützlicher, denn sonst würde der Staat Katholiken, die den Vorbehalt aussprächen, nicht zum Staatsdienste zulassen, was für die Kirche einen Schaden bedeute. Irre sich dabei der Staat, indem er Beamte anstelle, die sich auf einen Teil der Staatsgesetze nicht verpflichtet hätten, so sei das seine eigene Schuld. Der Staat müsse wissen, daß kein gläubiger Katholik kirchenfeindliche Gesetze beschwören könne. Merke der Staat also den stillschweigenden Vorbehalt nicht, so sei der dadurch für ihn entstehende Schaden ein selbstverschuldeter, den er niemand anderm als seiner eigenen „Dummheit“ zuzuschreiben habe.

Mit dieser Franzelinschen Vorbehaltstheorie

ausgerüstet, leistete ich, nach Hause zurückgekehrt, in Kleve den Beamteneid. Der „dumme" Staat, in Gestalt des Kleveschen Landgerichtspräsidenten, merkte meinen stillschweigenden Vorbehalt nicht und überwies mich als Referendar dem Friedensgerichte zu Geldern (damals gab es, gemäß dem Code Napoleon, auf dem linken Rheinufer noch Friedensgerichte).

Zu einer regelmäßigen Tätigkeit in meiner neuen Stellung kam es aber wegen schwerer Familiensorgen nicht.

Gegen alle Erwartung der Ärzte, die, bei der hochgradigen Zuckerkrankheit meines Schwagers Stolberg, es für ausgeschlossen erklärt hatten, daß meine Schwester Marie ein Kind erhielte, wurde sie doch guter Hoffnung. Das „freudige Familienereignis" gestaltete sich zu einem unsäglich traurigen. Die Schwäche meiner Schwester nahm während der Schwangerschaft sehr zu, und die Krankheit ihres Mannes, die sein Gemüt stark in Mitleidenschaft zog, steigerte sich. Meine Mutter hielt es für Pflicht, ihrem Kinde in der schweren Zeit beizustehen, und entschloß sich zur weiten Reise nach Algier. Ich begleitete sie und nahm von dort den Eindruck mit, die Niederkunft meiner Schwester werde für sie zur Katastrophe werden.

Im November 1877 wurde das Kind — ein Mädchen, dem der afrikanische Name Monika beigelegt wurde — geboren. Der Zustand der Mutter, die dem Kinde ihre letzten Kräfte abgegeben hatte, war von da an hoffnungslos und eine einzige Qual.

Von Algier kehrte ich über Wien, wo ich die Hochzeit meines Bruders Wilhelm mit der Prinzessin Eleonore Windisch-Grätz als Brautführer mitmachte, nach Hause zurück.

* * *

Um diese Zeit erregten die „Muttergotteserscheinungen" zu Marpingen (Diözese Trier) die katholisch-ultramontane Welt Deutschlands außerordentlich.

Drei Schulkindern war die „Jungfrau Maria erschienen", und sofort wurde Marpingen zum Wallfahrtsorte. Die Herrlichkeit dauerte allerdings nicht lang, denn der grobe Schwindel, der sogar die Gerichte beschäftigte, wurde bald entdeckt. Vor der Entdeckung aber flammte die Begeisterung für Marpingen hoch auf. Erste ultramontane Autoritäten traten für die „Echtheit" der Erscheinungen ein, so hauptsächlich der Dogmatikprofessor am Priesterseminar zu Köln und ehemalige „päpstliche Theologe" auf dem vatikanischen Konzil, Dr. Scheeben, und der Jesuit M. Meschler. Scheeben schrieb Broschüren für Marpingen, Meschler S. J. pries den „Gnadenort" in den „Stimmen aus Maria-Laach", wie er auch jetzt der Hauptanwalt der marianischen Extravaganzen von Lourdes ist (Stimmen aus Maria-Laach, 1908, 10. Heft).

Auch meine gute Mutter wurde von der Marpingen-Begeisterung erfaßt. Sie schrieb mir, ich möchte eine Pilgerfahrt dorthin unternehmen und die Muttergottes um die Gesundheit für Marie bitten. Nur zu gern war ich bereit. Zunächst fuhr ich nach Köln zu Professor Scheeben, der mich in meinem Vorhaben bestärkte und mir Empfehlungen nach Marpingen mitgab. Dort versprachen mir die „begnadigten" Schulkinder, mein Anliegen der „Muttergottes" vorzutragen; auch führten sie mich zu der „Erscheinungsstelle"; einer „Erscheinung" selbst, die ganz programmäßig zu bestimmter Stunde eintrat, durfte ich aber nicht beiwohnen. Am andern Tage (ich blieb die Nacht dort) erhielt ich durch die Schulkinder von der „Muttergottes" die Botschaft, meine Schwester würde, wenn sie die und die Gebete verrichte, in kurzer Zeit gesund. Sie verrichtete die vorgeschriebenen Gebete und starb wenige Monate darauf.

Daß ein gebildeter Mensch von 25 Jahren, der die Universitätsstudien und das Referendarexamen hinter sich hat, auf so etwas hereinfällt (einen andern Ausdruck gibt es dafür nicht), klingt unglaublich, und man könnte versucht sein, den Hereinfall meiner individuellen Veranlagung zur Last zu legen. Doch nein! Ich war der Typus des gläubigen Ultramontanen, dessen Verstand in religiöser Beziehung gänzlich verdunkelt ist durch Wahnvorstellungen schlimmster Art, Man durchblättere die damalige ultramontane Literatur, auch die Tageszeitungen, und man wird finden, daß alle ultramontanen Kreise Marpingen zum Opfer gefallen sind.

Und setzte nicht lang nach Marpingen der wüst-pornographische und afterreligiöse Taxil-Schwindel ein, der die ganze ultramontane Welt, einschließlich Papst und Bischöfen, über ein Jahrzehnt als Gläubige hinter sich her schleppte?

Es gibt nichts so Tolles, nichts so verzerrt Religiöses, was den vom Ultramontanismus geistig Verbildeten und Verkrüppelten nicht glaubhaft, nicht religiös, nicht fromm erschiene. So war es vor Hunderten von Jahren, so ist es noch heute.

Keine sonstige Intelligenz schützt den Ultramontanen vor diesen Dingen und Erlebnissen. Aftermystizismus und Fetischismus sitzen ihm zu tief und fest in Kopf und Blut. Eine Wahrheit, die man bei Beurteilung ultramontaner Kreise und ihrer Bildung leider außer acht läßt.

* * *

Am 9. März 1878 erhielt ich ein Telegramm meiner Mutter mit der Todesnachricht meines Schwagers. Eine Erkältung hatte dem schwer Zuckerkranken in kürzester Frist den Rest gegeben. Ich holte die Leiche von Algier ab und geleitete sie zur Beerdigung nach dem Besitztume meines Schwagers, Räckelwitz in Sachsen. Die tage- und nächtelange Leichenfahrt werde ich nie vergessen.

Meine verwitwete Schwester mit ihrem Kinde wurden von meiner Mutter zuerst nach San Remo, dann nach Vevey gebracht. An beiden Orten, wo je wochenlanger Aufenthalt genommen wurde, suchte ich die dem Tode Geweihte auf.

Von Vevey aus machte ich einen Abstecher nach Rom. Es war eine Pilgerfahrt für meine todkranke Schwester. Gebet an den „heiligen Stätten" sollte ihr Leben erhalten. Und wie habe ich in Rom gebetet, wie gewallfahrtet! Kein „Heiligtum" gab es dort, das ich nicht aufgesucht hätte. Wie oft bin ich auf den Knien „die heilige Stiege" (scala santa) beim Lateran hinaufgerutscht! Man darf die Treppe, „auf der Christus zum Richterstuhle des Pilatus geführt wurde" und die jetzt zum „heiligsten Orte der Erde" (»non est in toto sanctior orbe locus«) führt (die überragende „Heiligkeit" des Ortes geht daraus hervor, daß an ihm, außer anderen „kostbaren Reliquien", „die heiligste Vorhaut Christi": sanctissimum praeputium Domini Nostri Jesu Christi aufbewahrt wird), nur kniend betreten.

In einer Privataudienz bei Leo XIII. bat ich den „Statthalter Christi", in festem Glauben an sein besonderes Verhältnis zu Gott, um seine Fürbitte für meine Schwester. Seine Zusage beglückte mich und ließ neue Hoffnung entstehen.

Dies alles zu bekennen, schäme ich mich nicht. Denn die an sich schmachvollen „frommen" Torheiten, die ich damals beging, die Afterreligion, der ich damals diente, wuchsen heraus aus ererbten Überzeugungen von Jahrhunderten.

Kevelaer — La Salette — Lourdes — Marpingen — Rom, Reliquien, Skapuliere Ablässe und so vieles andere waren Glieder einer und derselben Kette: des ultramontanisierten römisch-katholischen Glaubens. Damals hielt ich die Kette für echtes Gold, weil ich mich durch sie verbunden wähnte mit Gott und Christus. So trug ich die Kette aufrechten, weil überzeugten Sinnes. Und wenn ihre Last oft schwer war, wenn schon damals mein Verstand an ihr rütteln wollte und mein natürliches Menschengefühl ihren unmenschlichen Druck schneidend empfand, so war mein mit tausend Klammern an die Autorität der Kirche geschmiedeter Wille sofort bei der Hand, in afterasketischer Willfährigkeit das Verstandes- und Gefühlsopfer auf dem Altare des Glaubens zu bringen. Gerade in Zeiten schweren äußeren und inneren Leidens schwelgte mein Wille in solcher Selbstvernichtung. Je schwerer, je härter, um so besser: weil um so gottgefälliger.

Kaum jemals waren solche Stimmungen und Auffassungen mächtiger in mir als damals in Rom und in der nachfolgenden Zeit der letzten Lebenswochen meiner Schwester Marie.

Auf der Rückreise von Rom traf ich in Frankfurt am Main wieder mit meiner Schwester zusammen, die inzwischen, in Begleitung meiner Mutter und ihres sechs Monate alten Kindes, im Krankenwagen die Reise von Vevey nach Räckelwitz in Sachsen (dem Besitztume ihres Mannes) angetreten hatte. In Frankfurt sah ich auch zum ersten Male nach ihrem Eintritt ins Kloster meine Cousine wieder. Sie war im dortigen Franziskanerinnenkloster stationiert und war auf den Bahnhof gekommen, um ihre Freundin, meine Schwester, auf der Durchfahrt noch einmal, das letzte Mal, zu sehen.

Wie ein Sturm erfaßte mich ihr Anblick, und die alte Liebe schlug starke Wellen. Aber Sturm und Wellen trieben mein Schifflein nicht aufs hohe Meer des irdischen Lebens, sondern auch hier wieder, wie so oft früher, den fernen, weltentrückten Gestaden der Ewigkeit zu, wie meine ultramontane Religion sie als einzig sicheren Landungsplatz mir vormalte. Weltflucht, Weltflucht rief, so schien es mir, alles: das langsame, qualvolle Sterben meiner Schwester, das junge Leben ihres vater- und mutterlos werdenden Kindleins, das Ordensgewand meiner Cousine.

In solcher Verfassung weilte ich die letzten schweren Wochen am Sterbebette meiner Schwester. Am 23. Juli schloß sie nach stundenlangem (von morgens acht bis mittags zwölf Uhr) bitterem Todeskampfe — welche Lebensenergie war doch in diesem zarten, von der Schwindsucht ausgemergelten Körper! — die Augen für immer.

Nicht nur sie, auch ich hatte eine Leidenszeit durchlebt sondergleichen. Sie war die Glücklichere von uns beiden. Das harte Leben lag hinter ihr. Ich stand da mit gebrochenem Lebensmute. Alles Qualvolle der letzten Monate, das mit unerhörter Wucht auf mich eingedrungen war, schien mir eine Strafe des Himmels dafür, daß ich dem Willen Gottes, der mich zum Jesuitenorden berufen hatte, widerstrebte. Wie oft hatte meine Schwester gerade in den letzten Tagen vor ihrem Tode mir zugeflüstert (laut sprechen konnte sie nicht mehr): „Paul, denke an deinen Beruf".

Und ich dachte an ihn. Die Leiche meiner Schwester stand noch über der Erde, als ich dem Provinzialoberen des Jesuitenordens, Pater Hövel, schrieb und um Aufnahme in den Orden bat. Er machte seinen Entschluß von einer späteren Unterredung abhängig. Sie fand statt im September. Ergebnis: Am 4. November sollte ich im Novizenhause von Exaeten sein.

Niemandem meiner Verwandten, auch meiner Mutter nicht, machte ich von meinem Entschlusse Mitteilung.

Am 4. November morgens bat ich meinen Bruder — er war ja Herr in meinem Elternhause — um das Juckergespann zu einer Fahrt nach Venlo. Ich faßte die Zügel und ließ die leichtfüßigen Ungarn traben, was sie hergeben konnten. Keinen Blick wandte ich zurück nach der Stätte meiner Geburt und Jugend. Ohne ein Wort des Abschiedes, als ob ich morgen wiederkäme, warf ich am Venloer Bahnhofe dem alten treuen Kutscher Gerhard die Zügel zu, fuhr den dampfenden Pferden noch einmal liebkosend über Hals und Rücken und bestieg den Zug nach Roermond, von wo aus ich zu Wagen gegen 4½ Uhr in Exaeten eintraf. Ich zog die Glocke, die Pforte öffnete sich und schloß sich wieder.

Vierzehn Jahre lang tat die Klosterpforte sich nicht mehr vor mir auf. Auch dann öffnete sie sich mir nicht von selbst: mit einem Fußtritte trat ich sie ein, um den Weg zu gewinnen ins Freie.

Rückblick.

Die ultramontane Welt, in die hinein ich geboren wurde und in der ich aufwuchs, ist hiermit beschrieben.

Für viele wird es eine neue, eine fremdartige Welt sein. So verschieden ist sie von der Welt, in der freie Menschen aufwachsen, daß manchem Freigebornen das Verständnis für sie schwer fallen wird. Aber es ist eine tatsächliche Welt, eine weitumspannende Welt, in der mehr als 200 Millionen Menschen — in Deutschland über 25 Millionen — leben. Das vergesse man nicht.

Was ist das Ergebnis meines Lebens in dieser Welt gewesen, welche Wirkung hat die Welt auf mein Inneres gehabt? Ich schildere Ergebnis und Wirkung noch einmal im Zusammenhange; gelegentlich habe ich schon in den vorhergehenden Blättern auf sie hingewiesen.

* * *

Wenn ich jetzt, da ich ganz auf eigenen Füßen stehe und ganz eigene Gedanken denke, die Zeit der Unentschlossenheit, die jahrelang währte, mir vergegenwärtige, so greife ich mit Händen die Wahrheit dessen, was ich in der Einleitung schrieb: ich bin ein anderer geworden.

Aber ich greife auch mit Händen die Lösung des Rätsels, wie ich lange, lange Zeit hindurch so wenig sicher in Bestimmung des eigenen Lebensweges sein konnte.

Ich lag gefangen in Autoritäts-Fesseln. Mein inneres Leben hatte sich nach keiner Seite hin frei entwickelt. Ich war geführt worden, ohne je mich selbst zu führen. Dadurch, daß ich auch für gewöhnliche katholische Gepflogenheiten unverhältnismäßig früh — mit 9 Jahren! — dem übermächtigen Einflusse eines umfassenden religiösen Systems, dem jesuitischen, in Feldkirch preisgegeben wurde, das Phantasie und Gefühl für ein bestimmtes Ziel — den Jesuitenorden — erregte; dadurch, daß dies Ziel mit mächtigen religiös-asketischen Mitteln (Beichte, Exerzitien, Kongregation, Berufswahl) mir ständig vor Augen und fast als Bedingung meines „Seelenheiles" hingestellt wurde, war die in meinem tiefsten Innern ruhende Kraft zur Selbstbestimmung so mit fremdem Willen, mit wuchernden Phantasie- und Gefühlsvorstellungen überdeckt worden, daß sie nicht zur Entfaltung gelangte.

Dazu kam der damals in mir starke katholische Idealismus, der im Ordensstande das Höchste an christlicher Vollkommenheit erblickte; es kamen hinzu die heißen Wünsche von Mutter und Schwester, ihre sich wiederholenden und drängenden Hinweise auf meinen „Beruf"; es kam endlich hinzu meine den Blick auf den Ordensstand bannende junge Liebe, die, so entschieden sie es auch ablehnte, die Geliebte als Nonne weiter zu lieben, doch Gleichartigkeit mit dem Schicksale der Geliebten anstrebte. Und da trotz allem meine Natur (die nach jahrzehntelangem, oft blutigem Kampfe schließlich doch auf der ganzen Linie Siegerin geblieben ist) sich ihrem instinktiven Empfinden nach gegen solche Verschleppung in unnatür-

liche Bahnen auflehnte, so entstand in mir ein Chaos, in dessen Dunkel ich fast haltlos dahintaumelte.

Je weniger ich das Licht des eigenen Verstandes und die Festigkeit des eigenen Willens in Tätigkeit setzte, um so begieriger griff ich, entsprechend meiner damaligen religiös verkrüppelten Auffassung, nach dem Lichte und dem Willen anderer. Von dorther hörte ich aber nur: Gott hat dich unzweifelhaft zum Ordensstande berufen; der Teufel sucht dich davon abzuhalten.

Und nicht bloß auf meinen „gottzegebenen Beruf" erstreckte sich meine Unselbständigkeit. Sie zermürbte mein ganzes religiöses Leben, wie ich das an verschiedenen Stellen schon hervorgehoben habe. Ein Ausdenken religiöser Gedanken gibt es unter der Herrschaft des Ultramontanismus nicht. Zweifel, d. h. Regungen des freien Denkens, freien Forschens, kennt der ultramontane Katholik nicht. Stellen sie sich ein, so gehören sie unter die Rubriken: Versuchung, Sünde und werden nicht durch eigenes Weiterdenken beseitigt oder bestätigt, sondern im Beichtstuhle durch fremdes Urteil erledigt.

Früh schon stürmten Zweifel auf mich ein: Gott (wie der Ultramontanismus ihn hinstellt), Dreifaltigkeit, Menschwerdung, Erbsünde, leibliche Gegenwart Christi im Altarsakrament, Hölle, Himmel und so vieles andere waren für Denken und Empfinden schwere Steine des Anstoßes. Ach, wäre ich frei gewesen! Aber solange Kirche und Papsttum göttliche Begriffe, solange ihre Lehren „unfehlbare" Lehren sind, so lange beugen sich ultramontan-katholisch geformter Verstand und Wille auch dem handgreiflichsten Widersinne. Credo quia absurdum!

Und für mich — welche Mächte sind Überlieferung und Erziehung! — blieben „Göttlichkeit" und „Unfehlbarkeit" von Kirche und Papsttum lange das Bollwerk, an dem die Zweifelsflut sich brach, oder richtiger der Riesenleichenstein, unter dem das eigene Leben, das Ich-Bewußtsein und seine Tätigkeit begraben wurden. Erst als dieser Stein, mit der Gewichtsschwere von anderthalb Jahrtausenden, weggewälzt war, brach der späte, aber nie zu späte Auferstehungsmorgen in meiner Seele an. Der zweite Teil wird Ausführliches darüber enthalten.

Was ich in den Jahren 1869—1878 (von den folgenden Jahren ist im zweiten Teile die Rede), da sich die Tore des Ordensstandes scheinbar endgültig hinter mir schlossen, unter der Unruhe meines Innern und mehr noch unter dem Gefühle, nicht Herr im eigenen Hause, ein Geführter, nicht ein selbständig Schreitender zu sein, gelitten habe, ahnt nur, wer ähnliches durchgemacht hat. Um so quälender war für mich dies Gefühl, weil — ich weiß das allerdings erst jetzt; damals und noch Jahre später kannte ich mich ja nicht — Unabhängigkeit des Denkens und Selbständigkeit des Handelns Grundzüge meines Wesens sind. Das Ich in mir ist ein wirkliches Ich.

Wenn der Jesuitenorden mir auch nichts weiter zugefügt hätte — denn sein in meinen Kinderjahren einsetzender Einfluß, seine meine ganze Entwicklung beherrschende Erziehung waren schuld an allem — als die Verwüstung meines sittlich-intellektuellen Seins, als die Entnervung meiner schönsten Jugendjahre, als die Niederhaltung und Brüchigmachung meiner Kraft, wo sie am stolzesten sich hätte entfalten sollen: Haß gegen ihn wäre gerechtfertigt.

Ruhig spreche ich das Wort „Haß" aus. Ein erbärmlicher Tropf wäre ich, wenn ich den Jesuitenorden nicht haßte.

Es gibt gerechten Haß. Und zu Haß bekennen sich übrigens ja auch ultramontan-katholische Dogmatik und Moral. Sie hassen das Böse; sie lehren, daß Gott und Christus gute Hasser sind. Warum denn nicht auch ich??

Aber ich hasse, wie schon im Eingange hervorgehoben, nicht blind, so wenig, daß dem Gehaßten gegenüber auch Raum in meiner Empfindung bleibt für Dankbarkeit.

Beide Gefühle kommen ausgiebiger noch als hier im zweiten Teile zum Ausdruck. Denn dort ziehe ich das Fazit meiner „vierzehn Jahre Jesuit"; dort lege ich offen, was, wie schon oben gesagt, der Jesuitenorden an Bösem mir zugefügt, an Gutem mir gegeben hat; dort werde ich aus seinem Wesen und Sein heraus das am Orden Hassenswerte, weil Schlechte, ans Licht stellen.

* * *

Mein Leben bis zum Eintritt in den Orden ist in bezug auf seine innere Entwicklung, in bezug auf seine intellektuelle und moralische Unfreiheit der Typus des ultramontanen Lebens überhaupt. Und deshalb ist auch von diesem Gesichtspunkte aus ein Rückblick auf das Geschilderte angezeigt.

Grundzug des Katholiken aller Stände ist kirchliche Gebundenheit.

Ich sage mit Absicht „des Katholiken". So richtig es nämlich auch ist, zwischen ultramontan und katholisch begrifflich und geschichtlich zu unterscheiden, tatsächlich ist gegenwärtig die Masse der

Katholiken ultramontan. Denn die katholische Kirche selbst, von der sie ihr religiöses Leben haben, ist, nach allen Richtungen ihres Seins und Wirkens, vom Ultramontanismus beherrscht.

Es gibt Ausnahmen; es gibt nicht-ultramontane Katholiken. Aber sie verschwinden unter den Millionen. Und auch sie wahren ihre Ausnahmestellung nur bis zu einem gewissen Grade; auch für sie kommt die Stunde, in der sie dem ultramontanen Joche sich beugen. Dann nämlich, wenn die Kirche ihre nicht-ultramontane Haltung mißbilligt. Nur einer aus Zehntausenden hält solcher Mißbilligung stand. Die Erfahrung vieler Jahrhunderte und zumal unserer eigenen Zeit erhärtet diese betrübende Wahrheit.

Und so kann ich den eben ausgesprochenen Satz verallgemeinernd wiederholen: Grundzug aller Katholiken, auch der nicht-ultramontanen, ist kirchliche Gebundenheit.

Die Gebundenheit bedeutet aber eine Unterbindung des geistigen und eine Verkümmerung des religiösen Lebens.

Welche Unmasse von Aberglauben und Widersinn schleppen nicht katholisches Dogma und Kultus mit sich! Der Katholik ist von Aberglauben und Widersinn geradezu durchtränkt. Dem „guten" Katholiken sind sie Bedürfnis; der „liberale" Katholik wagt nicht, sie abzuschütteln. So lebt der Katholik beider Schattierungen in einem Dunstkreise, welcher freie Blicke in religiöse Höhen und Tiefen nicht gestattet.

Und es gibt im Katholizismus religiöse Höhen und Tiefen. Schon einmal habe ich das hervorgehoben. Hier, wo ich vom Dunstkreise ultramontanen Aberglaubens und Widersinnes spreche, ist es mir Bedürfnis, es zu unterstreichen.

Man darf die katholische Religion nicht lediglich beurteilen nach der schreienden und abstoßenden Außenseite, die der Ultramontanismus in Andachtsübungen aller Art, in Bruderschaften, Prozessionen, Wallfahrten, Ablässen, Reliquien, Skapulieren usw. um sie herum aufgeführt hat; und ebensowenig darf man die Frömmigkeit des einzelnen Katholiken nach solchen Auswüchsen einschätzen, wie ich das oben am Beispiele meiner Mutter dargelegt habe. Auch Katholizismus und Katholik besitzen echt christliche Frömmigkeit; aber der ultramontane Aftermystizismus hindert die Frömmigkeit an freier und befreiender Entfaltung.

Die religiöse Verkümmerung überträgt sich beim Katholiken auf sein geistig-intellektuelles und ethisch moralisches Leben; es ist unterbunden.

Um das zu verstehen, um Macht und Umfang der Fesselung zu begreifen, muß man sich Macht und Umfang der kirchlichen Autorität klar machen. Sie ist unbeschränkt. Nichts im privaten, bürgerlichen, nichts im politischen, öffentlichen Leben ist von ihr ausgenommen.

Wie die Kirche den Staaten gegenüber (nach der Lehre des Syllabus von 1864) eine „direkte oder indirekte Gewalt" besitzt, kraft welcher sie sich für berechtigt hält, in jedes staatliche Gebiet autoritativ einzugreifen, so, und noch viel schrankenloser, besitzt sie auch dem einzelnen Menschen gegenüber „direkte oder indirekte Gewalt" über alles. Sie formt seinen Verstand, sie leitet seinen Willen, sie ist sein Gewissen; ihre Lehren sind Maßstab seiner Handlungen.

Dies allumfassende Abhängigkeitsverhältnis sitzt dem Katholiken in Fleisch und Blut. Nicht immer bewußt, aber unbewußt fragt der Katholik bei allem von einiger Bedeutung, was er tut: was sagt die Kirche dazu? Und wenn er auch nur glaubt, sie mißbillige etwas, dann tut er es nicht. Spricht aber die Kirche ihre Mißbilligung autoritativ aus, dann wird der Katholik davon so beeinflußt, daß er auch schon geschehene Schritte wieder rückgängig macht.

So lebt der Katholik in einer Unselbständigkeit des Denkens und Handelns, die sich auf alles erstreckt: Politik, Kunst, Wissenschaft, Literatur. In meinem Buche „Rom und das Zentrum" (Leipzig, Breitkopf und Härtel) habe ich die politisch-kulturelle Abhängigkeit von „Rom", d. h. von der kirchlichen Autorität, selbst für die katholisch-polnische Partei, das Zentrum, dokumentarisch nachgewiesen. Um wieviel mehr besteht sie für den Einzelkatholiken.

In solcher Abhängigkeit habe ich gelebt; in gleicher Abhängigkeit leben alle ultramontanen Katholiken. Und insofern war mein ultramontan-katholisches Leben typisch.

Rastloser und langer Aufklärungsarbeit bedarf es, hier Wandel zu schaffen. Bis zum Wandel aber ist ein offenes Bekenntnis der Katholiken zum modernen Staate, ist ihr zuverlässiges, bedingungsloses Mitarbeiten an seinen Kulturaufgaben ausgeschlossen. Nicht Staat und Vaterland stehen für den Katholiken in erster Linie, sondern Rom, Papst, Kirche.

Zu schwerem Schaden der Entwicklung unseres religiösen, politischen, nationalen und kulturellen Lebens übersieht man diese wichtige Wahrheit bei Beurteilung der verschiedenen Bewegungen innerhalb des Katholizismus. Und gerade die Kreise

sind blind für die Wahrheit, die sehend und erkennend sein sollten. So schwelgt man in Zukunftshoffnungen und gaukelt sie anderen vor, wo der Kenner nur lebensunfähige Triebe, nur Velleitäten, keinen Willen erkennt. Auch die „modernistischen" Katholiken sind rom-, papst- und kirchengläubige Katholiken, und zwar einstweilen noch in ultramontaner Auffassung dieser Gläubigkeit.

Ich schlage den Katholiken kein Überbordwerfen von Rom, Papst und Kirche vor. Damit würden sie aufhören Katholiken zu sein. Und warum soll es unter den unzähligen Richtungen im Christentume nicht auch die katholische geben? Zum mindesten ihr geschichtliches Daseinsrecht hat sie seit anderthalb Jahrtausenden bewiesen. Nein, mögen die Katholiken Papst und Kirche behalten, aber religiösen Papst und religiöse Kirche. Auch diese als Irrtümer zu erkennen, ist nicht jedem gegeben. Es ist auch nicht nötig. Denn kein wahreres Wort gibt es als: Jeder kann nach seiner Fasson, selbst mit Kirche und Papst, selig, d. h. religiös werden.

Nötig aber ist, und dazu kann auch jeder Katholik kommen, den ultramontanen Mißbrauch von Papst und Kirche zu erkennen und von sich abzutun.

Diese Erkenntnis war für mich Anfang des Heiles. Nur schwach dämmerte sie herauf in der Zeit vor dem Eintritte in den Jesuitenorden; zu leuchtendem und befreiendem Lichte wurde die Dämmerung nicht. Erst das Leben im Jesuitenorden brachte Klärung und damit Willen zur Tat.

Kandidatur und Noviziat

(1878—1880).

Überleitung.

Der Bruder Pförtner (wenn ich nicht irre, war es Bruder Reißen, ein Mann, dessen freundliches, selbstbeherrschtes Wesen ich später oft bewundert habe) führte mich ins kleine Sprechzimmer und rief den Rektor des Hauses, der zugleich Novizenmeister war, Pater Mauritius Meschler, herbei. Dieser geleitete mich ins Refektorium (Speisesaal), wo ich Kaffee und Brot vorgesetzt erhielt. Dann wurde ich dem Sozius des Novizenmeisters, Pater Stellbrink, übergeben, der mir ein schmales Zimmerchen anwies und mich unter die Obhut des Novizen Karl Ebenhöch († 1880) stellte. „Carissimus" Ebenhöch, von dem später noch die Rede sein wird, war damit für die Zeit meiner neuntägigen Kandidatur als mein „Schutzengel" (angelus custos) bestellt, d. h. sein Amt war, mich mit der Tagesordnung vertraut zu machen, mich (mit noch einem anderen, jedesmal wechselnden Novizen) auf den pflichtmäßigen, täglichen Spaziergängen zu begleiten und mich aufmerksam zu machen auf Fehler und Verstöße. Seinen Anordnungen mußte ich Folge leisten. (Auf die wichtige Einrichtung der „Schutzengel" komme ich unten zurück.)

Die dritte Persönlichkeit, mit der ich noch am gleichen Abende bekannt gemacht wurde, war der „Manuduktor" (manuductor) des Novizenmeisters, Bruder Emele; ein Laienbruder, dem, unter Oberaufsicht des Novizenmeisters und seines Sozius, die Kandidaten und Novizen in bezug auf die von ihnen zu verrichtenden häuslichen Arbeiten und Dienste unterstellt sind.

So wurde ich „Kandidat" der Gesellschaft Jesu. Ich war eingetreten in die Vorhalle des Ordensstandes.

Zunächst also über ihn einige Worte.

Erstes Kapitel.

Der Ordensstand.

Die ultramontanisierte katholische Kirche (das Evangelium und die altchristliche Kirche wissen nichts davon) besitzt ein klassifiziertes Christentum mit differenzierten Zielen und Mitteln: Laientum, Priestertum, Ordensstand.

Der Laie steht auf unterster Stufe, er wandelt in den breiten Niederungen von Religion und Ethik. Gewiß kann auch er „vollkommen", „heilig" werden, aber die Mittel, die Wege, deren er sich dazu bedient, sind die gewöhnlichen, beschlossen in den zehn Geboten und in den Geboten der Kirche.

Auch der Priester ist eigentlich nur durch seine Macht und seine mystisch-sakramentalen Funktionen (die potestas ordinis et jurisdictionis) über die Laien erhoben; höhere sittlich-religiöse Verpflichtungen gibt es für ihn nicht. Denn von der priesterlichen Ehelosigkeit (Zölibat) muß auch der extremste ultramontane Dogmatiker, will er ehrlich sein, gestehen, daß sie eine menschlich-disziplinäre, im Laufe der Zeit eingeführte, nicht eine „göttliche", wesenhafte Einrichtung ist.

Nur die Ordensleute stellen in Religion und Ethik das Höchste dar. Denn sie sind, kraft ihres Standes, unter schwerer Sünde verpflichtet, nach „Vollkommenheit" zu streben, und zwar nach der „Vollkommenheit", deren Ausübung sich nicht mit Beobachtung der Gebote deckt, sondern vorzugsweise die Befolgung von evangelischen Ratschläge zum Gegenstande hat.

Der Ordensstand als solcher, im allgemeinen, ist göttlicher Einsetzung; im besonderen, d. h. in den Formen, die er jeweils in den verschiedenen Orden (Dominikaner, Franziskaner usw.) annimmt, ist er kirchlich-menschlichen Ursprunges.

Das Wesen des Ordensstandes besteht in den

drei Gelübden: der Armut, der Keuschheit, des Gehorsams. Keuschheit, Armut, Gehorsam sind von Christus angeratene Bekundungen einer höheren Vollkommenheit: die sogenannten „evangelischen Räte". Durch das Gelübde, die „Räte" befolgen zu wollen, treten die Gelobenden in einen „Stand", d. h. in eine auf bestimmter asketisch-religiöser Grundlage ruhende feste Lebensführung.

Es gibt zwei Arten von Gelübden: einfache und feierliche (vota simplicia et solemnia). Die feierlichen Gelübde haben ihren Namen nicht von irgendeiner besonderen äußeren Feier, sondern von ihrer feierlichen Annahme (die sich aber ohne jede äußere Feierlichkeit vollziehen kann) durch die Kirche in Person des Ordensoberen oder einer anderen geistlichen Persönlichkeit. Feierliche Gelübde können nur vom Papste gelöst werden und bilden ein das Zustandekommen einer Ehe unmöglich machendes Hindernis (impedimentum dirimens). Einfache Gelübde kann der Ordensobere lösen; als „trennende Hindernisse" (impedimenta impedientia) machen sie die Ehe unerlaubt, aber nicht unmöglich.

Zum Ordensstande führt einen die „Gnade des Berufes" (gratia vocationis), über deren Vorhandensein man durch die „Berufswahl" gewiß wird.

Das ist die Quintessenz der ultramontan-katholischen Lehre vom Ordensstande.

* * *

Mit der Lehre Christi hat sie nichts zu tun.

Christus kennt keine „Gelübde" der Armut, der Keuschheit, des Gehorsams und somit keinen „Ordensstand".

Und will man seine „Räte" als Grundlage einer festen, auf besondere „Vollkommenheit" abzielenden Lebensstellung hinstellen, warum geht man dann an anderen „Räten" vorüber, die Christus mit gleichem, ja mit noch höherem Ernste ausgesprochen hat als die „Räte" der Armut und der Keuschheit, vom Gehorsame ganz zu schweigen, für den, in der Gestalt, wie der Ordensstand ihn fordert, auch nicht die leiseste Andeutung in Christi Worten zu finden ist.

Den „Rat" der Armut, auf den sich das Ordensgelübde der Armut aufbaut, findet der ultramontanisierte Katholizismus in den Worten Christi an den „reichen Jüngling":

Wenn du willst vollkommen sein, geh' verkaufe, was du hast, und gib es an Arme, und du wirst einen Schatz haben im Himmel; und komm, folge mir (Matth. 19, 21; Mark. 10, 21).

Berücksichtigt man, daß Christus in der „Bergpredigt" (auf die ich gleich komme) Forderungen höchster sittlich-religiöser Vollkommenheit für alle aufgestellt und seine Mahnungen mit dem allgemeinen Gebote geschlossen hat:

„So sollt denn auch ihr vollkommen sein, wie euer himmlischer Vater vollkommen ist" (Matth. 5, 48),

so ist nicht einzusehen, weshalb das Wort an den „reichen Jüngling" eine Sondervollkommenheit, die nicht für alle bestimmt ist, enthalten soll, trotz des Unterschiedes, den Christus macht zwischen den zum „Eingange ins Leben" nötigen „Geboten" und der „Vollkommenheit". Denn in der „Bergpredigt", d. h. in seinem Programm, kennt er solche Unterschiede nicht, da steht die „Vollkommenheit" mit den „Geboten" auf gleicher Stufe.

Doch lassen wir den „Rat" der Armut einmal gelten. Wird er denn aber in der Ordensarmut verwirklicht? Wo bleibt bei ihr das: „Verkaufe, was du hast, und gib es den Armen"? Die Orden, d. h. die aus den einzelnen Ordensmitgliedern bestehenden Ordensgenossenschaften, sind besitzend, sind wohlhabend, sind reich. Müßte aber nicht für die Gesamtheit gelten, was für die einzelnen gelten soll, aus denen die Gesamtheit sich zusammensetzt?

Und wenn man entgegnet: das ist für eine Genossenschaft nicht möglich, sie muß, um bestehen zu können, Besitz haben, so ist zu sagen: das ist auch für den einzelnen, der „vollkommen" sein will (und nach Christi „Gebot" sollen alle „vollkommen" sein), nicht möglich; auch er muß Besitz haben.

Christi Wort an den „reichen Jüngling" gehört eben zu jenen vielen Worten und „Räten", bei denen nicht die orientalisch-übertreibende, schwärmerisch-gesteigerte Form des Ausdruckes, sondern der Geist, aus dem sie hervorgegangen sind, das Entscheidende, das Wesenhafte bildet: der Hinweis auf Höheres, der Antrieb, sich über das Gewöhnliche nach Möglichkeit zu erheben.

Auf ebenso tönernen Füßen steht das Gelübde der Keuschheit. Sein Fundament sollen die Worte sein:

Denn es gibt Verschnittene, die vom Mutterleibe an so sind; und es gibt Verschnittene, welche verschnitten worden sind von den Menschen; und es gibt Verschnittene, welche sich selbst verschnitten haben um des Himmelreiches willen. Wer es fassen kann, fasse es (Matth. 19, 12).

Ich will nicht betonen, daß hier nur von Ehelosigkeit der Männer (Verschnittene) die Rede ist, daß also die Ehelosigkeit der Frauen in Christi Worten gar keinen Anhalt hat, eine allgemein-christliche Vollkommenheitsvorschrift also nicht ausgesprochen sein kann. Betont muß aber werden, daß Christus nur eine Tatsache der Gegenwart feststellt (es gibt Verschnittene, zu denen er an erster Stelle wohl sich selbst zählte), nicht aber einen „Rat" oder ein „Gebot" für die Zukunft ausspricht. Daran ändert das hinzugefügte: „Wer es fassen kann, fasse es" nichts. Denn dies Wort ist begründet, ja notwendig durch die Neuheit, die Fremdartigkeit, die Unerhörtheit der von Christus hervorgehobenen Tatsache, für deren Verwirklichung er seine Zuhörer gewiß auf sich selbst verwiesen hat.

Einen auf Gelübden ruhenden Stand der Ehelosigkeit kennt Christus nicht.

Die ganze Haltlosigkeit des auf den drei „Räten": Armut, Keuschheit, Gehorsam sich aufbauenden Ordensstandes wird aber handgreiflich klar, wenn man die schon erwähnten übrigen „evangelischen Räte" zum Vergleiche heranzieht.

Niemand kann leugnen, daß die „Bergpredigt" (Matth. 5. 6. 7) das religiös-ethische Lebensprogramm Christi darstellt; Christus hat dort auf dem Berge gleichsam seine Fahne entfaltet, der alle, alle folgen sollen. Darüber lassen Einleitungs- und Schlußworte keinen Zweifel:

Als er aber die Massen sah, stieg er auf den Berg, und da er sich gesetzt, traten heran zu ihm seine Jünger. Und er tat seinen Mund auf und lehrete sie und sprach . . . Und es geschah, sobald Jesus geendet hatte diese Reden, erstaunten die Massen ob seiner Lehre; denn er lehrte sie, wie einer der Macht hat.

Nun, in der „Bergpredigt" finden wir, wie schon hervorgehoben, eine Reihe von Weisungen, die von Christus mit viel größerer Bestimmtheit als Vollkommenheitsvorschriften hingestellt werden als irgendeiner der drei „evangelischen Räte" des Ordensstandes. Warum also — ich wiederhole die Frage — greift man lediglich zu den drei „evangelischen Räten", die obendrein noch gar keine Räte Christi sind? Warum stellt man das Gebäude des Ordensstandes nicht auch auf die von Christus doch mit größter Deutlichkeit als Bausteine seines Vollkommenheitsturmes bezeichneten Vorschriften der „Bergpredigt"? Da lesen wir:

Ich sage euch: ihr sollt überhaupt nicht schwören . . . Es sei euer Wort: ja, ja; nein, nein . . . Ich sage euch: wer dich schlägt auf die rechte Wange, dem biete auch die andere. Und wer mit dir rechten und deinen Rock nehmen will, dem lasse auch den Mantel. Wer dich zu laufen nötigt eine Meile, mit dem gehe zwei.

Wo hat Christus Armut, Keuschheit, Gehorsam „geraten" mit gleicher oder auch nur ähnlicher Bestimmtheit, mit der er hier befiehlt? Und doch: von der „Bergpredigt" mit ihrem: „Ich aber sage euch" findet sich nichts in den Grundlagen des Ordensstandes; dort sehen wir nur die von Christus nicht gelegten „Grundsteine" der „evangelischen Räte".

Die Deutung der auffallenden Tatsache liegt in folgendem: Auf Armut, d. h. auf kommunistischer „Armut", auf Keuschheit, d. h. auf Ehelosigkeit, auf Gehorsam, d. h. auf blinder Unterwürfigkeit, lassen sich mächtige von einer Zentralstelle aus zu leitende Genossenschaften errichten; auf den Vorschriften der „Bergpredigt" nicht. Deshalb sind Armut, Keuschheit und Gehorsam von der römischen Kirche allmählich zu „evangelischen Räten" gemacht und zu einem Systeme, dem Ordensstande, ausgestaltet worden.

* * *

Aber, wird man fragen, woher kommt es denn, daß dennoch jährlich Tausende an die Klosterpforten pochen und um Einlaß bitten. Die Tausende lesen doch auch in der Schrift.

Gewiß, wenn auch für einen großen Teil der Tausende genaue Kenntnis der Schrift verneint werden muß. Aber nicht diese oder jene Stelle der Schrift führt die vielen in die Klöster! Die eigentliche Triebkraft ist allgemeiner religiöser Idealismus, der, durch angeborene und anerzogene Vorurteile mißleitet, dann allerdings die Verwirklichung seiner Sehnsucht im Ordensleben erblickt.

Der von Natur im menschlichen Herzen lebende Idealismus ist durch das Christentum zu mächtiger Flamme entfacht worden. Christus mit seinem Weckrufe: Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist, ein Ruf, der durch sein eigenes Leben zu leuchtender Tat wurde, hat im Laufe der Jahrhunderte Ungezählte über das rein Irdische emporgerissen; die mystisch verklärten, von Ewigkeitssonnen bestrahlten Fernblicke in ein Jenseits haben Scharen zum Pilgerstabe greifen lassen, um in Selbstverleugnung und Entbehrung, in schrankenloser Hingabe und glühender Begeisterung, in verzehrender Opferliebe und demütigem Duldersinne die schmalen Pfade zu wandeln, die zu Höhen führen sollen, wo der Menschheit die Gottheit begegnet.

Solch christlicher Idealismus hat auch im katholischen Christentume mächtig pulsiert und pulsiert dort noch, trotz dichter und dicker Überwucherung durch Menschliches, Allzumenschliches. Dieser Drang ist es, der Jungfrauen und Jünglinge, Männer, Frauen und Greise in die Orden treibt. Es ist nicht — wenigstens nicht im allgemeinen — Weltflucht und Lebensverneinung im Sinne von Lebensverdrossenheit, was die Tausende Armut, Keuschheit und Gehorsam geloben läßt, sondern hochgemuter, starker Lebenswille, aber eines Lebens, das die Worte sich zur Richtschnur macht:

Ich lebe, aber doch nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir. Denn was ich jetzt lebe im Fleische, das lebe ich in dem Glauben des Sohnes Gottes, der mich geliebet hat und sich selbst für mich dargegeben (Galat. 2, 20).

Ich stehe nicht an, zu sagen, daß hinter die Klostermauern eine wahre Unsumme von lauterster Gottes- und Christusliebe, von heldenmütigster Entsagung getragen wird. Und weiter sage ich: in keiner anderen christlichen Gemeinschaft strömt dieser Strom christlichen Idealismus' so breit und wuchtig, wie in der ultramontan-katholischen. Denn zunächst ist auch der ultramontane Katholik ein Mensch und will ein Christ sein, d. h. auch er besitzt ein Herz, das die lichten Höhen und die purpurnen Tiefen des Menschen- und Christentumes in sich birgt. Dann aber stellt nur das katholisch-ultramontane Christentum dem Menschen und Christen die Erfüllung seiner Sehnsuchtsideale greifbar vor Augen, indem es ihm die Klöster zeigt und aus ihnen die Stimme ertönen läßt: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben".

Daß dies Irrtum ist und Täuschung, verschlägt nichts. Wieviel Idealismus in der Menschheit ruht nicht auf Irrtum und Täuschung?! Hier schadet der Irrtum, was die Wirkung betrifft, d. h. in bezug auf das massenhafte Einströmen in die Klöster um so weniger, als von 10 000 Klosterkandidaten kaum einer den Irrtum erkennt.

Das Vorurteil, daß der Ordensstand das Höchste an christlicher Lebensführung darstellt, ist in ultramontan-katholischen Kreisen so unausrottbar tief eingewurzelt — denn die „unfehlbare" Autorität der Kirche hat es eingepflanzt und behütet es —, daß daran zu zweifeln niemand in den Sinn kommt.

So flutet denn der ultramontan-katholische Idealismus ununterbrochen in die Klosterräume, die sich weiten und dehnen und dennoch die Menge kaum fassen, obwohl es nichts dem wesentlich individualistischen, ja in gewissem Sinne atomistischen (davon später) Christentume Widersprechenderes gibt als den Ordensstand mit seiner kasernierten, reglementierten, bis zur Minute und bis zum Buchstaben bestimmten Frömmigkeit und Askese.

Freilich, dies Bild hat eine Kehrseite. Sie besteht darin, daß der Idealismus, der die Scharen über die Klosterschwellen führt, im Kloster, in den Jahren des Klosterlebens, mählich und mählich erstirbt, und an seine Stelle, bei ungezählten Tausenden, Ernüchterung, Enttäuschung, Widerwille, kurz das trostlose Elend zu später Wirklichkeitserkenntnis tritt. Wäre der Austritt aus den Klöstern nicht so schwer, wüßten nicht die vielen, daß sie durch ihren Austritt brot- und zukunftslos daständen, unfähig sich einen neuen Beruf zu schaffen und dazu noch verachtet von ihrer Umgebung wegen des „Abfalles" von der „Gnade des Berufes": die Flut, die in die Klöster strömt, würde, wenn auch nach Jahren, wieder rückwärts fluten. Das geistige Elend der Klöster ist ein weitverbreitetes und schreckliches; aus Idealismus ist Pessimismus, ist hoffnungsloses Müssen geworden. Menschliche Natur und christlich-ideales Empfinden lassen sich eben auf die Dauer doch nicht ungestraft knechten, noch mißleiten.

Nur wenigen ist es beschieden, sich dem Joche und der Mißleitung zu entziehen. Der Rest leidet stumm das namenlos schwere Leiden eines verfehlten Lebens. Schon oben (S. 122f.) habe ich davon gesprochen; weiter unten, bei Darstellung meiner Tätigkeit als Beichtvater und Exerzitienmeister, komme ich auf die erschütternde Tatsache zurück.

Im Anfange aber, ehe noch die Erkenntnis heraufzudämmern beginnt, braust und rauscht und schäumt innerhalb der Klostermauern ein Idealismus so ursprungsklar, so edel, wie er kaum sonst in der Menschheit sich findet.

Und ein Tröpflein in dieser realistischen Flut war auch ich, als ich den Schritt über die Schwelle des Jesuiten-Noviziates tat.

Zweites Kapitel.

Kandidaten- und Novizenleben.

Das Noviziat hat eine Vorstufe: die Kandidatur, die nach den Ordenssatzungen (Exam. gen. 1, 13) zwölf bis vierzehn Tage dauert, aber auch abgekürzt werden kann.

Der Kandidat, der „als Gast" (hospitum more) behandelt wird, lebt von den übrigen Insassen getrennt, behält die Kleider an, in denen er gekommen ist, nimmt aber teil an den religiös-asketischen und sonstigen Übungen der Novizen.

1. Kandidatur-Examen.

Der Kandidatur voraus geht ein „Examen", d. h. der sich zur Aufnahme Meldende wird von drei vom Oberen des Hauses, wo er sich meldet, oder unmittelbar vom Provinzial bestimmten Patres über folgende Punkte ausgefragt:

1. Ob er Ketzer oder Schismatiker oder exkommuniziert gewesen sei; 2. ob er einen Mord begangen habe oder im juristischen Sinne „infam" gewesen sei; 3. ob er schon einem anderen Orden angehört habe; 4. ob er verehelicht gewesen sei, d. h. ob er die Ehe fleischlich vollzogen (consummari), oder ob er in Sklaverei oder Leibeigenschaft gestanden habe; 5. ob er an einer Krankheit leide, die geistige Schwäche verursache (Exam. gen. 2, 2—5).

Beantwortet der Kandidat eine dieser fünf Fragen mit Ja, so soll im „Examen" nicht fortgefahren werden, weil jeder der fünf Punkte ein „Hindernis" (impedimentum) enthält, das den Eintritt in die Gesellschaft Jesu unmöglich macht. Dazu ist später als sechstes Hindernis Abstammung von Juden hinzugekommen. Von allen Hindernissen kann der Ordensgeneral dispensieren.

Lastet auf dem Kandidaten keines der Hindernisse, so geht das „Examen" weiter:

ob er aus legitimer Ehe; ob seine Vorfahren schon lange Christen sind; ob einer seiner Vorfahren bekannt ist wegen eines religiösen Irrtumes; wie Vater und Mutter heißen, in welchen äußeren Verhältnissen sie leben; ob er Schulden habe, ob er Eltern oder Blutsverwandte unterstützen müsse, ob er die Art der Unterstützung dem Urteile seiner zukünftigen Oberen überlassen wolle; wie viele Geschwister er habe, und in welchen äußeren Verhältnissen sie leben; ob er jemals sich durch irgendwelche Worte zur Ehe verpflichtet habe; ob er Kinder habe oder gehabt habe; ob er eine mechanische Kunst verstehe; ob er lesen und schreiben könne; ob er eine geheime oder nicht geheime Krankheit habe, besonders des Magens, des Kopfes, oder ob er sonst einen Körperfehler habe; ob er eine kirchliche Weihe besitze oder irgendein Gelübde ihn binde, besonders das einer Wallfahrt; wie er von Jugend auf in bezug auf geistliche Dinge gesinnt war, zunächst in bezug auf das Gebet, wie oft er tags und nachts zu beten pflege, zu welchen Zeiten, in welcher Körperhaltung, mit welchem Wortlaute, mit welchem Grade von Andacht; wie sein Verhalten sei in bezug auf Messe, Predigten, Betrachtungen; ob er Ansichten huldige, die abweichen von den in der Kirche üblichen, und wenn, ob er bereit sei, sich zu unterwerfen; ob er, bei Skrupeln und geistigen Schwierigkeiten, sich dem Urteile derjenigen in der Gesellschaft [Jesu] unterwerfen wolle, die dafür aufgestellt seien, darüber zu entscheiden; ob er fest entschlossen sei die Welt zu verlassen und die Ratschläge Christi („die evangelischen Räte", s. S. 132) zu befolgen; wie lange er den Entschluß schon habe; ob er ihn in der Gesellschaft [Jesu] ausführen wolle; ob er von irgend jemand in der Gesellschaft [Jesu] zum Eintritt veranlaßt sei; wenn ja, solle er noch einige Zeit mit dem Eintritte warten (Exam. gen. 3, 2—14).

Die „Deklaration" fügt hinzu, der Kandidat sei zu aufrichtigen Antworten unter Sünde (ad peccatum) verpflichtet, deren Lossprechung demjenigen vorbehalten sei (reservatum), welcher die Fragen stellt.

Interessant, weil von echt jesuitischer Schlauheit, ist auch die sechste Regel für den „Examinator":

Wer aufgenommen werden will, soll vor allem geziemend befragt werden über die fünf wesentlichen Hindernisse; aber mit Klugheit, so daß er nicht erkennt, daß es Hindernisse sind, die von der Aufnahme in die Gesellschaft ausschließen, damit er nicht Anlaß nimmt, die Wahrheit zu verbergen (Instit. Societ. Jesu. Romae 1870. II 130).

Außer diesen Fragen werden aber, und zwar als Hauptsache, noch andere gestellt, von denen die Satzungen allerding nichts sagen. Die Fragen beziehen sich auf das sechste Gebot: ob und wie man durch Unkeuschheit gesündigt, besonders, ob man onanistische Gewohnheiten habe und ähnliches. Gewöhnlich behält sich der Obere selbst diese Fragen vor; wenn nicht, so bestimmt er, welcher der drei übrigen „Examinatoren" die heikelen Fragen zu stellen hat.

Das „Examen" findet meistens nicht unmittelbar vor dem Eintritte statt, sondern schon früher. So auch bei mir.

Einer meiner „Examinatoren" war der oben als Mitarbeiter der „Monumenta Germaniä pädagogica" charakterisierte Jesuit Pachtler, der damals als „Schriftsteller" — „Schriftsteller", scriptores, werden die schriftstellernden Jesuiten offiziell genannt — in Exaeten stationiert war und törichte Artikel und Bücher über und gegen Freimaurerei und Liberalismus schrieb, von denen später noch die Rede sein wird, und die den Tollheiten seines italienischen Ordensbruders Bresciani, der aber, wie wir gesehen

haben, einen Ehrenplatz in jesuitischen Schülerbibliotheken einnimmt, nichts nachgeben.

Die erwähnten geheimen Fragen richtete der Jesuit Meschler an mich, wobei ein Stück jesuitischer Unnatur zum Vorschein kam, das ich aber wegen der Intimität des Gegenstandes nicht vorlegen kann. Es soll jedoch dadurch kein Schatten auf die subjektive Sittlichkeit des fragenden Jesuiten geworfen werden. Er fragte und zweifelte eben, wie Ordenserziehung und moraltheologischer Drill ihn fragen und zweifeln gelehrt hatten. Ich war Frage und Zweifel gegenüber unwissend und ratlos, und erst Jahre später, als ich selbst innerhalb des Ordens Moraltheologie studieren mußte, um mich auf das Beichthören vorzubereiten, kam mir das Verständnis von Frage und Zweifel, die der Novizenmeister der „deutschen" Ordensprovinz mir als Kandidaten vorgelegt hatte.

Den Vorgang erwähne ich, weil er zeigt, wie leicht Idealismus und unerschütterlicher Glaube an die sittliche Güte des Ordensstandes den ultramontanen Katholiken hinwegführen über Anstöße, die ohne diese beiden ganz gewiß zu schwersten Bedenken Anlaß geben würden.

2. Eine Metamorphose. Abschluß der Kandidatur. Die Ordenstracht. Eintritt ins Noviziat.

Wie alle Kandidaten ihre eigenen Kleider während der Kandidatur behalten, so behielt auch ich die meinigen. Nun war ich nie ein Gigerl gewesen, aber auf gut sitzende Anzüge und auf tadelloses Schuhwerk zu sehen war ich von Hause aus gewöhnt. Da, eines Nachmittags, als die Zeit des regelmäßigen Spazierganges herannahte, beordert mich mein „Schutzengel" in die „Lingerie" (Aufbewahrungsort für Wäsche und Kleider; vgl. S. 28) und der Bruder „Kleiderbewahrer" (custos vestium), der alte Bruder Toffel, ein französischer Schweizer, legt mir einen abgetragenen, schäbigen, über die Maßen schlecht sitzenden Anzug vor, weist mir ein Paar ganz abscheuliche, unförmliche Schuhe an und, als Krönung des Ganzen, Hut und Überzieher, die nach Stromer und „Walze" aussehen: meine eigenen Kleider solle ich ablegen und diese dafür anziehen. Die Metamorphose hat mich gewaltige Überwindung gekostet, und als ich mit meinen zwei Novizen-Begleitern im Kostüme des fechtenden Handwerksburschen über die Landstraße gen Roermond zu spazieren ging, da war mir weder „spaziergeherisch" noch sonst wie angenehm zumute. Von da an durfte ich im Hause noch meine eigenen Kleider tragen, für Spaziergänge, d. h. für die Öffentlichkeit, mußte ich aber die „neuen" anziehen.

Ich war auf die Probe gestellt worden und hatte sie bestanden. Andere Proben folgten später.

Den Abschluß der Kandidatur bildeten dreitägige „Exerzitien" und eine dem Novizenmeister abgelegte Generalbeichte über das ganze Leben.

* * *

Am Abend des 12. November fand ich auf meinem Bette ausgebreitet die Ordensgewandung: langes, bis zu den Füßen reichendes schwarzes Oberkleid, in der Mitte zusammengehalten durch einen schmalen Gürtel (cingulum); als Kopfbedeckung ein kleines rundes, schwarzes Käppchen, die Kalotte, das auf dem Hinterkopfe getragen wird. Unter dem Oberkleide: Hemd von grober Leinewand, Kniehosen aus derbem Stoffe, lange schwarze Strümpfe, die durch an den Beinkleidern befestigte Bänder gehalten werden, und dicke Schuhe. Unterbeinkleider kennt die jesuitische Toilette nicht.

Eine bestimmte Ordenskleidung gibt es im Jesuitenorden eigentlich nicht (Exam. gen. 1,13 und Declar. F). Der Jesuit soll nirgendwo auffallen; er soll sich überall den landes- und ortsüblichen Gebräuchen anpassen. Dennoch hat sich, zumal in der „deutschen" Ordensprovinz, eine Ordenskleidung, die oben beschriebene, eingebürgert.

Lehrreich ist, wie der einflußreichste asketische Schriftsteller des Ordens, der Jesuit Alphons Rodriguez, in seiner „Übung der christlichen Vollkommenheit" (7. Auflage der deutschen Ausgabe. Regensburg 1905, II 21) die Unauffälligkeit der jesuitischen Kleidung deutet:

> Um zu jeder Gattung von Menschen desto leichter Zutritt zu finden, war es dienlich, kein anderes Kleid zu tragen, als das der gewöhnlichen Priester ... Dazu kommt noch, daß die Gesellschaft zu Luthers Zeiten gestiftet wurde, als die Irrgläubigen vor den Ordensleuten und sogar vor ihrer Kleidung zurückschauderten. Um also einen freieren Zutritt zu den Irrgläubigen zu haben, ... durften wir nichts Auffallendes in unserer Kleidung haben ..., denn sonst wären wir den Irrgläubigen (Ketzern) ein Gegenstand des Abscheues gewesen ..., und dadurch wäre einer der Hauptzwecke, weshalb Gott unsere Gesellschaft gegründet hat, vereitelt worden.

* * *

Früh um 4 Uhr des anderen Morgens weckte mich der „Bruder Wecker" (excitator), Bruder

Minkenberg (er war zugleich „Bruder Schuster" und „Bruder Sakristan") mit dem üblichen Rufe: Venite, adoremus Dominum (Kommet, lasset uns den Herrn anbeten, worauf man zu wiederholen hat: Venite, adoremus) und half mir in die ungewohnte Tracht. In der Hauskapelle nahm ich meinen Platz unter den Novizen ein und empfing mit ihnen aus den Händen des Rektors und Novizenmeisters die Kommunion. Damit war ich Novize der Gesellschaft Jesu.

Es war der 13. November 1878, der Festtag des „heiligen" Stanislaus Kostka (vgl. S. 98), eines polnischen adeligen Jünglings, der im 17. Jahrhundert als Jesuitennovize zu Rom starb, später „heilig" gesprochen und zum Patron aller Noviziate des Ordens erklärt wurde.

3. Die Tagesordnung.

Werde ich sie nach 32 langen, ereignisreichen Jahren zusammenbekommen? Schwerlich absolut genau; richtig in den Hauptsachen aber wohl.

4 Uhr Aufstehen; zu Jugendliche (es kommen unter den Novizen 15 und 16jährige vor) und Schwächliche stehen um 5 Uhr auf.; nach dem Ankleiden, das nicht mehr als 20 Minuten erfordern soll: Besuch des „Allerheiligsten", visitatio sanctissimi (unter dem „Allerheiligsten" versteht der Katholik die im Tabernakel des Altars aufbewahrte konsekrierte Hostie, in welcher der Gott-Mensch Jesus Christus wirklich und wesentlich gegenwärtig ist: vgl. S. 94 f.); 4½—5½ Betrachtung (meditatio); 5½—6 Messe; 6—6¼ reflexio, d. h. Nachdenken über die Betrachtung; 6¼—6½ compositio lecti: Bettmachen (jeder Jesuit macht sein Bett selbst); 6½ Frühstück; 6 Uhr 50 bis 7½ freie Zeit (relaxatio animi: Ausspannung des Geistes); 7½—8 Exercitium memoriae: Auswendiglernen mehrerer Verse aus dem neuen Testament; 8—9 Haus- und Gartenarbeiten (opera manualia); 9—10 Unterweisung (instructio) durch den Novizenmeister oder seinen Sozius; 10—10¼ Besuch des „Allerheiligsten" in der Kapelle; dann während einiger Minuten: Austeilung von Almosen (distributio elemosynarum), d. h. je zwei zu gegenseitigen „Schutzengeln" bestellte Novizen teilen sich mit, was sie an Fehlern, Eigentümlichkeiten usw. aneinander wahrgenommen haben, oder was ihnen von anderen (sei es von Oberen oder Mitnovizen) als fehlerhaft bezeichnet worden ist; 10½—11 Schönschreiben (exercitium scribendi); 11—11¼ Lesung im „Thomas von Kempen"; 11¼—11½ Gewissenserforschung; 11½—12 Mittagessen; darauf kurzer Besuch des „Allerheiligsten" in der Kapelle; 12—1 Rekreation (recreatio: Erholung); 1—1½ Lesung im „Heiligenleben", d. h. in einer von einem Jesuiten geschriebenen Lebensbeschreibung eines „heiligen" Jesuiten; 1½—3 Haus- und Gartenarbeit: 3—4 Schule oder Katechese; 4—4¼ „Merenda" (woher der Ausdruck stammt, weiß ich nicht), d. h. stehend wird im Refektorium Kaffee mit Brot eingenommen; 4¼—4¾ Lesung in dem Buche „Übung der christlichen Vollkommenheit" vom Jesuiten Alphons Rodriguez; 4¾—5¼ Besuch des „Allerheiligsten"; 5¼—6½ Abendbetrachtung; 6½—7 Abendessen, darauf kurzer Besuch des „Allerheiligsten" in der Kapelle; 7—8 Erholung; 8 Uhr Litaneien: Allerheiligen- und Lauretanische Litanei (vgl. S. 122); als gemeinsames Nachtgebet; 8¼—8½ Erklärung der Betrachtungspunkte (puncta meditationis) für den kommenden Morgen durch den Novizenmeister oder seinen Sozius; 8½—8¾ Gewissenserforschung; 8¾ kurzer Besuch des „Allerheiligsten" in der Kapelle; dann Schlafengehen. Um 9 Uhr muß jeder im Bette sein.

An Sonn- und Festtagen änderte sich die Ordnung etwas, indem die Hausarbeiten sehr gekürzt, dafür Frömmigkeitsübungen und Erholungen verlängert wurden. Dienstags und Donnerstags waren zweistündige Nachmittagsspaziergänge.

Ich wiederhole: kleinere, bedeutungslose Unrichtigkeiten in der „Tagesordnung" mögen mir nachgewiesen werden. Wer weiß nach 32 Jahren, welche Viertelstunde so und welche so verwendet wurde? Das, worauf es ankommt und worauf ich zurückkommen werde, ist richtig wiedergegeben: der bis in kleine und kleinste Bruchteile von Zeit zerstückelte Tag.

4. Verschiedenes.

Durch rasche Ausweisung aus Deutschland veranlaßte äußere Schwierigkeiten für den Orden. Schlafsaal-Verhältnisse im Noviziat. Waschen und Reinlichkeit. Enges Aufeinanderwohnen. Mahlzeiten und Kost. Stillschweigen und Erholungen, Lateinsprechen. Noviziats-Präfekturen und Ämter. Schulstunden. „Toni" und Predigtübungen. Abgeschlossenheit des äußeren Lebens. Gesprächsstoffe.

Das Leben des Kandidaten und Novizen (und später auch des Scholastikers) bietet für Abtötung und Selbstüberwindung reichlich Gelegenheit. Zur Zeit meines Eintrittes (1878) waren solche Gelegenheiten, infolge äußerer Umstände, besonders zahlreich.

Als der Jesuitenorden aus Deutschland ausgewiesen wurde (mit so viel Grund und Recht!), geriet er zunächst in nicht geringe Verlegenheit, wie und wo er seine zahlreichen „deutschen" Mit-

glieder unterbringen solle. Die Ergebenheit guter Freunde kam ihm rasch zu Hilfe.

Mein Vater stellte der „deutschen" Ordensprovinz sein in Holland gelegenes Schloß Blyenbeck zur Verfügung; dort wurde das „Philosophat" (Haus für die Philosophie studierenden Scholastiker) eingerichtet. Die „Humanisten" (die Scholastiker, welche die studia humaniora in drei Klassen: Grammatik, Humanität, Rhetorik betreiben) kamen nach Wynandsrade, einer gleichfalls in Holland gelegenen Besitzung eines Freiherrn von dem Bongart (des Letzten seines Stammes). Die Theologen unter den Scholastikern und die „Tertiarier" (d. h. die im dritten Probejahre stehenden, wissenschaftlich fertig ausgebildeten Scholastiker) zogen nach England, wo eine reiche englische Dame, Lady Stapleton, der „deutschen" Ordensprovinz zwei Landhäuser, Ditton Hall und Portico, zwischen Liverpool und Manchester beim Fabrikorte Widneß gelegen, überlassen hatte. Das Noviziat wurde nach Exaeten gelegt; dort nahm ein unschönes, einer holländischen adeligen Familie (deren Namen ich vergessen habe) gehöriges Haus die Jesuitennovizen auf.

Daß bei den plötzlichen Umzügen und Umquartierungen in Gebäulichkeiten und Räume, die in keiner Weise für Zwecke des Ordens und für sehr viele Bewohner eingerichtet waren, große Unzuträglichkeiten sich einstellten, daß man sich nach der oft kurzen und schmalen „Decke" strecken mußte, versteht sich von selbst.

* * *

Eine der härtesten körperlichen Abtötungen war für mich das Schlafen im gemeinsamen Schlafsaale. Schon an und für sich ist gemeinsames Schlafen — 20—30 Menschen in einem Raume! — hart und stellt an Selbstüberwindung nach mancher Richtung hin (man denke an Schnarchen, lautes Träumen usw.) große Anforderungen. Und nun erst unser Exaetener Schlafsaal!

Es war der Bodenraum des Hauses, unmittelbar (ohne Verschalung) unter dem steilen Schieferdache. Im Winter wahrhaft eisige Kälte (nicht selten wurde der feine Schnee vom Winde auf Bettdecke und Kopfkissen getrieben; das Waschwasser war häufig gefroren), im Sommer unerträgliche Glut, die von den unter Tags heiß gewordenen Schieferplatten auch für die Nacht wie in einem Kachelofen festgehalten wurde. Wenige und schmale Dachluken ließen Licht und Luft nur spärlich ein. Da der Reinigungsprozeß des Badens und Füßewaschens äußerst selten (Baden vielleicht zweimal im Jahre, Füßewaschen höchstens monatlich) vorgenommen werden durfte, und da die Strümpfe, die jeder an seinen Bettpfosten hing, nur wöchentlich gewechselt wurden, so lagerte im Schlafsaale ständig, zumal nachts, ein schrecklicher Dunst. Die Bettstellen waren zwischen den roh gezimmerten, in die Kreuz und in die Quer laufenden Dachbalken angebracht, so daß Kopf und Arme nicht selten mit den ungefügen Balken in unsanfte Berührung kamen.

* * *

Zum Waschen waren schmale Tische aufgestellt, auf denen blecherne Waschschüsseln standen; nicht für jeden eine besondere, sondern eine Schüssel diente mehreren. War einer fertig, so goß er das schmutzige Wasser in einen in einem kleinen Nebenraume befindlichen Trog, spülte die Schüssel oberflächlich aus und überließ sie seinem Nachfolger. Im selben Troge mußte man auch die Nachtgeschirre reinigen. Der Trog hatte allerdings Abfluß, aber infolge des täglichen Ausgießens von 30—40 Nachtgeschirren in ihn strömte er beißenden Geruch aus, der sich mit der übrigen Schlafsaalatmosphäre nicht gerade lieblich mischte.

Nur vollständig bekleidet durfte man sich waschen; in Hemd und Hose es zu tun, galt als gegen Schamhaftigkeit verstoßend. So konnte das Waschen nur sehr oberflächlich vor sich gehen.

* * *

Aus welchen Schichten der Jesuitenorden sich vielfach rekrutiert, mögen einige Vorkommnisse bei der gemeinsamen Morgentoilette zeigen. Viele meiner Mitnovizen benutzten nicht die ihnen vom Orden zur Verfügung gestellten Zahnbürsten (die jahrelang vorhalten mußten), sondern erledigten das Zähneputzen mit — dem Zeigefinger. Nicht wenige auch putzten ihre Zähne, spülten ihren Mund aus, gurgelten, spuckten das dazu benutzte Wasser in das gefüllte Waschbecken und wuschen erst dann mit dem gleichen Wasser Gesicht und Hände. Die ständige Ertragung solcher Unreinlichkeiten bildete ein gutes Stück täglicher Abtötung.

Körperpflege im Sinne auch nur von gründlicher Reinlichkeit gibt es im Jesuitenorden überhaupt nicht. Der einzelne Jesuit ist sehr verschmutzt. Ich komme darauf noch zurück.

* * *

Auch das enge Aufeinanderwohnen in den Zimmern brachte viele Unannehmlichkeiten mit sich. Ich war mit noch vier anderen Novizen in einem Raume untergebracht, der offenbar nur für einen Menschen als Wohn- oder Schlafraum beabsichtigt gewesen war. Als Erwachsener keine Minute für sich allein sein zu können, stets, im Gehen, Stehen, Sitzen, auf andere Rücksicht nehmen, Öffnen oder Schließen des Fensters von anderer Willen abhängig machen zu müssen, ist eine auf die Dauer gewaltige Beschränkung, die um so schwerer sich fühlbar macht, je älter man ist, und je weniger die früher gewohnten Verhältnisse solchen Zuständen entsprachen.

Bei den Mahlzeiten saß man nur an der Innenseite des langen hufeisenförmig aufgestellten Tisches. So hatten die am oberen Ende sitzenden Oberen (Rektor und Minister) einen freieren Überblick. Novizen, jede Woche nach bestimmter Ordnung wechselnd, waren Tischdiener; andere lasen während der Mahlzeit teils lateinisch, teils deutsch vor.

Die Kost war reichlich und gut. Zum Frühstücke gab es in großen Blechtassen Kaffee, dazu Brot (ohne Butter) nach Belieben. Mittags: Suppe, zwei Fleischspeisen mit Gemüse, Kartoffeln oder Salat; abends: Suppe und ein warmes Fleischgericht. Die Mahlzeiten an hohen Festtagen waren nicht selten geradezu üppig. Beim Abschnitte über die „Armut" im Jesuitenorden wird sich Gelegenheit bieten, diese Seite der „Armut" etwas zu beleuchten.

* * *

Außer zur zweimaligen Erholungszeit, nach dem Mittag- und Abendessen, herrschte strengstes Stillschweigen im ganzen Hause. Die Umgangssprache, auch während der Erholungen, war das Lateinische, über dessen Beschaffenheit oben das Nötige gesagt worden ist. Nur Sonntags und auf Spaziergängen wurde deutsch gesprochen.

* * *

Die Erholungen waren nicht gemeinschaftlich, d. h. es durfte sich nicht jeder mit jedem unterhalten. Die ganze Novizenschar wurde in „Turmen" (turmae) von je vier oder fünf, jede Woche aufs neue, durch den Sozius des Novizenmeisters oder auch durch diesen selbst eingeteilt. Nur die zur gleichen „Turme" Gehörenden durften miteinander sprechen. Für Spaziergänge bestand jede „Turme" mindestens aus drei Novizen. Gemeinschaftliche Erholung (recreatio communis), bei welcher der Turmenzwang aufgehoben war, gab es selten. Jede „Turme" hatte einen „Präfekten" (praefectus turmae); sein Amt war: dem Oberen über alles zu berichten, was während der Erholung und während des Spazierganges in der betreffenden „Turme" gesprochen worden oder sonst vorgekommen war.

* * *

Einer der Novizen war „Generalpräfekt"; seinen Anordnungen hatten die übrigen Novizen zu gehorchen. Er gab mit einer Glocke das Zeichen zum Beginne und Schlusse der verschiedenen Übungen. Außer dem „Generalpräfekten" gab es noch verschiedene andere „Präfekten", denen bestimmte Beschäftigungen oblagen. So hatte jedes Zimmer (cubiculum) einen praefectus cubiculi; der praefectus lampadarum sorgte für die Lampen; dem praefectus triclinii (triclinium: Speisesaal) war die Reinlichkeit des Refektoriums mit allem, was dazu gehörte (Teller, Messer, Gabeln, Gläser) anvertraut; der praefectus atriorum (atrium: Halle) besorgte das Fegen und Aufwischen der Gänge und Treppen. Ein „anrüchiges" Amt hatte der praefectus locorum: die Aborte (locus: Abort) waren seiner Obhut unterstellt. Das bedingte eine Tätigkeit, die, in einem von 50—60 Menschen bewohnten Hause, mit entsprechend zahlreichen Aborten ohne Wasserspülung und sonstige „moderne" Einrichtungen, erheblich weit ins asketische Gebiet, d. h. ins Gebiet rücksichtslosester Abtötung hinüberführte. Den „Präfekten" war eine Anzahl von „Genossen" (socii) zugeteilt.

Halbjährlich, oder auch öfter, ganz nach Befinden des Novizenmeisters, wurden die „Präfekten" gewechselt und den neuen „Präfekten" auch neue „Genossen" gegeben, so daß im Laufe der zwei Jahre des Noviziats jeder Novize fast in allen Hausbeschäftigungen tätig gewesen war. Aus asketischen Gründen wurden einzelne Novizen allerdings ständig im gleichen Amte festgehalten.

Eine der Hauptobliegenheiten der Präfekten war, dem Novizenmeister und seinem Sozius über alle, auch die kleinsten Vorkommnisse innerhalb seiner Präfektur regelmäßig genauen Bericht zu erstatten.

* * *

Über die im Noviziate üblichen Schulstunden im Lateinischen und Deutschen habe ich das Nötige schon oben gesagt.

* * *

Jeden Sonntagnachmittag fanden Redeübungen statt. Sie führten den merkwürdigen Namen „Toni“ (wohl der Plural des lateinischen Wortes tonus: der Ton) und bestanden darin, daß im Laufe des Jahres der Reihe nach jeder Novize vom Katheder des Refektoriums herab das auswendiggelernte Stück einer Predigt vortragen mußte. Nach Beendigung des Vortrages kritisierte der Novizenmeister die Leistung und forderte auch einen oder zwei der Novizen zur Kritik auf.

Außer diesen von allen abzuhaltenden Deklamationsübungen gibt es noch besondere Predigtübungen. Einzelne rednerisch besonders veranlagte Novizen (ebenso später Scholastiker) haben an hohen Festtagen während der Mittagsmahlzeit selbst verfertigte Predigten zu halten. So predigte ich im zweiten Noviziatsjahre am Stanislaustage und sieben Jahre später (1886) als Theologiescholastiker in Ditton Hall am Ignatiustage, dem Hauptfesttage für den ganzen Orden.

Diese Mahlzeitspredigten, mit ihrem asketischen Inhalte, während Bratengeruch und Weindunst die Luft durchziehen, und das „andächtige Publikum“ sich eifrig in Teller und Gläser vertieft, hatten für mich stets etwas Unangenehmes. Sie erschienen mir frivol, und ohne Zweifel sind sie eine, wenn auch verhältnismäßig harmlose Anwendung des jesuitischen Grundsatzes: der Zweck heiligt die Mittel: die profanierte Predigt dient der rhetorischen Ausbildung der Ordensmitglieder.

„Toni“ und Predigten setzen sich während der ganzen Ausbildungszeit des jungen Jesuiten, also während Scholastikat und Tertiat, fort. Der hohe Wert, den der Orden auf gewandtes öffentliches Auftreten und gutes Sprechen legt, kommt in dieser Einrichtung zum Ausdrucke. Mit viel größerem Rechte als der Dominikanerorden könnte der Jesuitenorden die offizielle Bezeichnung „Predigerorden“ (Ordo praedicatorum) tragen.

* * *

Von der Abgeschlossenheit, die den Jesuitennovizen umgibt, kann man sich kaum eine Vorstellung machen. Exaeten, das Noviziatshaus, lag in der Öde einer holländischen Heide, allein es hätte mitten im Brausen und Branden einer Großstadt liegen können: die äußere Welt wäre für seine Insassen ebenso tot, ja in gewissem Sinne ebenso nicht-existierend gewesen, wie sie es für uns Novizen zwischen Heidekraut und Kiefern war.

Zeitungen oder etwas Ähnliches bekommt der Novize nie zu Gesicht; niemals wird ihm daraus vorgelesen. Irgendwelchen Verkehr hat er nicht. Sein Umgang beschränkt sich ausschließlich auf Mitnovizen, auf seine beiden Oberen, den Novizenmeister und dessen Sozius, und auf den „Manuduktor“ (s. S. 131). Selbst mit den übrigen Hausbewohnern, Patres und Laienbrüdern, darf der Novize nicht sprechen, ohne besondere Erlaubnis. Zuweilen, aber selten, nehmen Novizenmeister oder sein Sozius an den Erholungen der Novizen teil; aber da auch die Gespräche in den Erholungen „der Frömmigkeit und dem geistlichen Fortschritt dienen sollen“, so hören die Novizen von den sie Besuchenden nur, was sich auf Tugend und Askese in jesuitischem Sinne bezieht.

* * *

Die Legende erzählt vom Eremiten Paulus, der im vierten Jahrhundert 60 Jahre allein in der lybischen Wüste gelebt haben soll, daß, als zufällig ein Wanderer zu ihm verschlagen wurde, er gefragt habe: ob noch Menschen geboren, ob noch Häuser gebaut, ob noch Kriege geführt würden usw. Die gleichen Fragen kann der Jesuitennovize stellen, so abgeschieden ist sein Leben.

Ich habe die unendliche Stille und Weltverlorenheit des Novizendaseins (Stille und Weltverlorenheit setzen sich übrigens im Scholastikat fort), nachdem die ersten Wochen und Monate der allerdings sehr harten Eingewöhnung überstanden waren, als Glück empfunden. Die jesuitische und die Ordensaskese überhaupt schmieden aus diesem Wohlgefühle ein Argument für die „Gottbegnadetheit“ des Ordensstandes. Sehr mit Unrecht. Jeder tiefer veranlagte Mensch, auch der nicht-religiöse fühlt und genießt Stille und Zurückgezogenheit als Wohltat, sobald er zur Erkenntnis des darin verborgenen Genusses sich durchgerungen hat. Einsame Gebirgstäler und -höhen, tiefe Waldesruhe, menschenleere Meeresgestade lassen die Hast und Unruhe der „Welt“ ebenso aus dem Herzen schwinden und dafür Ruhe und Beschaulichkeit einziehen wie der „Gottesfrieden“ eines Noviziats.

* * *

Das Noviziat legt die Grundmauern der Frömmigkeit und Askese. Eingehend haben wir uns deshalb mit beiden zu beschäftigen, und zwar werde ich gleich hier das Bild der gesamten jesuitischen Ordensfrömmigkeit und Ordensaskese entwerfen.

Drittes Kapitel.

Frömmigkeit und Askese des Jesuitenordens.

Allgemeines.

Frömmigkeit und Askese sind, trotz enger Verwandtschaft, zweierlei.

Frömmigkeit ist das lebendige Verhältnis der Menschenseele zu Gott und seine innere und äußere Betätigung. Askese ist Übung in Selbstverleugnung und Abtötung auf religiöser Grundlage und mit religiösen Zielen.

Evangelische Frömmigkeit und Askese, d. h. Frömmigkeit und Askese, wie Christi Wort und Beispiel in den Evangelien sie lehren, ist der Form nach die denkbar einfachste, nach Inhalt bilden sie Höhepunkte religiös-ethischer Vollendung.

Wie der gesamte Inhalt des Evangeliums teils durch schwärmerisch-fanatische Exaltation, teils durch aftermetaphysische Spekulation, teils durch staatliche Einflüsse im Laufe der Jahrhunderte von den verschiedenen Kirchen entstellt worden ist, so auch, und zwar in ganz besonderem Grade, seine Frömmigkeit und Askese.

Die Frömmigkeit Christi gipfelte im Verhältnisse des Kindes zum „himmlischen Vater"; diesen „Vater" soll man verehren „im Geiste und in der Wahrheit"; zu ihm soll man beten „ohne Wortschwall", „im Kämmerlein", nicht auf der Straße oder in prächtigen Tempeln. So ist Christi Frömmigkeit ganz schlicht, ganz natürlich, ganz geistig.

Solcher Frömmigkeit entsprechend ist auch Christi Askese. Man kann sie bezeichnen als die Selbstzucht und den Opfersinn des natürlich edlen Menschen, steigerungsfähig und gesteigert bis zu heroischer, selbstloser Hingabe an die hohen und höchsten Zwecke des Dienstes Gottes und der Menschheit, mit all den Opfern und Entbehrungen, die mit solchem Streben und Tun verbunden sind.

Nichts Gewaltsames, nichts Verzerrtes findet sich also in der Frömmigkeit und Askese des Evangeliums.

Vergleichen wir mit diesem hehren Urbilde Frömmigkeit und Askese der folgenden Zeiten bis in die Gegenwart, so treten aller Orten, auf evangelischer wie auf katholischer Seite, Unterschiede auf, ja Gegensätze klaffen. Innerlichkeit ist der Veräußerlichung gewichen; das Geradlinige und Schlichte dem Verworrenen und Gekünstelten; das Freie und Natürliche dem Zwange, dem Systeme.

Ein Übermaß solcher Unterschiede und Gegensätze findet sich in den weiten Gebieten der geistlichen Orden der römischen Kirche.

I. Jesuitische Frömmigkeit.

Oben bezeichnete ich die Frömmigkeit des Ordensstandes überhaupt als eine kasernierte, eine bis auf den Buchstaben und bis auf die Minute reglementierte. Diese Charakteristik trifft ganz besonders zu bei jesuitischer Frömmigkeit. Sie ist der Tod des Individuellen, das doch Wesen und Leben echter Frömmigkeit sein muß. Schablonisierung, Nivellierung, Unterdrückung, ja Vernichtung der Eigenart ist, wie ich zeigen werde, überhaupt Kennzeichen des Jesuitismus und Ziel seiner Erziehung, zu deren wichtigsten Bestandteilen die Frömmigkeit gehört. Sie ist für den Orden nicht Selbstzweck, sondern — wie übrigens alles — nur eines der vielen Mittel für seinen Hauptzweck: innere und äußere Gleichförmigkeit seiner Glieder, der „Werkzeuge" seines Wirkens.

Dieser krasse Ordensegoismus, der Daseinsberechtigung von Individualitäten nicht anerkennt, und den wir in seiner aufsaugenden Tätigkeit schon bei der „Studienordnung" kennen gelernt haben, beherrscht auch die Frömmigkeit des einzelnen Jesuiten.

Am schärfsten kommt er zum Ausdruck in der bis ins kleinste gehenden Überwachung.

* * *

Was geheimste, jedem anderen Auge verborgene Regung des Herzens sein, was sich abspielen sollte ausschließlich zwischen Mensch und Gott, muß kritisierenden Oberen aufgedeckt werden. Hier, in Zwang und Kritik, tritt das rücksichtslos Nivellierende, das brutal Egoistische des jesuitischen Frömmigkeitssystems besonders deutlich hervor.

Schon in der jesuitisch gehandhabten Beichte — ich komme auf sie noch zu sprechen — hat der Orden ein sehr wirksames Mittel zu Zwang und Kritik auch in bezug auf Frömmigkeit. Doch er verlangt nach mehr, und dies Mehr hat er sich geschaffen in der „Gewissensrechenschaft" (ratio conscientiae). Sie ist ein so wichtiger Teil im System des Jesuitismus, daß ihr ein eigener Abschnitt gebührt. Hier soll nur ihr Einfluß auf die Frömmigkeit betont werden.

Da der Untergebene in der „Gewissensrechenschaft" dem Oberen alles aufdecken muß, was,

zumal in religiös-asketischer Beziehung, in ihm vorgeht, und da diese Bloßlegung der Seele und des Gemütes — es ist eine bis aufs äußerste getriebene Entkleidung — häufig und regelmäßig geschieht, so wird durch die „Gewissensrechenschaft" der Obere absoluter Herr und Gebieter des Inneren seiner Untergebenen. Nicht auf ihre Weise sind sie fromm, sondern nach Art und Weise des Oberen, d. h. des Ordens. Er bestimmt souverän, was und wie und wann sie beten, d. h. wie die Seele des einzelnen mit ihrem Gotte verkehren soll.

* * *

Der Orden legt Hauptgewicht auf das betrachtende Gebet: täglich ist ihm eine volle Stunde, im Noviziat sind ihm sogar zwei Stunden gewidmet; für jeden Jesuiten ist das betrachtende Gebet jährlich während einer ganzen Woche (im Noviziat und im Tertiat sogar während eines ganzen Monats) fast ausschließliche Beschäftigung. Somit ist das betrachtende Gebet, kurzweg die „Betrachtung" (meditatio, contemplatio) genannt, ein, wenn nicht der Wesensteil jesuitischer Frömmigkeit. Ist nun etwa bei diesem Gebete, das zum Unterschiede vom mündlichen Gebete das innerliche genannt wird, der Jesuit frei? Darf er hier seiner Individualität folgen, darf er den Weg zur Vereinigung mit Gott (die frommgläubig gesucht wird) hier sich selbst bahnen? Keineswegs. Während des ganzen Noviziats wird ihm der Betrachtungsstoff nicht nur genau Tag für Tag vorgeschrieben, es wird dieser Stoff ihm auch durch den Novizenmeister oder seinen Sozius eine halbe Stunde lang recht eigentlich vorgekaut, bis zu dem Grade, daß für jeden Betrachtungspunkt (gewöhnlich sind es drei) selbst die zu erweckenden Affekte „vorempfunden" werden.

Während des Scholastikats und später darf der Jesuit sich allerdings den Stoff, worüber er betrachten will, für gewöhnlich, nicht immer, selbst wählen, allein die im zweijährigen Noviziat angezüchtete völlige Unselbständigkeit bleibt als Bleigewicht an ihm hängen, und außerdem sorgen die jährlich wiederkehrenden „Exerzitien" (S. 97 ff.), in denen das Vorkauen der Betrachtungsart sich acht Tage lang täglich viermal wiederholt, sorgen die monatlichen „Gewissensrechenschaften" ausgiebig dafür, daß keine selbständige Frömmigkeit aufkommt.

* * *

Dazu kommen die „Lumina". Der Novize wird angewiesen, in einem besonderen Hefte nach jeder Betrachtung aufzuzeichnen, was er während der Betrachtung empfunden, welcher Punkt ihm besonderen Eindruck gemacht, welche Vorsätze er gefaßt hat. Diese „Erleuchtungen" (lumina) muß er dem Novizenmeister vorlegen, der sie der Individualität entkleidet und der Ordensfrömmigkeit anpaßt. In der regelmäßigen Kontrolle der „Lumina" tritt uns das vielleicht stärkste Stück von Nivellierungsarbeit im jesuitischen Frömmigkeitssystem entgegen. Denn die „Lumina" sind der kümmerliche Rest eigener Frömmigkeit, den der Jesuit sich aus den durch das Ordenssystem in feste, allgemeine Formen gebrachten Frömmigkeitsübungen bewahrt hat. Dadurch, daß auch dies letzte Überbleibsel dem Oberen zur Kritik preisgegeben wird, schwindet fast bis zur Vernichtung die Eigenart, indem selbst dem schriftlichen Niederschlage frommer Stimmungen und Gefühle der Ordensstempel aufgedrückt wird: was von diesen Aufzeichnungen, auch im Ausdrucke, nicht in die Ordensschablone hineinpaßt, wird ausgemerzt.

Die Einrichtung der „Lumina" weist übrigens noch eine andere bemerkenswerte Seite jesuitischer Frömmigkeit auf: Zergliederung des eigenen Ich, Ertötung des Spontanen und Impulsiven. Wirkliche Frömmigkeit ist ohne Spontanes und Impulsives undenkbar. Wer gehalten ist, nach jeder „Erhebung des Gemütes zu Gott" (denn das ist das Gebet) sich hinzusetzen und Gefühle und Empfindungen, die ihn dabei bewegt haben, schriftlich zu fixieren, geht der Unmittelbarkeit des Verkehrs der Seele mit Gott verlustig; dessen Frömmigkeit wird zur Registratur.

* * *

Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß der Jesuitenorden die gleiche Überwachung, die gleiche Unselbständigkeitsmachung auch beim mündlichen Gebete übt. Auch hier ist nach Zeit, Ort und Art alles vorgeschrieben.

* * *

Sehr charakteristisch kommt die allumfassende „Wißbegierde" des Ordens in bezug auf das Gebetsleben zum Ausdruck in der schon mitgeteilten zehnten Frage an die „Kandidaten":

Welche Art und welche Geistesrichtung er schon von zarter Jugend an bis jetzt rücksichtlich der für sein Gewissen heilsamen Sachen habe: zunächst in

bezug auf das Gebet, wie oft er tags und nachts zu beten pflege, zu welchen Stunden, in welcher Körperhaltung, mit welchen Gebeten, mit welcher Andacht oder geistlichem Gefühl (Exam. gen. 3, 10).

Man sieht hier gleichsam den fragenden Jesuiten sich festsaugen an der Seele des „Kandidaten"; nichts, was die Frömmigkeit des Aufzunehmenden betrifft, darf ihm entgehen. Wenn die Kontrolle so dem „Kandidaten" gegenüber gehandhabt wird, um wie viel mehr beim Novizen, Scholastiker, Pater, wie wir das unten bei Erörterung der „Gewissensrechenschaft" sehen werden.

* * *

In diesen Wesenseigenschaften jesuitischer „Frömmigkeit": Kontrollierung, Systematisierung, Nivellierung liegt auch ihre Gegnerschaft zur Mystik begründet. Die deutschen Mystiker, ein Tauler, Seuse usw., mit ihrem frommen Individualismus verhalten sich zum Jesuitismus wie Feuer zum Wasser. Der Jesuitenorden lehnt solche „Herzensergüsse" schroff ab.

Während so himmlische Mystik ihm fremd bleibt, nimmt in seinem Frömmigkeitssystem eine andere Mystik aber breitesten Raum ein.

* * *

Vielfach begegnet man der Meinung, die Frömmigkeit des Jesuitismus sei eine nüchterne, verstandesmäßige, frei sowohl von aller Sentimentalität wie von allem Überschwange in b zug auf Wunder, Erscheinungen usw. Die Meinung ist grundfalsch.

Es fehlt der jesuitischen Frömmigkeit gewiß nicht an Reglementierung des Gefühls. Sie ist, wie wir gesehen haben, sogar stark vertreten, aber nur, um das Individuelle in der Frömmigkeit verschwinden zu machen und dafür das Ordenssystematische einzusetzen. Gegen echte Mystik, d. h. gegen freie Entfaltung der Seelenschwingen, gegen unkontrollierbare Vertiefung in die Abgründe der Gottheit, sperrt sich der Jesuitenorden; denn alles das liegt außerhalb seines Systems. Innerhalb der Ordensschablone wuchert aber ein ungeheuerer Wust von Sentimentalem, Abergläubischem, Wundersüchtigem. Kurz, der Jesuitenorden war und ist, wie kein Zweiter, ein Hauptförderer der Aftermystik mit allen ihren widerlichen Begleit- und Folgeerscheinungen.

* * *

Diese Frömmigkeitsrichtung im Jesuitenorden geht zurück auf seinen Stifter Ignatius von Loyola. Auch über ihn und sein Innen- und Gefühlsleben sind falsche Ansichten verbreitet. Wenn irgend jemand Aftermystiker und pathologischer Hysteriker war, dann der fromm gewordene Ritter des Baskenlandes.

Eine Charakteristik des Ignatius zu geben, liegt außerhalb des Rahmens meiner Arbeit. Nur einige Züge ignatianischer Frömmigkeit und Aftermystizismus' seien hervorgehoben: sie haften in breiter und massiger Ausgestaltung auch seinem Gebilde, dem Jesuitenorden, an.

Ignatius selbst diktierte dem Jesuiten Luis Gonsalez (Ludovicus Gonsalvus) über sich in die Feder:

Eines Nachts sah er während längerer Zeit die seligste Gottesmutter mit dem Jesusknaben. Durch diesen Anblick wurde ihm ein solcher Ekel vor seinem früheren Leben, besonders vor allen Dingen, die sich auf Fleischeslust beziehen, eingeflößt, daß es ihm schien, er fühle aus seiner Seele herausgehen alle Erinnerungen (species omnes) an diese Dinge . . . Während seines Aufenthaltes in Manresa schnitt er sein Haupt- und Barthaar, seine Fuß- und Fingernägel nicht. In Manresa (wo er die „Exerzitien" niedergeschrieben haben soll) sah er am hellen Tage in der Luft eine glänzende Schlange, deren Anblick ihn mit großer Freude erfüllte; später erkannte er, daß es der Teufel gewesen war, und vertrieb die Schlange mit dem Stock. Die heiligste Dreifaltigkeit sah er eines Tages in Gestalt von drei Klaviertasten, wobei er so große Freude empfand, daß er einen Strom von Tränen vergoß, der bis Mittag andauerte. Die Erschaffung der Welt sah er in Gestalt eines weißen Gegenstandes, aus dem Gott Lichtstrahlen hervorsandte. Christum sah er oft während des Gebetes als weißen Körper, weder groß noch klein und ohne Gliedmaßen. Auf gleiche Weise sah er die Jungfrau Maria. Diese Erscheinungen bestärkten ihn so im Glauben, daß er gestand, daß auch wenn die Bibel die Glaubensgeheimnisse nicht lehrte, er doch bereit sei, für sie zu sterben. In einer Kirche vor den Toren Roms sah er, wie Gott Vat.r ihn seinem Sohne Christus zugesellte. Während er die Ordenssatzungen verfaßte, hatte er viele Erscheinungen von Gott Vat.r, der heiligen Dreifaltigkeit und der Jungfrau Maria, und während der Mess. mußte er viel weinen (Acta S. S. 34, Julii 7, 647. 649. 651. 652. 664. 665).

Die Bollandisten (jesuitische Schriftsteller, die das große hagiographische Werk Acta Sanctorum herausgeben. Sein Begründer und erster Herausgeber war der Jesuit Bollandus [† 1665], daher der Name: Bollandisten. Das

Werk ist noch nicht vollendet; bis jetzt sind 62 Foliobände der Neuausgabe erschienen) erzählen von Ignatius:

Eines Nachts wurde sein Zimmer von himmlischem Lichte so strahlend beleuchtet, daß andere hinzueilten, um zu sehen, was es gäbe. An dem Tage, als Ignatius anfing, die Satzungen zu schreiben, weinte er während der Messe fast unaufhörlich vor Rührung und Freude. So berichtet der Jesuit Orlandinus nach den eigenen Mitteilungen des Ignatius. Ignatius besaß „die Gabe der Tränen" (donum lacrymarum), d. h. er vergoß während des Gebetes und besonders während des Lesens der Messe Ströme von Tränen. Dem Jesuiten Bartoli erzählt Ignatius selbst: „An diesem Tage kamen mir die Tränen anders vor als früher; sie strömten langsam, süß, ohne Geräusch und kamen so tief von innen heraus, daß ich es nicht ausdrücken kann. Als ich die Jungfrau Maria bat, sie möge mir beim Vater und Sohne günstig sein, fühlte ich mich emporgehoben zu Gott Vater, mein Haar richtete sich auf, und meinen ganzen Körper durchströmte große Hitze; darauf folgte ein Tränenstrom, verbunden mit großer Süßigkeit. So intensiven Geschmack empfand ich an göttlichen Dingen, verbunden mit beständigen Tränen, daß es mir schien, als ob mein Gott und Herr, sooft ich ihn nannte, mein Innerstes erfüllte. Während des Messelesens weinte ich so stark, daß ich fürchtete, das Augenlicht zu verlieren, so sehr schmerzten mich durch das Weinen die Augen. Bei den Worten [des Messekanons]: ‚Es gefalle Dir, heilige Dreieinigkeit' erfaßte mich eine ungeheuere Liebe, und heiße Tränen strömten. Mit dem Heiligen Geiste unterhielt ich mich, weinte dabei und sah und fühlte ihn als Helligkeit und Flamme". Der Bericht über Tränenströme setzt sich noch länger fort. Unter den Tränen litten seine Augen so sehr, daß, wie der Jesuit Ribadeneira erzählt, er das Brevier nicht mehr beten konnte; ja die Menge der Tränen war so groß, daß er sie in einem Gefäße auffing. Das Antlitz des Ignatius strömte zuweilen solches Licht aus, daß dadurch Zimmer erhellt wurden. Über die Teufel besaß er große Gewalt. Das wird durch viele Beispiele von Teufelsaustreibungen und Teufelserscheinungen „erhärtet" (Acta S. S. 34, Julii 7, 457. 502. 539. 540. 597. 598 f.).

Starke Hinarbeitung auf das Gefühl beim Gebete, Streben nach Gefühlserregung als Ziel der Frömmigkeit finden sich in einem Briefe des Ignatius (wahrscheinlich aus dem Jahre 1548) an Franz Borgia, Herzog von Gandia, welcher der zweite Nachfolger des Ignatius im Ordensgeneralate wurde, damals aber noch als „Affiliierter" des Ordens sein Herzogtum regierte:

„... Hinsichtlich des dritten Punktes, die Züchtigung Ihres Leibes, so würde ich um unseres Herrn willen alles von mir entfernt halten, was einem Blutstropfen ähnlich wäre. Und wenn die göttliche Majestät hierzu und zu allem, was gesagt ist, Gnade gegeben hat, so sage ich, ohne weitere Gründe und Beweise dafür anzugeben, es ist für künftighin besser, dies zu unterlassen und, statt irgend etwas Blut zu suchen oder hervorzulocken, unmittelbarer den Herrn aller zu suchen, ich meine seine heiligsten Gaben, wie z. B. einen Erguß oder auch nur einige Tropfen Tränen ... und diese Tränen sind um so wertvoller und kostbarer, je höher die Gedanken und Betrachtungen sind, bei denen sie vergossen werden ... Unter diesen [„heiligsten Gaben"] verstehe ich ... in Ordnung und Rücksicht auf die göttliche Majestät ... Tränen, innigen Trost, Erhebung des Gemüts, Eindrücke, göttliche Erleuchtungen mit allen übrigen geistigen Vergnügungen und Empfindungen (bei Genelli S. J., Leben des heiligen Ignatius. Innsbruck 1848, S. 384 f.).

Ignatius fügt allerdings hinzu (a. a. O.):

wir sollen solche Dinge nicht bloß wegen des Wohlgefallens oder des Vergnügens, welches sie uns machen, suchen;

aber die kräftige Aufforderung „zum Suchen" mystisch-sinnlicher, mit Tränen verbundener Erregungen im und durchs Gebet, ja die Gleichstellung solcher sinnlicher Erregungen mit „dem Herrn aller" bleibt bestehen.

Auch in der Magna charta jesuitischer Frömmigkeit, in den „Exerzitien" gibt Ignatius seinem Hang für Afterfrömmigkeit kräftigen Ausdruck. Da ich unten die Exerzitien ausführlich behandle, begnüge ich mich hier mit einem Beispiele.

In den „Regeln, die anleiten, um mit der orthodoxen [katholischen] Kirche in richtiger Weise zu fühlen", heißt es im „Exerzitienbuche":

„... Man soll den Gläubigen die kirchlichen Gesänge, die Psalmen und lange Gebete (prolixas preces), sei es in, sei es außerhalb der Kirche, empfehlen ... Man soll loben die Verehrung der Reliquien, die Anrufung der Heiligen. Ebenso die Kreuzwege, fromme Wallfahrten, Ablässe, Jubiläen, in Kirchen anzuzündende Opferkerzen und die anderen ähnlichen Hilfsmittel für unsere Frömmigkeit. Man soll sehr erheben (extollere) den Gebrauch der Abstinenz [Enthaltung von Fleisch] und des Fastens ... Man soll loben die Heiligenbilder (Institutum Societ. Jesu, II 416. Romae 1870).

* * *

Diesen von Ignatius selbst vorgezeichneten, ja vorgelebten Richtlinien, die, vom Pathologisch-

Hysterischen ausgehend, wieder ins Pathologisch-Hysterische verlaufen, entspricht das Frömmigkeitsgebäude des Ordens. Äußerliches, grob Sinnliches, Aftermystisches, vom Wunderbaren das Wunderbarste, felsenfester Glaube an Teufeleien und ihre phantastische Ausmalung sind Ornamente und zugleich Grundmauern des Baues.

Wahllos greife ich aus Erbauungsschriften, aus bekannt gewordenen Privatbriefen, aus den offiziellen „Jahresbriefen" (Litterae annuae) und den „Hausgeschichten" (historiae domus) der einzelnen Jesuitenhäuser, aus Missionsberichten, aus „Heiligenleben" usw. Proben jesuitischer Frömmigkeit heraus. Das buntscheckige Kunterbunt von Zeiten, Orten, Personen und Gegenständen zeigt besser als systematische Zusammenstellung, daß ein aftermystischer, ungesunder Charakterzug einheitlich und gleichförmig allem, was zu jesuitischer Frömmigkeit gehört, anhaftet.

Aus einem Missionsberichte.

Der Jesuit Franz Cyprian wurde im Jahre 1637 auf der Reise nach Ostindien, als er anscheinend dem Tode nahe war, in den Himmel entrückt. Dort wurde ihm durch Gott mitgeteilt, er werde am Leben bleiben und die Tore von Japan wieder öffnen; das Schiff werde am Vorgebirge der guten Hoffnung Schiffbruch leiden, er selbst aber auf einer Wolke, wie auf einem Throne, nach Goa getragen werden; der Untergang des Schiffes erfolge wegen der Sünden der Seeleute, namentlich, weil einer von ihnen ein Marienbild mit einem Dolche habe durchbohren wollen; er habe aber nur die das Bild umgebende gemalte Wolke getroffen; das Bild habe er zuerst in einer Kiste verborgen, es sei aber aus der Kiste von Gott in den Himmel genommen und dem Jesuiten Cyprian wieder mitgegeben worden. Der Untergang des Schiffes wurde durch die Fürbitte des heiligen Franz Xaver abgewendet; dadurch wurde leider auch die Wolkenfahrt des Pater Cyprian unnötig (bei Döllinger-Reusch, Moralstreitigkeiten, II 349).

Aus zwei Briefen des belgischen Jesuiten Monmorancy:

Eine vornehme Dame zu Trepani in Sizilien war hoffnungslos erkrankt. Vergebens berührte man sie mit verschiedenen Reliquien; selbst die Berührung mit einer Partikel des Kreuzes, an dem Christus gestorben war, nützte nichts. Da gab ihr der Beichtvater, der Jesuit Rosseti, den Rat, durch den vor kurzem in Indien gemarterten Jesuiten Franz Mastrelli den heiligen Franz Xaver, gleichfalls einen Jesuiten, anzurufen. Die Kranke tut es, während Rosseti sie zu gleicher Zeit mit einem von Mastrelli geschriebenen Briefe berührt. Sofort wird die Dame gesund.

Kürzlich sei ein verstorbener Jesuit einem anderen erschienen und habe ihm gesagt, er, der Verstorbene, sei zwar nicht mehr im Fegfeuer, aber auch noch nicht im Himmel, sondern er müsse, weil er zu Lebzeiten nicht mit genügendem Eifer Sterbenden beigestanden habe, diesen Beistand jetzt, gleichsam wie ein Schutzengel, leisten; auch mehrere andere Jesuiten erduldeten die gleiche Strafe (bei Döllinger-Reusch, Moralstreitigkeiten, I 531 und II 351 f.).

Bemerkenswert bei dieser Erzählung ist, daß der Jesuitismus in seiner Frömmigkeit und Wundersucht selbst das katholische Dogma beiseite schiebt. Denn das Dogma kennt zwischen Fegfeuer und Himmel keine Zwischenstufe, während hier eine solche erwähnt wird.

Aus einem „Andachtsbuche" des Jesuiten Pemble:

Was trug Jesus für ein Unterkleid? Ein leinenes, welches zu Rom in der Basilica lateranensi aufbewahrt wird mit der Aufschrift: Leinenes Unterkleid unseres Herrn Jesu Christi, welches ihm die seligste Jungfrau gemacht hat. War dieses Unterkleid abgesondert von jenem Oberkleide ohne Naht? Ja, denn das Oberkleid, welches auch zu Rom aufbewahrt wird, war von Wolle und wuchs mit Jesu Christo auf. Von welcher Farbe war der wollene Rock? Veilchenblau. Von welchem Holze war das Kreuz Jesu Christi? Es scheint von Eiche gewesen zu sein, wie die größeren heiligen Kreuzpartikeln zeigen (bei Bucher, a. a. O. I 150 ff.).

Aus dem Buche des Jesuiten Rosignoli: „Erbarmet euch der Seelen im Fegfeuer! Wunderbare Ereignisse aus dem Jenseits" (Paderborn 1878, Bonifaciusdruckerei). Rosignoli betont (S. 309) „die verbürgte Glaubwürdigkeit" seiner Mitteilungen:

Eine Tante des Kaisers Otto IV. hörte an die Türe klopfen, öffnete, und der Kaiser trat ein: „Ich schmachte in den Flammen des Fegfeuers, fordere die Klöster auf für mich zu beten, man möge den Psalter beten und sich während des De profundis geißeln" (S. 185). Papst Innozenz III. erschien einer frommen Jungfrau von Flammen umgeben und sagte: „Ich hätte durch drei Fehler beinah mein Heil verscherzt. Aber Maria hat mir in der Todesstunde vollkommene Reue erwirkt. Aber noch muß ich sehr lange leiden, wenn du mir nicht durch deine Gebete hilfst" (S. 244). In Ferrara wurde ein Palast infolge ständigen nächtlichen Lärmes unbewohnbar. Ein Student erbot sich, in dem Hause zu wohnen. Nachts kam ein grauenhaftes Gespenst; beim ersten Tagesgrauen ging es hinaus; der Student folgte ihm mit einer geweihten Kerze, bis es in einem Keller verschwand. Dort fand man einen Leichnam; man begrub ihn, las mehrere Messen für den Verstorbenen, und der nächtliche Lärm hörte auf (S. 68). Ein

Franziskaner erschien einem Dominikaner und ließ ihn, um ihn zum Mitleid zu bewegen, die Flammen sehen, die ihn peinigten. Auch legte er seine glühende Hand auf einen Tisch, worin sie sich tief eindrückte (S. 95). Ein spanischer Edelmann betete auf dem Wege zu seiner Geliebten, einer verheirateten Frau, den Rosenkranz (!) und opfert ihn auf für einen Gehängten, an dessen Galgen er vorüber kommt. Als der Ehemann ihn ertappt und auf ihn eindringt, kommt der Gehängte ihm zu Hilfe und knüpft sich nach geleisteter Hilfe wieder eigenhändig an den Galgen auf (S. 159). Zwei Spanier erstechen sich gegenseitig vor den Augen ihrer Geliebten; sie selbst wird von den Angehörigen der Gefallenen getötet. Das Mädchen war Mitglied der Rosenkranzbruderschaft; deshalb veranlaßte Maria den heiligen Dominikus die Tote zum Leben zu erwecken. Darauf legte sie eine Generalbeichte ab und lebte noch zwei Tage, um eine Anzahl von Rosenkränzen beten zu können, die ihr als Buße in der Beichte auferlegt worden waren (S. 122). Der heilige Franziskus hat das Recht, an seinem Festtage (4. Oktober) vom Himmel in das Fegfeuer hinab zu steigen und einige Seelen, die sich um seinen Orden verdient gemacht haben, zu erlösen (S. 256).

Aus dem Buche des Jesuiten Terwekoren: „Das Weihwasser des heiligen Ignatius von Loyola für alle Leiden der Seele und des Leibes" (Wien 1867):

[Bei einer Viehseuche gebrauchte man das Wasser auf einem Bauernhofe und von 15 Pferden ging kein einziges zurunde (S. 25). Als im Jahre 1839 in Brügge die Cholera herrschte, hörte in einer Straße durch das Ignatiuswasser die Krankheit plötzlich auf. Das Verlangen nach dem Wasser wurde so groß, daß 50 Bottiche in einer Woche nicht ausreichten (S. 30). Bei Schwergeburten ist das heilige Wasser besonders wirksam (S. 73).

Aus der von den Jesuiten herausgegebenen Zeitschrift: „Sendbote des göttlichen Herzens Jesu" (Innsbruck):

Ein Pferdeknecht heilt die Lahmheit seines Pferdes durch ein Gebet zum Herzen Jesu (Jahrgang 1878, 18). Auf der Eisenbahn in Verlust geratene Weinfässer werden wiedergefunden durch eine Novene zum Herzen Jesu (1871, 118). Die Anlage einer „protestantischen Fabrik" wird verhindert (1871, 207), ein katholisches Kasino wird gegründet durch das Herz Jesu (1871, 243). In Stilfs ertrank am 3. Juli 1871 eine schwangere Frau. In der Leiche, die man öffnete, war das Kind tot. Man betete um die Taufgnade des toten Kindes; während des Gebetes färbten sich Lippen und Wangen des Kindes, und der Mund öffnete sich. Das Kind wurde getauft, und gleich darauf wurde es wieder starr und steif und bleich wie Wachs (1871, 268). In der Nähe von Bozen wurde ein totes Mädchen geboren. Man trug es zur wundertätigen Muttergottes von Riffian. Bald nach dem ersten Gebet zeigten sich Lebenszeichen, die aber wieder verschwanden. Das Kind wurde begraben, nach einigen Tagen aber wieder ausgegraben. Wiederum wurden Gebete veranstaltet, es zeigten sich abermals Lebenszeichen, und das Kind wurde getauft (1871, 184). Ein Stückchen von der Kleidung „der seligen Mutter Madeleine Barat" [Stifterin der Frauenkongregation Dames du Sacré Cœur, in deren zahlreichen Anstalten in England, Österreich, Frankreich, Belgien, Italien die Töchter der adeligen und reichen Familien erzogen werden (vgl. S. 26f.)] heilt ein schweres Augenübel (1872, 17). Epilepsie hört auf durch das Versprechen: jeden ersten Freitag im Monate [die Freitage sind in besonderer Weise dem Herzen Jesu geweiht] 32 Kreuzer für Kerzen auszugeben, die auf dem Herz-Jesu-Altar angezündet werden, an allen Freitagen eines ganzen Jahres keinen Kaffee zu trinken und alljährlich drei Wallfahrten zur Muttergottes von Krischeschitz zu machen (1872, 20). Eine Novene zum Herzen Jesu heilt „von gänzlicher Heiserkeit" (1872, 22). Viehsterben hört auf infolge einer Novene zu den armen Seelen im Fegfeuer (1872, 44). Eine große Feuersbrunst wird ohne Wasser durch Anrufung des Herzens Jesu gelöscht (1872, 172). Durch eine Novene zum heiligen Josef wird aus einer Familie eine kirchenfeindliche Zeitschrift entfernt (1872, 205). Ein durch einen Pferdetritt verursachter schwerer Schädelbruch wird durch Gebet zu Maria geheilt: „ohne Entzündung, ohne Eiterung, selbst der gespaltene Schädel heilt wieder zusammen" (1872 206). „In Thann bei Simbach verlobten sich drei Personen dem göttlichen Herzen und veröffentlichten, ihrem Versprechen gemäß, daß sie von einer sehr starken Blatternepidemie verschont geblieben sind" (1872, 213). Durch eine Andacht zu den drei heiligen Herzen, Jesu, Mariä und Josefs, wird Entlassung aus dem Militärdienst erlangt (1872, 215). Heilung von schwerem Magenleiden durch Auflegung „eines vom Papste geweihten Agnus Dei Medaillons in Wachs auf die Gegend des schmerzenden Magenteiles" (1872, 334). Heilung eines Fußleidens „mit Beinfrage" durch Auflegung eines Marienbildes (1872, 338). Ein seit 15 Jahren gelähmtes Mädchen wird durch eine Wallfahrt geheilt (1872, 340). In Duderstadt wird eine Feuersbrunst, „durch Sturmwind und andere Umstände begünstigt", durch das Gelöbnis einer Novene zum Herzen Jesu gelöscht (1872, 365). Lungenemphysem wird beseitigt durch Andachten zum Herzen Jesu, zu Maria, zum heiligen Josef, zum seligen Jesuiten Berchmanns (1872, 369). Hautflechten werden durch Lourdeswasser (vgl. S. 10. 121 f.) beseitigt (1872, 373).

Diese Frömmigkeitsproben sind nicht etwa mühsam aus dem „Sendboten des göttlichen Herzens Jesu" zusammengesucht. Zu Tausenden und Abertausenden füllen sie seine Jahrgänge. Der „Send-

bote" besitzt, was hervorgehoben werden muß, seit fast 40 Jahren die größte Verbreitung unter den deutschen Katholiken aller Stände. Er gehörte auch zur Lieblingslektüre meiner Mutter.

Die Jesuiten Höver und Miller: Leben des heiligen Johannes Berchmanns (Dülmen 1901, S. 173) berichten vom sterbenden Jesuiten Johannes Berchmanns, den Leo XIII. „heilig" gesprochen hat:

Der Kranke schien zu schlummern; himmlische Ruhe lag auf seinem Antlitze. Da plötzlich sprang er auf, warf sich in der Mitte des Bettes auf die Knie; sein Angesicht war verwirrt, seine Augen jedoch fest zum Himmel gerichtet; die Lippen zitterten und laut rief er aus: ‚Nein, das tue ich nicht; ich sollte dich beleidigen, o mein Gott. O Maria, nie will ich deinen Sohn beleidigen. Fort von mir, ich will lieber tausendmal sterben, zehntausendmal, hunderttausendmal, millionenmal'. Auf das laute Rufen kamen mehrere Patres aus den nächsten Zimmern herbeigeeilt. Der arme Kranke atmete schwer; ein gewaltsames Zucken um Lippen und Mund entstellte sein Gesicht; er schlug mit den Händen um sich, als ob er von einer Menge Feinde umringt wäre. Die anwesenden Priester segneten das Bett und den Kranken mit Weihwasser .... Allmählich wurde er ruhiger, und sich zur Seite wendend rief er mit kräftiger Stimme: ‚Fort mir dir, Satan, ich fürchte dich nicht'.

Die genannten Lebensbeschreiber nennen dies „den furchtbaren Kampf mit der Hölle" (a. a. O. S. 175), den Berchmanns zu kämpfen hatte, obwohl er, wie sie versichern, nie auch nur die kleinste Sünde begangen habe.

Ferner lesen wir dort:

Die erblindete Katharina von Rakanati berührte mit einem Finger der Leiche des Berchmanns zuerst ihr rechtes, dann ihr linkes Auge, worauf die Blindheit gänzlich verschwand ... Schwester Maria Kruzifira Ancaini erkrankte gefährlich: ein Polyp bildete sich in der Gegend des Herzens. Sie erlahmte auf der einen Seite und litt dabei an so furchtbaren Zuckungen, daß das ganze Bett zitterte. Schließlich stellte sich eine Art Starrkrampf ein. Da schienen alle menschlichen Mittel machtlos. Die Oberin brachte ihr ein Bild des ehrwürdigen Berchmanns und ermunterte sie zum Vertrauen auf diesen mächtigen Fürsprecher bei Gott. Allein die Kranke hatte nicht mehr Besinnung genug, um auch nur für die Wiederherstellung ihrer Gesundheit beten zu können. Man legte das Bild des „Heiligen" auf ihr Schmerzenslager. Am folgenden Morgen kam sie allmählich wieder zu sich. Plötzlich fühlte sie sich von ungeheurem Vertrauen beseelt. Betend nahm sie das Bildnis des Seligen und preßte es an ihre Stirne und Brust. Im selben Augenblicke war sie geheilt (a. a. O. S. 200).

Der Jesuit Hattler erzählt in seiner Schrift: Der ehrwürdige Pater Jakob Rem aus der Gesellschaft Jesu (Regensburg 1881, S. 161. 164):

Die Seelen der Verstorbenen kamen häufig zu ihm ... Vom Gottesacker hörte man nicht selten den Ruf, das Seufzen und Jammern der armen Seelen, die zu Pater Jakob [Rem] um Hilfe flehten. Auch zu seiner Zimmertür kamen sie öfter und klopften leiser oder stärker an, je nach der Größe der Peinen, die sie litten, und der Hilfe, die sie suchten ... Einst zeigte sich ihm einer seiner verstorbenen Mitbrüder mit trauriger Miene und angetan mit schmutzigen Gewändern, zum Zeichen, daß seine Seele noch nicht gereinigt genug sei und darum im Fegfeuer büße. Pater Rem fragte ihn um seine Schuld ... Der Verstorbene bekannte, er habe gegen die Regel des Gehorsams gefehlt, da er ohne die Erlaubnis der Oberen sich oft gegeißelt habe ... Alle diese Beweise des Mitleids, das Pater Rem für die Seelen im Reinigungsorte trug, waren seinen Mitbrüdern so bekannt und gewiß, daß sie nach seinem Tode das Zimmer, in welchem der Ehrwürdige wohnte und in welchem er die Besuche der hilfesuchenden Seelen empfing, in eine Kapelle für die Verstorbenen umwandelten, die bis zur Aufhebung der Gesellschaft bestand unter dem Namen: Locus animarum, Armenseelenort. Rems Zeit- und Ordensgenosse, der Dichter Pater Jakob Biedermann, verewigte diesen Zug seiner Liebe bald nach des Ehrwürdigen Tode durch ein lateinisches Epigramm; es lautet in Prosa: ‚... das ist jener Greis, ist jener Jakob, dessen Tränenfluten fort und fort die Flammen betauten, in denen zur Sühne unter der Erde die Seelen brennen. Kaum bedeckte tiefe Nacht mit dunklem Schleier die Gestirne, welche Scharen weinender Seelen fühlte er da sich nahen! Die Armen standen an der Türe und streckten ihre Hände aus in stummer Klage'.

Das Grotesk-Wunderbare ist überhaupt hervorstechendes Merkmal der überaus umfangreichen Literatur jesuitischer „Heiligen-Leben", die weiteste Verbreitung im katholischen Volke finden. Schlichte, an die „Bergpredigt" Christi erinnernde „Heiligkeit" gibt es da nicht. Alles atmet Extremes und Extravagantes. Je wunderbarer, ja, je toller, um so „frömmer" scheint hagiographisches Leitmotiv der Jesuitenautoren zu sein.

Besonders hoch im Werte steht im Jesuitenorden ein Werk des spanischen Jesuiten Alphons Rodriguez: „Übung der christlichen Vollkommenheit" aus dem 16. Jahrhundert. Täglich eine halbe Stunde müssen die Novizen in dieser „Übung" lesen (vgl. S. 137); jähr-

lich zweimal wird während 14 Tagen bei den Mahlzeiten aus ihr vorgelesen; der „Rodriguez“ ist, neben dem „Thomas von Kempen“, das einzige Buch, das während der „Exerzitien“ benutzt werden darf, und für die meisten Jesuiten, auch nach ihrer Ausbildung, ist und bleibt „die Übung der christlichen Vollkommenheit“ das Lehrbuch ihrer Askese und Frömmigkeit.

Bei Rodriguez finden wir nun die gleichen Früchte jesuitischer Frömmigkeit wie bei allen übrigen Erbauungsschriftstellern des Ordens:

Aus der Abhandlung über die Gleichförmigkeit mit dem Willen Gottes: Der heilige Dominikus besuchte zu Rom häufig eine heilige Frau, die am Brustkrebse litt. Eines Tages wünschte er, die Wunde zu sehen; sie war voll von Eiter, Fäulnis und lebendigen Würmern. Voll Staunen über die heroische Geduld der Kranken, bat er sie, ihr einen der Würmer zu schenken. Sie willigte ein unter der Bedingung, daß er ihr den Wurm wiedergebe, „denn sie empfand eine große Wonne darin, sich lebendig von den Würmern auffressen zu lassen“. Kaum hatte Dominikus den Wurm genommen, so verwandelte er sich in seiner Hand in eine kostbare Perle, und als Dominikus die „Perle“ wieder in die Brustwunde legte, wurde sie wieder zum Wurm. Gott gab durch dies Wunder zu erkennen, wie wohlgefällig ihm Gleichförmigkeit mit seinem Willen sei (I 407 f.). Das Schaf wird zur Schlachtbank geführt und tut seinen Mund nicht auf; das Schwein aber, dies unreine Tier, schreit, wenn man es töten will: Derselbe Unterschied findet [rücksichtlich des Verhaltens in der Todesstunde] zwischen den Gerechten, die durch Schafe versinnbildlicht werden, und den gottlosen und fleischlichen Menschen, welche durch die Schweine bezeichnet werden, statt (I 412). Ein frommer Mönch, der 40 Jahre Gott treu gedient, aber nie geistlichen Trost empfunden hatte, beklagte sich vor dem Altare darüber bei Gott. Da entstand hinter ihm ein solches Getöse, als ob die Kirche einstürze, und ein Teufel, den er sah, gab ihm mit einer eisernen Stange einen furchtbaren Schlag, so daß er drei Wochen lang die schrecklichsten Schmerzen litt, zugleich gab er einen unerträglichen Gestank von sich. Später offenbarte ihm Gott, das alles sei die Strafe dafür gewesen, daß er sich nicht gleichförmig dem Willen Gottes ergeben habe (I 445). Aus der Abhandlung über die Demut: Ein heiliger Mönch hatte einen früher vom Teufel besessenen Knaben bei sich. Als er einmal eiteles Wohlgefallen darüber äußerte, daß der Teufel den Knaben seit dem Verkehre mit ihm nicht mehr plage, fuhr im gleichen Augenblicke der Teufel wieder in den Knaben hinein. „Daraus kann man erkennen, wie sehr Gott alle Worte verabscheut, die nur im mindesten auf das Lob dessen zielen, der spricht“ (II 207 f.). Der heilige Severin, der von Gott die Kraft besaß, Teufel auszutreiben, bat Gott, um von Gedanken der Eitelkeit befreit zu werden, ihn besessen werden zu lassen. Gott willfahrte der Bitte und der Teufel fuhr für fünf Monate in ihn (II 260). Drei Mönche, die eiteln Gedanken nachgehangen hatten, überantwortete Gott drei Teufeln, die sie 40 Tage lang schrecklich quälten (II 260). Aus der Abhandlung von den Versuchungen: Um einem Mönche zu erkennen zu geben, wie verschieden sich Ordensleute Versuchungen gegenüber benehmen, ließ Gott ihn sehen, wie unzählige Teufel fortwährend Pfeile auf die Ordensleute abschossen. Einige der Pfeile flogen auf die Teufel zurück, andere fielen vor den Ordensleuten unschädlich zu Boden, andere drangen mit der Spitze in das Fleisch, andere drangen tiefer ein usw. (II 318). Aus der Abhandlung von der unordentlichen Liebe zu den Verwandten: Ein Professor der Theologie, für den seine Mutter ihr letztes Geld geopfert hatte, damit er studieren könne, war in einen Orden getreten und hatte seine alte Mutter in größter Not zurückgelassen. Die Mutter beschwor ihn, den Orden zu verlassen, um für sie zu sorgen. Von den Bitten schon halb erweicht, erhielt er von einem sprechenden Kruzifix die Weisung, der Mutter nicht zu folgen (II 338 f.). Aus der Abhandlung über das Leiden Christi: Ein Sklave hatte eine solche Andacht zum Leiden Christi, daß er beständig weinte. Sein Herr, der nicht glauben wollte, daß er deshalb weine, ließ ihn töten und sein Herz öffnen; „dort fand man ein wohlgestaltetes Bild des Gekreuzigten“ (II 391). Aus der Abhandlung über die Kommunion: Ein Priester zweifelte, daß Blut in der konsekrierten Hostie sei. Da sah er während des Messelesens die Hostie über dem Kelche schweben und aus ihr Blut in den Kelch fließen (II 402). Ein deutscher Priester fuhr fort Messe zu lesen trotz vieler ungebeichteter Unzuchtssünden. Gott wollte ihn bekehren und ließ drei Tage lang während der Messe konsekrierte Hostie und konsekrierten Wein aus den Händen des Priesters verschwinden, so daß er nicht kommunizieren konnte. Der Priester beichtete, und als er dann wieder die Messe las, kamen die drei verschwundenen Hostien zurück, und der Kelch füllte sich mit der dreifachen Menge heiligen Blutes (II 407). Ein Judenkind hatte von dem konsekrierten Brote gegessen. Als sein Vater das hörte, warf er das Kind voll Wut in einen brennenden Glashüttenofen. Die Mutter, die das Kind vergebens suchte, fand es am dritten Tage unversehrt mitten in der Glut des Ofens, und das Kind erzählte, eine mit Purpur bekleidete Frau habe die Flammen von ihm abgehalten und ihm zu essen gebracht: „Das hatte die heilige Hostie im Leibe des Kindes gewirkt“ (II 420). Aus der Abhandlung über die Messe: Zwei Jünglinge gingen früh auf die Jagd; der eine hatte vorher eine Messe gehört, der andere nicht. Während der Jagd entstand ein furchtbares Unwetter, eine schreckliche Stimme rief: Schlage ihn, schlage ihn, und derjenige, der die Messe versäumt hatte, wurde gleich darauf vom Blitze getötet; der andere stand

entsetzt daneben. Die Stimme fuhr fort: Schlage ihn; aber eine andere Stimme entgegnete: Ich kann ihn nicht schlagen, denn er hat heute [in der Messe] die Worte gehört: Das Wort ist Fleisch geworden. So wurde der andere gerettet, weil er die Messe gehört hatte (II 450). Aus der Abhandlung über die Armut: Der Prior eines Klosters legte das Gewand des verstorbenen Abtes an, das aus besonders feinem Tuche gemacht war; sogleich brannte es ihn wie Feuer. Auch die übrigen Kleider des Verstorbenen, der durch Anschaffung feinen Tuches gegen die Armut gesündigt hatte, brannten, auf einen Haufen geworfen, ohne jede äußere Ursache, mehrere Tage lichterloh (III 140). Ein sterbender Mönch konnte die konsekrierte Hostie nicht verschlucken, während ein anderer Mönch dieselbe Hostie sehr gut schlucken konnte. Nach dem Tode des ersten Mönches fand man fünf kupferne Geldstücke bei ihm. Er hatte sich also gegen die Armut versündigt, und deshalb die Unfähigkeit das Sakrament zu nehmen (III 164). Aus der Abhandlung über die Keuschheit: Ein Mönch wurde von unkeuschen Gedanken angefochten, auf die er aber nicht achtete. „Da versetzte ihm ein Reliquienkästchen, das er an seinem Halse trug, Stöße auf die Brust". Als die unkeuschen Gedanken verschwanden, hörten die Stöße auf; sie fingen immer wieder an, wenn die Gedanken zurückkamen (III 183). Ein heiliger Bischof nächtigte einst in einem von Teufeln heimgesuchten Hause, die ihn des Nachts in Tiergestalten schrecken wollten. Er hatte aber nur Verachtung für die als Löwen, Schweine, Schlangen erscheinenden Teufel. Da flohen sie, denn der Teufel kann Verachtung nicht ertragen (III 190). Ein Einsiedler sah den Satan auf einem hohen Throne sitzen, umgeben von anderen Teufeln. Satan fragte die einzelnen, was sie auf der Erde zum Verderben der Menschen getan hätten. Er war mit allen unzufrieden, obwohl sie viele tausend Menschen zugrunde gerichtet hatten. Nur einen Teufel lobte er, weil es ihm nach 40jährigem Bemühen gelungen war, einen Mönch zur Unkeuschheit zu verführen (III 199 f.). In jedem Kloster sind viele hundert Teufel beschäftigt, um die Ordensleute zur Sünde zu verführen, während für alle Bewohner einer großen Stadt ein einziger Teufel genügt (III 200). Aus der Abhandlung über den Gehorsam: Dem heiligen Franz von Assisi wurde geoffenbart, daß während eines Generalkapitels des Ordens zu Assisi genau gezählt 18000 Teufel zwischen Assisi und Portiunkula versammelt seien, um zu beraten, wie sie dem neuen Orden schaden könnten (III 277). Aus der Abhandlung über die Beobachtung der Regeln: Ein Mönch wurde vom Teufel besessen, weil er Wasser getrunken hatte, ohne vorher, gemäß der Regel, das Kreuzzeichen gemacht zu haben. Ebenso erging es einer Ordensfrau, die, ohne vorhergemachtes Kreuzzeichen, Salat gegessen hatte (III 295. Die Zitate sind nach der 7. Auflage der deutschen Ausgabe: Regensburg 1905).

Und wie intensiv ist die Wirkung so gearteter Erbauung auf den Jesuiten! Während des Noviziats und Scholastikats, also reichlich 10 bis 12 Jahre lang, erhält er ausschließlich derartige „fromme" Bücher. Wie in der Wissenschaft (davon später), so gibt es für den Jesuiten auch in der Frömmigkeit nur von Jesuiten verfaßte Schriften, die wiederum alle über einen Kamm geschoren sind, die ausnahmslos den gleichen Aftermystizismus, die gleiche Wundersucht, die gleiche fromme Unnatur aufweisen.

* * *

Also ein Gegengewicht, ein Gegengift gegen die ihm anerzogene „Frömmigkeit" besitzt der Jesuit nicht. Nicht einmal die Schrift! Denn die für einen christlich-religiösen Orden geradezu vernichtende Tatsache besteht, daß die Schrift, die Evangelien im Frömmigkeitssystem des Jesuitenordens keine selbständige, ja so gut wie gar keine Rolle spielen.

Während der Novize täglich zu bestimmten Stunden im „Heiligenleben", im „Thomas von Kempen", im „Rodriguez" lesen muß, ist für eine Lesung im Neuen Testament keine Zeit angesetzt. Und wer versuchen wollte, statt in den genannten aftermystischen (ich will „die Nachfolge Christi" des Thomas von Kempen teilweise von dieser Charakteristik ausnehmen) Schriften, sein Frömmigkeitsideal durch Lesen in den Evangelien zu suchen und zu finden, würde vom Novizenmeister einen gewaltigen Rüffel beziehen. Nur zur „Übung des Gedächtnisses" (exercitium memoriae) ist das Neue Testament für den Jesuitennovizen da (vgl. S. 137)!

An dieser brutalen Mißachtung der Schrift für Zwecke der Frömmigkeit wird nichts dadurch geändert, daß die täglichen Betrachtungspunkte meistens dem Neuen Testament entnommen werden. Denn da, wie schon hervorgehoben (S. 142), die Betrachtungspunkte vom Novizenmeister vorgelegt werden, so wird die Schrift dem Novizen, gerade in bezug auf ihren Frömmigkeits- und Erbauungsgehalt, von einem anderen übermittelt, und zwar in einer den reinen, schlichten Inhalt der Worte und Werke Jesu nicht wiedergebenden Weise, sondern in Gestalt aftermystischer, jesuitischer Frömmigkeitsschablone. Bei Besprechung der „Exerzitien" komme ich darauf zurück.

* * *

Der auf diese Weise „fromme" Jesuit verbreitet natürlich seine „Frömmigkeit". So schießen denn

überall, wo der Jesuitenorden seine Tätigkeit entfaltet, Aberglauben und Frömmelei ins Kraut. Riezler faßt z. B. den durch Generationen wirksam gewesenen Einfluß der jesuitischen Frömmigkeit auf die Bevölkerung Bayerns dahin zusammen:

Die Jesuiten führten allgemein das Tragen der sogenannten Agnus Dei, geweihter Stücke Wachs, ein; sie veranlaßten den Kurfürsten Maximilian I. zu befehlen, „daß fortan alle Untertanen, Manns- wie Weibspersonen, Alt und Jung sich mit einem Rosenkranz versehen, selbigen, wie sich gebührt, recht beten lernen und sich dessen bei unausbleiblicher Strafe bedienen" (Geschichte Baierns. Gotha 1903, 6, 249f.).

* * *

Eine kultur- und religionsgeschichtlich wichtige Folgeerscheinung jesuitischer „Frömmigkeit" bilden ausgeprägter Teufels- und der damit eng zusammenhängende Hexenaberglaube.

In meinem Werke: „Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit" (Leipzig, Breitkopf und Härtel, I⁴ 470—500) habe ich den sehr tätigen Anteil des Jesuitenordens in bezug auf Hexenaberglauben in all seiner blutdürstigen Unfläterei und wahnwitzigen Aftermystik eingehend dargelegt und die geschichtswidrigen Vertuschungsversuche dieser Tatsache durch den Jesuiten Duhr aufgedeckt. Dort ist auch gezeigt worden, daß der Jesuit Friedrich von Spee (a. a. O. S. 551—571) ein „weißer Rabe" in der Jesuitenschar war, daß er seine Cautio criminalis gegen den Hexenwahn geschrieben hat, nicht weil, sondern obwohl er Jesuit war, und daß der Jesuitenorden am Inhalte des Büchleins nicht das mindeste Verdienst hat. Auch Riezler, der gründliche Kenner des Hexenwahns, sagt über Spee:

Sein Verdienst ist unantastbar, aber rein individuell; seinem Orden darf es nicht angerechnet werden (Geschichte Baierns. Gotha 1903, 6, 133).

Für Näheres über den jesuitischen Anteil am Hexenwahn und dessen „fromme" Verwertung verweise ich deshalb auf mein genanntes Werk.

Wie Hexenglaube, so wucherte und wuchert in den Erbauungsschriften des Ordens auch der Teufelsglaube.

Auch für diese Tatsache einige Belege.

Der Jesuit Weston, Provinzialoberer der englischen Jesuiten, ließ gegen Ende des 16. Jahrhunderts „Das Buch der Wunder" erscheinen, worin die tollsten, von Weston selbst gewirkten Teufelaustreibungen beschrieben sind. Der Besessene mußte auf einem Stuhle Platz nehmen, und es wurde ihm eine „heilige Mischung" von Molken, Öl, Geißraute und einigen Apothekerwaren eingegeben; dann wurde sein Kopf über eine Schüssel mit brennendem Schwefel, Teufelsdreck, Mutterharz, Johanneswurz und Geißraute gehalten. Über dem halb Erstickten sprach man dann den Exorzismus.

Weston erzählt, daß er einst einem Besessenen zu Marwood die Hand auflegte. Dieser schrie: „Bei allen Teufeln der Hölle, nimm die Hand fort". Aber Weston verfolgte den im Leibe sitzenden Teufel mit seiner Hand längs des Rückens, der Schenkel, der Beine, bis zu den Fußsohlen. Dann griff er ihn am Halse: „Großer Gott, in welche Wut geriet da der Besessene. Ich glaube, nicht die Zungen von tausend Menschen könnten die Wut ausdrücken".

Die Namen der von Weston ausgetriebenen Teufel — die schwarzen Herrschaften führten italienische, französische und englische Namen — waren: Fraterretto, Fliberdigibet, Hoberdicat, Cocobatto, Pudding of Thame, Hobberdidance, Lusty Dick, Kellico, Hob, Cornercap, Puff und Purr („zwei fette Teufel"), Kellicorum, Wilkin, Lusty Jolly Jenkins, Bonjour, Pourdieu (wohl ein sehr „frommer" Teufel), Motubizant, Captain Pippin, Captain Fillpot, Hilco, Hiaclito, Smolkin, Lusty Huffcap, Modo, Malin. Hobberdidance fuhr als Wirbelwind aus, Fillpot als Rauch, Lusty Dick als unerträglicher Gestank, Smolkin kroch als Maus aus der Nase des Besessenen (bei Taunton, History of the Jesuits in England. London 1901, S. 157 ff.).

Das wahnwitzige Buch des teufel- und wundersüchtigen Jesuiten ist nicht mehr vorhanden, wohl aber eine von Harsnett, späterem Erzbischof von York, im Auftrage des königlichen „Privy Council" im Jahre 1603 veröffentlichte amtliche Schrift, welche die Aktenstücke und Zeugenverhöre über die Teufelaustreibungen Westons und die eben mitgeteilten Namen der Teufel enthält (a. a. O. S. 158 f.). Shakespeare hat einige der jesuitischen Teufelsnamen in „König Lear" (Akt 3, Szene 4 und Akt 4, Szene 1) benutzt.

In der schon erwähnten „Geschichte der oberdeutschen Ordensprovinz" des Jesuiten Agricola finden sich unzählige Teufelsgeschichten, würdig des „Hexenhammers". Eine diene für viele:

Ein Jesuitenschüler zu Luzern wurde vom Teufel besessen, der bei der Austreibung gestand: eine in Luzern vor einiger Zeit verbrannte Hexe habe ihn mittels eines den Speisen beigemischten Hundehaares in den Knaben hineingehext, als er, der Knabe, noch nicht ein Jahr alt war. Allmählich habe er, der Teufel, andere Teufel in den Knaben hineingezogen,

die teils beim Weintrinken, teils beim Essen von Äpfeln in den Knaben gefahren wären; sein, des Hauptteufels, Name sei: „Feder-Hänßle", diesen Namen habe er schon früher „seiner Hexe" (sagae suae) mitgeteilt. Daß er erst jetzt wieder angefangen habe, den Knaben, der inzwischen 13 Jahre alt geworden war, zu belästigen, habe seinen Grund darin, daß der Knabe sich der marianischen Kongregation angeschlossen habe. Mehr als zehn Teufel wurden dann aus dem Knaben ausgetrieben; als letzter der „Feder-Hänßle", der zum Zeichen, daß er den Knaben wirklich verlassen hatte, eine Wachskerze auspustete (III 193 f.).

* * *

Meine persönlichen Erfahrungen im Noviziat und während der folgenden Jahre bestätigen das aus authentischen Quellen über jesuitische Frömmigkeit hier Vorgelegte.

In den Gespächen während der Erholungen, die alle der Frömmigkeit dienen sollen, nahmen Wunder, Erscheinungen, Teufelsgeschichten eine bedeutende Rolle ein. Auch über noch lebende Jesuiten, Patres, die wegen ihres Alters oder ihres Amtes in besonderem Ansehen standen, waren abenteuerliche Frömmigkeitsberichte im Umlaufe: dieser hatte himmlische, jener teuflische Erscheinungen; man wog, auf Grund solcher Vorkommnisse, die „Heiligkeit" des einen gegen die des anderen ab.

Im Schlafsale zu Exaeten war eine Stelle, wo ein Gespenst umging. Mein Bett stand längere Zeit an dieser Spukstelle, aber das einzige „Gespenst", das mich molestierte, war übler Geruch, der aus einem unmittelbar neben dieser Stelle liegenden Raume in meine Nase drang. Es war aber nicht der höllische Gestank irgendeines Teufels, sondern die sehr natürliche Ausdünstung von einigen vierzig Nachtgeschirren, deren Inhalt dort täglich in einen großen Trog gegossen wurde, und die, sehr oberflächlich gereinigt, dort ihr Standquartier hatten.

In der Mitte der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts, als ich in Ditton Hall in England Theologie studierte, wurden uns Scholastikern von englischen Jesuiten die unglaublichsten Geschichten erzählt über Muttergottes- und Teufelserscheinungen, die ein „heiligmäßiger" Jesuitenscholastiker im Jesuitenkollegium zu Malta hatte. Ein „Augenzeuge", ein englischer Pater, der aus Malta kam, behauptete, die Gestalt der Maria (er beschrieb sie genau so, wie sie gewöhnlich von katholischen Malern abgebildet wird: blauer Mantel, weißes Unterkleid, zwölf Sterne rings ums Haupt) deutlich neben dem Bette des Scholastikers gesehen zu haben.

Bald aus dieser, bald aus jener überseeischen Jesuitenmission (Brasilien, Indien, China) kamen Berichte, und wurden öffentlich vorgelesen, über wunderbare Heilungen, teuflische Einflüsse usw.

Jährlich, vom 4.—12. März, wird in allen Jesuitenhäusern offiziell eine Novene zum hl. Jesuiten Franz Xaver abgehalten. Die Novene leitet ihren Ursprung her von einer Erscheinung des „Heiligen" und von einer wunderbaren Heilung, die er dabei gewirkt hat. Allgemein im Orden heißt die Novene die „Gnadennovene", weil die in ihr erbetene Gnade sicher gewährt wird.

Von Wynandsrade aus wallfahrten wir Scholastiker im Sommer 1881, mit dem Rektor, dem Jesuiten Hermann Nix an der Spitze, nach Aachen, um während der sich dort alle sieben Jahre wiederholenden „Heiligtumsfahrt" (die letzte war im Juli 1909) die im Aachener Münster aufbewahrten „großen Reliquien" zu verehren, nämlich:

Das Hemd der Muttergottes; die Windeln Christi; das Tuch, womit Christus am Kreuze umgürtet war; den ledernen Leibgürtel Christi; den Leibgürtel Mariens; ein Stück des Schwammes, womit Christus am Kreuze getränkt wurde; ein Stück des Strickes, mit dem Christus während der Geißelung an die Säule befestigt war; das Tuch, in welches das abgeschlagene Haupt Johannes' des Täufers eingewickelt wurde; ein Stück vom Kreuze Christi.

Jeder von uns erhielt, um in die rechte Stimmung gebracht zu werden, das vom Jesuiten Stephan Beissel verfaßte: „Heiligtumsbüchlein, Anleitung zu einer frommen Feier der Heiligtumsfahrt. Mit Abbildung der vier großen Heiligtümer" (Aachen 1881).

II. Die jesuitische Askese.

Sie steht, wie schon oben hervorgehoben, in schärfstem Gegensatze zur Askese Christi.

Während ausschließlicher Zweck der Evangelienaskese Vereinigung mit Gott ist, und zwar unter Herausarbeitung der Individualität, ist ausschließlicher Zweck der Jesuitenaskese Tauglichmachung zum willen-, ja verstandeslosen Werkzeuge des Ordens unter Ausmerzung der Individualität.

Das große Mittel dazu und zugleich die theoretische Grundlage der gesamten Jesuitenaskese ist der Gehorsam. Seine Stellung im jesu-

itischen System und die Sonderart, die er durch die Ordenssatzungen, entgegen Christentum und Sittlichkeit, angenommen hat, müssen uns deshalb eingehend beschäftigen.

1. Theorie des jesuitischen Gehorsams.

Die hauptsächlichsten Stellen der Ordenssatzungen über den Gehorsam lauten:

Besonders dient es zum Fortschritte und es ist sehr notwendig, daß alle sich einem vollkommenen Gehorsame hingeben, indem sie den Oberen (wer immer es sei) als den Stellvertreter Christi des Herrn anerkennen und ihm innerliche Ehrfurcht und Liebe erweisen, und nicht nur in der äußeren Ausführung dessen, was er befiehlt, sollen sie vollständig, schnell, starkmütig und mit gebührender Demut, ohne Entschuldigungen und Gegenrede gehorchen, obwohl er vielleicht Schwieriges und der Sinnlichkeit Widerstrebendes befiehlt, sondern sie sollen auch streben, innerliche Resignation und wahre Verleugnung des eigenen Willens und Urteils zu erlangen, indem sie das eigene Urteil und den eigenen Willen mit dem, was der Obere will und denkt, ganz in Übereinstimmung bringen in allem (wo nicht Sünde erkannt würde) und das Urteil und den Willen des Oberen als Regel für eigenes Urteil und eigenen Willen sich vorsetzen, damit sie um so gleichförmiger werden der ersten und höchsten Richtschnur alles guten Willens und Urteils, welche ist die ewige Güte und Weisheit (Constit. III 1, 2, 3; Summarium 31).

Alle sollen am meisten den Gehorsam beachten, und sie sollen suchen, sich in ihm hervorzutun; nicht bloß in pflichtmäßigen Dingen, sondern auch in anderen, sei es, daß auch nur ein Zeichen des Willens des Oberen, ohne ausdrückliches Gebot, bemerkt würde ... Wir sollen alle Nerven unserer Kräfte aufs genaueste in bezug auf die Tugend des Gehorsams anspannen, zunächst gegenüber dem Papste, dann gegenüber den Oberen der Gesellschaft, so zwar, daß wir für alles, worauf sich der Gehorsam mit Liebe erstrecken kann, auf ihre [der Oberen] Stimme, gleichsam als ginge sie von Christus aus (denn aus Liebe und Ehrfurcht zu ihm leisten wir Gehorsam), bereit sind, indem wir jede angefangene Sache, selbst den angefangenen Buchstaben im Stich lassen; indem wir alle Kräfte und alle unsere Absicht im Herrn darauf richten, daß in uns der heilige Gehorsam in der Ausführung, im Willen, im Verstande immer ganz und gar vollkommen sei, indem wir mit großer Schnelligkeit, mit geistlicher Freude und Standhaftigkeit, was immer uns aufgetragen wird, tun. Alles [was uns befohlen wird] sollen wir für gerecht halten; jede entgegenstehende Meinung und Ansicht sollen wir in einem gewissen blinden Gehorsam verleugnen, und zwar soll dies geschehen in bezug auf alles, was vom Oberen angeordnet wird, wo nicht definiert werden kann (ubi definiri non possit), daß irgendeine Art von Sünde vorliegt. Jeder soll überzeugt sein, daß, wer unter dem Gehorsam lebt, sich von der göttlichen Vorsehung durch die Oberen lenken und leiten lassen soll, als sei er ein Leichnam, der sich hierhin und dorthin auf jede Weise tragen und legen läßt; oder als sei er der Stab eines Greises, der demjenigen, der ihn hält, wo und wie auch immer er will, dient ... Alle diejenigen Dinge fallen unter solchen Gehorsam, bei denen es sich nicht um offenbare Sünde handelt (in quibus nullum manifestum est peccatum). In bezug auf Ausführung wird Gehorsam dann geleistet, wenn die befohlene Sache ausgeführt wird; in bezug auf den Willen, wenn der, welcher gehorcht, dasselbe will, wie der, welcher befiehlt; in bezug auf den Verstand, wenn er dasselbe denkt wie jener, und wenn er das Befohlene für gut hält. Und unvollkommen ist jener Gehorsam, bei dem sich, außer der Ausführung, nicht auch die Übereinstimmung von Willen und Verstand des Befehlenden und Gehorchenden findet (Constit. VI 1, 1 und Declar. B u. C; Summarium 35. 36).

Die freie Verfügung über sich selbst und die eigenen Angelegenheiten sollen alle mit wahrem Gehorsam dem Oberen überlassen ... auf keine Weise zu erkennen gebend, daß das eigene Urteil dem Urteile des Oberen entgegen sei (Constit. IV 10, 5).

* * *

Zu diesen Stellen aus den Satzungen kommt als gewichtige Ergänzung der Brief des Ignatius von Loyola „Über die Tugend des Gehorsams" (de virtute obedientiae). Er richtete ihn an die portugiesische Ordensprovinz; allein das Dokument war selbstverständlich für den ganzen Orden bestimmt und wurde als Ordensgesetz in alle Ausgaben der Satzungen aufgenommen:

.... Gern mögen wir uns übertreffen lassen von anderen religiösen Orden in Fasten, Nachtwachen und anderen Strengheiten der Lebensweise, die ihnen durch ihre Ordensregel heilig vorgeschrieben sind: durch wahren und vollkommenen Gehorsam, durch Ablegung (abdicatio) des eigenen Willens und Urteils sollen sich aber, geliebte Brüder, alle auszeichnen, die in dieser Gesellschaft unserem Gott und Herrn dienen, und der wahre und echte Sproß dieser Gesellschaft soll durch dieses Merkmal [von den anderen Orden] unterschieden werden ... Sehr wünsche ich, daß auch das euch bekannt sei und euerem Gemüte tief innewohne, daß untergeordnet und un-

vollkommen jener Gehorsam ist, der das Befohlene nur äußerlich ausführt, daß er nicht einmal den Namen ‚Tugend‘ verdient, wenn er nicht aufsteigt zum zweiten Grade, indem er den Willen des Oberen zu dem seinigen macht und so mit ihm übereinstimmt, daß nicht nur im Äußeren die Ausführung hervortritt, sondern auch im Inneren die Übereinstimmung, und daß so beide dasselbe wollen, dasselbe nicht wollen. Deshalb lesen wir in der heiligen Schrift: ‚Gehorsam ist besser als ein Schlachtopfer‘; denn (wie der heilige Gregor lehrt): durch Schlachtopfer wird fremdes Fleisch, durch Gehorsam aber der eigene Wille geschlachtet (mactatur) ... Deshalb, geliebte Brüder, leget ab so viel wie möglich eueren Willen (voluntates vestras deponite) und überliefert und opfert eure Freiheit in seinen Dienern [den Oberen], euerem Schöpfer, der sie euch gegeben hat ... Wer deshalb zur Tugend des Gehorsams gelangen will, muß zu diesem zweiten Grade des Gehorsams aufsteigen, so daß er nicht nur die Befehle des Oberen ausführt, sondern auch den Willen des Oberen zu dem seinigen macht oder vielmehr seinen auszieht und den vom Oberen ihm dargelegten göttlichen Willen anlegt. Wer aber sich Gott ganz darbringen will, muß (und das ist der dritte Grad des Gehorsams) außer dem Willen auch den Verstand opfern, so daß er nicht nur dasselbe will, sondern auch dasselbe denkt wie der Obere und sein Urteil dem des Oberen unterwirft, soweit ein frommer Wille den Verstand beugen kann. Denn obwohl diese Kraft des Geistes nicht mit jener Freiheit begabt ist wie der Wille, und obwohl von Natur aus ihre Zustimmung dorthin erfolgt, wo der Schein des Wahren sich zeigt, so kann sie doch in vielen Dingen, wo nämlich die Evidenz der erkannten Wahrheit ihr keine Gewalt antut, durch das Gewicht des Willens eher nach dieser als nach jener Seite hin geneigt werden. Treten solche Fälle ein, so muß jeder, der sich zum Gehorsam bekennt, sich der Ansicht des Oberen zuneigen. Denn da der Gehorsam ein Ganzopfer ist, wodurch der ganze Mensch ohne irgendwelche Verkümmerung sich seinem Schöpfer und Herrn durch die Hände seiner Diener im Feuer der Liebe opfert, da er eine vollständige Abdankung bedeutet, wodurch der Ordensmann freiwillig seines ganzen Rechtes sich begibt, um sich der göttlichen Vorsehung unter der Führung des Oberen zur Leitung und zum Besitze zu übergeben und zu überliefern, so kann nicht geleugnet werden, daß der Gehorsam nicht bloß die Ausführung, so daß jemand die Befehle vollzieht, und den Willen, so daß er sie gern vollzieht, sondern auch das Urteil umfaßt, so daß, was immer der Obere befiehlt und denkt (quaecunque superior mandat ac sentit), dasselbe auch dem Untergebenen recht und wahr zu sein scheint, soweit, wie ich gesagt habe, der Wille durch seine Gewalt den Verstand beugen kann .... Ist dieser Gehorsam des Urteils nicht vorhanden, so kann auch die Übereinstimmung des Willens und die Ausführung nicht so sein, wie sie sein soll .... Auch geht dann verloren die blinde Einfalt des Gehorsams, indem wir bei uns erwägen, ob, was der Obere befiehlt, recht ist oder nicht .... So kommt es, daß der Gehorsam, obwohl er zunächst den Willen zu vervollkommnen scheint, indem er ihn für den Wink des Oberen gefügig und bereit macht, dennoch auch, wie ich gesagt habe, sich auf den Verstand erstrecken und ihn bewegen muß, dasselbe zu denken, was der Obere denkt .... Zuerst müßt ihr, wie ich schon im Eingange gesagt habe, in der Person des Oberen nicht einen Irrtümern und Schwächen unterworfenen Menschen, sondern Christum selbst erblicken, der die höchste Weisheit, die unendliche Güte, die unermeßliche Liebe ist, der nicht getäuscht werden kann und euch nicht täuschen will .... Seid eifrig bemüht, was der Obere befiehlt oder denkt, auch bei euch stets zu verteidigen, niemals aber zu tadeln .... Haltet für gewiß, was immer der Obere befiehlt, sei Gottes Befehl und Wille, und wie ihr sofort bereit seid, mit ganzem Gemüte und aller Übereinstimmung zu glauben, was der katholische Glaube euch vorlegt, so sollt ihr auch mit einem gewissen blinden Drange des zu gehorchen begierigen Willens ohne irgendwelche Untersuchung euch treiben lassen, zu tun, was immer der Obere sagt .... So hat Abraham gehandelt, als ihm befohlen wurde, seinen Sohn Isaak zu schlachten; so hat der Abt Johannes gehandelt ..., als er unter großer und dauernder Mühe ein ganzes Jahr lang ein dürres Holz begoß .... Diese Unterwerfung des eigenen Urteils und diese Billigung und Gutheißung, ohne jede Untersuchung (sine ulla quaestione) dessen, was immer (quodcunque) der Obere befohlen hat, ... ist für alle, die sich des vollkommenen Gehorsams befleißen, nachahmungswert in allen Dingen, die nicht mit offenbarer Sünde (cum peccato manifesto) verbunden sind. Deshalb ist es euch aber nicht verwehrt, wenn euch etwas von der Ansicht des Oberen Verschiedenes aufstößt, und es euch gut scheint (nachdem ihr zuvor demütig zum Herrn gebetet habt), es dem Oberen auseinanderzusetzen, daß ihr es dem Oberen vortraget. Damit euch aber euere Selbstlieb und euer eigenes Urteil nicht täusche, ist die Vorsicht anzuwenden, daß ihr sowohl vor wie nach der Berichterstattung vollständig gleichmütigen Geistes seid, ob ihr die Sache, um die es sich handelt, tun oder nicht tun sollt, und daß ihr billigt und für besser haltet, was immer dem Oberen gefällt .... Ich beschwöre euch bei Christus, unserem Herrn, ... bemühet euch, den vornehmeren und schwierigeren Teil eueres Geistes, Verstand und Urteil, zu bezwingen (expugnare) und zu

unterwerfen. Rom, den 26. März 1553 (Institutum Societ. Jesu. Edit. Rom. 1870: II 27—33).

* * *

Niemals ist unter religiös-christlichem Scheine etwas Unchristlicheres, niemals in ethisch-moralischer Umkleidung etwas Unsittlicheres vorgeschrieben worden. Niemals sind die Worte Religion, Christentum und Christus schnöder, verderblicher und abgefeimter mißbraucht worden als hier in den Satzungen der „Gesellschaft Jesu" und in dem Briefe ihres Stifters.

Die Würde des Menschen, auch die, welche er, nach christlichem Glauben, Gott gegenüber hat, nämlich seine aus Verstand und Willen sich zusammensetzende Sittlichkeit, sein moralisches Selbstbewußtsein, sein persönliches Verantwortlichkeitsgefühl sind vernichtet. Vor uns steht nicht ein Mensch, ja nicht einmal ein abgerichtetes Tier, sondern vor uns steht ein „Stock", ein „Leichnam", eine „Sache".

Bedarf es für diese Anschuldigungen des Beweises? Der Wortlaut der vorgelegten Stellen (zumal die gesperrt gedruckten Sätze) rechtfertigen mein Urteil. Dennoch will ich auf die Hauptpunkte, sie zusammenfassend, noch einmal eingehen:

1. Der Gehorchende muß dasselbe „wollen" und „denken", wie der Befehlende.

2. Der Gehorchende muß „das Befohlene für gut halten".

3. Der Gehorchende darf „auf keine Weise zu erkennen geben, daß das eigene Urteil dem Urteile des Oberen entgegen ist" (nec ulla ratione judicium proprium ipsius judicio contrarium demonstrando).

4. Der Gehorchende muß dem Befehlenden gegenüber sich verhalten wie ein „Leichnam" oder wie ein „Stock", „die sich hierhin und dorthin auf jede Weise tragen und legen lassen".

5. Der Gehorchende muß „das eigene Urteil und den eigenen Willen ablegen" (abdicare).

6. Der Gehorchende muß „den Willen des Oberen zu dem seinigen machen, oder vielmehr, er muß seinen Willen ausziehen und den vom Oberen ihm dargelegten göttlichen Willen anlegen".

7. Der Gehorchende soll „vollständig abdanken und seines ganzen eigenen Rechtes sich begeben".

8. Der Gehorchende muß „urteilen, daß, was immer der Obere befiehlt und denkt, recht und wahr ist".

9. Der Gehorchende geht des Verdienstes „der Einfalt des Gehorsams verlustig, wenn er bei sich erwägt, ob, was der Obere befiehlt, recht ist oder nicht".

10. Der Gehorchende „soll sein eigenes Urteil unterwerfen und billigen und gutheißen, ohne jede Untersuchung, was immer der Obere befiehlt".

11. Der Gehorchende „muß eifrig bemüht sein, was der Obere befiehlt oder denkt, stets zu verteidigen, niemals aber zu tadeln".

12. Der Gehorchende muß „gewiß halten, was immer der Obere befiehlt, sei Gottes Befehl und Wille".

13. Der Gehorchende muß, „ebenso wie er bereit ist, zu glauben, was der katholische Glaube ihm [mit Unfehlbarkeit] vorlegt, bereit sein, mit einem gewissen blinden Drange, ohne irgendwelche Untersuchung, zu tun, was immer der Obere sagt".

14. Der Gehorchende muß im Oberen „nicht einen dem Irrtum unterworfenen Menschen, sondern den irrtumslosen Christus erblicken".

* * *

Diesen vierzehn Geboten gegenüber, die ebenso viele Erdrosselungen des Verstandes und Willens sind, bedeuten die in bezug auf die Sünde gemachten Einschränkungen absolut nichts.

Wie kann jemand prüfen, ob das Befohlene sündhaft ist, wenn er „ohne irgendwelche Untersuchung" gehorchen muß, wenn er „nicht erwägen darf, ob, was der Obere befiehlt, recht ist oder nicht", wenn er „seinen eigenen Verstand und Willen ganz und gar ablegen" muß, wenn er dem befehlenden Oberen gegenüber sich verhalten muß wie ein „Leichnam" und wie ein „Stock", wenn er „auf keine Weise zu erkennen geben darf, daß das eigene Urteil dem Urteile des Oberen entgegen ist", wenn er „im Oberen nicht einen dem Irrtum unterworfenen Menschen, sondern den irrtumslosen Christus" selbst erkennen muß?

Auch der Wortlaut der Einschränkungen läßt deutlich ihre innere Nichtigkeit erkennen: gehorchen muß man immer und überall, solange „nicht definiert (definiri) werden kann, daß irgendeine Art von Sünde vorliegt", oder solange es sich nicht „um offenbare (manifestum) Sünde handelt". Also: wenn es sich nicht um „offenbare"

Sünde handelt — und wie viele nicht-„offenbare" Sünden gibt es —, wenn im Befehle des Oberen die Sünde nicht so greifbar vor den Gehorchenden hintritt, daß er sie sofort als solche „definieren" kann, dann muß er gehorchen. Und überdies — das ist immer wieder zu betonen — den Befehl des Oberen „untersuchen", ihn „prüfen" darf der Untergebene nicht, so wenig, daß er von vornherein alles für „recht" und „gut" halten muß, was der Obere befiehlt. Wo bleibt da, frage ich nochmals, die praktische Gelegenheit des Nichtgehorchens Sündhaftem gegenüber?

Und noch mehr! Ignatius scheut sich nicht, selbst das kraß Sündhafte, die „offenbare" Sünde, als Gegenstand des Gehorsams hinzustellen.

So (schreibt der Ordensstifter), d. h. getrieben von blindem Drange, ohne irgendwelche Untersuchung, zu gehorchen, hat Abraham gehandelt, als ihm befohlen wurde, seinen Sohn Isaak zu schlachten.

Daß hier „Gott" dem Abraham etwas schwer Sündhaftes befahl, ganz gleichgültig, ob dieser „Gott" den Willen und die Macht hatte, die sündhafte Tat im letzten Augenblicke zu verhindern, kann keine Theologie und keine „Frömmigkeit" wegdisputieren. Und diesen auf „offenbare" Sünde (Kindestötung) abzielenden Gehorsam stellt der Stifter des Jesuitenordens als nachahmenswert, ja als die höchste Vollkommenheitsstufe des Gehorsams hin!

Er geht sogar noch weiter. Denn in den Satzungen fordert er die Oberen auf, „zuweilen" von den Untergebenen einen Abrahamsgehorsam zu verlangen:

Es wird nützlich sein, daß die Oberen sie [die Untergebenen] zuweilen . . . . . zu ihrem größeren geistlichen Nutzen auf die Weise versuchen, wie der Herr den Abraham versucht hat (Constit. III 1, Declar. V: Instit. Societ. Jesu. Romae 1869, I 43).

Nein, die „Einschränkungen" in bezug auf das Sündhafte sind — ich spreche das ungescheut aus — lediglich gemacht, um die abgrundtiefe Unsittlichkeit und das in jedem Betracht Menschenunwürdige des jesuitischen Gehorsams nicht allzu klar zutage treten zu lassen, oder — im besten Falle — weil der Urheber solch schmählicher Theorien mit einigen einschränkenden Redensarten sein eigenes Gewissen beruhigen wollte.

* * *

Mit der Unsittlichkeit ist die Unchristlichkeit von selbst gegeben. Ein kurzer Hinweis auf das Neue Testament sei aber noch gestattet.

Auch Christus und die Apostel verlangten Gehorsam. Aber wie? Recht, ja Pflicht der Prüfung blieben dem Gehorchenden durchaus gewahrt.

Christus wies den blinden Gehorsam, die blinde Gefolgschaft von sich:

er fordert auf, in den Schriften zu forschen; sie sind es, welche Zeugnis geben über mich (Joh. 5, 39).

Die gleiche Prüfungsberechtigung in bezug auf Christus und seine Lehre liegt in den Worten der Samariter an ihre Stammesgenossin:

Nicht wegen deiner Rede glauben wir; denn selbst haben wir gehört und wissen es, daß dieser ist wahrhaftig der Erlöser der Welt (Joh. 4, 42).

Zu klarstem Ausdrucke kommt der vernünftige, d. h. der auf Erkenntnis des Verstandes ruhende Gehorsam auch in den Aussprüchen der Jünger Jesu:

„Durch Offenbarung der Wahrheit empfehlen wir uns an jedes Menschengewissen vor Gott" (2. Kor. 4, 2). „Prüfet, was wohlgefällig sei vor Gott" (Ephes. 5, 10). „Damit ihr prüfet, was der Wille Gottes sei, der gute und wohlgefällige und vollkommene" (Röm. 12, 2). „Damit ihr prüfet das Vorzuziehende" (Phil. 1, 10). „Alles aber prüfet, was gut ist, behaltet" (1. Thess. 5, 21). „Vollkommenen aber gehöret die feste Speise, denen, die gemäß Erfahrung die Sinne eingeübt besitzen zur Auseinanderscheidung von Gut und Bös" (Hebr. 5, 14). „Nicht jedem Geiste glaubet, sondern prüfet die Geister, ob sie aus Gott sind" (1. Joh. 4, 1).

Hier steht alles im schärfsten Gegensatze zu den Anforderungen des jesuitischen Gehorsams.

* * *

Eine Stelle des ignatianischen Briefes ist besonderer Betonung wert.

Ignatius verlangt: wie den unfehlbaren Lehraussprüchen der Kirche gegenüber prüfungslose Unterwerfung des Verstandes und Willens geboten ist, ebenso ist die Unterwerfung geboten gegenüber den Befehlen des jesuitischen Oberen. Hier haben wir den charakteristischen Höhepunkt des jesuitischen Gehorsams: seine Blindheit. Denn der Katholik darf „unfehlbare" Aussprüche der Kirche nicht prüfen, ob sie wahr und gut sind; schon der Versuch solcher Prüfung ist Sünde. Und auf gleiche Weise soll sich der gehorchende Jesuit verhalten.

Helles Licht auf die blinde Unterwerfung läßt Ignatius in den „Regeln" fallen, „die anleiten, mit der Kirche in richtiger Weise zu fühlen". Er hat sie seinen „Exerzitien" angehängt:

Unter gänzlicher Aufhebung des eigenen Urteils (sublato proprio omni judicio) muß der Geist stets bereit gehalten werden, der wahren Braut Christi, unserer heiligen Mutter, der orthodoxen, katholischen und hierarchischen Kirche, zu gehorchen .... Endlich: damit wir der katholischen Kirche ganz gleichförmig sind und mit ihr ganz übereinstimmen, müssen wir, wenn etwas unseren Augen weiß erscheint, was die Kirche aber als schwarz definiert hat, dies gleichfalls für schwarz erklären: si quid, quod oculis nostris apparet album, nigrum illa [ecclesia] esse definierit, debemus itidem, quod nigrum sit, pronuntiare (Instit. Societ. Jesu. Romae 1870, II 416. 417).

Da also, nach Ignatius, unfehlbare Kirche und jesuitischer Oberer im Ansehen sich gleich stehen (auch sei erinnert an die Gleichstellung mit Christus, oben S. 152), so folgt, daß der gehorchende Jesuit, auf Befehl des Oberen, etwas für „weiß“ (nicht sündhaft) halten muß, obschon er selbst es für „schwarz“ (sündhaft) hält.

* * *

Unzweifelhaft steht also fest, daß auf diesem Wege Gehorsam und Askese des Jesuitenordens zur Sünde führen, d. h. daß sie den Jesuiten zur Sünde verpflichten können. Ich sage: „auf diesem Wege“; denn der gewöhnlich beschrittene Weg, die Verpflichtung zur Sünde innerhalb des Jesuitenordens festzustellen, ist ein Irrweg. Darüber ein kurzes Wort.

Das 5. Kapitel des 6. Teiles der Ordenssatzungen (römische Ausgabe von 1869: I 90) bestimmt, daß alle Satzungen, Erläuterungen und Verordnungen nur dann „unter schwerer oder leichter Sünde verpflichten (obligationem ad peccatum mortale vel veniale inducere), wenn der Obere etwas im Namen unseres Herrn Jesu Christi oder in Kraft des Gehorsams befiehlt“.

Dies ist die von vielen mißverstandene und gegen den Orden zu dem Vorwurfe mißbrauchte Stelle: der jesuitische Obere könne die Untergebenen kraft des Gehorsams „zur Sünde verpflichten“ (obligare ad peccatum). Daß die Beschuldigung weder im Sinne noch im Wortlaute dieser Stelle einen Anhaltspunkt besitzt, hätte niemals zweifelhaft sein dürfen. Denn es ist eine absolut feststehende Tatsache, daß der Ausdruck obligare ad peccatum im lateinischen Jargon der mittelalterlichen und auch der späteren kirchlichen Orden (Dominikaner, Franziskaner, Jesuiten) die Bedeutung hat: „unter Sünde“, nicht aber: zur Sünde „verpflichten“. Bischof von Ketteler hat die Haltlosigkeit des Vorwurfs gegen diese Stelle der Satzungen in seiner Schrift: „Kann ein Jesuit von seinem Oberen zu einer Sünde verpflichtet werden?“ (Mainz 1874) schlagend dargetan. Allerdings, das Nein, welches Ketteler auf die allgemein gestellte Frage, ob der Jesuit zur Sünde verpflichtet werden könne, ausspricht, trifft, wie wir gesehen haben, nicht zu.

* * *

Für die unsittlichen und unchristlichen Vorschriften seiner Gehorsamslehre kennt der Jesuitenorden nur eine Verteidigung: das Papsttum hat die Ordenssatzungen, in denen die Vorschriften enthalten sind, gebilligt. Also Flucht hinter das „göttliche“ Papsttum.

Ich brauche mich bei dieser Verteidigung nicht aufzuhalten. Welche Bewandtnis es um die „Göttlichkeit“ des Papsttums hat, welches Urteil die Geschichte, auf Grund der eigenen Taten und Lehren des Papsttums, über seine „Göttlichkeit“ fällt, habe ich dargelegt in meinem Werke: „Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit“ (Leipzig, Breitkopf und Härtel. 5. Auflage). Wie im Laufe der Jahrhunderte das Papsttum schon so viele unsittliche und fluchwürdige Lehren mit seinem „göttlichen“ Ansehen gedeckt hat, so deckt es auch die unsittliche und fluchwürdige Jesuitenlehre vom Gehorsam.

* * *

Eine interessante Ergänzung des ignatianischen Briefes und zugleich einen Beweis für sein übrigens selbstverständliches Ansehen innerhalb des Ordens enthalten die Worte des fünften Ordensgenerals Klaudius Aquaviva in einer offiziellen „Instruktion an die Oberen“ vom Jahre 1604. Nachdem Aquaviva vorgeschrieben hat, daß der Brief des Ignatius von den einzelnen immer wieder und zwar in kurzen Zwischenräumen gelesen werden soll, fügt er hinzu:

Die Vollkommenheit des Gehorsams werde durch den in den Satzungen vorkommenden Vergleich mit dem „Leichname“ oder „Stocke“ angedeutet; dadurch solle nicht verhindert werden, daß man, nach vorausgeschicktem Gebet und mit innerer Gleichmütigkeit, dem Oberen seine Vorstellungen mache, aber so, daß die Vorstellungen wirklich in nichts anderem bestehen als im Vorstellen, d. h. dem Oberen es vor Augen stellen, aber ihm die ganze Sorge für die vorgestellte Sache überlassend: ut vere nihil aliud sit, quam repraesentare, hoc est, ob oculos Superioris ponere, totam ei curam rei expositae relinquendo

(Instruct. de spiritu ad Superiores: De obedientia, IV, 1.2: Instit. Societ. Jesu. Romae 1870, II 269).

Welchen praktischen Wert haben demgegenüber „Vorstellungen", die, wie wir gesehen haben, die Satzungen und der Gehorsamsbrief des Ignatius den Untergebenen gestatten?

Was die von Aquaviva empfohlene häufige Lesung des Briefes betrifft, so ist gegenwärtiger Brauch im Jesuitenorden, ihn jeden Monat einmal während der Mahlzeiten vorlesen zu lassen.

* * *

Wie innerhalb des Ordens der in den Satzungen vorgeschriebene blinde Gehorsam aufgefaßt wird, zeigen in lehrreicher Weise einige Äußerungen, von denen drei von hervorragender Bedeutung sind: zwei, weil sie nicht für die Öffentlichkeit bestimmt waren, und eine, weil sie die in den Satzungen indirekt enthaltene Verpflichtung, auch dem sündhaften Befehle zu gehorchen (S. 152), zu klarem Ausdrucke bringt.

Ein „Memorial" des Jesuitenkollegs zu München erläutert die 35. und 36. Regel über den Gehorsam:

Der gehorcht blind, der wie ein Leichnam oder wie der Stab eines Greises, die kein Gefühl und kein Urteil haben, so gehorcht, als hätte er das eigene Urteil so gebunden und gewissermaßen ganz ausgeschaltet (totum eclipsatum), daß er gleichsam aus sich nichts urteilen und nichts sehen kann, sondern ein anderes Urteil sich ganz angeeignet hat, nämlich das des Oberen, und zwar so vollständig und vollkommen, daß, was immer der Obere urteilt und fühlt, dasselbe und nichts anderes auch er wirklich urteile und fühle, und daß dies Urteil [des Oberen] sein eigenes, unverfälschtes und natürliches Urteil sei. Das ist die Kraft der wahren Selbstverleugnung und der wahren Selbstblindmachung (excaecatio): nicht mehr durch eigene, sondern durch fremde Bewegung getrieben zu werden (Reusch, Archivalische Beiträge: Zeitschrift für Kirchengeschichte. 1895, Bd. 15, S. 263).

In einer handschriftlichen Aufzeichnung, die Kelle (Die Jesuitengymnasien in Österreich. München 1876, S. 12[1]) aus der Wiener Hofbibliothek (Codex nr. 10578 p. 66) mitteilt, heißt es:

Wenn dir von den Oberen etwas befohlen wird, was dem eigenen Urteile, der eigenen Ansicht oder Kraft zu widerstreiten scheint, so stürze, unter Aufgebung aller menschlichen Gründe und Überlegungen, auf die Knie und erneuere, wenn du allein bist, das Gelübde des Gehorsams.

Der Jesuit Anton de Sarasa behandelt in seinem großen, oft aufgelegten asketischen Werke: „Die Kunst, sich ständig zu freuen" die Schwierigkeit, die beim Gehorsam für den Untergebenen dadurch entstehen kann, daß der Obere etwas befiehlt, was dem Untergebenen „unerlaubt" (illicitum) erscheint. Sarasa löst die Schwierigkeit, indem er ihr die These gegenüberstellt:

„Das Gewissen folgt erlaubter Weise einer fremden, probabeln Ansicht, entgegen der eigenen, die sagt, die Sache, um die es sich handelt, sei unerlaubt". Weiter heißt es dann: „Aber wie, wenn die fremde Ansicht diejenige des Oberen ist, und er etwas befiehlt, was der Untergebene für unerlaubt [sündhaft] hält? Darf er den Gehorsam verweigern? Nach Ansicht des [angeführten] Theologen [den Sarasa „gewichtig und gelehrt" nennt] muß der Untergebene dem Vorgesetzten den Gehorsam verweigern. Daß das aber im angegebenen Falle unerlaubt ist, lehren ausführlich [der Jesuit] Vasquez und andere. Und zwar wäre, wenn die Ansicht [daß man dem sündhaften Befehle gegenüber nicht zu gehorchen brauchte] richtig wäre, ein leichter und breiter Weg geöffnet, die Befehle der Vorgesetzten unbeachtet zu lassen, ohne daß eine Strafverfolgung wegen Gehorsamsverletzung möglich wäre (Ars semper gaudendi. Edit. 4. Francofurti et Lipsiae 1750, II 108).

Der Jesuit Alphons Rodriguez:

Der Gehorsam ist die wesentlichste Tugend des Ordensstandes .... Er gefällt Gott weit mehr als alle Opfer, welche man ihm darbringen kann, und schließt die Keuschheit, die Armut und alle übrigen Tugenden in sich .... Dies ist keine Übertreibung, sondern eine unumstößliche Wahrheit .... Wir sollen auch unser Urteil dem unseres Oberen gleichförmig machen, so daß wir stets mit seinen Ansichten übereinstimmen und alles, was er befiehlt, für gut halten .... Treten wir in den Orden, so sollen wir beherzigen, daß wir unseren Willen in das Grab legen .... Die dritte Stufe des Gehorsams besteht in der Gleichförmigkeit des Verstandes mit dem unseres Oberen, so daß wir .... alles, was er befiehlt, für vernünftig halten, unser Urteil gänzlich dem seinigen unterwerfen .... Der unvollkommene Gehorsam hat zwei Augen, aber zu seinem Unglück; der vollkommene Gehorsam ist blind .... Seien wir also so, als wären wir gänzlich tot. Eine Leiche sieht nicht, antwortet nicht .... So sollen auch wir keine Augen haben ...., keine Worte, um Einwendungen zu machen gegen jenes, was uns der Gehorsam vorschreibt .... Nehmen wir an, Christus selber erschiene dir und beföhle dir, dieses oder jenes zu tun ...., es würde dir nicht in den Sinn kommen, über das, was er dir geböte, ein Urteil zu fällen, du würdest nicht den mindesten Zweifel hegen,

ob es gut oder böse wäre, sondern blindlings den Auftrag vollziehen .... Erblickst du in deinem Oberen nicht den dem Irrtum unterworfenen Menschen, sondern Christus selber, der die höchste Weisheit, Güte und Liebe ist, welche weder irren kann, noch dich in Irrtum führen will, so hören alle Grübeleien und Urteile auf (a. a. O. III 206. 210. 215. 218. 221. 225. 249. 253).

* * *

Fast selbstverständlich ist es, daß der Jesuitenorden, zur Verherrlichung seiner Gehorsamstheorie, eine seiner beliebtesten Künste, Wunder und Visionen, arbeiten läßt. Unter zahlreichen „Visionen" zu Ehren des Gehorsams lege ich eine besonders charakteristische vor; sie gibt zugleich eine gute Probe jesuitischen Hochmuts, der uns noch in einem besonderen Abschnitte beschäftigen wird. Nach dem Berichte des Jesuiten Ludwig Mansonius, Provinzials der neapolitanischen Ordensprovinz, sagte Christus der heiligmäßigen Jungfrau Johanna ab Alexandro, dem Beichtkinde des Mansonius, am 7. Juni 1598 in der Jesuitenkirche zu Neapel:

„Der Gehorsam, den ich von den Mitgliedern meiner [! man beachte den Hochmut] Gesellschaft fordere, ist der blinde Gehorsam, daß sie jedem Winke der Oberen folgen; und ich wünsche, daß sie sich jedes eigenen Willens entäußern.... Daß ich dir Unwürdigen diese Vision habe zuteil werden lassen, ist eine Belohnung für den Gehorsam, den du dem [Jesuiten-]Pater Ludwig geleistet hast; ihm sollst du auch dies alles erzählen und seinen frommen Befehlen gehorchen" (die Dokumente bei Döllinger-Reusch, Moralstreitigkeiten, I 528 f. und II 346).

Was will man mehr? Christus selbst erklärt sich in einer „Erscheinung", 16 hundert Jahre nach seinem Tode, für den blinden Gehorsam „seiner" Gesellschaft.

* * *

Das sind die Grundsätze, nach denen die Askese der „Gesellschaft Jesu", vom Gehorsam, als von ihrem gewaltigsten Hebel aus, eine möglichst vollständige Ausmerzung des Einzelwillens und Einzelverstandes, d. h. die Vernichtung der Individuen betreibt.

Sehen wir zu, wie sich die Jesuitenaskese in der Praxis gestaltet, d. h. welche Mittel sie auf dieser Grundlage zur Anwendung bringt.

2. Praxis der jesuitischen Askese.

Im 8. Teile der Ordenssatzungen (1, 6) heißt es:

Je abhängiger die Untergebenen von den Oberen sind, um so besser werden Liebe, Gehorsam und Einigkeit untereinander bewahrt.

Richtiger Liebe, richtigem Gehorsam, richtiger Einigkeit gegenüber ist dieser „Abhängigkeits"-Satz falsch. Den Nagel auf den Kopf trifft er aber vom jesuitischen Standpunkt aus.

Abhängigkeit vom Oberen ist der gewaltige Hobel, der, Tag und Nacht in Tätigkeit, die einzelnen zurechtschneidet, zurechtglättet, so daß sie allmählich, so zahlreich sie auch sind, so verschiedenartig sie anfangs auch waren, nur eine absolut gleichförmige Jesuitenmasse darstellen, in der dann allerdings „Liebe", „Gehorsam" und „Einigkeit" unbeschränkt herrschen.

Je größer die innere Abhängigkeit von anderen, um so mehr verschwindet die Eigenart. Auf dieser psychologischen Wahrheit fußt die Praxis der Jesuitenaskese. Nichts regt sich im Jesuitenindividuum, es rührt keine Hand und keinen Fuß, keinen Schritt macht es vorwärts oder rückwärts, nach links oder nach rechts, weder im Alltagsleben, noch auf der Bahn der Tugend oder Wissenschaft, kein Wunsch, kein Gedanke nimmt in ihm Gestalt an, ohne Wissen, ohne Billigung, ohne richtunggebenden Einfluß des Oberen, d. h. des Ordens. Da verschwindet denn schließlich alles, was Eigenbesitz des Individuums war, und die Jesuitenaskese hat erreicht, was ihr Urheber, Ignatius von Loyola, will: „Schlachtung des eigenen Willens".

Vier Hauptwerkzeuge zur Verübung dieses Mordes, der ein Menschenmord im tiefsten Sinne ist, lege ich vor: die Gewissensrechenschaft, das Spionagesystem, die Beichte und die Exerzitien. Um diese vier großen Mittel gruppieren sich eine Anzahl kleinerer, auf die wir auch einen Blick werfen müssen.

A. Die Gewissensrechenschaft (ratio conscientiae).

Schon oben bemerkte ich, daß die Beichte dem Orden nicht genügt, nicht einmal die jesuitisch gehandhabte Beichte, zur Unterwerfung und Abhängigkeitsmachung seiner Mitglieder. So läßt er denn seine Satzungen vorschreiben:

Die Untergebenen sollen den Oberen durchsichtig sein, damit sie besser gelenkt und geleitet und durch sie [die Oberen] auf dem Wege des Herrn geführt werden können. Je genauer überdies die Oberen alle inneren und äußeren Angelegenheiten der Ihrigen kennen, mit um so größerer Beflissenheit, Liebe und Sorgfalt können sie ihre Seelen vor verschiedenen Übeln und Gefahren, die vorkommen können, bewahren.... Damit dem Willen Gottes gemäß solche Sendungen [von Mitgliedern der Gesellschaft zu be-

stimmten Zwecken] besser geschehen, indem diese und nicht jene geschickt, diese zu diesen, jene zu jenen Ämtern verwendet werden, trägt nicht nur sehr, sondern überaus sehr bei, daß der Obere eine umfassende Kenntnis der Neigungen und Regungen [der Untergebenen] besitze und wisse, zu welchen Fehlern oder Sünden sie mehr geneigt und angereizt waren oder sind (Exam. gen. 4, 34. 35).

Dieser Abhängigkeitsforderung fehlt natürlich das asketisch-religiöse Gepräge nicht. Einleitend heißt es:

Unter Erwägung dieser Sache vor dem Herrn ist es uns im Angesichte der göttlichen Majestät erschienen, daß es wunderbar zuträglich sei, wenn die Untergebenen usw.

Alle sollen ermahnt werden, daß sie keine Versuchung geheim halten, die sie nicht dem Beichtvater oder dem Oberen offenbaren; sie sollen es vielmehr gern haben, daß ihre ganze Seele ihnen ganz offenbar ist; auch sollen sie nicht bloß die Fehler offenbaren, sondern auch die Bußen und Abtötungen, die Andachten und Tugenden; indem sie mit reinem Willen wünschen, von ihnen geleitet zu werden, wenn sie vom rechten Weg abweichen; indem sie nicht vom eigenen Sinne geführt werden wollen, außer er stimme überein mit dem Urteile jener, die für sie an Christi Stelle stehen (Constit. III 1, 12).

Nichts Inneres oder Äußeres sollen sie [die Untergebenen] den Oberen verheimlichen, vielmehr sollen sie wünschen, daß die Oberen alles genau kennen, damit sie auf dem Wege des Heils und der Vollkommenheit besser geleitet werden können (Constit. VI 1, 2; Summarium 40).

Wer immer also dieser Gesellschaft im Herrn folgen und in ihr zur größeren Ehre Gottes bleiben will, soll .... unter dem Siegel der Beichte, des Geheimnisses oder auf welche Weise es ihm gefällt und zu seinem größeren Troste gereicht, sein Gewissen mit großer Demut, Reinheit und Liebe offenbaren, indem er nichts verheimlicht, wodurch er den Herrn des Alls beleidigt hat, und er soll sein ganzes vorheriges Leben oder doch gewiß die Dinge größeren Gewichts dem Oberen der Gesellschaft oder wem aus den Oberen oder den anderen dieser es aufträgt, offenbaren, damit er in allem mit reichlicherer Gnade zur größeren Ehre der göttlichen Güte voranschreite (Exam. gen. 4, 36).

Aus diesen Vorschriften ist die Gewissensrechenschaft hervorgegangen, die über folgende Punkte abzulegen ist:

Ob man in seinem Berufe zufrieden lebe. Wie man sich verhalte in bezug auf Gehorsam, auch des Verstandes, in bezug auf Armut und Keuschheit und die anderen Tugenden, und welche man am eifrigsten pflege. Ob man Unruhen des Geistes oder lästige Versuchungen spüre, welche Leichtigkeit oder Schwierigkeit und welche Art man habe, ihnen zu widerstehen; zu welchen Gemütsbewegungen oder Sünden man am meisten neige oder angereizt werde. Ob man gegen die Satzungen, gegen eine Regel oder eine Anordnung der Oberen ein festes Urteil habe oder gegen sie gesprochen habe. Was man halte vom Institut der Gesellschaft und von den Mitteln, deren es sich, um seinen Zweck zu erreichen, bedient, und welchen Seeleneifer man in sich verspürt. Wie man empfinde in bezug auf geistliche Dinge, wieviel Zeit man dem Gebete widme, und ob man mehr durch das mündliche oder durch das betrachtende Gebet unterstützt werde. Ob man beim Gebrauche der geistlichen Dinge Trost und Andacht verspüre oder vielmehr Verzweiflung, Trockenheit und Zerstreuung des Geistes erdulde, und wie man sich dabei verhalte. Welche Frucht man gewinne aus der Kommunion, Beichte, Gewissenserforschung, zumal der besonderen, und aus den anderen geistlichen Übungen. Ob man seit der letzten Gewissensrechenschaft größeren oder geringeren Fortschritt gemacht habe, und welche Gesinnung man habe in bezug auf Erlangung der Vollkommenheit. Wie man beobachte, was sich aus den Satzungen, aus den Regeln, sei es aus den gemeinsamen, sei es aus den betreffenden Amtsregeln auf einen selbst bezieht. Über Abtötungen und Bußwerke und andere Übungen, die zum geistigen Fortschritte beitragen, und besonders über die Bereitschaft zum Ertragen von Beleidigungen und anderem, was zum Kreuze Christi gehört, und über das Verlangen danach. Über die Genossen, und wie man durch ihren Umgang Fortschritte im Herrn macht, und ob man mit einem vertrauter sei als mit den anderen. Ob man gegen einen Abneigung empfinde, ob man von den Oberen, den Beamteten oder von irgendeinem anderen beleidigt worden sei, und wie man gesinnt sei gegen die Oberen. Ob man Versuchungen erlitten habe, die anderen bekannt geworden seien, besonders in bezug auf den Beruf (Instructio ad reddendam rationem conscientiae: Institutum Societatis Jesu. Romae 1870, II 33 f.).

Diese Gewissensrechenschaft findet regelmäßig und oft statt: der Novize hat sie wöchentlich, der Scholastiker monatlich und außerdem noch zweimal jährlich dem Rektor und einmal jährlich dem Provinzial abzulegen; die formierten Koadjutoren und Professen legen sie mindestens jährlich einmal dem Provinzial ab, und bedeutungsvoll fügen die Satzungen an mehreren Stellen hinzu:

und sooft es überdies dem Oberen gut scheint (Constit. VI 1, 2; Exam. gen. 4, 40; Summar. Constit. 40).

So ist es denn vollkommen in die Willkür des Oberen gestellt, wann, wie, wo und wie oft er in das innerste Innere der Untergebenen eindringen will, um dies Innere mit allen seinen Regungen zu durchforschen, es der Individualität zu berauben und jeder seiner Falten, seinen geheimsten Winkeln den Ordensstempel aufzudrücken.

Die Eröffnungen, die der Untergebene seinem Oberen in der Beichte macht, sind wenigstens scheinbar (über die Berechtigung dieses „scheinbar" unten) durch das Beichtsiegel (sigillum confessionis: vgl. mein Werk: Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit. 5. Auflage, II 563 f.) anderweitigem Gebrauch entzogen. Nicht so in der Gewissensrechenschaft. Ihr ausgesprochener Zweck ist, dem Oberen die Möglichkeit zu geben, alles, was den sich eröffnenden Untergebenen betrifft,

so zu ordnen und einzurichten, wie es dem Gesamtkörper der Gesellschaft [Jesu] entspricht (Exam. gen. IV 35).

Leere Redensart ist es deshalb, wenn die Geheimhaltung der Gewissensrechenschaft und ihre Nichtbenutzung durch den Oberen betont wird. Der Betonung widerspricht die eben mitgeteilte Stelle aus den Satzungen, die als Zweck der Eröffnungen, welche die Untergebenen zu machen haben, das Woh des „Gesamtkörpers hinstellt.

Auch ein „Responsum" (Antwort) des Ordensgenerals Oliva vom 13. Mai 1675 an die „oberdeutsche Ordensprovinz" läßt deutlich erkennen, wie es mit der Geheimhaltung in Wirklichkeit bestellt ist. Das nicht für die Öffentlichkeit bestimmte „Responsum" lautet:

Trotz des Gesetzes der Geheimhaltung können Vorteile für die äußere Leitung aus der Gewissensrechenschaft gewonnen werden. Denn obwohl es dem Oberen nicht erlaubt ist, einem anderen etwas von dem mitzuteilen, was die Untergebenen ihm in der Gewissensrechenschaft offenbart haben, so kann der Obere doch, wenn ihm die Mitteilungen nicht unter dem Beichtsiegel gemacht worden sind, einige äußere Heilmittel anwenden, um die Krankheiten zu heilen oder zu verhüten. Auch kann der Obere, wenn es die Sache erfordert, den Untergebenen veranlassen, daß er etwas von dem, was er in der Beichte bekannt hat, auch außerhalb der Beichte mitteilt, oder doch, daß er sich damit zufrieden gibt, daß der Obere seine in der Gewissensrechenschaft erworbene Kenntnis benutzt zu seiner (des Untergebenen) äußeren Leitung, ohne daß aber vom Oberen irgend jemandem offenbart wird, warum der Obere so handelt (aus den Jesuiten-Papieren des Münchener Staatsarchivs, mitgeteilt von J. Friedrich, a. a. O. S. 83).

Schein ist es gleichfalls, wenn, wie hier und auch in den Satzungen (VI 1, 2), die Ablegung der Gewissensrechenschaft in Form einer Beichte, also „unter dem Schutze des Beichtsiegels", gestattet wird. Denn der ausdrücklich angegebene Zweck der Gewissensrechenschaft würde, unter Voraussetzung der Unverletzheit des Beichtsiegels, vereitelt werden. Allerdings werden wir gleich sehen (oben habe ich es schon angedeutet), daß dem jesuitischen System gegenüber auch das Beichtsiegel keinen Schutz gewährt. Übrigens kann ich aus eigener Erfahrung mitteilen, daß bei den mindestens 400 Gewissensrechenschaften, die ich als Jesuit abgelegt habe, auch nicht ein einziges Mal davon die Rede gewesen ist, ich könne sie als Beichte ablegen. Und wie bei mir, so bei den anderen.

* * *

Man begreift, daß der Orden die Gewissensrechenschaft unter die Wesensbestandteile seiner Satzungen (substantialia Instituti) aufgenommen hat (Congregat. V, Decret. 58).

Man begreift aber auch, daß die Gewissensrechenschaft ebenfalls Wesensbestandteil des harten Vernichtungskampfes bildet, den der einzelne Jesuit mit seinem Ich zu führen hat. Die schmerzhaftesten und peinlichsten äußeren Bußübungen (von ihnen später) sind Kinderspiel, verglichen mit der Gewissensrechenschaft. Denn instinktiv fühlt das Individuum — die klare Erkenntnis fehlt —, daß es die Axt legt an die Wurzel des eigenen Seins.

Deshalb ist es nicht zu verwundern, daß ein dumpfes Bewußtsein von der Schmach und Last der Gewissensrechenschaft — denn auch im Jesuitenorden bleibt, wenigstens eine Zeitlang, Natur Natur — im Orden großes Widerstreben gegen sie hervorgerufen hat. Den Widerstand läßt ahnen eine „Instruktion" des Ordensgenerals Aquaviva aus dem Jahre 1600, in der das Widerstreben gegen Ablegung der Gewissensrechenschaft als „sehr gefährliche Seelenkrankheit" (morbus plane periculosus) behandelt wird (Industriae ad curandos animae morbos, c. 13: Instit. Societat. Jesu. Romae 1870, II 351). Aber mit eiserner Faust hielt und hält der Orden nieder was sich gegen die Gewissensrechenschaft in seinen Reihen regt, und Jahr um Jahr vernichtet er durch sie Hunderte von Menschenexistenzen.

* * *

So umfassend und eingreifend die Gewissensrechenschaft aber auch ist, so sehr die Untergebenen durch sie den Oberen auch ausgeliefert werden, ihre volle Wirksamkeit bleibt dennoch zum großen Teil abhängig vom guten Willen des Untergebenen. Denn nur er selbst kann ja dem Oberen sein Inneres erschließen Nun ist allerdings

richtig, daß durch die ununterbrochene, vom ersten Tage des Noviziats ansetzende Gewöhnung die Gefahr (ich spreche vom Standpunkte des Ordens aus) einer Verheimlichung, eines Verschweigens auf ein Mindestmaß beschränkt ist; um so mehr, weil weitaus die meisten Jesuiten als unentwickelte, kaum den Knabenjahren entwachsene Jünglinge in den Orden eingetreten sind. Sie waren somit Wachs, und Wachs sind sie in den Händen des Ordens geblieben. Eine Verhärtung gegen ihre Pflicht, aufrichtige, vollständige Gewissensrechenschaft abzulegen, ist also so gut wie ausgeschlossen. Aber immerhin: die Möglichkeit der Verhärtung bleibt bestehen. Ihr begegnet der Orden dadurch, daß er, außer durch die Gewissensrechenschaft, bei der jeder gegen sich selbst zum Angeber wird, auch andere als Angeber bestellt: alle gegen einen; einer gegen alle. Damit hat sich der Orden eine unschätzbare Ergänzung der Gewissensrechenschaft geschaffen. Mit dem offiziell gezüchteten Angebertum steht dann in engster Verbindung und Wechselwirkung ein minutiös ausgebildetes Nivellierungssystem.

B. Das jesuitische Spionage- und Nivellierungssystem.

a) Ordenssatzungen über die Angeberei (delatio).

Zum größeren geistigen Fortschritt und besonders zur größeren Unterwerfung und Demut werde er (der Novize) gefragt, ob er damit zufrieden sei, daß alle seine Irrtümer und Fehler und überhaupt alles (res quaecumque), was an ihm bemerkt und beobachtet wird, den Oberen durch jeden, der davon außerhalb der Beichte Kenntnis erhalten hat, mitgeteilt werde. Ob er auch damit zufrieden sei (was er selbst und jeder andere tun soll), von anderen zurechtgewiesen zu werden und zur Zurechtweisung anderer beizutragen; und ob sie bereit seien, sich selbst einander zu offenbaren, mit gebührender Liebe, zum größeren geistigen Fortschritte, zumal wenn es vom Oberen, der die Sorge über sie hat, vorgeschrieben wird, oder er darüber fragt, zur größeren Ehre Gottes (Exam. gen. 4, 8; Summarium 9. 10).

Dies Denunziationsgebot wurde durch die 6. Generalkongregation erläutert:

Allen ist es erlaubt, dem Oberen, als dem Vater, jedes Vergehen eines anderen, sei es schwer, sei es leicht, zu offenbaren; das ist der Sinn der Regel [9 und 10 des Summariums]. Da im 4. Kapitel des ‚Examen generale‘ allen vorgestellt wird und alle darüber befragt werden, ob sie damit zufrieden seien, daß alle Fehler und, was auch immer an ihnen beobachtet wird, dem Oberen mitgeteilt werde, so verzichten dadurch die Unsrigen von selbst auf jedes Recht auf guten Ruf, das dieser Anzeige gegenüberstehen könnte (eo ipso Nostros cedere cuicunque juri famae, quod huic manifestation obstare posset), und geben allen die Erlaubnis, alles, auch das schwer Fehlerhafte, das an ihnen beobachtet wird, dem Oberen zu hinterbringen. Selbst diejenigen, bei denen man sich wegen eines begangenen schweren Vergehens Rats erholt hat, können „wegen besonderer und schwerwiegender Gründe“ (ob aliquas peculiares vel graves rationes) dem Oberen Mitteilung von dem unter dem Siegel des Geheimnisses anvertrauten Vergehen machen (für gewöhnlich sollen sie es nicht tun), nur sollen sie vorher „sorgsam theologische Autoren konsultieren, um klug und vorsichtig zu Werke gehen zu können“ (Congr. VI, Decr. 32, 1—4).

Diese Worte bergen die Grundzüge des Delatorentums, das den Jesuitenorden von unten bis oben durchsetzt, und wodurch es ihm möglich wird, die genaueste Kenntnis des einzelnen, auch unabhängig von diesem selbst, zu erlangen, zum Zwecke, ihn äußerlich und innerlich zurechtzuformen nach den Maßstäben und Schablonen des Ordens, um so aus den menschlichen Individuen jesuitische Masse zu machen.

Oben (S. 66 f.) habe ich ein nicht für die Öffentlichkeit bestimmt gewesenes, höchst interessantes Schriftstück eines Jesuitenprovinzials vorgelegt, in welchem die Angeberei (delatio) als „Augapfel“ und „Heil“ des Ordens bezeichnet wird. Diesen „Augapfel“ will ich jetzt zergliedern, d. h. ich will die hauptsächlichsten Formen besprechen, unter denen die Denunziationen sich vollziehen.

b) Die formlose, geheime Angeberei.

Für die geheime Angeberei, die weitaus schlimmste, gibt es keine bestimmte Form; sie ist naturgemäß schranken- und formlos.

Die Satzungen geben jedem das Recht und fordern ihn dazu auf, wie und wann er will, alles über jeden seiner Ordensgenossen jedem Oberen zu hinterbringen. Und um die Denunziation zu erleichtern, um vielleicht auftauchende Gewissensbedenken über das Recht auf guten Ruf, das doch schließlich auch ein Fehlender besitzt, schon im Keime zu ersticken, erklären die Satzungen ausdrücklich: Recht auf guten Ruf gibt es für den im Jesuitenorden Lebenden nicht mehr.

Es ist das eine der brutalsten und unsittlichsten Stellen des ganzen „Instituts“, deren Verwerflichkeit dadurch nicht beseitigt wird, daß die in den Orden Eintretenden befragt werden,

ob sie damit zufrieden seien, daß alle Fehler und, was auch immer an ihnen beobachtet wird, den Oberen mitgeteilt werde.

Denn die „Befragung" ist eine so formale, eine so wenig den gewichtigen Inhalt der Frage hervorhebende, daß kein einziger der Befragten auch nur ahnt, worum es sich eigentlich handelt, geschweige denn weiß, daß er durch Bejahung der Frage den lebenslangen Verzicht „auf jedes Recht auf guten Ruf" ausspricht. Zudem sind 80% der Eintretenden Knaben, Gymnasiasten, deren jugendliche Gemüter gar nicht fähig sind, die Tragweite der vorgelegten Fragen zu erkennen, deren jugendliche Schüchternheit es nicht wagt, Einwendungen zu machen.

* * *

Eine Bemerkung allgemeiner Natur sei eingeschaltet.

In der beim Eintritt und dann viermal während des Noviziats satzungsgemäß stattfindenden Verlesung des „Examen generale", worin Denunziationspflicht und ähnliche Dinge stehen, tritt uns ein echt jesuitischer Betrug entgegen. Dem ahnungslosen Neuling wird durch die Verlesung ein Netz übergeworfen. Kommt der Jesuit später zur Erkenntnis dessen, was in den Fragen enthalten ist, und macht er dann Einwendungen dagegen, so wird das Netz zugezogen, indem ihm entgegengehalten wird: Alles ist dir ja vorgelesen worden, und du hast nichts dagegen eingewendet.

* * *

Mit den Bestimmungen über die geheime Angeberei ist die Bahn freigemacht. Ungehindert kann sich, unter dem Schutze der Verborgenheit, aus allen Ecken und Enden eine Flut von Beschuldigungen, Anschwärzungen und Verleumdungen über jeden einzelnen ergießen: er ist ehr- und rechtlos, er ist vogelfrei.

c) Erziehung zur Angeberei.

Der Orden will zur Angeberei erziehen, er will seine Mitglieder einüben im Ausspionieren, und er will — das ist Hauptzweck — dadurch, daß er der Denunziation offizielle Formen gibt, daß er sie zu einer sicht- und greifbaren Ordenseinrichtung macht, das Gehässige ihr nehmen: Seht, was ihr offen tun dürft, das dürft ihr auch im geheimen tun. Das offene Denunziantentum soll dem geheimen vorarbeiten. Und deshalb zahlreiche statutarische Denunziationseinrichtungen, von denen einige hervorzuheben sind.

Turmen-, Zimmer- und sonstige Präfekten. Ihre Aufgabe ist, alle Vorkommnisse im Bereich ihres Amtes dem Oberen mitzuteilen; besonders, was während der Erholungen, auf den Spaziergängen gesprochen wird. Mit großer Energie wird, gleich vom Noviziat an, der Jesuit in dies systematische Angebertum eingeführt, so daß es ihm in Fleisch und Blut übergeht, und er allmählich nichts mehr dabei findet.

Konsultoren, Admonitoren, socius collateralis. Die im Noviziat und Scholastikat anerzogene Gewöhnung des Beobachtens und Denunzierens findet selbstverständlich im späteren Leben des Jesuiten ihre Fortsetzung. Wichtige Ordensämter halten sie aufrecht.

Ordensgeneral und Provinzial ernennen für jede Niederlassung des Ordens, für jedes sogenannte „Haus" Konsultoren, deren Amt ist, die Vorgänge im Hause, das Verhalten der einzelnen, Untergebener wie Oberer, zu beobachten und darüber dem Rektor, dem Provinzial und dem General in bestimmten Zwischenräumen zu berichten. Außer den Hauskonsultoren (Consultores domus) gibt es auch Provinzkonsultoren (Consultores provinciae); ihre invigilierende und denunzierende Tätigkeit erstreckt sich auf den Bereich einer ganzen Ordensprovinz. Jeder Obere (Superior, Rektor, Provinzial, General) hat satzungsgemäß einen Admonitor, der das private und amtliche Verhalten des Oberen zu überwachen und darüber an die höheren Oberen zu berichten hat.

Jedem Oberen kann ein socius collateralis, „ein bei- (neben-) geordneter Genosse", zur Seite gestellt werden, der ihm zur Stütze dienen soll. Er ist dem Oberen nicht zum Gehorsam verpflichtet, soll ihm aber, der anderen wegen, äußerlich Ehrfurcht erweisen. An den Provinzial oder General hat er über den Oberen und sein Tun Bericht zu erstatten (Constit. VIII 1, 3 und Declar. D).

d) Berichterstattung (Formula scribendi).

Unter dem Titel Formula scribendi ist in den Satzungen (römische Ausgabe, 1870, II 40 ff.) ein Abschnitt enthalten, der die Abteilungen umfaßt: Über die Berichte der Oberen (Lokalobere, Rektoren, Provinziale, General) unter sich und der Konsultoren und Admonitoren an die Provinziale und den General; über die Litterae annuae;

über die Geheimkataloge und Geheiminformationen".

Die „Berichterstattung" ist das Ausgebildetste an gegenseitiger Überwachung und Angeberei, was es wohl überhaupt geben kann.

Die Oberen der Häuser, so heißt es in den Satzungen, und die Rektoren sollen jede Woche dem Provinzial schreiben über die Personen und Dinge, die durch sie geschehen. Die außerhalb der Häuser in Arbeiten tätig sind, sollen dem Provinzial jede Woche schreiben, oder sooft er es vorschreibt. Die Provinziale sollen den Oberen der Häuser und den Rektoren und denen, die außerhalb der Häuser tätig sind, wöchentlich schreiben. Die Provinziale sollen monatlich dem General schreiben; die Oberen der Häuser, die Rektoren und Novizenmeister sollen dem General vierteljährlich schreiben. Der General soll den Provinzialen jeden zweiten Monat, den Rektoren und Lokaloberen halbjährlich schreiben. Die Konsultoren der Rektoren und Lokaloberen sollen zweimal im Jahr an den Provinzial versiegelte Briefe richten und an den General einmal jährlich; die Konsultoren der Provinziale sollen dem General zweimal, im Januar und Juli, schreiben. Darin sollen sie aufrichtig schreiben, was sie über die Oberen und ihre Art der Regierung zu schreiben haben. Kein Konsultor soll wissen, was der andere Konsultor schreibt. Ist über Dinge zu schreiben, die einen Auswärtigen [d. h. einen, der nicht zur Gesellschaft Jesu gehört] betreffen, so soll so geschrieben werden, daß er nicht beleidigt werde, auch wenn der Brief in seine Hände fiele.

In geheimen Angelegenheiten soll man sich solcher Vokabeln [Chiffren] bedienen, die nur dem Oberen bekannt sind; wie das zu geschehen hat, schreibt der General vor (Formula scribendi 18: Instit. S. J. Romae 1870, II 41).

Will ein Untergebener einem Oberen (Provinzial, General) etwas Geheimes schreiben, so hat er auf die Adresse „soli" („ihm allein") zu setzen (a. a. O.).

Ein interessantes Beispiel einer geheimen, unter Numerierung vor sich gehenden Berichterstattung bietet ein undatiertes Schriftstück aus den Jesuiten-Papieren des Münchener Reichsarchivs, in welchem über einen als I[b] bezeichneten Jesuiten verschiedenes Nachteilige ausgesagt wird (bei Döllinger-Reusch, Moralstreitigkeiten, II 374).

Eine besondere Art regelmäßiger Geheimberichte bilden die Catalogi secundi (zweite Kataloge).

Sooft nämlich (gewöhnlich alle drei Jahre) die Prokuratoren der verschiedenen Provinzen (Prokurator heißt der von den Rektoren und Professen einer Provinz, der Provinzialkongregation, gewählte, an den General zu schickende Abgesandte: Constit. VIII 2, Declar. B) nach Rom gehen, werden ihnen über alle Insassen der Provinz zwei Kataloge mitgegeben. Der eine enthält die äußeren Verhältnisse eines jeden: Alter, Studien, Beschäftigung usw. und ist von jedem selbst abzufassen. Der „zweite Katalog" (catalogus secundus) wird vom Oberen nach den Informationen, die er über jeden einzelnen besitzt, geheim geführt und beschreibt das Innere der Untergebenen, die durch Ziffern bezeichnet sind (Formula scribendi 32—35, a. a. O.).

Von der Existenz der Catalogi secundi erfährt der Jesuit offiziell nichts. Oft vergehen viele Jahre, ehe, meistens durch Zufall, der einzelne davon hört. So wurde ich mit dem „Katalog" erst im zweiten Jahre meiner philosophischen Studien (im Jahre 1883) bekannt gemacht. Mein damaliger mir sehr wohl gesinnter Rektor, der Jesuit Franz Miller, sagte mir — es war das gewiß eine große Indiskretion —, er habe im „zweiten Katalog" über mich berichtet, daß ich in den Tugenden gute Fortschritte mache und ein homo spiritualis, ein auf das Geistliche gerichteter Mensch sei. Zu gleicher Zeit klärte er mich über Natur und Zweck des „zweiten Katalogs", Erlangung genauester Kenntnis der einzelnen, auf.

Die zum System ausgebildete Angeberei hat große Verheerungen innerhalb des Ordens angerichtet, als „wahre" Pest wird sie von Ordensmitgliedern bezeichnet. Im Abschnitte: „Mißstände innerhalb des Ordens" wird von der „Pest" noch die Rede sein.

* * *

Noch zwei Einrichtungen sind zu besprechen, die, unter asketischem Scheine der Demut, gegenseitige Überwachung zur Grundlage, Nivellierung des Äußeren und Inneren zum Zwecke haben.

e) Schutzengel (angeli custodes).

Je zwei Novizen werden zu gegenseitigen Schutzengeln ernannt. Zu bestimmter Tageszeit haben sie sich als „Almosen" zu sagen, was sie an Fehlern, Verstößen usw. aneinander bemerkt haben. Der Obere, d. h. die höhere Instanz, ist klug ausgeschaltet: das Angeben und Abhobeln geschieht unmittelbar zwischen Gleichgestellten; sie werden „scharf" aufeinander gemacht. Wie scharf, zeigt sich in der zweiten Einrichtung.

f) Steinigung (lapidatio).

Zuweilen, nicht selten, stellt der Novizenmeister, nach der täglichen „Instruktion", die Frage, wer

sich zur „Steinigung" melden wolle, oder auch, er bestimmt selbst, ohne freiwillige Meldung, den zu „Steinigenden". Dieser kniet vor den übrigen Novizen nieder, und nun beginnt die „Steinigung", d. h. jeder der Mitnovizen sagt, was immer ihm an dem Knienden fehlerhaft erscheint. Zum Schlusse wirft auch der Novizenmeister seine „Steine", die wegen der intimen Kenntnis, die er von allen hat, stets empfindlich treffen.

Die Viertelstunde der „Steinigung" ist eine sehr peinliche. Vierzig und mehr Augen sehen viel, und rücksichtslos wird das Beobachtete ausgesprochen. Es ist eine Übung, die den letzten Rest von Eigenart, auch im Äußeren, wegzubeißen sucht: Gang, Körperhaltung, Kopfstellung, Arm- und Handbewegung, Essen, Trinken, Sprechen, Aussprache, Lachen: alles wird der Kritik unterworfen.

* * *

Hauptsächlichste „asketische" Wirkung der Schutzengeltätigkeit und der „Steinigung" ist: Abschleifung des Inneren und Äußeren; ihr dienen auch die folgenden „Regeln".

g) Regeln der Bescheidenheit.

In ihnen und in einer inhaltlich dazu gehörigen, schon erwähnten „Instruktion" über das Verhalten während der Erholungszeit ist die Abschleifung auf einen unübersteigbaren Höhepunkt gebracht.

Der Kopf soll nicht leichtfertig hierhin oder dorthin bewegt werden, sondern mit Würde, wenn es nötig ist, und wenn es nicht nötig ist, soll er gerade gehalten werden mit einer kleinen Neigung nach vorn, nicht aber nach irgendwelcher Seite. Die Augen sollen meistens niedergeschlagen gehalten werden; man soll sie nicht übermäßig erheben, noch sie hierhin oder dorthin schweifen lassen. Beim Gespräche, besonders mit Angesehenen, soll man den Blick nicht in deren Augen, sondern unterhalb der Augen richten. Runzeln auf der Stirn und besonders auf der Nase sollen vermieden werden, damit die äußere Heiterkeit, welche das Anzeichen der inneren sein soll, erkannt werde. Die Lippen sollen weder zu sehr zusammengekniffen noch zu sehr geöffnet sein. Das ganze Gesicht soll eher Heiterkeit kundgeben als Trauer oder eine andere weniger geordnete Gemütsverfassung. Die Kleider sollen rein und mit religiöser Ehrbarkeit geordnet sein. Die Hände sollen, wenn sie nicht mit dem Hochhalten des [langen] Kleides beschäftigt sind, ruhig gehalten werden. Der Gang soll gemäßigt, ohne bemerkenswerte Eile sein, wenn nicht eine Notwendigkeit drängt, wobei aber, soviel wie möglich, der Anstand beobachtet werde. Alle Gebärden und Bewegungen seien so, daß sie bei allen Erbauung hervorrufen. Wenn mehrere zusammen sind, sollen sie, zu je zweien oder dreien einherschreitend, die vom Oberen vorgeschriebene Ordnung einhalten. Haben sie zu sprechen, so sollen sie sich, in bezug auf Worte und auf Art des Sprechens, der Bescheidenheit und Erbauung erinnern (Instit. Societat. Jesu. Romae 1870, II 12).

Die Unsrigen sollen während der Erholung nicht eigentümlich, nicht einsiedlerisch, nicht unfreundlich sein; nicht leichtfertig in der Bewegung, nicht unbescheiden, nicht wortreich, nicht zornig, nicht streitsüchtig oder ironisch; sie sollen nicht im Gehen überstürzt nicht lästigfallend oder bitter sein; sie sollen nicht mit erhobener Stimme sprechen oder laut lachen (Instruct. 13, c. 9 pro renov. spiritus: Instit. Soc. Jesu. Romae 1870, II 306).

Menschen, die danach ihr Äußeres formen, werden verkörperte Unnatur. Die hier verlangte „Bescheidenheit" ist tatsächlich widerliche Verzerrung des menschlichen Äußeren. So gewaltsam, so unnatürlich ist dieser Angriff auf die Natur, daß sie sich instinktiv zur Wehr setzt, und aus dem Zwiespalte zwischen Regel und Natur entsteht ekele Heuchelei, die sich besonders in bezug auf die Vorschrift über die Augen kundgibt. Die beständig „niedergeschlagenen" Jesuitenaugen sehen alles. Der „Augenwinkel des Novizen", d. h. die im Noviziat anerzogene „Niedergeschlagenheit" der Augen, mit der alle Vorgänge genau beobachtet werden, ist nicht nur stehender Ausdruck, er ist auch stehende Einrichtung im Orden: der Jesuit hat mit „niedergeschlagenen" Augen besser zu sehen gelernt als Nichtjesuiten mit weit geöffneten.

h) Sonstige Bestimmungen über Beobachtung und Gleichförmigmachung.

Wenige Beispiele:

Bei Besuchen von Männern, weß Standes und Grades sie sein mögen, sollen sie [die den besuchenden Priester begleitenden Laienbrüder] achtgeben, daß sie ihn [den besuchenden Priester] keinen Augenblick allein lassen, sowohl wegen der religiösen Ehrbarkeit als auch wegen der allgemeinen Erbauung. Auch sollen sie wissen, daß sie verpflichtet sind, nach Hause zurückgekehrt, dem Oberen, auch ohne daß er sie fragt, mitzuteilen, ob irgendwie gegen diese Regel verstoßen worden ist (Regel 5 der Laienbrüder). Ohne Erlaubnis des Oberen betrete für gewöhnlich niemand das Zimmer eines anderen; und wenn jemand mit Erlaubnis eingetreten ist, so bleibe die Tür stets offen, solange er darin ist, damit der Obere und die dafür Angestellten, wenn es ihnen gut scheint, eintreten können (Constit. III, 1, Declar. D., Regul. comm. 33).

Wer als Priester in die Gesellschaft Jesu eintritt, darf nicht öffentlich die Messe lesen, bevor er sie nicht vor einigen Hausgenossen privatim gelesen hat, und er werde ermahnt, daß er sich in der Art die Messe zu lesen in Übereinstimmung setze mit den übrigen Mitgliedern der Gesellschaft (Exam. gen. 5, 7).

* * *

Zu diesen Einrichtungen und Regeln tritt ein Weiteres, das fast noch mehr als sie den Jesuiten in der angegebenen Richtung beeinflußt, weil es ihn, besonders im Noviziat, ganz umfaßt, vom Erwachen bis zum Schlafengehen, vom Schlafengehen bis zum Erwachen, und ihn auch nicht für eine Minute losläßt.

i) Tagesordnung und äußeres Leben im Noviziat.

Mit gewaltiger, besonders konzentrierter Energie packt das Noviziat den Neuling an, taucht ihn ganz und gar ein in Jesuitismus. Er soll recht eigentlich „in der Wolle" gefärbt werden. Es wäre merkwürdig, wenn die Energie sich nicht auch, und vorzugsweise, auf den Punkt richtete, der mit einer der Hauptpunkte der Jesuitenaskese ist: Unselbständigkeitsmachung. Seien wir unbesorgt. Gerade in diesem Punkte nötigt die Noviziatserziehung Bewunderung ab, allerdings Bewunderung, wie man sie auch für raffiniertes Verbrechertum empfindet. Denn Tötung der Individualität ist Verbrechen.

Das Noviziatsleben mit seiner Tagesordnung ist eine Mühle, zwischen deren unaufhaltsam sich drehenden harten Steinen alles, was der Mensch an Eigenem, an individuellen Ecken und Kanten, an freiem, selbständigem Denken und Wollen, an Selbstbestimmungs- und Handlungsfähigkeit besitzt, in Stäubchen und Atome zerrieben wird. Diese Wirkung wird erreicht durch Zerstückelung des Tages und seiner Beschäftigungen in kleine und kleinste Teile, durch Abhängigmachung vom Willen anderer bis zum Geringfügigsten.

Solche Erziehungsmethode ist um so erfolgreicher, je weniger sie sich kundgibt in Gewaltmaßregeln. Es ist der Wassertropfen, der den Stein höhlt, langsam aber sicher; sanft, geräuschlos glättet, schleift er, ohne stoßweise zu verletzen. Fast unmerklich, wie von selbst gegeben, bemächtigt sich der Zwang desjenigen, der in den Jesuitenorden eintritt; er erfaßt ihn ganz, Leib und Seele, Tag für Tag, Jahr für Jahr; begleitet ihn bei allen seinen Handlungen und läßt ihn nicht mehr los, bis die Umwandlung vollendet, die Selbständigkeit zerstört ist. Nicht nur von Stunde zu Stunde, sondern von Viertelstunde zu Viertelstunde, selbst für noch kürzere Zeiträume ist dem Novizen vorgeschrieben, was er zu tun hat. Gerade in diesen sich so oft wiederholenden, so rasch aufeinander folgenden Unterbrechungen der Tätigkeit liegt ein gewaltiges Mittel, die Selbständigkeit zu brechen.

Der Wille, die Neigung zu irgendeiner Tätigkeit wird abgestumpft. Man weiß von vornherein, was ich jetzt tue, dauert nicht lange, höchstens bis zu dem oder dem Zeitpunkte; vielleicht, wahrscheinlich kommt das Zeichen zur Unterbrechung schon früher, und ich werde zu etwas anderem verwendet. So wandert man allmählich ohne viele innere Beschwerde von einer Beschäftigung zur anderen, läßt sich abrufen und wieder anstellen, wird geschickt und kommt wieder zurück, fünf Minuten hier, zehn Minuten dort; eine halbe Stunde in der Küche, eine Stunde auf dem Speicher; heute mit dem Kehrbesen, morgen mit dem Grabscheit in der Hand.

Eine maschinelle Routine, eine glatte Beweglichkeit, eine widerstandslose Geschicklichkeit wird dadurch erzielt; aber in demselben Maße verliert auch die individuelle Selbständigkeit. Gewiß wird so der Eigenwille gebrochen und der pünktliche Gehorsam geübt; aber zugleich erleidet der Wille überhaupt einen Stoß; er wird zur mühelos rollenden Kugel geglättet, die sich geräuschlos einfügt in die Reihen der neben und mit ihr rollenden.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß die Individualität sich auch der Umgebung, in der man lebt, dem Zimmer, das man bewohnt, den Gegenständen, die man benutzt, aufprägt und selbst wiederum Anregung und Stärkung empfängt aus der eigenartigen Beschaffenheit all' dieses. Auch dieser Bundesgenosse der Individualität wird bekämpft.

Dem Jesuitennovizen wird nicht nur für jede Viertelstunde des Tages vorgeschrieben, was er tun soll; auch der Ort, an dem er sich aufhalten, die Art und Weise, wie er seine Handlungen verrichten soll, ist ihm bis ins kleinste vorgezeichnet.

Während der zwei Jahre seines Noviziats muß er wiederholt das Zimmer, das ihm zum Aufenthalt dient, wechseln, und selbst der Platz, den sein kleines Schreibpult, sein einfaches Bett einnimmt, ist kein ständiger, fester; das würde eben der Individualität Vorschub leisten.

Alles Eigentümliche, die charakteristischen Besonderheiten, die eine Persönlichkeit auch im Äußeren stempeln, sie müssen fortfallen. Der Gang, die Haltung der Hände, der Blick der Augen, die Neigung des Kopfes, die Stellung und Bewegung des Körpers sind durch genaue Vorschriften geregelt (vgl. S. 164).

Buchstäblich nichts ist der freien Selbstbestimmung des Novizen überlassen. Will er einen Schluck Wasser trinken, so muß er um Erlaubnis fragen; will er ein Stück Papier, ein Buch, einen Bleistift benutzen, so muß er um Erlaubnis fragen.

Alles bisheran Erwähnte sind Vorschriften, Regeln, denen sich jeder unterwerfen muß. Dazu

kommen aber noch eine Menge von Ratschlägen und Anleitungen, die bei der Bereitwilligkeit, sie zu befolgen, fast nicht weniger wirksam sind, als jene. Da gibt es Ratschläge, wie man essen und trinken, wie man sprechen, gehen oder sitzen soll; Ratschläge für das Auskleiden, für die Körperhaltung im Schlaf, für das Ankleiden; kurz, es ist der ganze Mensch in allen seinen Bewegungen und äußerem Gebahren, bei Tag und bei Nacht, der erfaßt, gemodelt wird (meine Schrift: Mein Austritt aus dem Jesuitenorden. 10. Auflage. Berlin 1902, S. 13 ff.).

C. Die Beichte.

Katholisch-religiös aufgefaßt ist die Beichte das dem Priester reumütig abgelegte Sündenbekenntnis, um Lossprechung zu erlangen (vgl. mein Werk: Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit. Leipzig, Breitkopf und Härtel, II³ 512—574).

Selbst die ultramontanisierte römische Kirche, welche zu Beginn des 13. Jahrhunderts (1215) anfing, die Beichte für hierarchische Zwecke zu mißbrauchen, und deshalb einen gewissen Beichtzwang einführte, hat den Zwang nicht auszudehnen gewagt auf die Wahl des Beichtvaters. Hier herrscht absolute Freiheit: der Katholik kann bei jedem Priester seiner jährlichen Beichtpflicht genügen. Daß dies so sein muß, daß ein Zwang in bezug auf Ort, Zeit, Zahl der Beichten und vor allem in bezug auf Person des Beichtvaters das Wesen der Beichte, natürlich und religiös aufgefaßt, zerstört, bedarf des Beweises nicht.

Was schert sich aber der Jesuitismus um Natur und Religion, wenn es gilt, seine Zwecke zu verfolgen?

So vergewaltigt denn die jesuitische Askese auch die Beichte. Alle Freiheit wird dem beichtenden Jesuiten genommen, und was, richtig aufgefaßt, Wohltat sein kann für ein schuldbeladenes oder zweifelndes Gewissen, die vertrauliche Eröffnung des Inneren unter religiösen Formen, wird im asketischen System des Jesuitenordens zum Zwange, der den Untergebenen auch im „Sakrament der Beichte" ganz den beobachtenden Augen des Oberen ausliefert. Das, nach katholischer Lehre, von Christus eingesetzte große Versöhnungsmittel zwischen der Menschenseele und Gott entkleiden die jesuitischen Satzungen seines Charakters und machen es zur Polizeimaßregel:

Alle sollen wenigstens jeden achten Tag zu den Sakramenten der Beichte und Kommunion hinzutreten, es sei denn, daß aus irgend einer Ursache es dem Oberen anders für gut scheine. Ein vom Oberen Bestimmter soll Beichtvater aller sein; wenn dies nicht geschehen kann, so soll doch jeder seinen festen Beichtvater haben, dem das ganze Gewissen aufgeschlossen sein soll ... Außer der Art zu beichten, soll allen auch eine bestimmte Zeit dafür festgesetzt werden ... Wer einem anderen als seinem bestimmten Beichtvater gebeichtet hätte, muß nachher (soviel er sich erinnern kann) seinem bestimmten Beichtvater sein ganzes Gewissen eröffnen, damit dieser, alles, was sein [des Beichtenden] Gewissen betrifft, kennend, ihm besser im Herrn helfen kann ... Alle sollen ihrem bezeichneten Beichtvater, gemäß der vom Oberen vorgeschriebenen Ordnung, beichten (Constit. III 1, 11, Declar. Q; VI 3, 2; Summar. Constit. 7).

Alle sollen an dem festgesetzten Tage bei ihrem bestimmten Beichtvater beichten und nicht bei einem anderen ohne Erlaubnis des Oberen (Regul. comm. 3).

Nicht-Priester sollen alle acht Tage beichten und kommunizieren; Priester mindestens ebenso oft oder noch öfter. Beim Eintritte in den Orden muß jeder eine Generalbeichte über sein ganzes Leben ablegen (Exam. gener. 4, 25. 41).

Ist es nicht, als ob der Orden sich nicht genug tun könnte an Verfügungen und Vorschriften, welche die Beichte seinen Überwachungszwecken dienstbar machen?

Aber er geht noch weiter.

Zunächst setzt er die Hungerstrafe fest für alle, die sich seinen Beichtgesetzen nicht fügen:

Denen, die innerhalb dieser [vom Oberen bestimmten] Zeit nicht zur Beichte gehen, soll die leibliche Speise entzogen werden, bis sie die geistliche nehmen ... Wenn einer innerhalb der bestimmten Zeit nicht zur Kommunion oder Beichte geht, so erfahre er [der „Minister"] vom Oberen, ob dem Betreffenden die Nahrung des Körpers zu entziehen sei, bis er die Speise des Geistes genommen hat (Constit. III 1, Decl. Q; Regel 10 des Ministers. Der Pater Minister hat unter Oberaufsicht des Rektors für die Hausordnung zu sorgen).

Dann erklärt er zahlreiche Sünden als „Reservatfälle", von denen nur der Obere lossprechen kann; und neunter in der Reihe der „vorbehaltenen" Sünden ist, bezeichnenderweise, der Fall, daß ein Jesuit „einem auswärtigen Priester", einem Nicht-Jesuiten, gebeichtet hat (Congreg. 2., Decret. 60).

Da nach allgemeiner Lehre der ultramontanen Moraltheologie nur schwere Sünden, sogenannte Todsünden, „reserviert", d. h. der Lossprechung durch den Oberen vorbehalten werden können, so haben wir also hier die auch vom katholischen Standpunkte aus moraltheologische Ungeheuer-

lichkeit, daß der Jesuitenorden eine Beichte, die ein Jesuit einem Priester, der sonst alle von der Kirche geforderten Voraussetzungen zum Beichthören besitzt, der aber nicht Jesuit ist, für Todsünde erklärt, nur, um die Ordensglieder zu verhindern, das eng gezogene Gehege seiner Beichtvorschriften zu verlassen.

Die übrigen nicht minder charakteristischen Bestimmungen über die „Reservatfälle" lauten:

Der Beichtvater soll die Fälle [Sünden] kennen, die der Obere sich selbst [zur Lossprechung] vorbehält. Solche Fälle sollen vorbehalten sein, die der Obere notwendiger- oder nützlicherweise kennen muß, um das Heilmittel desto besser anwenden und die seiner Sorge Übergebenen vor allen Schädlichkeiten bewahren zu können.

Der Obere hat das Recht, dem Beichtvater, der um die Vollmacht bittet, von einem Reservatfall loszusprechen, die Vollmacht zu verweigern. Die Verweigerung soll allerdings nur mit Überlegung geschehen; sie hat aber dann zu geschehen wenn ein Ärgernis, die Schädigung des Rufes des Kollegiums oder eines anderen zu besorgen ist. In diesen Fällen soll der Sündigende sich selbst dem Oberen offenbaren (Constit. III 1, 11; Ordinationes Generalium c. 6, 2).

Wer auf der Reise einem anderen Jesuiten einen Reservatfall gebeichtet hat und von ihm gültig losgesprochen worden ist, muß dennoch, wenn er in sein Ordenshaus zurückgekehrt ist, die ganze Sache noch einmal dem Oberen des Hauses beichten, und zwar ist ihm dies als Bedingung für die Lossprechung aufzulegen (Ordinationes Generalium c. 6, 6).

Kaum läßt sich ausdrücken, welcher Zwang in der letzten Bestimmung liegt: eine Beichte muß wiederholt werden, und zwar dem Oberen desjenigen, der gültig gebeichtet hat, einzig zu dem Zwecke, damit der Obere, d. h. der Orden, über das Innenleben seines Untergebenen lückenlos unterrichtet bleibt. Eine Reise mit ihren Vorgängen, d. h. eine kürzere Abwesenheit des Untergebenen, könnte die Kenntnis seines Oberen über ihn unvollständig machen, und deshalb das weder vom religiös-christlichen noch vom dogmatisch-theologischen Standpunkte aus irgendwie zu rechtfertigende Machtgebot: die Rechnung, die du in der Beichte zwar mit deinem Gotte beglichen hast, ist mit dem Jesuitenorden aber noch nicht beglichen, also: beichte noch einmal!

Welche Folgen aus den jesuitischen Reservationsvorschriften entstehen, beweist eine Denkschrift, die dem Papste und der siebenten Generalkongregation des Jesuitenordens (1615) vom Jesuiten Hernando de Mendoza, einem Teilnehmer an der Kongregation, überreicht wurde:

Weil die Oberen sich gewisse Sünden [zur Lossprechung] vorbehalten, verbleiben einige jahrelang in der Todsünde und begehen Tausende von Sakrilegien, ohne daß sie es wagen, dem Oberen oder dem gewöhnlichen Beichtvater zu beichten, weil der Obere nicht die Erlaubnis [zur Lossprechung] gibt oder, wenn er sie gibt, nur mit großen Schwierigkeiten und mit so vielen Fragen, daß das Beichtsiegel Gefahr läuft, verletzt zu werden. [Es muß abgeschafft werden], daß die Oberen die Untergebenen durch die Beichte regieren . . ., daß man verpflichtet ist alle sechs Monate eine Generalbeichte abzulegen; denn ist die Sünde einmal gut gebeichtet, so ist man nicht verpflichtet, sie noch einmal zu beichten . . . . Das Beichtsiegel muß beobachtet werden (Avis de ce qu'il y a à reformer en la Compagnie de Jesus. 1615, p. 13 f.).

Erfolg hatte die Denkschrift nicht. Der in ihr ertönende Notschrei verhallte wirkungslos. Unbeirrt schritt der Jesuitenorden weiter über Sakrilegien, Todsünden und Gewissensqualen. Die Ehre Gottes (Sakrilegien) und das Heil der einzelnen (Todsünden, Gewissensqualen) kümmern ihn nicht, sobald sein Wohl und Wehe in Frage kommt, und es käme in Frage, wenn die Beichte nicht mehr das gewaltige Polizei- und Spionagemittel bliebe, zu dem er es gemacht hat.

Das ist eine Anwendung des berühmten jesuitischen Grundsatzes: Omnia ad majorem Dei gloriam, Alles zur größeren Ehre Gottes. Dieser „Gott" ist nicht der Christengott, sondern der Jesuitenorden selbst, der Molochgötze seiner eigenen Macht, seines eigenen Hochmuts.

Bemerkenswert sind auch die Schlußworte der angeführten Stelle der Mendozaschen Denkschrift gegen die widerrechtlich auferlegte Pflicht der häufigen Generalbeichten und gegen die Verletzung des Beichtgeheimnisses.

Schon an und für sich ist es ein Ding der Unmöglichkeit, daß bei einer so auf den Oberen und seine Regierungstätigkeit zugespitzten Beichte das Beichtgeheimnis gewahrt bleibt. Auch die der Beichte parallel laufende Gewissensrechenschaft, in welcher der Untergebene, ohne Schutz des Beichtgeheimnisses, alles dem Oberen mitteilen muß, was er auch in der Beichte zu bekennen hat, macht das Beichtgeheimnis illusorisch: der Obere weiß ja die ganze Beichte aus der Gewissensrechenschaft und kann satzungsgemäß diese Kenntnis zum Besten des Ordens benutzen.

Neben diesen indirekten, aber zwingenden Beweisen für die Mißachtung des Beichtgeheimnisses finden sich in den Ordenssatzungen aber auch positive Hinweise auf die Mißachtung.

Gleich im ersten Teile der Satzungen (c. 4, Declar. D.) heißt es:

> Es ist nützlich, daß außer dem Examinator auch noch andere mit dem Aufzunehmenden verkehren [um ihn kennen zu lernen]; dazu trägt auch bei, daß er häufig in unserer Kirche beichte, bevor er aufgenommen wird ..., damit man über ihn zu der Klarheit komme, die zu Ehren unseres Herrn und Gottes erforderlich ist.

Also: die Beichte soll dazu dienen, über den Aufzunehmenden zur Klarheit zu kommen. Was würde aber die „Klarheit" nützen, wenn der Beichtvater sie nicht verwerten, d. h. sie dem Oberen vermitteln dürfte?

Alles geschieht natürlich „zu Ehren unseres Herrn und Gottes". Je schändlicher und unmoralischer Vorschriften des Jesuitenordens sind, um so auffälliger drapiert er um sie her die weiten Falten seines „Frömmigkeits"-Mantels.

Sehr verdächtig in bezug auf Bewahrung des Beichtgeheimnisses klingt auch, daß der Ordensgeneral Aquaviva im August 1590 verordnen mußte:

> In den Jahresberichten lasse man aus, was sich auf Beichten bezieht (aus dem Münchener Staatsarchiv mitgeteilt von J. Friedrich, a. a. O. S. 50),

und daß die Provinzialkongregation der oberdeutschen Ordensprovinz sich veranlaßt sah, diese Verordnung noch im Jahre 1660 aufs neue einzuschärfen:

> Was nur aus der Beichte bekannt ist, soll in den Jahresberichten nicht aufgeführt werden (J. Friedrich, a. a. O. S. 50).

Selbst in den „Jahresberichten" (litterae annuae), d. h. in Berichten, die zu öffentlicher Verlesung bestimmt waren, machte sich also die Verletzung des Beichtgeheimnisses geltend. Welcher Schluß drängt sich da nicht auf für die Geheimberichte?

* * *

Und sollte der Orden seinen eigenen Gliedern gegenüber, die er auf alle mögliche Weise zu durchforschen sucht, auf das Hauptdurchforschungsmittel, die Beichte, verzichten, während er es bei „Auswärtigen" rücksichtslos und systematisch zur Anwendung bringt?

Wenigstens eine auf solche Benutzung der Beichte sich beziehende geschichtliche Tatsache sei an dieser Stelle mitgeteilt, andere Geschichtstatsachen werden die Abschnitte: „Jesuiten als Fürstenbeichtväter" und: „Jesuiten und Politik" bringen.

Der französische Gesandte in Venedig, M. de Canaye, schrieb am 6. Juni 1606 an König Heinrich IV. von Frankreich:

> Durch jesuitische Schriftstücke, die man in Bergamo und Padua aufgegriffen hat, ist erwiesen, daß die Jesuiten die Beichten dazu benutzten, um sich über die Fähigkeiten, die Gemütsart und die Lebensweise der Beichtenden, über die wichtigsten Angelegenheiten aller Städte, wo sie wohnen, Kenntnis zu verschaffen, und daß sie ein so genaues Verzeichnis von allem hätten, daß sie die Kräfte, die Mittel, die Verhältnisse von jedem Staat und von allen Familien wissen (bei J. Friedrich, a. a. O. S. 49; vgl. auch 2. Teil S. 61).

* * *

Mehrfach versuchten auch Päpste, die schweren Übelstände zu beseitigen, welche die jesuitische Ausbeutung der Beichte hervorbrachte. So drängte Innozenz X. auf Abschaffung der Gepflogenheit, daß Jesuiten, die jahrelang Beichtväter in einer Ordensniederlassung (Haus, Residenz, Kolleg) gewesen waren, zu Oberen derselben Ordensniederlassung gemacht würden. Denn dem vom Beichtvater zum Oberen Beförderten war es fast unmöglich, bei der Leitung der Untergebenen (seiner früheren Beichtkinder) die aus der Beichte gewonnene Kenntnis nicht zu verwerten, also das Beichtsiegel nicht zu verletzen. Allein der Papst erreichte seine Absicht nicht. Die achte Generalkongregation (1646) lehnte den päpstlichen Wunsch kühl ab mit dem Bemerken:

> Da es nützlich sein könne, Beichtväter zu Oberen zu machen, so sei in diesem Punkte nichts zu ändern; bei ehrenwerten Männern wäre ein Mißbrauch des Beichtgeheimnisses ausgeschlossen (J. Friedrich, a. a. O. S. 67. 69).

* * *

In engster Beziehung zur Beichte stehen zwei Arten von Gewissenserforschungen, die im Jesuitenorden üblich sind.

a) Über die Gewissenserforschung, die zweimal täglich (mittags und abends) angestellt wird, ist nichts zu sagen; sie unterscheidet sich nicht von den auch sonst in der ultramontan-katholischen Welt üblichen Erforschungen des Gewissens vor jeder Beichte.

Echt jesuitisches Sondergut ist aber die zweite Art der Gewissenserforschung.

b) Das Partikularexamen: Wer einen Jesuiten während der gewöhnlichen Gewissenserforschung beobachten könnte, würde bemerken, daß er ein kleines Büchlein hervorzieht und No-

tizen in dasselbe macht. Das ist das Partikular-examens-Büchlein. Und wer während des Tages ihn genau im Auge behielte, sähe, daß er, von Zeit zu Zeit unter sein Kleid, oben nach der linken Schulter hin, fassend, eine ziehende Bewegung ausführt: ein Zug an der Partikular-examens-Kette.

Das Partikularexamen ist die Erforschung über einen einzelnen Fehler oder über die Erlangung einer einzelnen Tugend, Fehler und Tugend im weitesten Sinne genommen, indem häufig Verstöße, Eigentümlichkeiten im äußeren Verhalten (im Sprechen, Gehen, Essen usw.) und Aneignung von Höflichkeits- und Anstandsformen Gegenstand des Partikularexamens bilden. Meistens bestimmen Oberer, Novizenmeister oder Beichtvater, welcher „Fehler" durch das Partikularexamen zu beseitigen, welche „Tugend" zu erwerben ist. Jedenfalls hat der einzelne mit ihnen darüber Rücksprache zu nehmen, so daß auch hier individuelle Freiheit ausgeschaltet ist. Das der Jesuitenaskese überhaupt anhaftende Formale und Mechanische — beides tritt am schärfsten in den „Exerzitien" zutage — zeigt sich in derber Form im Gebrauche des Partikularexamens-Büchleins und der Partikularexamens-Kette. Jeder Sieg über den abzulegenden „Fehler", jeder Akt der zu erwerbenden „Tugend" wird durch einen Zug an der Kette, auf der verschiebbare Einer und Zehner bedeutende Holzperlen angebracht sind, markiert, und in das Büchlein wird dann mittags und abends die Zahl der Siege und Akte eingeschrieben. Wöchentlich und monatlich rechnet man die Gesamtsumme aus und vergleicht sie mit der Summe der vorigen Woche, des vorigen Monats. So wird Buch geführt und Bilanz gezogen, und der Obere fordert zuweilen Rechenschaft über Buchführung und Bilanz.

Auf das Partikularexamen legt der Orden sehr viel Wert; selbst die „Exerzitien" widmen ihm einen eigenen Abschnitt. Es ist auch nicht zu leugnen, die Methode des Partikularexamens kann von starker Wirkung sein. Daß durch sie das Innerliche, das eigentlich Ethische schweren Schaden leidet, ist dem Orden, bei seinem brutalen Egoismus, gleichgültig. Er erreicht, was er will: Abfeilung des Individuums.

D. Die Exerzitien.

Theorie und Praxis der Jesuitenaskese und Jesuitenfrömmigkeit finden sich zu einem machtvollen Ganzen vereint in den Exerzitien. Dies Ganze ist zugleich Höhepunkt des jesuitischen Vollkommenheitsturmes.

Eine Erörterung der Frage, ob die „geistlichen Übungen" Originalwerk des Ignatius von Loyola sind, ist eigentlich eine müßige, da nicht zu leugnen ist, daß der Stifter des Jesuitenordens und durch ihn auch der Orden den Exerzitien ein ganz besonderes Gepräge gegeben und sie für sich so gut wie monopolisiert haben.

Wohl aber ist der geschichtlichen Wahrheit wegen, und um die ausschweifenden Behauptungen der Jesuiten über Entstehungsart der Exerzitien zurückzuweisen, ein kurzes Wort über ihren Ursprung angezeigt.

Die Jesuiten verkünden mit dem ganzen ihnen eigentümlichen Hochmute — zwei Zeugnisse mögen für viele dienen —:

„Ignatius hat sie [die geistlichen Übungen] zwar geschrieben; aber Maria hat sie ihm diktiert ... Nicht vergebens hat Maria während dieser ganzen Zeit [der Abfassung der geistlichen Übungen] sich ihm sehr häufig zum Anschauen gezeigt (illi spectandam se obtulit), und mit ihrem Lichte hat sie seinen Geist mehr noch als seine Augen erfüllt. Und damit kein Zweifel bliebe, so hat die Gottesmutter einem, dessen Heiligkeit allen Glauben verdient [gemeint ist der Jesuit Alvarez], selbst geoffenbart, ihr [Maria] seien die Betrachtungen [der „geistlichen Übungen"] sehr angenehm, denn sie selbst habe während ihres Lebens die Betrachtungen sehr häufig angestellt; darauf habe sie sie den Ignatius gelehrt und ihn bei der Niederschrift unterstützt (Imago primi saeculi Societ. Jesu. Antwerp. 1640, S. 73).

Der ehrwürdige Pater Ludwig de Ponte schreibt im Leben des ehrwürdigen Paters Balthasar Alvarez, daß man nach der vom Pater Jakob Laynez, zweitem General der Gesellschaft Jesu, herstammenden getreuen Überlieferung allgemein dafür halte, Gott habe die Exerzitien dem heiligen Ignatius durch besondere Einsprechung geoffenbart; und zufolge einer übernatürlichen Erleuchtung einer Gott geheiligten Seele [der hysterischen Nonne Marina Escobar, eines Beichtkindes des ebengenannten Jesuiten Alvarez] habe Ignatius durch den Einfluß und die Fürbitte der seligsten Jungfrau Maria die Erkenntnis erhalten, sie niederzuschreiben, so wie sie sind (Stöger S. J., Die asketische Literatur über die geistlichen Übungen. Paris-Regensburg 1850, S. 43).

Diesen hochmütigen und abergläubischen Torheiten steht die Wahrheit gegenüber, daß Ignatius im Benediktinerkloster zu Montserrat ein um das Jahr 1500 erschienenes asketisches Buch des Benediktiners Garcia de Cisneros vor-

fand und benutzte, das ihm während seines Aufenthaltes zu Manresa die Anregung zu den Exerzitien gab. Wir haben darüber das sehr bestimmte Zeugnis des Montserrater Benediktiners Chanones, der damals Beichtvater des Ignatius war (vgl. Yepez, Chronicon generale Ordinis Sti Benedicti. 1621, 4, 326 ff.).

a) Äußeres.

Die Dauer der Exerzitien ist auf einen Monat berechnet, deshalb ihre Grundeinteilung in erste, zweite, dritte, vierte Woche. Die „Wochen" werden auch beibehalten, wenn die Exerzitien auf acht oder drei Tage zusammengedrängt sind.

Vierwöchentliche Exerzitien machen nur die Jesuiten selbst, und auch sie in der Regel nur zweimal im Laufe des Ordenslebens: im ersten Jahre des Noviziats und nach Vollendung der wissenschaftlichen Ausbildung im Tertiat. Sonst macht jeder Jesuit jährlich achttägige Exerzitien. Bis zum Abschlusse des Scholastikats werden die Exerzitien dem Jesuiten „gegeben"; meistens vom Oberen oder vom „geistlichen Vater"; nach dem Scholastikat „gibt" der Jesuit sich die Exerzitien selbst.

Auch Weltpriester erhalten meistens die achttägigen „Übungen"; Laien werden nur dreitägige Exerzitien „gegeben".

Für den Jesuitenorden selbst sind die Exerzitien das Herz. Von ihnen aus strömt das jesuitische Blut in die einzelnen. Alle Ordensgenerale, von Ignatius an, können sich in Empfehlung der Exerzitien nicht genug tun. Regelmäßige jährliche Übung für den einzelnen Jesuiten wurden die Exerzitien allerdings erst allmählich und verhältnismäßig spät.

b) Inneres und Kritik.

Der Aufbau der Exerzitien ist logisch; zugleich entbehrt er nicht psychologischer Feinheit und auch nicht, trotz sprachlicher Schmucklosigkeit, der ästhetischen Schönheit.

Vom theologisch-dogmatischen Gesichtspunkt aus kann man die Exerzitien als die straffste Zusammenfassung der ultramontan-katholischen Lehre von Gott, Christus und Welt bezeichnen. Für „Welträtsel" gibt es in ihnen, wie im Lehrsysteme der Kirche, keinen Raum. In der lückenlosen Geschlossenheit, die durch einfachste Linienführung, bei nicht selten dramatischer Schilderung, noch gehoben wird, liegt die psychologische Wucht der Exerzitien. Wer gläubig in sie eintritt, wird von ihrem ineinander greifenden Getriebe mit Notwendigkeit erfaßt und wird ebenso notwendig dorthin geführt, wo die Exerzitien ihn scheinbar haben wollen: zu bedingungsloser Ergebenheit gegen die römische Kirche (dies „scheinbar" werde ich gleich erklären).

Auch ist nicht zu leugnen, daß die Exerzitien dem Menschen eine Lebensauffassung einflößen, die ihn hinaushebt über den Alltag; daß sie ihn mit einem asketischen Panzer umgeben, der wirkungsvoll schützt gegen Angriffe der niederen Natur. Zuzugeben ist ferner, daß sie „fromm" machen und auf dem Wege der Läuterung, der Erkenntnis und der Liebe zu hoher Stufe einer selbstverständlich durch und durch ultramontan-katholischen Hingabe an Gott führen.

Dennoch kann das Urteil über die Exerzitien nur ein verurteilendes sein. Nicht, weil ihre Voraussetzungen, das katholische Dogma und dessen Lehren über Gott, Christus und Welt, und deshalb auch die fromm-asketischen Folgerungen aus ihnen irrige sind, sondern weil die Exerzitien unter dem Gewand, oder sagen wir, um nicht mißverstanden zu werden, unter Betonung der katholisch-ultramontanen Glaubenslehre den Menschen in denkbar intensivster und dabei bewundernswürdig geschickter Weise unter das Jesuitenjoch zwingen. Wer die Exerzitien macht — ich denke dabei nicht an die Jesuiten selbst, sondern an die Tausende von Priestern, Laien, Männern, Frauen, Jünglingen und Jungfrauen außerhalb des Ordens —, wird, ohne es zu wollen oder zu wissen, geschworener Anhänger des Jesuitenordens; er wird in seinem religiös-ethisch-asketischen Empfinden jesuitisch gezeichnet. Und das ist Zweck der „Übung". Deshalb nannte ich eben die absolute Ergebenheit gegen die römische Kirche das „scheinbare" Ergebnis der Exerzitien. Denn hinter ihm steht als Endergebnis die Unterwerfung des Exerzitanden unter den jesuitischen Geist, die Zurechtmodelung zum jesuitischen Werkzeuge.

Ich glaube nicht, daß Ignatius von Loyola dies Ziel bewußt angestrebt hat. Aber weil der Jesuitengeist in seiner ausgeprägtesten Form die Exerzitien durchtränkt, so ist die Erreichung dieses Zweckes eine natürliche Folge der „Übungen"; und außerdem arbeitet gegenwärtig und schon seit langem der Orden in den Exerzitien bewußt auf dies Ziel hin.

Nirgendwo sonst im weiten Bereiche des jesuitischen Systems tritt der für den Menschen und sein Inneres verderbliche Geist des Jesuitismus schärfer hervor; nirgendwo sonst ist seine alles

persönliche wegfressende Wirkung eindringlicher, nirgendwo treibt der jesuitische Aftermystizismus ärger sein Unwesen als in den Exerzitien.

Das Hauptsächlichste sei in zwei Punkten hervorgehoben.

1. Die Alleinherrschaft des Formalen, des Mechanischen. Wer auch nur eine Ahnung vom Wesen wahrer Frömmigkeit und der mit ihr verbundenen Askese hat, für den muß schon der Gedanke, Frömmigkeit und Askese in ein bis ins kleinste ausgearbeitetes System zu fassen, ihnen gegenüber ein: „So und nicht anders“ zu sprechen, monströs erscheinen. Der Jesuitismus hat den monströsen Gedanken in die Tat umgesetzt: allen Individuen, die zu ihm kommen, zwingt er sein Exerzitiensystem auf. Während der vier „Wochen“, acht oder drei Tage, die sie sich ihm überlassen, in der Absicht, Gott in der Stille zu suchen, wird jede Eigenregung unterbunden; alles in dieser Frömmigkeitsübung, vom ersten bis zum letzten, ist Vorschrift; nicht die kleinste Freiheit wird gewährt: innerste Seelenregungen, Gebete, Zwiegespräche mit Gott haben zu geschehen nach festen „Regeln“, die nicht nur das Wie, sondern auch das Wo und das Wann genau normieren. Die gesamten äußeren und inneren Fähigkeiten des Menschen, die fünf Sinne, Verstand, Wille, Gefühl, Phantasie, die physisch-animalischen Funktionen, Schlafen, Essen: kurz, was immer zu Leib und Seele gehört, wird dem vom Jesuitismus aufgestellten System unterworfen, in einer so nachhaltigen, bis auf Stunde und Minute vorgeschriebenen Weise (denn der Exerzitand hat eine sehr detaillierte Tagesordnung genau zu beobachten), daß eine Unterjochung der Gesamtpersönlichkeit unausbleiblich ist. Aus der „Freiheit des Christenmenschen“ wird sklavische, allseitige Abhängigkeit.

Dieser äußerste Geistes- und Herzenszwang wird auch durch folgende Erwägung deutlich.

Die Exerzitien sind tatsächlich Frömmigkeit und Askese eines einzigen Individuums, des Ignatius von Loyola. Er hat sie sich für seine individuellen Sonderbedürfnisse geschaffen (lassen wir seine Urheberschaft einmal gelten). Und nun kommt der Jesuitenorden und zwingt die auf Seele und Leib des vor mehr als 350 Jahren verstorbenen Spaniers zugeschnittenen Exerzitien allen ohne Ausnahme auf. Für Ignatius mögen die Exerzitien individueller Ausdruck seiner Frömmigkeit gewesen sein. Daß sie solche Individualität für alle anderen nicht haben können, bedarf keines Beweises. Trotzdem werden alle hineingezwängt in das ignatianische Gewand, und so lange wird gefeilt und gehobelt, bis nicht das Gewand dem Individuum, sondern das Individuum in das Gewand paßt.

So sind die Exerzitien recht eigentlich eine Maschine, die, vor bald 400 Jahren konstruiert, auch heute noch in Betrieb ist und die in sie hineingeschobenen Individuen aller Zeiten, aller Länder, aller Stände im innersten Kern ihres Wesens zu absolut gleichförmigen Schablonen zurecht schneidet.

Prägnant kommen Maschinelles und Schablonenhaftes der Exerzitien und die Passivität des Exerzitanden in ihnen durch eine scheinbar kleine, aber sehr kennzeichnende Äußerlichkeit zum Ausdrucke.

Während „Übungen“ Tätigkeit des „Übenden“ voraussetzen, schalten die „Exerzitien“ Selbstbetätigung nach Möglichkeit aus und verlegen den Schwerpunkt in die Bestimmungen, Anordnungen des „Exerzitienmeisters“. Die „Exerzitien“ werden dementsprechend nicht „gemacht“, sondern „gegeben“ (traduntur), der Exerzitand „empfängt“ sie. Die „Exerzitien“ sind also ein Exerzieren, ein Drillen, nach Kommando des Exerzitienmeisters und nach den Vorschriften des Exerzitienbüchleins“ (libellus exercitiorum: das ist die offizielle Bezeichnung der Exerzitienniederschrift).

Aber — und darin zeigt sich eine der bemerkenswertesten psychologischen Feinheiten der Exerzitien — die Ausschaltung der Selbsttätigkeit des Exerzitanden geschieht so, daß er selbst nichts davon merkt; ja, daß er tätig zu sein glaubt, wo der „Exerzitienmeister“ ihn schiebt, daß er glaubt, seinen Verstand und Willen in Bewegung zu setzen, während tatsächlich schon längst die Exerzitien für ihn denken und wollen.

2. Die Vorherrschaft des Aftermystizismus und des grob Sinnfälligen. Beides macht sich breit auf jedem Blatte der „Exerzitien“. Und zwar nicht gelegentlich oder spontan herauswachsend aus der betreffenden „Übung“, sondern in raffiniert berechneter systematischer Form.

Die Frömmigkeit wird mit allen fünf Sinnen betrieben, und sinnliche Erregungen (Tränen, süße, schmerzliche Gefühle, Küsse, Berührungen) bilden durchschnittlich ihr Ziel. Die „Herrichtung des Ortes“ vor den einzelnen Betrachtungen ist für wirkliches Gebet geradezu der Todesstoß; aber sie täuscht Vereinigung mit Gott auf sinnfälligem Untergrunde geschickt vor und hüllt den Menschen ein in eine wohlige, sinnlich-übersinn-

liche Atmosphäre, deren schwüler Dunstkreis nur zu geeignet ist, „Erscheinungen" und „Verzückungen", d. h. hysterische Zustände, Autosuggestionen usw. hervorzurufen. So bilden während der Exerzitien tatsächlich die Nerven, nicht Verstand und Wille — trotz ihrer scheinbaren Betonung —, die Verbindung zwischen Seele und Gott. Welche Wirkung muß auf sensitiv veranlagte Menschen z. B. die Betrachtung über die Hölle hervorrufen, bei der Auge, Ohr, Geruch- und Tastsinn in Tätigkeit gesetzt werden, oder die Vorschrift über Verdunkelung des Zimmers usw.?

Gewiß ist es sinnfällig wirkungsvoll, Christus und Luzifer durch die Gestaltungskraft der Phantasie in greifbarer Form einander gegenüberzustellen, wie es in den Fundamentalbetrachtungen „vom Reiche Christi" und „von den zwei Fahnen" geschieht. Aber haben Betrachtungen auf so plastisch-drastischer Grundlage auch nur das geringste mit dem wirklichen Christus und seinem Geiste zu tun; führen sie auch nur mit einem Schritt in das Gebiet wirklicher, vergeistigter Frömmigkeit; sind sie überhaupt noch religiös im Sinne des Wortes vom „Geiste und der Wahrheit"?

Und welche Rolle spielt in den Exerzitien nicht der Teufel? Ich will mich nicht dabei aufhalten, daß er als Person auftritt; der persönliche Teufel gehört eben zum Dogma der römischen Kirche. Aber welche andere Wirkung als eine grob sinnliche, aftermystische kann es haben, wenn der Teufel, der doch auch nach römischem Dogma ein Geist ist, als körperliches, mit allen äußeren Schrecknissen ausgestattetes Wesen dem Betrachtenden vorgeführt wird? Und diese so ausstaffierte höllische Persönlichkeit begegnet uns in den Exerzitien auf Schritt und Tritt. Was immer es an niederen Regungen im Menschen gibt, wird hingestellt als sein persönliches Werk; er begleitet den einzelnen überall. Die Exerzitien müssen die Vorstellung hervorrufen, daß buchstäblich die Welt voll von Teufeln ist, die geschäftig hin und her eilen, um die Menschen in die schrecklich ausgemalte Hölle zu stürzen. Darin liegt ein Hinarbeiten auf Erregung grob sinnlicher Furcht, mit dem Erfolge, daß der zu Tode Geängstigte sich eng an den rettenden „Exerzitienmeister", d. h. an den die Exerzitien gebenden Jesuiten und durch ihn an den Orden anschließt.

Im Hinblick auf die Exerzitien, die jeder Jesuit jährlich acht Tage lang wiederholt, ist es allerdings erklärlich, daß, wie wir gesehen haben, die jesuitische Erbauungsliteratur zum großen Teile Teufelsliteratur ist, daß in ihr das Sinnlich-Übersinnliche (Wunder, Erscheinungen usw.) die bedeutendste Rolle spielt.

Wie sehr die durch die Phantasie hervorgerufene Furcht in den Exerzitien gewollt ist, geht daraus hervor, daß die dreitägigen Exerzitien für Laien fast ausschließlich aus Betrachtungen der ersten „Woche" bestehen, d. h. aus Betrachtungen über Sünde, Tod, Gericht, Hölle, Teufel, Fegfeuer, bei denen für phantastische Furchterregung breitester Raum ist.

Demgegenüber ist äußerst lehrreich die Stellung der Exerzitien zur Schrift.

Man müßte annehmen, daß die Evangelien das Buch wären, welches dem Exerzitanden in die Hand gegeben, zu dessen eifrigster Lesung er dringend aufgefordert werde. Mit nichten! Der Inhalt der Evangelien fließt ihm so gut wie ausschließlich zu durch den „Exerzitienmeister". Seine Vortäge — die Betrachtungspunkte — über Leben und Lehre Christi sind das „Buch", in dem der Exerzitand zu lesen hat, nicht die Schrift selbst. Nur einmal, in einer ganz gelegentlichen, fast versteckten Bemerkung zur zweiten „Woche", geschieht der Schrift überhaupt Erwähnung, und die Erwähnung ist so, daß die Evangelien, in bezug auf Frömmigkeitswert, vollkommen gleichgestellt werden mit landläufiger Erbauungsliteratur, die, wie wir wissen, voll ist von schriftwidriger Aftermystik und hysterischer Frömmelei. Die Erwähnung lautet:

In der zweiten und in den folgenden Wochen wird es nützlich sein, etwas zu lesen aus dem Evangelium oder (vel) aus einem frommen Buche wie „die Nachfolge Christi", einem Heiligenleben usw.

Wir haben es hier nicht nur mit der allgemeinen typisch-ultramontanen Mißachtung der Schrift zu tun, ein stark jesuitischer Sondereinschlag ist erkennbar: Vorgetäuschte Versenkung in die Schrift (indem zahlreiche „Geheimnisse" aus dem Leben Christi als Betrachtungsstoffe vorgelegt werden), tatsächliche Versenkung in den Jesuitismus, unter dessen ausschließlicher Führung und Erläuterung die Evangelien „betrachtet" werden.

So werden, unbemerkt vom Exerzitanden und für ihn fast unbemerkbar, Frömmigkeit und Askese von ihrem Mutterboden, den Evangelien, losgelöst und auf jesuitische Grundlage gerückt.

* * *

Aus den Exerzitien heraus haben sich die Volksmissionen entwickelt. Sie sind die Exerzitien für die Massen. Ihre Besprechung fügt sich

aber besser in den Abschnitt ein: „Jesuitische Wirksamkeit".

E. Früchte der Jesuitenaskese.

Der Satz, daß ein schlechter Baum keine guten Früchte zeitigen kann, ist nur innerhalb der physischen Natur wahr. In der moralischen Welt trifft er nicht zu. Dort bringen auch schlechte „Bäume" — Einzelpersonen oder Systeme — teilweise gute Früchte hervor. Freilich sind solche gute Früchte meistens Nebenwirkungen, und sie müssen, um als gute erkannt werden zu können, losgelöst sein von dem „Baume", der sie treibt.

Beim „Baume" der Jesuitenaskese ist es nicht anders, und gerade das in seiner Wurzel und in seinem Ziele Schlechteste an ihm, die Überwachung und Beobachtung, hat für den einzelnen, so schädlich es ihn auch im allgemeinen beeinflußt, doch auch gute Wirkungen.

Wer sich von anderen beobachtet weiß, beobachtet sich selbst; wer weiß, daß andere sein Inneres und Äußeres nach bestimmten, von ihm selbst gebilligten Vorschriften formen wollen, formt sich selbst.

So wird der Jesuit Virtuose in Selbstbeherrschung und in Selbstzucht.

Jede, auch die kleinste Regung des Inneren, jede, auch die unbedeutendste Handlung des Äußeren sind Gegenstand strengster eigener Beobachtung, und rücksichtslos zwingt er in sich nieder, was der vor ihm aufgerichteten Ordensschablone nicht entspricht.

Ich habe im Orden geradezu bewundernswerte Beispiele von Selbstbeherrschung und Selbstzucht erlebt: je nach Bedürfnis ist der Zorn da oder die Güte, das freundliche Lächeln oder der bittere Ernst, die Heiterkeit oder die Trauer. Kein Kind geht natürlicher vom Weinen ins Lachen über als der gutgeschulte Jesuit von einer Gemütsbewegung in die entgegengesetzte andere.

Da seine eigenen Seelenregungen Beobachtungsobjekt für ihn sind, so betrachtet er sein Inneres mit den Augen des unparteiischen Dritten: hier lobt er, hier tadelt er, hier unterscheidet er, ganz wie der objektive, kaltblütige Kritiker die Leistungen anderer. Auch über körperlicher Lust und körperlichem Schmerze steht der Jesuit: unbewegt bleibt sein Mienenspiel.

Als ich in solcher Unbeweglichkeit mir einst in München-Gladbach eine sehr schmerzhafte Zahnoperation machen ließ, sagte mir der Zahnarzt, zu dem wir Jesuiten vom nahegelegenen Exaeten bei Bedarf geschickt wurden, er habe die Erfahrung gemacht, daß unter seinen vielen Patienten nur die Jesuiten, auch beim Schmerzhaftesten, nicht „mucksten".

So „muckst" der Jesuit auch nicht bei innerlich Schmerzhaftem. Mit fester Hand schneidet und brennt er in sich selbst alles fort, was der jesuitischen „Vollkommenheit" zuwider ist.

In dieser Beziehung verdanke ich dem Jesuitenorden viel. Sein System hat mich das „Drüberstehen" gelehrt, hat mich angeleitet, zu unterscheiden zwischen subjektiven Empfindungen und objektivem Tatbestande. Daß ich in den oft furchtbar schweren Zeiten, die ich nach dem Bruche mit ihm durchgemacht habe, nicht zusammengebrochen bin, daß ich, trotz Verzweifelung oft im Herzen, aufrecht weiter schritt, danke ich jesuitischer Schulung, danke ich der in ihr erlangten Fähigkeit, durch das Gefühls- und Leidenschaftsdunkel des eigenen Inneren den sich außerhalb hinziehenden Weg der Pflicht, der Tatsachen nicht aus den Augen zu verlieren.

* * *

Sieht man aber ab von der guten Wirkung der Selbstzucht, die mehr oder weniger alle spüren, die sich jesuitischem Einflusse hingeben, innerhalb oder außerhalb des Ordens, so ist das Gesamtergebnis der Askese des Ordens, wie das seiner Frömmigkeit, ein schlechtes: Karrikatur und Unnatur.

Wie im Abschnitt über die Frömmigkeit, so lege ich auch hier einige Proben praktischer Jesuitenaskese vor.

Vom „heiligen" Jesuiten Aloysius von Gonzaga lobt die Heiligsprechungsbulle:

„Seine heilige Scham war so groß, daß er davor zurückschreckte, Frauen, selbst verwandte und sogar seine eigene Mutter, anzusehen und allein mit ihnen zu sprechen" (Institutum Societatis Jesu. Edit. Pragae, I 191).

Und diese scheußliche Unnatur wird in allen von Jesuiten verfaßten Lebensbeschreibungen des „Heiligen", bis in die neueste Zeit, als erhaben und nachahmungswert hingestellt.

In den „Jahresberichten der österreichischen Provinz der Gesellschaft Jesu" (Litterae annuae S. J. Provinciae Austriacae) über das Jesuitenkolleg zu Homonna in Ungarn werden asketische Übungen der Jesuitenzöglinge geschildert:

„Bußgürtel tragen, schrecklich durch Haargeflechte oder rauh durch Eisendraht, sei wenig, wenn auch selten; den Körper durch Sporen zu Höherem an-

treiben, ist wenig und ganz und gar nicht neu; auf Scherben und hartem Boden schlafen, ist etwas Ungewohntes und, fast hätte ich gesagt, etwas Unerhörtes; auf stachelichten Brettern, auf dem Boden, bedeckt mit Schnee, Eis, Steinen, Dornen, Brennesseln, sich ausstrecken: das war den Kongreganisten, mittels einer neuen und ingeniösen frommen Entdeckung, sehr vertraut... Kurz, man bedarf eines Zaumes, um den überschäumenden Geist zu zügeln, und eines besonderen Fleißes, um zu wachen, damit die Grenzen der Klugheit nicht überschritten werden". Dann wird erzählt, daß ein Kongreganist, um die Gelüste des Fleisches zu zähmen, in eine Kufe eiskalten Wassers sprang und sich darin bis an den Hals versenkte; nur mit Mühe gelang es, ihn herauszuziehen und so vor dem Tode zu retten. Ferner: „Ein anderer entfernte die Sohlen von seinen Schuhen und ging so auf Eis und Schnee einher, bis das verbotene Feuer der Venus ausgebrannt war. Das gleiche Feuer scheute ein anderer, aber er hatte nicht Eis, womit er den Brand unterdrückte. Ausgemergelten Körpers schwand er hin, lange dauerndes Fasten, häufige Geißelungen, eiserne Bußgürtel hatten die Körperkräfte gebrochen; da sieht er zufällig an abgelegenem Ort einen verfaulenden Leichnam, der den Würmern zur Speise diente; neben diesem ruft der marianische [d. h. der Maria geweihte] Siegesheld die fast schon triumphierende Venus zum Kampfe auf: er stürzt auf die Knie, er nähert die Nase dem Leichnam, er küßt ihn, und in den offenen Mund nimmt er die hervorströmenden Würmer so lange (das Altertum möge es hören und Soldaten-Veteranen mögen staunen!), bis die schändliche Lust vor solch köstlichem Wein Ekel empfindet und den hochherzigen Helden, schön im schmutzigen Staube, besiegt verläßt. Anderen wird durch Venus nachgestellt; um die Nachstellerinnen zu vertreiben, spucken sie sie an, schlagen sie mit Büchern, ergreifen schließlich Messer und werfen die schändlichen Liebhaberinnen zum Hause hinaus. Ein adeliger Jüngling, aber von ketzerischen Eltern, soll eine Braut erhalten. Er wird aus der Schule gerufen und findet zu Hause die Braut. Diese geht auf den in Ängsten fürchtenden Jüngling zu; als er, als starker Held, zur Besinnung kommt, gibt er dem Mädchen, das ihn küssen will, eine Ohrfeige, welche der Unverschämten das Blut aus Mund und Nase treibt. Ein anderer, um seine Schwester von einer beabsichtigten Sünde zurückzuhalten, stürzt mit einer Geißel in den Familienkreis und bestraft am eigenen unschuldigen Körper das beabsichtigte Vergehen so lange, bis er es verhindert hat. Ein anderer weicht den Bitten der Eltern und gibt seine Füße her zum Tanze bei Saitenspiel. Doch sieh, als er in den Kreis tritt, sieht er, wie ein an der Wand befindliches Marienbild Tränen vergießt; er stürzt auf die Knie, und in Tränen schwimmend ruft er aus: Schone meiner, Herrin, Patronin; ich war wahnsinnig, als ich dich vergaß (bei Krones, Zur Geschichte des Jesuitenordens in Ungarn. Wien 1893, S. 68 f.).

Aus einem Berichte der marianischen Kongregation zu Köln an den Jesuiten-Provinzial Franz Coster vom April 1578:

Die Kongreganisten gingen unbedeckten Hauptes durch Dörfer und Straßen, beteten öffentlich, auf der Erde hingestreckt, um sich an Spott und Gelächter der Menschen zu gewöhnen; sie fegten die öffentlichen Straßen; lang hingestreckt küßten sie die Erde; sie putzten fremde Schuhe und küßten die Füße; sie machten Betten und trugen Holz für die Küche. „Wir übergehen, daß sie die geheimen Orte reinigen und Küsse auf sie drücken; mit dem Dunkel des Schweigens wird bedeckt, daß sie sich nicht schämen, Teller abzureiben und Messer zu waschen; auch wird, um Weitschweifigkeit zu vermeiden, übergangen, daß sie, auf der Erde liegend und die Speisen neben sich stellend, ihr Mittag- oder Abendessen einnehmen. Oft gehen sie, als ob sie arm wären, an die Türen der Reichen und erbitten sich dort, mit kläglicher Stimme singend, das Mittag- oder Abendessen. Einige schreckten vor solchen Bettelgängen so sehr zurück, daß sie lieber während einer ganzen Woche ihr Fleisch durch Bußgürtel kreuzigen, als auch nur im Finstern Almosen erbitten wollten. Aber durch die Kraft des Gehorsams [also wurde solche Askese von den Leitern der Kongregation den Jesuiten befohlen!] wurden sie bewogen, den Widerstand zu brechen... Um ihr widerstrebendes Eselfleisch (carnem suam asinam, unter das Joch der Vernunft zu bringen, legten sie seinem Munde verschiedene und harte Zäume ein: bald entzogen sie ihm die Nahrung, bald schlugen sie mit rauhen Riemen seine harte Haut, bald preßten sie sie mit knotigen Stricken ein, bald bekleideten sie sie mit zottigen Fellen — ich verstehe darunter Bußgürtel — und sprachen dabei: So verlerne, frecher Esel, gegen die Herrin Vernunft dich zu erheben" (Hansen, Rheinische Akten zur Geschichte des Jesuitenordens. Bonn 1896, S. 719 f.).

Man erwäge, daß diese schlimmen Dinge verübt wurden von jungen Leuten, denen der Hang zu solchen Maßlosigkeiten von ihren Jesuitenlehrern und Erziehern als Askese beigebracht worden war, und daß diese jesuitische Afteraskese durch die Schüler und Kongreganisten ihren Einzug in zahlreiche Familien hielt.

Von dem vor wenigen Jahren „heilig" gesprochenen Laienbruder Alfons Rodriguez erzählen seine jesuitischen Lebensbeschreiber zur Erbauung und doch auch wohl zur Nachahmung folgenden Akt des so hoch gepriesenen blinden Gehorsams:

Als Bruder Rodriguez einmal krank war, brachte ihm der Krankenwärter in einer irdenen Schüssel eine für ihn besonders zubereitete Suppe. Allein Rodriguez wollte sie aus Abtötung nicht nehmen. Da ließ ihm der Obere sagen, er solle die ganze Schüssel auf-

essen, und der „blind gehorchende" Heilige begann sofort mit dem Messer die irdene Schüssel zu bearbeiten, um dem Befehle des Oberen, die Schüssel aufzuessen, nachkommen zu können.

Und der Jesuit Francis Goldie, dessen Lebensbeschreibung des „Heiligen" Rodriguez ich diese Verrücktheit entnehme, ist weit davon entfernt, sie zu mißbilligen. Im Gegenteil, er rechtfertigt die Handlung des „Heiligen", denn es sei doch möglich gewesen, daß der Obere die Ausführung seines Befehles, „die Schüssel aufzuessen", dem Buchstaben nach gewollt hätte (Life of St. Alonzo Rodriguez. London 1902, p. 277).

* * *

Während meiner Noviziats- und Scholastikatszeit waren folgende asketisch-erbauliche Geschichten zu höchster Bewunderung im Umlauf:

Asketische Gepflogenheit des Jesuiten Behrens als Rektors und Novizenmeisters wäre gewesen, irgendeinem Scholastiker oder Novizen, dem er begegnete, zu befehlen: „Bleiben Sie so lange auf dieser Stelle stehen, bis ich wiederkomme". Und zuweilen kam er erst nach Stunden wieder, obwohl der Festgenagelte vielleicht im Garten, in Sonnenbrand, Regen, Schnee oder Dunkelheit stand. Auch hätte Behrens nicht selten die asketische Übung aufgelegt, minutenlang über einen im Garten befindlichen kleinen Graben hin und her zu springen oder gänzlich zwecklose tiefe Löcher zu graben.

Als Novizen eiferten wir uns, unter Billigung des Novizenmeisters, des Jesuiten Meschler, gegenseitig zu folgenden asketischen Übungen an: während des Kartoffelschälens in der Küche bei jeder Kartoffel einen Akt der Selbstverachtung zu erwecken; beim Bohnenpflücken im Garten, bei jeder zehnten Bohne, Kniebeugungen nach der Kapelle hin zu machen, um Christus im Altarsakrament anzubeten, und dabei jedesmal ein kurzes Gebet zu sprechen.

Bei den Jesuiten gebräuchliche, fast tägliche asketische Übungen sind: während der Mahlzeiten die Füße der anderen küssen; die Mahlzeiten kniend, an einem kleinen Tische, in der Mitte des Refektoriums einnehmen; sich vor allen anderen im Refektorium aller möglichen Fehler laut anklagen (Patres, Scholastiker und Novizen machen die Selbstanklage auf lateinisch, die Laienbrüder auf deutsch); sich der Länge nach auf die Schwelle des Refektoriums legen, so daß alle über einen wegschreiten müssen; mit ausgespannten Armen kniend das Tischgebet verrichten.

* * *

In kluger Berechnung ist die Jesuitenaskese auf das Innere, nicht auf das Äußere gerichtet. Nicht Schlachtung des Fleisches, „Schlachtung des Willens", d. h. Tötung des Individuums ist das asketische Ziel des Ordens. Und er verübt diesen Mord raffiniert und systematisch.

Hier in diesem Abschnitte habe ich gezeigt, wie der Jesuitismus die Individualität des Menschen in religiöser Beziehung und im Alltagsleben vernichtet. Die Vernichtung auch der wissenschaftlichen Individualität behandele ich unten.

Aus dem ganzen Menschen macht die Ordensaskese den ganzen Jesuiten.

Viertes Kapitel.

Persönliches.

Mit dem Überstreifen des Ordensgewandes in der Frühe des 13. Novembers 1878 war die Umwandlung in den Jesuitennovizen, geschweige in den fertigen Jesuiten nicht geschehen. Das Wort: „Kleider machen Leute" gilt nirgends weniger als im Jesuitenorden. Dort ist das „Kleid" nichts, das Innere alles.

* * *

Bedingungslos gab ich mich, mit Leib und mit Seele, der Umwandlung hin. Der Kampf war gleich von Anfang an für mich ein harter; härter als für viele andere.

Auf die Zufälligkeiten des Standes und der äußeren Lebensbedingungen, in die hinein ich geboren wurde, habe ich mir nie etwas eingebildet, obwohl auch ich vorübergehend an Adelshochmut kränkelte. Tatsache bleibt aber, daß zwischen den Lebensgewohnheiten meines Elternhauses und den Gepflogenheiten des Jesuitennoviziats ein gewaltiger Unterschied bestand: Wohlleben, große Behaglichkeit, um nicht zu sagen Luxus, dort, Knappheit, Einschränkung, Ärmlichkeit, Rauhheit hier. Der „Graf" mit seiner doch immerhin sozial bevorzugten Stellung verschwand völlig, der „Carissimus", eine Nummer unter vielen Nummern, trat an seine Stelle. Einige äußere Entbehrungen und Abtötungen habe ich schon erwähnt, darunter auch den Mangel an Reinlichkeit.

In der schon öfter angeführten „Übung der christlichen Vollkommenheit" des Jesuiten Rodriguez heißt es:

Untersuchen wir, was der Mensch seinem Leibe nach ist. Dieses Dreifache, sagt der heilige Bernhard,

behalte immer im Sinne: Was warst du? Ein übelriechender Samen. Was bist du? Ein Gefäß voll von Unflat. Was wirst du sein? Eine Speise für die Würmer. Betrachtest du aufmerksam, was durch den Mund, die Nase und die übrigen Auswege des Körpers ausgeht, so hast du nie eine garstigere Miststätte gesehen (II 141 f.).

Die Grundstellung der Ordensaskese zum menschlichen Körper und zu seiner Pflege ist hier ausgedrückt. Wie sich, ihr entsprechend, die Praxis gestaltet, ergibt sich von selbst. Viel gelesen wurde im Noviziat ein lateinisch geschriebenes Erbauungsbuch des Jesuiten Melchior Hausherr, das Lebensbeschreibungen besonders frommer Jesuiten enthielt (den Titel des Buches habe ich vergessen). Als nachahmenswert wird da geschildert, daß dieser und jener der aufgeführten „heiligmäßigen Jesuiten" niemals badete, sich spärlich wusch, Ungeziefer von seinem Körper nicht entfernte usw. Was ich unter Flöhen im Orden ausgestanden habe, ist nicht zu beschreiben. Wurde die Plage zu arg, so erschien am Anschlagbrett des Noviziats und Scholastikats ein Zettel: „Hora 10 venatio pulicum", „Um 10 Uhr Flohjagd". Jeder mußte dann während der angegebenen Zeit seine Kleider, besonders auch die wollenen Bettdecken nach den schwarzbraunen Gesellen absuchen. Nicht selten habe ich 20 und mehr Stück des edlen Wildes zur Strecke gebracht.

* * *

Die Ordenssatzungen (Exam. gen. 4, 9—23) schreiben für die Noviziatszeit die Absolvierung von sechs sogenannten „Experimenten" vor. Die „Experimente" sind: die Exerzitien, Krankendienst in einem öffentlichen Spital, eine Bettelreise ohne Geld, das Küchenexperiment, Abhaltung von Katechesen und, wenn der Novize Priester ist, Predigen und Beichthören. Mit Ausnahme der „Exerzitien" sind alle „Experimente" ausschließlich der äußeren Abtötung und Selbstverleugnung wegen eingeführt. Da, als ich Novize war, die deutsche Ordensprovinz „in der Verbannung" lebte und offiziell als provincia dispersa, auseinandergerissene Provinz galt, so fielen die beiden „Experimente": Krankendienst und Bettelreise aus, und das Abhalten von Katechesen geschah nur als Schulübung im Kreise der Novizen; öffentliches Predigen und Beichthören kam für mich als Laien nicht in Betracht. So blieb, abgesehen von den „Exerzitien", die mehr innere als äußere Abtötung zum Zweck haben, nur das Küchenexperiment, experimentum culinae, übrig. Es bestand darin, daß man für eine volle Woche, unter Entbindung von allen übrigen Beschäftigungen, dem Bruder Koch als Gehilfe unterstellt wurde und alle Küchendienste — zum Glück für unsere Magen aber nicht das Kochen — zu verrichten hatte. Da, wie gesagt, jedes „Experiment" der Selbstverleugnung diente, so wurde nach dieser Richtung hin genügend vorgesorgt, und je nach Temperament und Laune des Bruders Koch oder auch auf besondere Anordnung des Novizenmeisters gab es reichliche Gelegenheiten, alle Arten äußerer und innerer Verdemütigungen zu üben.

Dem „Küchenexperiment" verwandt waren die täglichen „Handarbeiten" (opera manualia). Unter der Oberaufsicht des „Manuduktors" mußten die Novizen, in „Turmen" eingeteilt, die Haus- und Gartenarbeiten verrichten. Gewöhnlich blieb man ein viertel oder ein halbes Jahr bei derselben Beschäftigung; aus asketischen und auch aus praktisch-häuslichen Gründen wurde man aber eine Zeitlang auch anderen Turmen zugeteilt, so daß jeder Novize mit jeder häuslichen Verrichtung und mit jeder Gartenarbeit in Berührung kam. Monate hindurch hatte ich die Öl- und Petroleumlampen des ganzen Hauses zu besorgen, und später wurden auch die Aborte meiner Obhut unterstellt. Als ein Anbau ausgeführt wurde, fuhren wir Novizen Mörtel und Sand in Handkarren an und beförderten, in lebendiger Kette, durch Zuwerfen die Mauersteine an ihren Bestimmungsort, eine Beschäftigung, bei der es stark zerschundene Hände absetzte.

* * *

Den Alters- und Bildungsunterschied zwischen mir und den übrigen Novizen habe ich schon erwähnt. Er war eine beständig und ergiebig fließende Quelle der Abtötung. Auch daß die blutjungen Leutchen, meistens Sekundaner, als „Präfekten" und „Schutzengel" mich herumkommandieren und an mir herumtadeln durften und mußten, stellte nicht geringe Anforderungen an Selbstverleugnung.

Besonders schwer fiel mir das tägliche exercitium scribendi, das Schönschreiben. Für einen siebenundzwanzigjährigen Mann, der das Referendarexamen und praktischen Justizdienst hinter sich hat, ist es in der Tat keine Kleinigkeit, von einem Penäler das Schönschreiben lernen zu müssen, von ihm täglich auf fehlerhaftes Schreiben aufmerksam gemacht zu werden. Mein Schön-

schreiblehrer (praefectus scribendi) war „Carissimus" Droste, ein biederer Westfale, der sein Amt mit Eifer und Gründlichkeit betrieb und meiner Schrift unbarmherzig zu Leibe ging. Gerade bei dieser Übung trat ihr eigentlicher Zweck, Verdemütigung, handgreiflich hervor, und diese Auffälligkeit verschärfte die asketisch empfindliche Prozedur.

Auch noch eine andere Übung bot reichliche Gelegenheit zu peinlicher Verdemütigung: das Vorlesen während der Mahlzeiten. Bei der Mittags- und Abendmahlzeit lasen je zwei Novizen, die wöchentlich wechselten, aus lateinischen und deutschen asketischen Werken vor. Einer der Patres — in Exaeten war es der Sozius des Novizenmeisters, der Jesuit Stellbrink — war praefectus lectionis ad mensam, d. h. er hatte das Amt, den Vorleser in bezug auf Aussprache und Art des Lesens öffentlich zu korrigieren. Da hieß es, laut und vernehmlich durch das Refektorium schallend: Repetat, er wiederhole (nämlich lector, der Vorleser), distinctius, deutlicher lentius, langsamer usw. Dieses öffentliche Korrigieren gestaltete sich häufig und absichtlich zu asketischer Übung, indem der Vorleser korrigiert und zu besserem, richtigerem Lesen ermahnt wurde, ohne daß Grund dafür vorlag, nur, um ihn in Ertragung öffenlichen Tadels zu üben. Die „Repetats" häuften sich dann, und eingeschaltete Bemerkungen, wie: Miror, te tam male pronuntiare, ich wundere mich über Ihre schlechte Aussprache, verschärften die „Hiebe". Diese asketischen Schulmeistereien waren gerade für mich, bei meinem Alter und meiner früheren Lebensstellung, besonders empfindlich. Aber ich erkenne dankbar an, daß ich, lassen wir die gewollten Verdemütigungen beiseite, dabei viel gelernt habe für deutliche Aussprache.

* * *

In die Geheimnisse der Bußübungen des Jesuitenordens wurde ich bald nach Eintritt ins Noviziat eingeweiht. Der Novizenmeister händigte mir eine aus geknoteten Stricken gefertigte Geißel und einen aus Stacheldraht geflochtenen Bußgürtel (cilicium) ein und gab mir Anweisung, wie von diesen Werkzeugen Gebrauch zu machen sei. Die Geißel mußte auf denjenigen entblößten Körperteil appliziert werden, der von jeher in Haus und Schule als geeignetste Ablagerungsstätte für Schläge angesehen wird; der Bußgürtel wurde oberhalb des Knies, rings um das Bein herum, befestigt. Für beide Instrumente war aber mäßige Anwendung Regel, wie überhaupt innerhalb des Jesuitenordens körperliche Strengheiten nicht sehr hoch im Kurse stehen. Die Ordenssatzungen stellen nämlich den vernünftigen Grundsatz auf, es sei besser, die Körperkräfte zur Arbeit zu erhalten als sie durch Bußübungen zu schwächen. Wie weh eine Geißelung tat, hing von der Energie des die Geißel gegen sich selbst Schwingenden ab. Das Cilicium wirkte aber selbsttätig, und stunden- oder tagelanges Tragen des Bußgürtels verursachte recht erhebliche Schmerzen.

* * *

Alle diese und noch viele andere Dinge waren jedoch nichts im Vergleich zu den Kämpfen um innere Umwandlung.

Mit welchem Widerstreben ich der „Gnade des Berufs" gefolgt war und den Schritt in den Orden getan hatte, habe ich im ersten Teile geschildert. Das intensive Widerstreben wurde nicht gemildert durch den typisch ultramontan-katholischen Idealismus, der auch mich erfüllte. Er war nur die Schwungkraft, die meine widerstrebende Natur über die Ordensschwelle gleichsam hinüberschleuderte; aber nicht im geringsten minderte er das eingeborene starke Widerstreben. Die langen Jahre hindurch, vom 4. November 1878, da ich in das Noviziatshaus zu Exaeten eintrat, bis Mitte November 1892, da ich den endgültigen Entschluß faßte, den Orden zu verlassen, hat mich dies Widerstreben ständig begleitet. Oft und lange wurde es in mir so gewaltig, daß ich, um auszuharren, eine Willensenergie entwickelt habe, die ihresgleichen sucht.

Zunächst war es das allgemeine Widerstreben gegen den Ordensstand überhaupt, gegen die Trennung von der Welt. Sehr früh setzte aber auch das besondere Widerstreben gegen den Jesuitenorden und einige seiner Wesenszüge ein. Vor allem waren es „Gewissensrechenschaft" und Überwachungssystem, die mir die größten Schwierigkeiten bereiteten.

Die „Gewissensrechenschaft", in der man das Innerste und Verborgenste dem kritisierenden Auge des Oberen enthüllen muß, erschien mir als Vergewaltigung und Profanation. Instinktiv fühlte ich schon damals heraus, daß gerade diese Wesenseinrichtung des Ordens die Unselbständigmachung, die Vernichtung der Individualität zum Ziele hat. Und gerade dagegen sträubte sich in mir alles.

Unheimlich waren mir auch die umfassende

Überwachung und die Angeberei. Ihren ganzen Umfang mit den Geheimberichten, den zweiten Katalogen usw. kannte ich als Novize nicht, aber schon damals sagte mir das Gefühl: hinter den auf das Asketische, auf Selbstverleugnung berechneten äußeren Formen der Überwachung stecke mehr, hier versuche ein System mich zu umklammern, das recht eigentlich den Namen Spionage verdiene.

Oft und oft äußerte ich solches meinem Novizenmeister, dem Jesuiten Mauritius Meschler, fragte ihn, ob es nicht Geheimberichterstattungen und ähnliches gäbe. Jedesmal verneinte er alles. Einmal richtete ich nach einer der täglichen „Instruktionen" öffentlich vor den anderen Novizen die Frage nach der Existenz von „Konduitenlisten" an ihn. „Konduitenlisten"?, die gäbe es nicht. Überhaupt gäbe es keine Geheimüberwachung; im Jesuitenorden gäbe es nur, was auch äußerlich sichtbar sei, und was an Überwachungsmaßregeln in die Erscheinung träte, sei nur dafür da, die äußere Ordnung aufrecht zu erhalten! Welche Unwahrhaftigkeit und Unwahrheit — das jesuitische Grund- und Erbübel — in solchen Antworten lag, erkannte ich erst viele Jahre später.

Auch über die „Gewissensrechenschaft", insofern sie die Pflicht eines Sündenbekenntnisses ohne sakramentalen Schutz und ohne sakramentale Wirkung, wie sie in der Beichte wenigstens theoretisch vorhanden sind, in sich schließt, hatte ich mit Meschler Auseinandersetzungen.

Wenn ich jetzt zurückdenke, wie leichtgläubig ich damals war, wie vertrauensselig ich alles hinnahm, was mir geantwortet wurde, so erkenne ich in sonnenheller Klarheit, wie gewaltig der Einfluß der Erziehung ist. Die religiösen Eindrücke meines Elternhauses und der Feldkircher Jahre hatten eine Mauer um mich gezogen, an welcher Zweifel und Schwierigkeiten abprallten. Erst als im Laufe der Jahre die Mauer mählich zu bröckeln begann, drangen Zweifel und Schwierigkeiten in mein Inneres und nahmen vor und nach Besitz von Verstand und Willen. Vorher galten sie mir als Versuchungen des Teufels und wurden so nur Ansporn, mit um so rücksichtsloserer Energie den teuflischen Anfeindungen entgegenzutreten. Diese Auffassung betonten nachdrücklichst der Novizenmeister und die späteren Oberen und Seelenführer (patres spirituales): jeder Zweifel, jedes Bedenken über irgendwelchen Punkt des jesuitischen Systems war Anfechtung des Bösen. So war es ein leichtes, den Zweifeln zu begegnen; ja so wurden Schwanken und Unsicherheit durch einen asketischen Kunstgriff zu Hammerschlägen, die das jesuitische Gefüge nur noch fester und enger um mich zusammentrieben.

Welche Rolle überhaupt der Teufel in der römischen Kirche und in ihren Orden spielt, ahnt man außerhalb dieser Kreise nicht. Er ist recht eigentlich Zutreiber und Türhüter. Mit ihm, mit der Furcht vor ihm schlägt man dort drüben alles tot, was von Freiheit und Selbständigkeit sich regt.

* * *

Wie schon hervorgehoben, empfand ich die Stille und Abgeschiedenheit des Noviziatslebens, nachdem die ersten schweren Kämpfe der Eingewöhnung vorüber waren, wohltuend. Nur etwas zu dieser Abgeschiedenheit Gehöriges bereitete mir dauernd die größten Schwierigkeiten, weil es ein Stück Unnatur enthielt: die Loslösung von den Blutsverwandten.

Wäre es bei der äußeren Trennung geblieben, es wäre ein schmerzhaftes Opfer, eine harte Überwindung mehr gewesen. Auch andere Berufe erfordern solche Trennungen, warum also nicht auch der Ordensberuf? Aber der Jesuitismus verlangt von seinen Adepten weit mehr, er verlangt wesenhaft anderes. Er fordert gänzlich innere Loslösung, ja innere Absage an diejenigen, mit denen wir durch die festesten und innigsten Bande von der Natur selbst verknüpft sind: Eltern, Geschwister, Blutsverwandte.

Diese seine Forderung mit ihrer praktischen Anwendung hat der Orden in folgende asketisch-religiöse Worte gekleidet:

Jeder, der in die Gesellschaft eintritt, soll, den Rat Christi befolgend: ‚Wer Vater und Mutter verläßt' usw., dafür halten, daß er Vater, Mutter, Brüder, Schwestern und, was er in der Welt hatte, zu verlassen habe; ja er soll das Wort als für sich gesprochen erachten: ‚Wer nicht haßt Vater und Mutter und obendrein seine eigene Seele, kann mein Jünger nicht sein'. Und so hat er dafür zu sorgen, daß er alle natürliche Anhänglichkeit für die Blutsverwandten ausziehe und sie in geistliche verwandle und sie nur mit der Liebe liebe, welche die geordnete Liebe erfordert, so daß, wer der Welt und der Eigenliebe abgestorben ist, allein unserem Herr Christus lebt und ihn an Stelle von Eltern, Brüdern und allen anderen Dingen setzt.

Damit die Weise des Ausdruckes die Weise des Empfindens unterstütze, ist es ein heiliger Rat, daß man sich angewöhne, nicht zu sagen, daß man Eltern oder Brüder habe, sondern daß man sie gehabt habe, indem man zu erkennen gibt, daß man das nicht besitze, was man, um Christum an Stelle von allem zu besitzen, verlassen habe. Das haben besonders die-

jenigen zu beobachten, die in größerer Gefahr zu stehen scheinen, von irgendeiner natürlichen Liebe verwirrt zu werden, wie das bei Novizen der Fall zu sein pflegt (Exam. gen. 4, 7, Declar. C und Summ. Constit. 8).

Da schriftlicher oder mündlicher Verkehr mit Freunden oder Blutsverwandten eher zur Störung der Ruhe als zum geistigen Fortschritte beiträgt, besonders im Anfang, so sollen sie [die Novizen] gefragt werden, ob sie sich damit zufrieden geben, mit den Genannten nicht zu verkehren, keine Briefe zu empfangen, noch solche zu schreiben, außer der Obere hielte es anders für besser; und ob sie einverstanden seien, daß alle Briefe, sei es solche, die sie empfingen, sei es, die sie abschickten, gelesen würden, und daß es dem Oberen überlassen bliebe, die Briefe auszuliefern oder nicht, je nachdem er es im Herrn für besser halte (Exam. gen. 4, 6; Constit. I 4, 4, III 1; Declar. B).

Es bedarf keines Wortes, daß die Aussprüche Christi (Matth. 10, 37 und Luk. 14, 26) über das Verhältnis seiner Jünger zu ihren Blutsverwandten, die in die jesuitische Regel aufgenommen sind, nur dann gelten sollen, wenn es sich um unvereinbare Gegensätze zwischen Nachfolge Christi und Anhänglichkeit an Verwandte handelt. Auch ist hier, wie bei vielen anderen Worten Christi, das orientalisch-phantastisch Übertreibende des Ausdruckes („Haß" gegen die Eltern) vom Kerne des Wortes abzuziehen. Der Jesuitenorden aber schiebt den eigentlichen Sinn der Bibelworte beiseite und stellt sie nicht bloß bei Gelegenheit auftauchender Gegensätze zwischen der Liebe zu Christus und der zu Verwandten, sondern ganz allgemein als Grundsatz hin für das Verhältnis seiner Mitglieder zu ihren Eltern, Brüdern, Schwestern: „Alle natürliche Zuneigung zu den durch das Blut Verbundenen soll man ablegen", sagt die Regel. So wird der echte Jesuit ein herz- und gefühlloses Wesen, dem Vater, Mutter, Bruder und Schwester nichts anderes sind als Objekte seiner Ordenstätigkeit, geradeso wie jeder andere Mensch ihm das auch ist.

Welche Früchte, d. h. welche Anschauungen dieser Ordensgrundsatz zeitigt, ersehen wir aus dem Briefe eines Novizen, den er bei Aufhebung des Ordens im Jahre 1773 aus dem Wiener Noviziatshause an seinen Vater schrieb. Der Brief ist von hoher Bedeutung. Sein Verfasser ist der spätere Philosophieprofessor zu Jena und Kiel, Karl Leonhard Reinhold († 1823), also ein mit reicher Intelligenz begabter Jüngling, der Wesen und Ziel jesuitischer Erziehung wohl aufzufassen und wiederzugeben imstande war. Und daß Reinhold die Stellung eines Jesuiten zu seinen nächsten Blutsverwandten wirklich richtig aufgefaßt und wiedergegeben hat, beweist die Tatsache, daß der Brief — wie übrigens jeder Brief eines Jesuiten — mit ausdrücklicher Billigung des Oberen geschrieben wurde. Das kulturell und besonders für Beurteilung jesuitischen Geistes bedeutsame Schreiben lautet:

Mir fiel nun wohl ein, daß ich wieder zu meinen lieben Eltern nach Hause müßte [wegen Aufhebung des Ordens]. Allein, da mich das Gesetz der Liebe, an welches uns der Manuduktor (S. 131) erinnerte, noch immer an meine heilige Regel hielt, so wagte ich es nicht, mit Wissen und Willen an Sie und an das elterliche Haus zu denken, eine Sache, die, ohne Verletzung der Regel, nie anders geschehen darf, als in der Absicht, für Eltern und Angehörige zu beten. Ein so eifriger Christ wie Sie, mein bester Papa, weiß beinahe so gut als ein Geistlicher, daß es heiligere Bande gibt als jene der sündhaften Natur, und daß ein Mensch, der dem Fleische abgestorben ist und nur noch dem Geiste lebt, eigentlich keinen anderen Vater mehr haben könne als den himmlischen, keine andere Mutter als seinen heiligen Orden, keine anderen Verwandten als seine Brüder in Christo und kein anderes Vaterland als den Himmel. Die Anhänglichkeit an Fleisch und Blut ist, wie alle Geisteslehrer einstimmig behaupten, eine der stärksten Ketten, mit denen uns Satan fest an die Erde schmieden will. Ich hatte auch wirklich mit diesem Erbfeinde unserer Vollkommenheit gestern Abend, die Nacht und den heutigen Morgen über einen fast ebenso beschwerlichen Kampf als gleich im Anfange meines geistlichen Standes. Denn alle Augenblicke zauberte er mir Papa und Mama, Brüder und Schwestern, Onkel und Tanten, selbst unser Stubenmädchen nicht ausgenommen, vor die Augen des Geistes. Sie können sich die Gewissensangst vorstellen, die ich auszustehen hatte, bis endlich heute 9 Uhr morgens der Manuduktor ankündigte: der Pater Rektor erlaube uns allen, an unsere Angehörigen zu schreiben und sie auf unsere Zurückkunft vorzubereiten. Zu größerer Beruhigung meines Gewissens begehrte ich für meine Person vom Manuduktor besondere Erlaubnis, nicht nur beim Schreiben, sondern auch den ganzen Tag über an meine nächsten Blutsfreunde denken zu dürfen; ich erhielt sie auch, die Zeiten der Meditation, der geistlichen Lesung und des Angelus Domini ausgenommen". Nach der Bitte, ihm im elterlichen Hause ein besonderes Zimmer einzuräumen, worin er seine bisherige im Orden erlernte Lebensweise nach Möglichkeit fortsetzen könne, fährt der Novize fort: „Von nun an soll weder Magd noch Stubenmädchen noch auch eine meiner Schwestern hineinkommen. Meine liebe Mama aber lasse ich erinnern, daß der heilige Aloysius seiner Mutter niemals ins Angesicht sah (Ernst Reinhold, Karl Leonhard Reinholds Leben und literarisches Wirken. Jena 1825, S. 9 ff.).

Verabscheuungswürdige Unnatur kann kaum zu stärkerem Ausdrucke kommen. Und die gleiche

Unnatur bestätigen meine persönlichen Erfahrungen.

In sanft-geschickter, stets mit Schriftworten verbrämter, systematischer Weise wird der Jesuitennovize und später der Scholastiker der natürlichen Anhänglichkeit an seine Verwandten entkleidet. Wie könnten auch bei einem willenlosen, ausschließlich den egoistischen Ordenszwecken dienenden „Werkzeuge" natürliche Regungen, und seien sie noch so berechtigt, noch so fundamental, statthaft sein?! Die ganze Natur muß aus dem Individuum hinaus und der ganze Jesuitismus in es hinein. Auch hier gilt die Theorie vom „Leichname" und „Stocke".

Einer meiner Mitnovizen, der jetzt sehr geschätzte Mitarbeiter an der jesuitischen Zeitschrift „Stimmen aus Maria-Laach", der Jesuit Kneller, verlor während der Noviziatszeit seine Mutter durch den Tod. Als ich ihm mein Beileid aussprach, erklärte er in Gegenwart anderer Mitnovizen, Trauer dürfe man dabei nicht empfinden, und Tränen über solchen Todesfall seien eines Jesuiten unwürdig. Mich traf die Äußerung, die bei den anderen Bewunderung erregte, wie ein Faustschlag, und ich suchte für sie Erklärung und Abschwächung beim Sozius des Novizenmeisters, beim Jesuiten Stellbrink. Seine Antwort war der Hinweis auf ein Wort des Kirchenvaters Hieronymus (wie ich glaube, an seine Seelentochter Eustochium gerichtet): „Nachdem ich meine Mutter unter die Füße getreten habe, folge ich Christum nach" (conculcata matre Christum sequor).

Die oben mitgeteilte Ordenssatzung über Unterbindung des brieflichen Verkehrs mit den Blutsverwandten wurde aufs strengste durchgeführt. Weil aber meine Mutter leidenschaftliche Anhängerin und große Wohltäterin des Jesuitenordens war, denn auf ihren Einfluß hin hatte mein Vater den aus Deutschland ausgewiesenen Jesuiten seine holländische Besitzung Blyenbeck zum Wohnsitze überlassen, so räumte man ihr in bezug auf Verkehr mit mir eine Art Ausnahmestellung ein — meisterhaft versteht es der Jesuitenorden, die ihm Nützlichen sich „warm zu halten" —, d. h. einige Briefe durfte sie an mich richten, und einmal durfte sie mich sogar besuchen. Allein sie wußte nicht, daß ihr Sohn, auf den asketischen Rat des Novizenmeisters hin, ihre Briefe nicht las. Noch heute, nach 30 Jahren, empört sich mein Gefühl darüber, daß ich damals, unter dem tyrannischen und unmenschlichen Einflusse der jesuitischen Askese, die wenigen Briefe einer solchen Mutter verbrannte. Das war auch ein „Unter — die Füße — Treten" der Mutter. Welches Opfer mich diese Handlungsweise kostete, weiß nur ich.

Doch ich war ein zwar nicht Willenloser, aber ein meinen Willen rücksichtslos Opfernder. Allen Abtötungen und Selbstverleugnungen, äußeren und inneren, habe ich mich — warum soll ich es nicht aussprechen, da es Wahrheit ist — mit Energie und Beharrlichkeit hingegeben. Keiner meiner ehemaligen Oberen und meiner ehemaligen Ordensgenossen kann — wollen sie bei der Wahrheit bleiben — dem widersprechen. Ich betone dies, weil ich auch schon hier feststellen will, daß ich von Anfang an redlich, mit Anspannung aller Kräfte bemüht war, ein echter und ganzer Jesuit zu werden. Als ich am Morgen des 13. Novembers 1878 das Jesuitenkleid anlegte, habe ich es trotz des heftigen inneren Widerstrebens, und noch viel mehr wegen dieses Widerstrebens (denn es erschien mir als Versuchung), mit einer Hingabe getan, die mein ganzes Sein: Verstand, Wille, Gefühl, Leib und Seele umschloß und durchdrang. Diese völlige Hingabe mit dem ihr entsprechenden Opfermute währte alle Jahre meines Ordenslebens hindurch, bis, nach qualvollen Kämpfen, bessere Erkenntnis die durch Überlieferung und Erziehung in mir aufgehäuften religiösen Vorurteile allmählich beseitigte.

* * *

Kurz vor oder nach Weihnachten 1879 überraschte mich der Novizenmeister mit der Anregung, ich möchte am 2. Februar 1880, dem Festtage Mariä-Lichtmeß, die Devotionsgelübde ablegen.

Die sogenannten Devotionsgelübde (vota ex devotione) sind den einfachen, nach Vollendung des Noviziats abzulegenden Ordensgelübden der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams im Wortlaute gleich, haben aber, da sie aus bloßer Privatandacht (daher ihr Name) hervorgehen, nicht die kanonischen Wirkungen der eigentlichen Ordensgelübde. Das 37. Dekret der 16. Generalkongregation (1730) bestimmt über die Devotionsgelübde:

Die Novizenmeister sind zu ermahnen, daß diese Gelübde nur abgelegt werden mit Erlaubnis des Provinzialoberen und nur von solchen, deren Tugend und Beharrlichkeit im Berufe genügend feststeht.

Die Zulassung zur Ablegung der Devotionsgelübde (von deren Existenz ich übrigens erst durch die Anregung des Novizenmeisters erfuhr) war also ein Beweis, daß ich große Zufriedenheit und großes Vertrauen der Oberen erlangt hatte.

Auch sonst erhielt ich Beweise günstiger Stimmung über mich innerhalb des Ordens. Meine Mitnovizen waren überzeugt, daß ich nur ein Jahr im Noviziatshause zuzubringen habe und dann gleich ins Scholastikat zu den Studien geschickt werden würde. Der Assistent der deutschen Ordensprovinz und nachmalige Ordensgeneral, der Jesuit Anderledy, schrieb mir gegen Ende des zweiten Noviziatsjahres, er und der Pater General, Pater Beckx, hörten zu ihrer großen Freude, daß ich mich eifrig bemühe, ein guter Jesuit zu werden. Der damalige Provinzialobere, der Jesuit Hövel, drückte mir jedesmal, wenn er zur jährlichen „Visite" (Visitation) nach Exaeten kam, seine Zufriedenheit über mein Streben nach jesuitischer Vollkommenheit aus; und aus den verschiedensten Anzeichen konnte ich entnehmen, daß auch mein Novizenmeister die gleiche Ansicht teilte.

* * *

Während meiner zweijährigen Noviziatszeit wurden ungefähr fünf oder sechs Mitnovizen aus dem Orden entlassen. Solch eine Entlassung machte stets tiefen Eindruck auf uns, und die Oberen taten alles, den Eindruck zu verstärken. Es sollte uns eingeprägt werden, welche ganz unschätzbare Gnade es sei, Jesuit zu sein, welcher ungeheuere Schaden und welche drohende Gefahr für das ewige Seelenheil in der Verscherzung dieser Gnade liege.

Wer als Jesuit lebt und stirbt, ist des Himmels sicher. Das ist Ordensdogma, ebenso fest wie irgendein kirchliches Dogma. Wer Jesuit gewesen ist, aber den Orden wieder verlassen hat, der kann, theoretisch gesprochen, noch selig werden, — aber — aber — aber — aber.

Die beiden Vorstellungen: Sicherheit des Himmels für den Jesuiten und höchste Wahrscheinlichkeit der Hölle für den Exjesuiten dienen in mannigfacher Form als äußerst wirksames Mittel, die einzelnen im Orden festzuhalten. Zumal das Noviziat ist die Zeit, die jesuitische Prädestinationslehre tief in Herz und Gemüt einzusenken.

Gleich am ersten Tage meiner Kandidatur wurde mir ein Schriftchen des französischen Jesuiten Terrien gegeben und zu eifriger Lesung empfohlen, worin die Auserwählung zur Gesellschaft Jesu als gage certain de prédestination theoretisch bewiesen und praktisch an vielen wunderbaren „Tatsachen" beglaubigt wird.

Schon dem dritten Ordensgeneral, Franz Borgia, wurde im Jahre 1569 von Gott offenbart, daß kein Jesuit in die Hölle käme; allerdings noch mit der Einschränkung, dies „Privileg" solle einstweilen nur 300 Jahre Gültigkeit haben. Ähnliches offenbarte Gott im Jahre 1599 dem 1888 heilig gesprochenen Jesuiten-Laienbruder Alfons Rodriguez.

Auf Geheiß Gottes verkündete im Jahre 1587 ein sterbender Kapuziner zu Neapel dem Jesuiten Matrez die gleiche Wahrheit, hinzufügend: bei den Kapuzinern würden zwar auch viele gerettet, einige aber auch verdammt.

Die heilige Teresia sah einst, daß viele Seelen aus dem Fegfeuer zum Himmel fuhren. An der Spitze des Zuges befand sich eine besonders strahlende Seele der Christus aus dem Himmel entgegenkam, und die er umarmte. Als die heilige Teresia sich darüber wunderte, erhielt sie die Erleuchtung: das sei nicht erstaunlich, denn diese Seele sei die Seele eines Laienbruders aus dem Jesuitenorden, und es sei ein Privileg des Ordens, daß Christus selbst jedem verstorbenen Jesuiten entgegenkomme (bei Döllinger-Reusch, Moralstreitigkeiten, I 524. 526. 527 und II 348).

Als man die schon erkaltete Leiche eines in Flandern plötzlich verstorbenen Jesuiten-Laienbruders in den Sarg legen wollte (so erzählt der Jesuit Cienfuegos), wurde der Tote plötzlich wieder lebendig und schrie: ‚Ich komme aus der Hölle; die Teufel trugen mich schon in die Tiefe; da erschien Maria und gebot: laßt ihn los, denn er ist aus der Gesellschaft meines Sohnes und hat den Gehorsam gut geübt, darum will ich, daß er gut beichte'. Er beichtete und starb darauf zum zweiten Male, nicht ohne vorher „liebenswürdig" verraten zu haben, daß ein sittenloser Weltpriester, der gleichzeitig mit ihm gestorben und in die Hölle geschleppt worden war, bei Maria keine Gnade gefunden habe. Er war eben kein Jesuit (Döllinger-Reusch, a. a. O. I 532).

Auch hier ist die Wahrnehmung interessant, wie selbst das katholische Dogma, daß kein zur Hölle Verdammter aus ihr erlöst werden kann, kurzerhand, in majorem Societatis Jesu gloriam, beiseite geschoben wird.

Der Ordensgeneral Johannes Roothaan (1829—1853) erzählt:

Ein schon bejahrter Jesuit habe die Entlassung aus dem Orden verlangt und erhalten. Bald darauf sei er gestorben, einem anderen erschienen und habe ihm gesagt: ‚Ich bin durch meine Schuld verdammt. Wäre ich zwei Stunden länger in der Gesellschaft Jesu geblieben, so wäre ich als Jesuit gestorben und selig geworden' (bei Döllinger-Reusch, a. a. O. I 534).

Solche und ähnliche Erzählungen kursieren in Massen innerhalb des Ordens und finden festen Glauben, so festen, daß der Professor der Ethik für die österreichische Ordensprovinz der Jesuit Costa-Rosetti, schreiben kann:

Es sei eine sehr wohlbegründete (fundatissima) und sehr probabele (probabilissima) Meinung, daß alle Jesuiten in den Himmel kämen (De spiritu Societatis Jesu. Freiburg 1888, S. 258: bei Döllinger-Reusch, a. a. O. I 534).

* * *

Im August 1880 wurde ich mit den übrigen Novizen meines Jahrganges nach Wynandsrade geschickt, um dort die Ordensstudien zu beginnen.

Kurze Zeit vor der Abreise aus Exaeten übergab mir der Novizenmeister einen ohne mein Wissen schon fast 2 Jahre lagernden Brief meines Vetters, des Freiherrn Walter von Loe, des späteren Generaladjudanten und Generalfeldmarschalls, der damals, wenn ich nicht irre, Brigadekommandeur zu Frankfurt a. O. war. Mein viel älterer Vetter, der mir stets großes Interesse gezeigt hatte, beklagte in dem Briefe meinen Eintritt in den Orden, indem er mich auf die Schlechtigkeit des jesuitischen Systems hinwies, die vereinbar sein könne mit wenigstens teilweiser Gutheit des einzelnen Jesuiten. Der Brief wanderte, in Fetzen zerrissen, „den Weg alles Fleisches". Ich lächelte über die „unlogische" Anschauung, daß ein System schlecht sein könne, während die einzelnen, die Träger des Systems, gut sind.

Jahre später wiederholte mir Walter Loe, damals kommandierender General des VIII. Armeekorps, seine Ansicht mündlich. Ich belächelte sie nicht mehr, denn die Erkenntnis von der Wahrheit seiner „unlogischen" Ansicht hatte begonnen in mir aufzugehen.

In seinen alten Tagen ist Walter Loe, der früher nichts weniger als ultramontan war, fanatischer Anhänger des Ultramontanismus geworden, und die ultramontane Partei Rheinlands und Westfalens hat den Generalfeldmarschall oft als Prunkstück mißbraucht. Leider hat Walter Loes ultramontaner Einfluß nachhaltig verderblich, bis zur heutigen Stunde, am Hofe in Karlsruhe gewirkt. Er gehörte zu den intimsten Freunden des alten Großherzogpaares. Die katholischen Neigungen der auch jetzt noch herrschenden, wenn auch nicht regierenden Großherzogin-Witwe Luise sind Loescher, allerdings auch mütterlicher (Kaiserin Augusta) Provenienz.

* * *

Mit der Übersiedelung von Exaeten nach Wynandsrade endete für mich das Novizenleben, und das Scholastikerleben begann. Da aber das von den Ordenssatzungen verlangte zweijährige Noviziat erst mit dem 4. November 1880, dem Jahrestage meines Eintrittes in die „Kandidatur", für mich schloß, so blieb ich bis zur Gelübdeablegung am 13. November 1880, dem Festtage des „heiligen" Jesuiten Stanislaus Kostka, noch immer Novize. Von diesem Tage an war ich Scholastiker.

Weiter sind erschienen von

Graf Paul von Hoensbroech:

14 Jahre Jesuit. **Persönliches und Grundsätzliches. Große Ausgabe. 2 Teile.** I. Teil. Das Vorleben: **Die ultramontan-katholische Welt, in der ich aufwuchs.** Mit dem Bilde des Verfassers. 4., vermehrte Aufl. 1911. XXIV, 310 S., 8°.

II. Teil. Das Ordensleben: **Wesen, Einrichtung und Wirksamkeit des Jesuitenordens.** 3., vermehrte Aufl. 1910. XII, 656 S., 8°.

Das Werk enthält die umfassendste und eindringendste Darstellung des Jesuitenordens nach allen seinen Seiten, die es bis jetzt gibt. Quellenerschließung und Quellenbeherrschung zeichnen es aus. Dazu kommen die persönlichen, in anregender Weise geschilderten Erfahrungen des Verfassers, wodurch aus Theorie reiches, vielgestaltetes Leben und das tiefere Verständnis der Quellen erst erschlossen wird. Das Werk hat bleibenden Wert und ragt weit hinaus über Streitschriften im gewöhnlichen Sinne. Die Beurteilung und Verurteilung des Jesuitenordens, die Klarlegung seiner eminenten Gefährlichkeit für Religion und Kultur, die Aufdeckung seiner Gegensätzlichkeit zu Nation und modernem Staat ist Aufklärungsarbeit im besten Sinne des Wortes.

14 Jahre Jesuit. **Persönliches und Grundsätzliches. Volks-Ausgabe. 2 Teile.** I. Teil. Das Vorleben. Kandidatur und Noviziat. 1912. 8°.

II. Teil. Scholastikat. Die letzten Jahre im Orden. Von damals bis heute. 1912. 8°.

Die gesamte Kritik hat diesem Werke ein glänzendes Zeugnis ausgestellt: Reichhaltigkeit, Beherrschung des Stoffes, Zuverlässigkeit der Quellen. Über den Jesuitenorden, dessen gründliche Kenntnis gerade jetzt von besonderer Bedeutung ist, gibt es kein Werk, das sich diesem an die Seite stellen kann, zumal, weil die persönlichen Erlebnisse des Verfassers im Jesuitenorden dem Buche ein ganz besonderes Interesse, eine einzigartige Anschaulichkeit verleihen. Gleich nach Erscheinen des zweiten Bandes schrieb der Generaldirektor der K. Bibliothek zu Berlin, Professor D. Adolf Harnack, dem Verfasser: „Ich habe Ihren zweiten Band sofort nach dem Erscheinen in vier Tagen sorgfältig durchgelesen und in ihm eine kirchengeschichtliche Erscheinung ersten Ranges erkannt. Ich glaube, das Buch wird das geschätzteste Ihrer Werke werden. Die einzelnen Fragmente zur Kenntnis des Jesuitenordens treten hier zu einem Gesamtbilde, durch manche neue Steine aufs willkommenste ergänzt, zusammen. Aber welch ein Bild!"

Die Volksausgabe soll den reichen Inhalt des Werkes Allen zugänglich machen.

Das Papsttum **in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit. Große Ausgabe.** 1. Band: Inquisition, Aberglaube, Teufelsspuk und Hexenwahn. 5. Auflage. 1905. LVI, 724 S., 8°.

2. Band: Die ultramontane Moral. 4. Auflage. 1902. XXI, 621 S., 8°.

Das Buch ist eine große befreiende Tat, denn dieses Werk eines furchtlosen Kämpfers, der aus eigener Anschauung das innerlichste Wesen des Ultramontanismus hat kennen lernen müssen, zeigt, was es bedeutet, wenn eine fremde Macht die ganze Kultur in deutschen Landen beherrscht. Hoensbroechs ganzes Werk ist ein Kampfbuch gegen die Göttlichkeit des Papsttums, nicht gegen den Katholizismus als Religion, und wer die Wahrheit kennen lernen will, der lese Hoensbroechs Papsttum, und er wird die furchtbare sozial-kulturelle Bedeutung des Papsttums für die ganze Welt verstehen lernen. Nicht nur der Protestant, sondern auch jeder Katholik sollte dieses Buch lesen, um aus eigener Anschauung urteilen zu können.

Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit. Volks-Ausgabe. 2 Bände. 1. Band (51. bis 60. Tausend): Inquisition, Aberglaube, Teufelsspuk und Hexenwahn. 1910. 180 S., 8°.

2. Band (21. bis 30. Tausend): Die ultramontane Moral. 1906. 196 S., 8°.

Alle Anmerkungen, die meisten fremdsprachigen Worte, wissenschaftliche Verweisungen sowie unwesentliche Teile sind in dieser Volksausgabe fortgefallen. Hatte die Originalausgabe beim Erscheinen schon eine Erregung der öffentlichen Meinung heraufbeschworen und in kurzer Zeit eine außergewöhnliche Verbreitung gefunden, so übertraf der Erfolg der Volksausgabe des ersten Teiles alle Erwartungen, und diese Volksausgabe erfüllte ihren Zweck, Aufklärung in die weitesten Kreise zu bringen.

Beide Teile sind also die wenig verkürzte Wiedergabe der umfangreichen zweibändigen Ausgabe, so daß auch den Minderbemittelten die Möglichkeit geboten ist, sich das hochinteressante Werk anzuschaffen.

Die katholische Kritik über mein Werk: „Das Papsttum in seiner kulturellen Wirksamkeit". Ein Beitrag zur Charakteristik des Ultramontanismus. 1902. 88 S. 8°.

Die große Verbreitung, die das Hoensbroechsche Werk gefunden hat, rechtfertigt es, daß der an ihm geübten ultramontanen Kritik eine Beleuchtung und Antwort zuteil wird. Die Kritik enthält außerdem formell und materiell so viel für das Wesen des Ultramontanismus Charakteristisches, daß ein Eingehen auf sie die Kenntnis über den großen Kulturgegner vermehrt und vertieft.

Rom und das Zentrum, zugleich eine Darstellung der politischen Machtansprüche der drei letzten Päpste, Pius IX., Leo XIII., Pius X. und der Anerkennung dieser Ansprüche durch das Zentrum. **Große Ausgabe.** 1907. XII, 284 S., 8°, in wirkungsvollem Umschlage.

Gestützt auf umfangreiches Quellenmaterial, führt dieses Buch den Beweis für die Abhängigkeit des Zentrums von Rom in politischer Beziehung. Es bildet dadurch eine vernichtende Waffe gegen die parlamentarische Vertretung des internationalen und kulturfeindlichen Ultramontanismus in Deutschland. Keine Schrift in Deutschland enthält zugleich eine so eingehende Darstellung der politischen Machtansprüche der drei letzten Päpste und ihre Billigung durch das Zentrum, wie dieses Buch. Das Schlußkapitel: „Rückblick und Ausblick" enthält eine interessante Gegenüberstellung von Ultramontanismus und Sozialdemokratie, wobei ersterer als die schwerere Gefahr bezeichnet und erwiesen wird; auch wird dort der Weg gezeigt, wie das Zentrum allmählich beseitigt werden kann.

Rom und das Zentrum, zugleich eine Darstellung der politischen Machtansprüche der drei letzten Päpste, Pius IX., Leo XIII., Pius X. und der Anerkennung dieser Ansprüche durch das Zentrum. **Volks-Ausgabe.** (1.—5. Tausend.) 1910. XII, 284 S., 8°, in wirkungsvollem Umschlage.

Die Volksausgabe bietet den gleichen Inhalt, wie die große Ausgabe. Nur ein weniger starkes Papier wurde verwendet, um das Werk zu einem billigeren Preise zu verkaufen und der breiten Volksmasse die Anschaffung ermöglichen zu können.

Moderner Staat und römische Kirche. Ein kirchenpolitisches Programm auf geschichtlicher Grundlage. 1.—5. Tausend. 1906. 301 S. 8°.

Der Zweck heiligt die Mittel. Eine ethisch-historische Untersuchung nebst einem Epilogus galeatus. 3., gänzlich umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. 1904. IV, 112 S. 8°.

Die katholisch-theologischen Fakultäten im Organismus der Staatsuniversitäten. 1907. 54 S., 8°.

Die Schrift bringt im Anschluß an den aktuellen „Fall Schrörs" den überzeugenden aktenmäßigen Nachweis, daß die katholisch-theologischen Fakultäten keine Daseinsberechtigung innerhalb des Universitäts-Organismus besitzen und daß ihre Entfernung aus diesem Organismus weder ein Unrecht, noch eine Unbill gegen die katholische Kirche darstellt, da diese Kirche selbst den Nachwuchs ihrer Geistlichkeit am liebsten in Konvikten und Seminaren und nicht auf Universitäten erziehen und bilden will.

Der konfessionelle Couleurstudent. Ein Wort an die Hochschuljugend. 1.—3. Tausend. 1911. 10 S. 8°.

Presse und Ultramontanismus. 1905. 32 S. 8°.

Der evangelische Bund und die Politik. 1910. 25 S. 8°.

Der Evangelische Bund. Eine Kritik. Separatdruck aus „Deutschland", Septemberheft 1906. 41 S. 8°.

Mein Austritt aus dem Jesuitenorden. 11. Tausend. 1910. 53 S. 8°.

Der Jesuitenantrag des Zentrums. 3., durchgesehene Auflage (3. Tausend). 1895. 40 S. 8°.

Das Jesuitengesetz. 1912. 63 S. 8°.

Die kleine Schrift zeigt zwingend, daß das Jesuitengesetz aufrecht erhalten werden muß und daß die Auslegungskünste der Zentrumspresse und der Bayerischen Regierung über den Begriff jesuitischer „Ordenstätigkeit" von den Satzungen des Jesuitenordens selbst als nichtig erwiesen werden. — Die Schrift dürfte vielfach willkommen sein.

Die „deutschen" Jesuiten der Gegenwart und der konfessionelle Friede. 3., gänzlich umgearbeitete Auflage. 1912. 72 S., 8°.

Die kleine, sehr inhaltreiche Schrift liefert aus jesuitischen Schriftstellern den unumstößlichen Beweis, daß die deutschen „Jesuiten" der Gegenwart den konfessionellen Frieden systematisch untergraben und so unser kulturpolitisches Leben auf schwerste schädigen.

Moderner Jesuitismus. 3. und 4. Tausend. 1902. 55 S. 8°.

In eigener Sache und Anderes. 1899. XII, 169 S. 8°.

Religion oder Aberglaube? Ein Beitrag zur Charakteristik des Ultramontanismus. 1897. VIII, 135 S. 8°.

Staatssekretär von Bülow und evangelischer Bund. 1.—3. Tausend. 1898. 20 S. 8°.

Der Toleranzantrag des Zentrums im Lichte der Toleranz der römisch-katholischen Kirche. 3. Auflage. 1903. IV, 81 S. 8°.

Der Ultramontanismus. Sein Wesen und seine Bekämpfung. Ein kirchenpolitisches Handbuch. 2., vermehrte und verbesserte Auflage. 1898. XXVIII, 472 S. 8°.

Ein Wort an die Studenten Deutschlands und Österreichs. 1908. 56 S., 8°, in wirkungsvollem Umschlage.

Die Schrift will die studentische Macht — denn die Studentenschaft ist eine Macht — organisieren zum Schutze der von verschiedenen Seiten bedrohten Lehr- und Lernfreiheit. Die „Fälle" Wahrmund, Schrörs, Schnitzer, Günther, Güttler, Erhard zeigen, daß der Ultramontanismus einen planmäßigen, konzentrischen Angriff auf die Hochschulen unternimmt; sie zeigen leider auch, daß Staat und Parlamente dem Angriffe gegenüber ihre Pflicht nicht erfüllen. Da muß auf den Hochschulen selbst der Widerstand feste Formen annehmen. Die Studenten, deren Daseinsberechtigung mit Lehr- und Lernfreiheit steht und fällt, haben deshalb Recht und Pflicht, die schwer bedrohte Kulturgrundlage zu schützen.

Offener Brief an die bayerischen Erzbischöfe und Bischöfe. 1912. 32 S., 8°.

Das Schriftchen legt dar, von welchen unhaltbaren und unwahren Voraussetzungen die bayerischen Bischöfe in ihrer Eingabe an den Bundesrat zwecks Aufhebung des Jesuitengesetzes ausgehen.

Der Linksliberalismus. Offener Brief an den Vorstand und die Mitglieder der fortschrittlichen Volkspartei des 4. hannoverschen Reichstagswahlkreises (Osnabrück-Bersenbrück-Quakenbrück). 1912. 54 S., 8°.

Offen, aber mit warmer Zuneigung zur linksliberalen Sache bespricht der Verfasser die Fehler des Linksliberalismus. Originell, aber durchaus sachgemäß ist, daß er aus der preußischen Verfassung ein linksliberales Programm zusammenstellt.

14 Jahre Jesuit

Persönliches und Grundsätzliches

von

Graf Paul von Hoensbroech

Zweiter Band

1880–1892

Scholastikat. Die letzten Jahre im Orden. Von damals bis heute



Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel, Leipzig
1923.

Inhaltsübersicht.

Erstes Buch.

Erstes Buch.

Das Scholastikat.

(1880—1887.)

Überleitung.

Erst mit Ablegung der Scholastiker-Ordensgelübde, die (wie eben erwähnt) am 13. November 1880 zu Wynandsrade in die Hände des Rektors, des Jesuiten Hermann Nix, geschah, trat ich in den Orden ein. Der Novize gehört, da er wegen des Fehlens der Ordensgelübde noch kein Ordensmann ist, nicht im vollen Sinne zum Orden.

Hier also, wo ich die Schilderung des Scholastikats, d. h. die Schilderung des wirklichen Ordenslebens beginne, ist der Ort, zunächst eine rein sachliche Darstellung des Ordensinneren, d. h. seiner in den „Satzungen" (Constitutiones) enthaltenen Gliederung und Verfassung zu geben und dann eine ausführliche Kritik des Ordensinneren folgen zu lassen.

Erstes Kapitel.

Das Ordensinnere.

I. Die Ordenssatzungen.

Der Jesuitenorden, unter dem Namen Societas Jesu, Gesellschaft Jesu, trat ins Leben durch die Bulle Pauls III.: Regimini militantis ecclesiae vom Jahre 1540.

Sein Stifter Ignatius von Loyola, ein baskischer Adeliger, gab ihm auch die Verfassung, d. h. er schrieb seine Satzungen. Der vollständige Ausbau des Ordens fand allerdings erst später, hauptsächlich unter dem 5. Ordensgeneral Klaudius Aquaviva statt.

Wie die „Exerzitien", so umgibt jesuitischer Hochmut auch die Entstehung der Ordenssatzungen mit Wunderbarem.

„Haupturheber der Satzungen war der Heilige Geist, Nebenurheber der Heilige Ignatius." Diese These beweist Franz Suarez [der größte Theologe des Jesuitenordens] in seiner Abhandlung De Religione, tom. 4, tract. 10, lib. 1, c. 4, n. 4, und die Bollandisten (S. 31) stimmen ihm zu (Acta S. S. 34, Julii 7, 486).

Was Ignatius in den Ordenssatzungen niederschrieb, sagt der Jesuit Orlandinus, war nicht so sehr sein Eigenes, als vielmehr das Diktat (!) Gottes, und der Jesuit Ribadeneira fügt bescheiden hinzu: die Satzungen des Jesuitenordens sind so vollkommen, daß sie genügen, um nach ihnen alle übrigen kirchlichen Orden zu reformieren (Acta S. S., a. a. O. 503).

Auch der Jesuit Alphons Rodriguez erklärt, daß die Satzungen und Regeln dem Ignatius von Gott selbst „eingegeben" worden sind (Übung der christlichen Vollkommenheit. 7. Auflage der deutschen Ausgabe. Regensburg 1905, I 198).

Das jesuitische Prachtwerk Imago primi saeculi, Bild des ersten Jahrhunderts (des Jesuitenordens), dessen große Bedeutung zur Kennzeichnung jesuitischen Geistes ich eingehend besprechen werde, sagt:

> Nicht weniger sind die Satzungen der Gesellschaft [Jesu] wie ein übermenschliches, so ein der Jungfrau [Maria] als Lehrmeisterin würdiges Werk. Der heilige Vater [Ignatius] bezeugt selbst in einem Schriftchen: die ‚Mittler', mit welchem Namen er Jesus und Maria meint, seien häufig während der Abfassung der Satzungen zu ihm gekommen, damit die Gesellschaft [Jesu] wisse, daß sie mehr den von Jesus und Maria als von Ignatius gegebenen Gesetzen gehorcht (Imago primi saeculi. Antwerp. 1640, S. 73 f.).

* * *

Die Ordenssatzungen (Constitutiones Societatis Jesu) bestehen aus 10 Teilen von sehr verschiedener Länge.

Die Quintessenz der Satzungen ist niedergelegt in der sogenannten Formula Instituti, welche aufgenommen worden ist in die Bestätigungsbullen Regimini militantis Pauls III. vom Jahre 1540 und Exposcit debitum Julius' III. vom Jahre 1562. Die „Formula" lautet:

„Wer in dieser Gesellschaft, von der wir wünschen, daß sie durch den Namen Jesu ausgezeichnet sei, unter der Fahne des Kreuzes Gott Kriegsdienste leisten und dem Herrn allein und seiner Braut, der Kirche, unter dem römischen Papste, dem irdischen Statthalter Christi, dienen will, der nehme sich, nach Ablegung des feierlichen Gelübdes ewiger Keuschheit, Armut und Gehorsams, vor, ein Glied zu sein der Gesellschaft, die hauptsächlich dafür eingesetzt ist, daß sie zur Verteidigung und Verbreitung des Glaubens und zum Fortschritte der Seelen im Leben und in der Lehre Christi, durch öffentliche Predigten, Vorlesungen und anderen Dienst des Wortes Gottes und durch geistliche Übungen, durch Unterricht der Knaben und Ungebildeten im Christentume, durch Beichthören der Gläubigen und durch Spendung der übrigen Sakramente geistlichen Trost beabsichtige und zugleich sich nützlich erweise zur Versöhnung der Streitenden, zur milden Unterstützung derjenigen, die sich in Kerkern und Spitälern befinden, und für die übrigen Liebeswerke, wie sie angepaßt erscheinen zur Ehre Gottes und zum allgemeinen Wohle, alles dies ausführend unentgeltlich und ohne jeden Lohn für die aufgewandte Mühe." Nach dieser allgemeinen Grundlegung des Zweckes und der Mittel der Gesellschaft Jesu führt die „Formula" auch wieder allgemein gehaltene Bestimmungen über inneren Ausbau und Organisation an: Gehorsam gegen den General, der von der Gesellschaft gewählt wird; Einrichtung von Generalkongregationen; besonderes Gehorsamsgelübde gegen den Papst; Betonung der Armut; Bestimmungen über zu gründende Kollegien, und zwar ausschließlich für Schüler, die dem Orden (als Scholastiker) schon angehören; Breviergebet für die priesterlichen Mitglieder des Ordens; Gleichförmigkeit der äußeren Lebensführung.

Die Quintessenz deckt sich aber, wie wir sehen werden, merkwürdigerweise nicht mit den Substantialia Instituti, den „wesentlichen Bestandteilen des Instituts"; sie hält der Orden geflissentlich im Dunkeln.

II. Gliederung und Verfassung.

1. Gliederung.

Zur Gesellschaft Jesu im weitesten Sinne gehören „Alle, die unter dem Gehorsame des Generals leben; auch die Novizen und jeder, der mit dem Willen, in der Gesellschaft zu leben und zu sterben, sich in den Prüfungen befindet" (Constit. V 1, Declar. A).

Im engeren Sinne gehören zu ihr die Professen, die formierten Koadjutoren und die Scholastiker; in noch engerem Sinne die Professen und formierten Koadjutoren; im „engsten und eigentlichen Sinne" gehören zu ihr „nur die Professen"; nicht weil die Gesellschaft andere Glieder nicht besitzt, sondern weil die Professen die hauptsächlichsten [Glieder] sind (Constit. V 1, Declar. A).

Um den Grad als Profeß zu erlangen, ist nötig:

1. Eine durch Examina bewiesene Kenntnis in der Philosophie und Theologie, die zum Lehramte in diesen Fächern befähigt. Ersetzt werden kann die wissenschaftliche Befähigung durch besonderes Regierungs- und Predigertalent (Congreg. 7, Decrot. 33, 3, Rat. stud., reg. Prov. 19, 11); 2. eine die Mittelmäßigkeit übersteigende Tugendhaftigkeit. Die „Mittelmäßigkeit" in der Tugend gilt als überschritten, „wenn jemand meistens der Tugend entsprechend handelt; wenn vorausgesetzt werden darf, daß er auch in schwierigeren Fällen so handeln wird; wenn er die leichteren Fehler meidet, Ermahnungen und Bußen willig annimmt und durch sie gebessert wird; wenn er in bezug auf sein sittliches Verhalten den Oberen und den Hausgenossen Genüge leistet" (Congreg. 9, Can. 19).

Neben „mittelmäßiger" Tugend wird für die „Profession" auch ein bestimmtes Maß von Wissenschaft verlangt:

Gegen Ende des vierten theologischen Jahres soll das letzte wenigstens zwei Stunden dauernde Examen mit jedem [Studierenden] vorgenommen werden mit Rücksicht auf die Profession. In ihm soll man verschiedene Fragen aus den Hauptteilen der Philosophie und Theologie durchnehmen. Niemand gilt als tauglich zur Profession, der nicht in der Philosophie und Theologie so viel Wissenschaft erlangt hat, daß er beide Fächer zur Zufriedenheit lehren kann. Finden sich bei jemand von unzureichender Wissenschaft so hervorragende Talente zum Regieren oder zum Predigen, daß man sie berücksichtigen muß, so steht das Urteil darüber beim Generalvorsteher. Ihm steht auch das Urteil über jene zu, denen man wegen ausgezeichneter Kenntnis in der klassischen Literatur oder in den indischen Sprachen gemäß dem 29. Beschlusse der 6. Generalkongregation etwas nachsehen kann (Ratio stud., reg. Provinc. 19, 11).

Die „formierten Koadjutoren" teilen sich in „geistliche" (Priester) und „zeitliche" Koadjutoren (Laienbrüder); beide Arten gehören aber zu ein und derselben Klasse von Mitgliedern.

Außer diesen Klassen von Mitgliedern zählt das „Examen generale" (1, 7) auch noch „Indiffe-

rente" auf, d. h. solche, von denen noch nicht feststeht, in welche Klasse sie eingereiht werden, und fügt bedeutungsvoll hinzu:

Alle, welche eintreten, sollen, soviel sie selbst angeht, zur vierten Klasse [zu den Indifferenten] gehören (a. a. O.).

* * *

Räumlich ist der Orden gegliedert in Assistenzen und Provinzen. Gegenwärtig gibt es 4 Assistenzen mit 24 Provinzen und 3 Missionen. Zu jeder Assistenz gehören mehrere Provinzen. Die Assistenzen heißen:

Italien mit 5 Provinzen; Deutschland mit 6 Provinzen (Deutschland, Österreich, Ungarn [seit 1909], Galizien, Holland, Belgien); Frankreich mit 4 Provinzen; Spanien mit 5 Provinzen; England mit 4 Provinzen und 3 Missionen.

Zur Zeit der Aufhebung des Ordens (1773) betrug die Gesamtzahl seiner Mitglieder: 22 589. Im Jahre 1901 zählte er schon wieder 15 145 (Staatslexikon der Görresgesellschaft[2], 4, 183), darunter 6647 Priester, und heute hat seine Mitgliederzahl das 16. Tausend wohl schon überschritten.

2. Verfassung.

A. Gelübde.

Wie jeder Orden (vgl. den Abschnitt: „Der Ordensstand" im 1. Teile), so ruht auch die Gesellschaft Jesu auf den drei Gelübden der Armut, der Keuschheit, des Gehorsams.

Die Bestimmungen des Jesuitenordens über seine Gelübde enthalten aber manches vom Gewöhnlichen Abweichende und Bemerkenswerte.

Der Jesuitenorden hat drei Arten von Gelübden: die sogenannten ersten einfachen Gelübde, die der Novize nach Vollendung des zweijährigen Noviziats ablegt, und wodurch er in die Klasse der Scholastiker eintritt, und die letzten Gelübde, die sich scheiden in die feierlichen Gelübde der Professen und die nicht-feierlichen der formierten Koadjutoren.

Die „einfachen" Gelübde der Scholastiker und derjenigen geistlichen und zeitlichen Koadjutoren, die noch nicht die letzten Gelübde abgelegt haben, lauten:

Allmächtiger, ewiger Gott, ich N. N., obwohl ganz und gar deines göttlichen Angesichtes unwürdig, aber im Vertrauen auf deine unendliche Güte und Barmherzigkeit und angetrieben vom Verlangen, dir zu dienen, gelobe vor der heiligsten Jungfrau Maria und vor dem ganzen himmlischen Hofe deiner göttlichen Majestät ewige Armut, Keuschheit und Gehorsam in der Gesellschaft Jesu, und ich verspreche, in dieselbe Gesellschaft einzutreten, um beständig in ihr zu leben, indem ich dabei alles gemäß den Satzungen dieser Gesellschaft verstehe. Von deiner unendlichen Güte und Milde erbitte ich demütig durch das Blut Jesu Christi, daß du dieses Brandopfer zu einem süßen Wohlgeruche aufnehmen mögest, und daß du, wie du verliehen hast, es zu verlangen und darzubringen, reichliche Gnadespenden mögest, es zu erfüllen.

Diese „einfachen" Gelübde haben das Besondere, daß sie, durch Verleihung Gregors XIII. (Bulle Ascendente Domino vom 25. Mai 1584), ein trennendes Ehehindernis bilden, d. h. auch schon der Jesuiten-Scholastiker ist vom Augenblicke der Gelübdeablegung an (gewöhnlich hat er das 20. Jahr noch nicht erreicht) „unfähig", eine Ehe einzugehen, während in den übrigen Orden die „einfachen" Gelübde nur die Wirkung haben, eine Ehe für den Ablegenden zwar unerlaubt, aber die trotzdem eingegangene Ehe nicht ungültig zu machen.

Das Gelübde der Professen lautet:

Ich N. N. lege meine Profeß ab, und ich verspreche dem allmächtigen Gotte vor seiner jungfräulichen Mutter und vor dem ganzen himmlischen Hofe und vor allen Umstehenden und dir ehrwürdigem Vater, dem Generalvorsteher der Gesellschaft Jesu, oder deinem Stellvertreter ewige Armut, Keuschheit und Gehorsam, und gemäß des Gehorsams verspreche ich besondere Sorge in bezug auf die Erziehung von Knaben, gemäß der Lebensform, die für die Gesellschaft Jesu enthalten ist in den apostolischen Briefen und in den Satzungen der Gesellschaft. Außerdem verspreche ich besonderen Gehorsam dem obersten Pontifex in bezug auf die Missionen, wie es in den apostolischen Briefen und in den Satzungen enthalten ist.

Die Professen von drei Gelübden, die keine eigene Klasse bilden, legen das gleiche Gelübde ab, aber ohne das Gehorsamsgelübde gegen den Papst (Exam. gen. 1, Declar. D; Constit. V 2, 3 und Declar. C; Congreg. 4, Decret. 54).

Außer dem feierlichen Gelübde legen die Professen noch fünf sogenannte kleine Gelübde ab:

1. Niemals die Ordensbestimmungen über die Armut zu verändern, es sei denn, um sie zu verschärfen; 2. niemals nach einer Würde innerhalb der Gesellschaft; 3. niemals nach einer Würde außerhalb der Gesellschaft zu streben und eine solche nur anzunehmen, wenn der Gehorsam es befiehlt; 4. jeden anzuzeigen, bei dem man ein solches Streben wahrnimmt; 5. auf den Rat des Generaloberen zu hören, auch wenn man zu einer Prälatenstelle außerhalb der Gesellschaft gelangt ist.

Die „letzten" Gelübde der geistlichen Koadjutoren

haben den gleichen Wortlaut wie die der Professen, nur daß das Wort „Profeß", die Gehorsamsversprechung gegen den Papst und die fünf übrigen Gelübde der Professen wegfallen.

Die „letzten" Gelübde der zeitlichen Koadjutoren (Laienbrüder)

sind ganz gleich denen der geistlichen Koadjutoren, es fehlt aber bei ihnen das Versprechen der Jugenderziehung.

B. Regierungsform.

Vielfach ist die Meinung verbreitet, die Regierungsform des Jesuitenordens sei eine absolutistisch-monarchische, der Ordensgeneral sei satzungsgemäß Autokrat. Dem ist nicht so.

Gewiß konzentriert sich in der obersten Spitze des Ordens, im General, eine Fülle von Macht, und die gesamte Vollzugsgewalt ruht für gewöhnlich in seiner Hand. Dennoch ist er nichts weniger als Alleinherrscher, und kaum wird es ein Gemeinwesen geben, in welchem die verschiedenen Gewalten seiner untereinander balanciert sind als im Jesuitenorden.

Diese geschickte Gleichgewichtsverteilung kommt in den Satzungen zum Ausdrucke:

Sehr wichtig ist, daß die Einzeloberen über ihre Untergebenen und der General über die Einzeloberen, die ganze Gesellschaft aber über den General viel Macht besitzt, so daß für das Gute alle alles können, und daß sie, wenn sie [die einzelnen] verkehrt handeln, ganz und gar [den anderen] unterworfen sind (Constit. X 1, 8).

* * *

An der Spitze des ganzen Ordens steht der General.

Er wird durch die Generalkongregation auf Lebenszeit gewählt, ist aber aus bestimmten Gründen absetzbar.

Klug, echt staatsmännisch, dabei kurz und klar drücken sich die Satzungen über die Notwendigkeit aus, einen **Generalvorsteher** (der offizielle Titel des Ordensgenerals) **auf Lebenszeit** zu wählen:

Wie es notwendig ist, daß in allen gut eingerichteten Staatswesen, außer denjenigen Personen, die in ihnen besondere Ziele verfolgen, auch einer oder einige seien, denen die Sorge für das allgemeine Wohl obliegt, und die darauf als auf ihr ihnen eigentümliches Ziel ihre Arbeit richten, so ist es auch für diese Gesellschaft notwendig, daß außer denen, die den verschiedenen Häusern, Kollegien, Provinzen vorstehen, einer sei, dem die Sorge für die ganze Gesellschaft obliegt ... und das ist der Generalvorsteher ...., der lebenslänglich der Gesellschaft vorstehen soll, weil die so erlangte Erfahrung, die Übung im Regieren, die genaue Kenntnis der einzelnen Mitglieder und die über sie erlangte Autorität viel dazu beiträgt, daß er sein Amt gut verwaltet. Für lebenslängliche Dauer des Generalats spricht außerdem, daß so jeder Gedanke und jede Gelegenheit für Strebertum länger fern gehalten wird; ferner: daß es leichter ist, einen für dies Amt Tauglichen als mehrere zu finden; drittens: Lebenslänglichkeit lehren uns die Beispiele der Gemeinwesen von Wichtigkeit, sowohl in kirchlichen (Papst, Bischöfe) wie in weltlichen (Fürsten, Herren) Kreisen. Auch bei den **Auswärtigen** wird ein auf Lebenszeit gewählter General mehr Ansehen haben, als wenn er nur für wenige Jahre gewählt ist; und bei den **Unsrigen** würde der Gedanke, er sei bald wieder ihnen gleich oder sogar ihnen untergeben, sein Ansehen mindern (Constit. IX 1 cum Decl.).

Unter den **Eigenschaften**, welche den zum General zu Wählenden besonders auszeichnen sollen, nennen die Satzungen außer verschiedenen geistigen Gaben (Tugend, Klugheit usw.):

„**Geburtsadel, Reichtümer**, die er in der Welt hatte, **Ehre** und Ähnliches. Solchen Eigenschaften ist in gewisser Weise Rechnung zu tragen; die anderen sind aber wichtiger, so daß sie, auch wenn die genannten fehlen, für die Wahl genügen **können**" (Constit. IX 2. Declar. C).

Die **Machtbefugnisse des Generals**, die sich auf die gesamte äußere und innere Verwaltung des Ordens erstrecken, werden in 20 Punkten im 3. Kapitel des 9. Teiles aufgezählt. Diesen Befugnissen steht gegenüber „**Die Macht oder die Fürsorge, welche die Gesellschaft in bezug auf den Generalvorsteher haben soll.**" Diese „Fürsorge" gipfelt in vier Punkten:

1. Die Gesellschaft setzt ihm einen Professen zur Seite, der sein „**Ermahner**" (Admonitor) ist; 2. die Gesellschaft hat das Recht, ihm die Annahme irgend welcher ihm angetragener Würden zu verbieten, die mit Ausübung des Generalats unverträglich sind; 3. die Gesellschaft ernennt durch eine dazu berufene Generalkongregation oder auch durch schriftliche Abstimmung einer bestimmten Anzahl von Professen einen **Generalvikar**, falls der General „sich in wichtigen Dingen nachlässig und träge erweist" oder erkrankt; 4. die Gesellschaft kann den **General absetzen**, wenn er äußerlich erkennbare Todsünden begeht, „besonders, wenn er den Beischlaf vollzieht", jemand schwer verwundet, aus den Einkünften der Kollegien etwas zum eigenen Vorteile verwendet, einem Auswärtigen von den Ein-

künften etwas schenkt, feste Güter der Häuser oder Kollegien verkauft, eine verderbliche Lehre vorträgt (Constit. IX 4, Declar. A-E).

Nur die Generalkongregation kann die Absetzung vollziehen.

„Sind die Fehler [des Generals] nicht genügend groß zur Absetzung, so sollen andere Sachen [auf der zusammenberufenen Kongregation] verhandelt werden, so daß die Zusammenberufung dieser Sachen wegen geschehen zu sein scheint, und was die Sache mit dem General betrifft, so werde sie verheimlicht, und sie soll, soweit es möglich, niemals bekannt gemacht werden. . . . Ist beschlossen worden, ihn [den General] seines Amtes zu entsetzen, soll mit ihm im Geheimen verhandelt werden, damit er selbst abdanke, um seine Absetzung und die Sünde, wegen der er abgesetzt wurde, verheimlichen zu können" (Constit. IX 5, Declar. C).

Wird beschlossen, den General nicht abzusetzen, sondern nur zu bestrafen, so werden vier Professen gewählt, denen es obliegt, zu erwägen, welche Strafe zu verhängen sei; ist unter ihnen Stimmengleichheit, so soll ein fünfter oder noch drei andere hinzugewählt werden (Constit. IX 5, 5).

Stellt es sich heraus, daß der General wegen hohen Alters, Krankheit oder sonstwie unfähig zur Leitung wird, so soll ein Generalvikar mit voller Generalsgewalt, aber ohne den Titel des Generals eingesetzt werden (Constit. IX 5, 6).

Die Gesellschaft soll dem General vier „Assistenten" beigeben, zur Abwicklung der Generalatsgeschäfte. Die Assistenten sind von derselben Generalkongregation zu wählen, die auch den General gewählt hat. Stirbt einer von ihnen, so kann der General einen anderen Assistenten ernennen, aber nur nach vorheriger Zustimmung aller Provinziale (Constit. IX 5).

Die Tätigkeit des Generals erstreckt sich auf alles. Das Größte wie das Kleinste kommt zur Entscheidung oder Gutheißung vor sein Forum.

Erleichtert wird dem General seine allumfassende Tätigkeit durch die schon im 1. Teile gewürdigte, zu einem vollkommenen Spionagesystem ausgestaltete Berichterstattung, in deren Mittelpunkte er als Empfänger steht.

Trotz scheinbarer Allgewalt ist aber, wie schon hervorgehoben, die Macht des Generals durch Admonitor und Assistenten einer ständigen Überwachung unterworfen zum Zwecke eventueller Einengung und selbst Aufhebung schon getroffener Entscheidungen.

Über dem General steht nämlich die Generalkongregation. Die durch die Satzungen vorgesehene Unterordnung des Generals unter sie kommt in einer „Ordinatio" des Ordensgenerals Peter Beckx vom 11. Mai 1862 zu klarem Ausdrucke:

Die 21. Generalkongregation hat uns in ihrem 20. Dekrete die ganze Angelegenheit [Vorschrift über Herausgabe von Büchern] übertragen und aufs angelegentlichste empfohlen. Wir also, im Verlangen, ihrem Willen mit dem gebührenden Eifer zu gehorchen, halten dafür usw. (Instit. Societ. Jesu. Romae 1870, II 253).

* * *

Die Generalkongregationen bilden die höchste überwachende und gesetzgebende Instanz des Ordens.

* * *

Außer den Generalkongregationen gibt es auch noch Provinzial- und Prokuratorenkongregationen.

Die Provinzen werden von Provinzialoberen geleitet, die der General für eine Amtszeit von gewöhnlich drei Jahren ernennt, und denen er fünf oder sechs Konsultoren und einen „Sozius", der zugleich „Admonitor" ist, an die Seite stellt. Sozius und Admonitor haben die Amtsführung des Provinzials zu überwachen und über sie an den General zu berichten.

Die Niederlassungen (Häuser, Kollegien usw.) leiten Rektoren, Superioren, Vorsteher; auch ihnen sind Konsultoren und Admonitoren beigeordnet.

Von unten nach oben steigend liegt also die Regierungsgewalt in den Händen der Lokaloberen, Provinzialoberen und des Generals. Über allen thront, sobald sie versammelt ist, mit absolut souveräner Gewalt die Generalkongregation.

* * *

Wie behutsam der Orden vorgeht bei Ernennung derjenigen, die an der Regierungsgewalt teilnehmen sollen, beweisen die von den Satzungen vorgeschriebenen „Informationen"; sie bilden eine Vervollständigung der Vorschriften über Überwachung und Spionage.

Eine Bestimmung der Informationen ist hervorzuheben:

Die Informationen sollen die Provinziale nicht nur von den Konsultoren, sondern auch von den älteren und hervorragenderen Patres entnehmen, welche diejenigen, die in Vorschlag kommen, am besten kennen, sei es weil sie ihre Vorgesetzten waren, sei es weil sie vertraulich mit ihnen verkehrt haben (a. a. O. II 237).

Es stützen sich also die Informationen auf Kenntnisse, welche die Informatoren im „vertraulichen“ Verkehre gewonnen haben, ja auf Kenntnisse, die der Obere vom Untergebenen, der ihm die „Gewissensrechenschaft“ ablegen muß, besitzt. Somit fließen die Informationen aus Mitteilungen, die eigentlich, durch die Siegel des Vertrauens und fast der Beichte geschützt, jeder Weitergabe entzogen sein sollten.

Zweites Kapitel.

Kritik des Ordensinneren.

Unter „Ordensinnerem“ verstehe ich den Geist des Ordens. Theoretisch gibt er sich kund in den Ordenssatzungen, praktisch in der Ordenswirksamkeit. So kommen Äußeres und Inneres zusammen; beide bilden den Ordensorganismus, mit seinem Wesen und mit seinem geschichtlichen Leben.

Auf dieses alles hat sich also die Kritik, nach Beantwortung einiger Vorfragen, zu erstrecken.

I. Vier Vorfragen.

1. Haben wir in den vorliegenden Ausgaben des „Instituts der Gesellschaft Jesu“ (Prag 1757, Rom 1870 usw.) die wirklichen und vor allem die vollständigen Ordenssatzungen?

Eine sichere Antwort kann nicht gegeben werden. Wir müssen das Gebotene als „vollständige“ Satzungen ganz und gar auf Treu und Glauben hinnehmen, im Vertrauen auf die Ehrlichkeit des Darbietenden, nämlich des Jesuitenordens selbst. Nirgends auch findet sich eine Bestätigung über die Vollständigkeit der Satzungen durch eine andere Autorität — ich denke dabei selbstverständlich nur an eine kirchliche —, der Einsicht gewährt worden ist in die Originalakten, ersten Niederschriften und Redaktionen der Satzungen. Nur der Orden sagt uns: das sind meine Satzungen und Regeln. Aber nicht einmal der Orden selbst hat jemals authentisch und feierlich erklärt: das sind meine vollständigen Satzungen, meine vollständigen Regeln; andere gibt es nicht.

Schwere Bedenken in bezug auf Vollständigkeit steigen auf, wenn man das Summarium Constitutionum und die Regulae communes (Institutum S. J., II 70—78) durchliest, d. h. also denjenigen Teil der Ordenssatzungen, der eine gedrängte Übersicht, die Quintessenz der Grundgesetze und Regeln enthalten soll: „Zusammenfassung derjenigen Satzungen, die sich auf die geistliche Unterweisung der Unsrigen beziehen und von allen zu beobachten sind.“

In 52 Punkten und 49 Regeln findet sich da ein wirres, zusammenhangloses Durcheinander. Neben asketischen Vorschriften stehen rein äußerliche Vorschriften; Gesetze, die Grundrichtungen für Aufbau und Leitung vorzuschreiben scheinen, sind vermischt mit offenbar Nebensächlichem und Vorübergehendem. Nicht so sehr der Mangel an Ordnung, sondern der Mangel an Zusammenhang fällt auf: man fühlt das Lückenhafte, und unwillkürlich stellt sich der Gedanke ein: ist nicht hier und hier und hier etwas ausgelassen?

Das Summarium und die Regulae communes werden jeden Monat einmal während der Mahlzeiten vom Katheder des Refektoriums herab vorgelesen. Je öfter ich sie hörte, um so energischer zweifelte ich: höre ich Vollständiges oder bewußt und gewollt Verstümmeltes? In später zu erwähnenden wichtigen und entscheidenden Unterredungen habe ich meinen Zweifel dem Provinzial der „deutschen Ordensprovinz“, Pater Jakob Ratgeb, vorgelegt. Ich erhielt die ausweichende Antwort: „Lassen Sie doch solche Grübeleien; nehmen Sie die Dinge, wie der Tag sie bringt; was später kommt, ist nicht für heute.“

Reichlichen Stoff zum Nachdenken und zum Zweifel nach dieser Hinsicht bieten die Verhandlungen der 5. Generalkongregation (1593/1594). Wir wissen von den Verhandlungen nur aus den vom Orden selbst veröffentlichten Dekreten. Nebenbei: warum hat der Orden noch niemals das vollständige Protokoll auch nur einer einzigen Generalkongregation — es hat deren bis jetzt 25 gegeben — veröffentlicht? An Raum in seinen dickleibigen und zahlreichen Werken über die äußere und innere Geschichte des Ordens hat es ihm doch nicht gefehlt. Aber selbst aus diesen „Dekreten“ erhellt deutlich, daß in bezug auf die Satzungen gewollte Dunkelheiten bestehen, so daß man mit Fug und Recht an der Vollständigkeit der vom Orden durch den Druck veröffentlichten Satzungen zweifeln kann.

Sorgfältig verheimlicht der Orden in den von ihm herausgegebenen Sammlungen der Kongregations-Dekrete (Prager Ausgabe des Institutum S. J., I 449—696; Römische Ausgabe, I 139 bis 461) die Verhandlungen und Beschlüsse der 8. Generalkongregation (1645/46) über ein wichtiges Schreiben Innozenz' X., das sich in

18 Punkten mit umfassenden Reformen am Jesuitenorden beschäftigt.

Auf der 14. Generalkongregation im Jahre 1696 beantragte der General Thyrsus Gonzalez, die Kongregation möge beschließen, die vergangenen Dinge, d. h. der Streit über das Auftreten des Generals gegen den Probabilismus, sollten nicht mehr berührt werden. Die Kongregation beschloß demgemäß, aber dieser wichtige Beschluß fehlt in allen amtlichen Ausgaben der Kongregationsdekrete (die Beweisstücke bei Döllinger-Reusch, Moralstreitigkeiten, II 214). Die für die Öffentlichkeit bestimmten Ausgaben der Dekrete sollen eben nichts enthalten, was ein ungünstiges Licht auf innere Vorgänge werfen könnte. Wie oft mag dies „abgekürzte Verfahren" Platz gegriffen haben? Wie läßt sich auf Grund solcher „amtlicher Akten" Geschichte schreiben?

Auch in den Regeln des Sozius des Provinzials finden sich Hinweise auf nur handschriftlich existierende geheime Ordenssatzungen:

„Seiner Obhut unterstellt ist das besondere Archiv der Ordensprovinz, insoweit es handschriftliche Bücher enthält, die für Leitung der Provinz besonders wichtig sind." Zu solchen Büchern werden dann gerechnet: „Das Buch, das die ungedruckten, für die ganze Gesellschaft gültigen Anordnungen (Ordinationes) der Ordensgenerale enthält. Das Buch, das eine andere Art ungedruckter Rundschreiben der Generale enthält (Institutum Societ. Jesu. Romae 1870, II 96).

Besonders letztgenanntes „Buch" muß als „Geheimbuch" bezeichnet werden.

Bedeutungsvoll für vorliegende Frage sind auch die Worte des von den Jesuiten tödlich gehaßten und bis über das Grab hinaus verfolgten Don Palafox, Bischofs von Los Angelos. In seinem berühmt gewordenen Schreiben an Innozenz X. vom 8. Januar 1649, auf das ich noch zurückkommen werde, sagt er:

Welcher andere Orden hat Satzungen, die er nicht sehen läßt, Privilegien, die er verborgen hält, heimliche Regeln und alles, was die Einrichtung des Ordens betrifft, hinter einem Vorhange versteckt? Die Regeln aller übrigen Orden sind in aller Welt Augen ... Aber unter den Jesuiten gibt es sogar Professen, welche die Satzungen, Privilegien und selbst die Regeln der Gesellschaft nicht wissen, obwohl sie sich verbinden, sie zu beobachten. Mithin werden sie von ihren Oberen nicht nach den Regeln der Kirche, sondern nach gewissen verborgenen und den Oberen allein bekannten Satzungen und vermöge gewisser verborgener, schädlicher Angebereien regiert, was Ursache ist, daß eine große Menge aus dem Schoße der Gesellschaft verjagt wird (Don Juan de Palafox, Briefe an Innozenz X. Frankfurt und Leipzig 1773, S. 116ff.).

2. Hat der Jesuitenorden Geheimvorschriften; sind die vielgenannten Monita privata echt?

Daß der Orden geheime Satzungen hat, die er ängstlich hütet, unterliegt für mich nach dem Gesagten und nach noch zu Sagendem nicht dem mindesten Zweifel. Mehr wie irgendeine andere Vereinigung verdient der Jesuitenorden die Bezeichnung: geheime Gesellschaft.

Nicht so einfach und glatt zu beantworten ist die Frage nach Echtheit oder Unechtheit der Monita.

Die Monita privata Societatis Jesu: „Geheimvorschriften der Gesellschaft Jesu" erschienen gedruckt zuerst zu Krakau 1612, nachdem sie schon vorher handschriftlich verbreitet worden waren. Herausgeber scheint der frühere Jesuit Zahorowski zu sein. Fast unzählige Auflagen und Ausgaben in allen Kultursprachen folgten sich. Die letzte Ausgabe erschien zu Bamberg 1904.

Die Bedeutung der Schrift geht daraus hervor, daß schon gleich nach Erscheinen der Ordensgeneral Mutius Vitalleschi zweimal, 1616 und 1617, den deutschen Jesuiten Gretser, einen hervorragenden Theologen des Ordens, mit einer Widerlegung beauftragte, und daß bis in die neueste Zeit hinein Jesuit auf Jesuit als Widerleger auftritt (vgl. Duhr S. J., Jesuitenfabeln, 4. Aufl. Freiburg i. B. 1904, S. 90f.).

Vor wenigen Jahren wandte sich Adolf Harnack an mich um Auskunft, ob die Monita echt oder unecht seien. Ich erwiderte, es sei zu unterscheiden zwischen formeller und materieller Echtheit. Bei dieser Unterscheidung bleibe ich auch heute noch.

Die formelle Echtheit, d. h. daß die Monita gleichsam als Geheimzusatz zu den offiziellen Satzungen des Ordens vom Orden selbst in vorliegendem Wortlaute abgefaßt sind, ist schwer zu beweisen.

Die materielle Echtheit, d. h. daß die Monita Vorschriften enthalten, die dem Geiste des Ordens entsprechen, mag ihr Verfasser nun ein Jesuit oder ein Jesuitenfeind gewesen sein, mag er ein ernsthaftes oder ein satyrisches Werk haben schreiben wollen, steht für mich ebenso fest, wie die Existenz von Geheimvorschriften des Ordens überhaupt.

Aber auch die formelle Echtheit ist wenigstens nicht so leichthin beiseite zu schieben, wie es die

Jesuiten, neuerdings in besonders oberflächlicher Weise der Jesuit Duhr (Jesuitenfabeln[4], S. 91 ff.), tun. Den geschichtlich feststehenden Tatsachen gegenüber, die sich auf die Monita beziehen, bleibt dem unparteiisch und gewissenhaft Prüfenden nur übrig, über die formelle Echtheit ein Non liquet zu sprechen.

Die kirchlichen Urteile (Bischöfe, Inderkongregation usw.) gegen die Echtheit haben keine Kraft; denn sie sind parteiisch, auf Betreiben der Jesuiten selbst erlassen und dekretieren die Unechtheit ohne auch nur den Versuch eines Beweises.

Daß die Jesuiten selbst in einer Flut von Gegenschriften die Echtheit leugnen, ist natürlich. Aber die Leugnung verdient zunächst nur den Glauben oder Unglauben, den die Leugnung jedes Angeklagten verdient. Nur stichhaltige Beweise gegen die Echtheit der Monita können den Ausschlag geben. Und solche Beweise sind bis jetzt von den Jesuiten nicht vorgebracht worden. Auch eine überzeugende Entkräftung der für die Echtheit angeführten Tatsachen liegt nicht vor.

Die Verteidiger der Echtheit stützen sich im wesentlichen darauf, daß die handschriftlichen Exemplare der Monita, die den Buch-Ausgaben zugrunde liegen, in Jesuitenkollegien aufgefunden worden sind. Die Auffindung solcher Exemplare steht unzweifelhaft fest für die Kollegien zu Prag, Paris, Roermond (Holland), München und Paderborn. Das Exemplar im Paderborner Jesuitenhause wurde „in einem Schranke des Rektorzimmers" (Anatomia, S. 49) gefunden. Das Münchener handschriftliche Exemplar, zu den Bibliotheksbeständen des 1773 aufgehobenen dortigen Jesuitenkollegs gehörend, entdeckte man erst in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts in einem geheimen Verschlage hinter dem Altare der alten Jesuitenkirche St. Michael zu München. Entscheidend für die Echtheit wäre, wenn mit absoluter Sicherheit nachgewiesen werden könnte, daß das Prager Exemplar dort schon im Jahre 1611 vorhanden gewesen sei, d. h. also vor der im Jahre 1612 erfolgten ersten Buchausgabe. J. Friedrich (a. a. O. S. 8) macht es wahrscheinlich (was der Jesuit Duhr, a. a. O. S. 94 dagegen schreibt, ist nichtssagend), aber nicht gewiß. Fest steht jedoch, daß der Prager Fund den Jesuiten so unangenehm war, daß der damalige Hauptverfechter der Unechtheit der Monita, der Jesuit Forer, es für geraten hielt, ihn in seiner Abwehrschrift (Anatomia Anatomiae Societatis Jesu) mit Stillschweigen zu übergehen. Dagegen „bewies" er eifrig — es bedurfte dessen nicht —, daß das Exemplar in Paderborn erst nach der ersten Buchausgabe ans Licht gezogen worden sei. Forers Schweigen ist um so auffallender, als eine handschriftliche, für sein Buch bestimmte Bemerkung den Prager Fund als Tatsache behandelt (J. Friedrich, a. a. O. S. 9 u. 65). Das: „Wer schweigt, wenn er reden konnte und mußte, scheint zuzustimmen" kommt einem bei diesem ominösen Schweigen in den Sinn.

* * *

3. Gibt es neben der in den Satzungen hervortretenden Gliederung des Ordens auch noch eine Geheimklasse von Mitgliedern? Gibt es „Affiliierte" des Jesuitenordens?

Im 1. Teile haben wir gesehen, daß der Jesuitenorden von sogenannten „zweiten" und „dritten" Orden, wie die Franziskaner und Dominikaner sie unter den Laien für sich eingerichtet haben, nichts wissen will; wir haben aber auch schon dort gesehen, daß die „marianischen Kongregationen" als „dritte" oder „zweite" Orden des Jesuitenordens bezeichnet werden können. So eng aber die „Kongreganisten" den Jesuiten auch verbunden sind, das Band des Gehorsams fesselt sie nicht an den Orden. Erst durch dieses Band entstehen wirkliche „Affiliierte". Und der Jesuitenorden besitzt sie.

Die Möglichkeit von „Affiliierten" scheint mir zunächst sogar an zwei Stellen des offiziellen „Instituts" angedeutet zu sein. In den Satzungen heißt es:

Die Gesellschaft [Jesu] im weitesten Sinne des Wortes umfaßt alle, die unter dem Gehorsame des Generalvorstehers leben, auch die Novizen und wer immer, mit dem Willen in der Gesellschaft zu leben und zu sterben, sich in den Prüfungen befindet, um in sie [die Gesellschaft Jesu] in irgend einem Grade, von denen die Rede sein wird, aufgenommen zu werden (Constit. V 1, Declar. A).

Und das 129. Dekret der ersten Generalkongregation (1558) lautet:

Ob die Weltlichen, die im militärischen Christusorden Gelübde ablegen, zu unserer Gesellschaft zugelassen werden können, obwohl anzunehmen sei, daß sie die Profeß nicht bei uns ablegen werden? Antwort: Sie können zugelassen werden (Instit. Soc. Jesu. Romae 1869, I 170).

An der ersten Stelle wird gesprochen von denen, die unter dem Gehorsame des Generals stehen, einschließlich der „Novizen" „und" von anderen,

„die, mit dem Willen in die Gesellschaft aufgenommen zu werden, sich in den Prüfungen befinden". Will man nicht krasse Tautologie annehmen, so wird durch das „und" ein Unterschied zwischen den an erster und den an zweiter Stelle Genannten gemacht, d. h. die an zweiter Stelle Genannten befinden sich, im Gegensatz zu den dem Orden schon Angehörenden, selbst den Novizen, zwar „in den Prüfungen", gehören aber (noch?) nicht zur Gesellschaft, d. h. also, sind „Affiliierte".

Die zweite Stelle spricht deutlich von „Weltlichen, die zur Gesellschaft zugelassen werden, ohne daß sie Profeß ablegen". Ich gebe zu, daß das Wort „Profeß" im engsten Sinne, d. h. im Gegensatze zu den Gelübden der „Koadjutoren", verstanden werden kann; die Möglichkeit es im allgemeinen Sinne, d. h. im Sinne von Ordensgelübden überhaupt, zu verstehen, ist aber nicht zu leugnen. Dann haben wir es aber auch hier mit „Affiliierten" zu tun.

Übrigens erwähnen die Satzungen in ihrem 10. Teile (1, 6) offen eine Klasse von Ordensmitgliedern, die mit Fug und Recht „Affiliierte" genannt werden können, nämlich alle diejenigen Jesuiten, welche Bischöfe oder Kardinäle geworden sind.

Wer gezwungen worden ist, eine Würde außerhalb der Gesellschaft [Jesu] anzunehmen, soll Gott geloben, daß er den Rat des Ordensgenerals oder eines anderen, den der General dazu bestimmt, zu jeder Zeit anhören werde, und daß er, wenn er erkennt, daß das, was ihm geraten wird, besser ist, es ausführen werde; nicht als ob derjenige, der Prälat geworden ist, einen aus der Gesellschaft als Oberen habe, sondern weil er freiwillig im Angesichte Gottes zu dem verpflichtet werden will, was er als das Bessere für den göttlichen Dienst erkennt, und weil es ihm gefällt, daß es jemand gäbe, der ihm das mit Liebe und christlicher Freiheit zur Ehre Gottes und unseres Herrn vorschlage (Constit. X 1, 6).

Diese Vorschrift steht zwar mit den allgemeinen kanonischen Bestimmungen, nach denen ein Bischof oder Kardinal nicht mehr seinen Ordensoberen (falls er Ordensmann gewesen ist), sondern nur dem Papste zum Gehorsame verpflichtet ist, in direktem Widerspruche, aber sie ist eben deshalb ein besonders schlagender Beweis für die Starrheit, mit welcher der Jesuitenorden die ihm Angehörenden im Ordensinteresse und aus Ordensegoismus in Dienstbarkeit behält. Nicht kirchliche Bestimmungen sind seine Richtschnur, sondern eigener Nutzen, Erweiterung und Befestigung der eigenen Macht.

Man beachte auch, wie geschickt die gewählten Worte den Widerspruch mit dem kanonischen Rechte verdecken: der Prälat gewordene Jesuit hat nicht einen aus der Gesellschaft zum Oberen — das darf ja nicht sein —, er wählt nur „freiwillig" einen, dem er gehorcht, und das ist zufällig der Ordensgeneral.

So sind alle aus dem Jesuitenorden hervorgehenden Bischöfe und Kardinäle satzungsgemäß seine „Affiliierten".

Doch lassen wir beiseite, was die Satzungen, versteckt oder offen, über „Affiliation" sagen. Die geschichtliche Tatsache ihrer Existenz steht breit und groß vor uns.

Schon der Stifter des Jesuitenordens, Ignatius von Loyola, hat zahlreiche „Affiliationen" vorgenommen. So lebte der Spanier Miguel Torres, den Ignatius seinen „Augapfel" nannte, als Weltmann. Niemand wußte, daß er Jesuit sei, und daß Ignatius selbst ihn schon vor Jahren in den Orden aufgenommen hatte. Franz Borgia regierte sein Herzogtum Gandia, äußerlich als Herzog lebend, obwohl er schon seit vier Jahren, mit Erlaubnis des Ignatius, die Jesuiten-Profeß abgelegt hatte. Als Borgia dann im Jahre 1724 durch Benedikt XIII. heilig gesprochen wurde, ist seine „Affiliation" sogar in die Heiligsprechungsbulle aufgenommen worden:

Noch als Herzog von Gandia wurde ihm von unserem Vorgänger Paul III. auf Bitten des seligen Ignatius erlaubt, daß er, mit Wissen von nur wenigen Ordensleuten [Jesuiten], die Gelübde ablege. Vier Jahre wurden ihm vom Papste bewilligt, um seine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen (Institutum Societatis Jesu. Pragae 1757, I 181).

Ähnlich machte es Ignatius mit dem reichen spanischen Abte Domenech und mit dem Weltgeistlichen Bergara, der als geheimer Jesuit fast Großinquisitor von Spanien geworden wäre. Auch den Infanten Don Luis von Portugal gliederte Ignatius als „Affiliierten" seinem Orden an (die Belege bei Gothein, Ignatius von Loyola und die Gegenreformation. Halle 1895, S. 359 f. und 788).

Selbst eine ausdrückliche theoretische Anerkennung der „Affiliation" durch Ignatius besitzen wir. Gewesene Mitglieder anderer Orden wollten sich dem Jesuitenorden offen anschließen. Den offenen Anschluß lehnte Ignatius ab, ließ aber durch seinen Sekretär, den Jesuiten Polanco, ganz allgemein schreiben:

Ich sehe, daß einige sich der Gesellschaft [Jesu] verbinden und sie gemäß dem Talente, das Gott ihnen gibt, unterstützen, und obwohl sie eigentlich weder Professen noch Koadjutoren noch Scholastiker sind, erfüllen sie doch beständig dasselbe wie die, welche es sind, und können zu ihrem Teile das Verdienst des Gehorsams besitzen (bei Gothein, a. a. O. S. 361).

In einer aus dem Jahre 1617 stammenden italienischen Denkschrift (abgedruckt bei Döllinger-Reusch, Moralstreitigkeiten, II 376 bis 390) über die Ziele der Gesellschaft Jesu und über die Mittel, sie zu erreichen, wird mitgeteilt,

daß die Jesuiten in England die Anstellung eines Erzpriesters durchgesetzt hätten, der „ein Jesuit dem Gelübde nach" sei, und der die übrigen vom Jesuitenorden unabhängigen Geistlichen wie ein reißender Wolf verfolgt, sie in die äußerste Notlage gebracht und so erreicht habe, daß jetzt fast die gesamte Geistlichkeit Englands „Jesuiten dem Gelübde nach" seien (a. a. O. S. 388).

Prinz Wilhelm von Oranien übermittelte seinem Gesandten in London, Dykvelt, einen aufgefangenen Brief der Jesuiten von Lüttich an ihre Ordensbrüder in Freiburg i. B., worin mitgeteilt wird, der König von England, Jakob II., des Oraniers Schwiegersohn, habe sich dem Jesuitenorden „affiliert". Selbst Crétineau-Joly wagt nicht, den Brief für apokryph zu erklären, sondern sagt nur: authentique ou controuvée . . . . une correspondance, dont l'original n'a jamais pu être représenté (a. a. O. 4, 174). Eine wertvolle Bestätigung der hier gemeldeten „Affiliation" des englischen Königs hat J. Friedrich beigebracht durch ein Originalschreiben des Jesuiten Ruga aus London vom 13. März 1687 an den Jesuiten Pusterla in Mailand, das sich unter den Jesuitenpapieren der Münchener Staatsbibliothek befindet (Codex lat. Mon. 26473, f. 311: Friedrich, Beiträge zur Geschichte des Jesuitenordens. München 1881, S. 30. 78: Abhandlungen der Kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften, III. Klasse, XVI. Band, I. Abteilung). Der Jesuit Ruga berichtet dort, daß in der ersten Audienz, die er bald nach seiner Ankunft in London gehabt habe, Jakob II. ihm gesagt habe: „Ich bin ein Sohn der Gesellschaft Jesu", und die Königin: „Ich bin ihre Tochter." Wenige Tage darauf habe die Königin ihm wiederholt: „Ich habe den Ehrgeiz, eine Tochter der Gesellschaft Jesu zu sein."

Ein Aktenstück des 17. Jahrhunderts: „Belehrung für die Fürsten über die Art, wie die Patres Jesuiten regieren" (Handschrift der Pariser Bibliothèque nationale, fonds italiens nr. 986) spricht die „Affiliation" offen aus.

Es gibt eine Klasse von weltlichen Jesuiten beiderlei Geschlechts, welche in blindem Gehorsame sich der Gesellschaft anschließen, indem sie ihre ganze Handlungsweise nach dem Rate der Jesuiten einrichten und jedem ihrer Befehle gefügig sind. Das sind meistens vornehme Herren und vornehme Damen, namentlich Witwen, dann Bürger oder sehr reiche Kaufleute. Insbesondere sind es Frauen, welche die Jesuiten zur Verachtung der Welt anleiten, und von denen sie dann Perlen, Gewänder, Einrichtungen und Revenüen erhalten. Eine andere Art von Jesuiten besteht aus Männern aus dem klerikalen und aus dem Laienstande, die in der Welt mit Unterstützung des Ordens leben und Pensionen, Abteien und Pfründen durch ihn empfangen. Solche müssen geloben, auf den Befehl des Generals das Ordenskleid anzuziehen; sie heißen Jesuiten in voto. Ihrer bedient sich der Orden auf wunderbare Weise zum Bau seiner Monarchie. Sie werden an Höfen und bei bedeutenden Personen aller Reiche unterhalten, damit sie als Spione dem Ordensgeneral von allem, was verhandelt wird, Bericht erstatten.

Mit diesen Äußerungen stimmt überein eine von Theiner (Geschichte des Pontifikats Klements' XIV. Leipzig 1853, II 321) mitgeteilte Depesche des Pariser Nuntius vom 8. Februar 1773:

Weit entfernt, in die Aufhebung der Jesuiten einzuwilligen, weiß ich von ihr selbst [Madame Luise, Karmeliterin, Tochter Ludwigs XV. von Frankreich], daß sie nicht allein überzeugt ist, die Aufhebung werde nie erfolgen, sondern auch, daß der Papst nicht die genügende Autorität habe, sie vorzunehmen. Dieses ist auch die Ansicht, welche alle Tertiarier der Jesuiten überall im stillen verbreiten.

Also ein so wohlunterrichteter Mann wie der päpstliche Nuntius erkennt die Existenz von „Jesuiten-Tertiariern" als etwas Selbstverständliches an. Da nun aber der Jesuitenorden nicht wie die Dominikaner und Franziskaner eigentliche „Tertiarier", d. h. einen „dritten" Orden besitzt, so können unter dem vom Nuntius gewählten Ausdrucke nur „Affiliierte" des Ordens verstanden sein.

Auch Saint-Simon kennt die „Affiliierten":

Stets haben die Jesuiten unter den Laien aus allen Berufen, die zu ihrer Gesellschaft gehören. Die Tatsache ist gewiß. Zweifellos gehörte auch Noyers, Sekretär Ludwig XIII., zu ihnen und viele andere. Diese Aggregierten legen die gleichen Gelübde ab wie die Jesuiten, soweit ihr Stand das gestattet, d. h. das Gelöbnis unbedingten Gehorsams dem Ordensgeneral und den Ordensoberen gegen-

über. Die Gelübde der Armut und Keuschheit sollen sie ersetzen durch die Dienste und den Schutz, den sie der Gesellschaft [Jesu] leisten, besonders aber durch grenzenlose Unterwürfigkeit den Oberen und dem Beichtvater gegenüber ... Die Politik kommt dabei auf ihre Rechnung durch die sichere Hilfe dieser heimlichen Bundesgenossen (Mémoires, 12, 164).

Der Jesuit Lallemant berichtet im Jahre 1642 aus Kanada, daß dort, mit Genehmigung des Provinzials der französischen Ordensprovinz, zu der Kanada gehörte, Laien der Gesellschaft Jesu angeschlossen wurden, die das Gelübde ablegten, ihr ganzes Leben dem Jesuitenorden zu dienen, wo immer er ihre Dienste verlange. Das Gelübde war einem Gelübde nachgebildet, das früher unter Zustimmung des Ordensgenerals in der Ordensprovinz der Champagne üblich war. Es wurde ohne äußere Feierlichkeit heimlich vor dem Beichtvater abgelegt. Die auf diese Weise dem Jesuitenorden Angegliederten erhielten die offizielle Bezeichnung: Donnés (The Jesuit Relations and allied Documents. Cleveland, Burrow Brothers and Company, XXI 293ff.). Das deutet auf eine ganze Klasse von „Affiliierten“ hin.

Der gleichen Einrichtung begegnen wir auch in der englischen Provinz des Ordens. In den vom Jesuiten Foley (er war Laienbruder) herausgegebenen Records of the English Province (VII 559) findet sich folgende Eintragung:

Oliver, George, Hochwürden, DD., geboren in Newington, Surrey, am 9. Februar 1781, zum Priester geweiht 1806. Er war der letzte einer Anzahl katholischer Geistlicher, Schüler der englischen Jesuiten, die, ohne selbst in die Gesellschaft [Jesu] einzutreten, stets im Dienste der englischen Provinz [des Ordens] und in Unterwürfigkeit ihrer [der englischen Provinz] Oberen blieben ... Er starb einige Jahre nach 1851 zu Exter.

In England hat sich also die schon 1617 erwähnte Einrichtung der „Affiliation“ fast 250 Jahre — bis zum Jahre 1851 — erhalten.

Diese geschichtlichen Vorgänge sprechen eine so beredte Sprache, daß das Geheiminstitut der „Affiliierten“ in seiner Tatsächlichkeit als unwiderleglich beglaubigt zugegeben werden muß.

Freilich, die Jesuiten leugnen auch jetzt noch das von mir beigebrachte, auch ihnen bekannte Beweismaterial, unterdrücken es und bequemen sich nur zu dem Eingeständnisse der Existenz von „Affiliierten“ für die erste Zeit des Ordens. So schreibt der als Erzfälscher schon oft entlarvte und noch weiter zu entlarvende Jesuit Duhr:

Einzelne Vorfälle in (so!) den Schwierigkeiten der ersten Zeit geben kein Recht zu verallgemeinern oder von einer ‚Institution‘ zu sprechen (Duhr S. J., Jesuitenfabeln[4], S. 921).

„Die einzelnen Vorfälle der ersten Zeit“ (die aber Duhr sorgfältig verschweigt) sind die oben mitgeteilten „Affiliationen“ des Herzogs von Borgia, des Miguel Torres usw. Und in einem literarischen Streite, der sich im Jahre 1877 zwischen den englischen Jesuiten und dem Parlamentsmitgliede W. C. Cartwright abspielte, mußten die Jesuiten in ihrer Zeitschrift (The Month) schließlich zugeben:

Es ist wahr, daß der hl. Franz Borgia [dritter General des Ordens] heimlich zu den feierlichen Gelübden der Gesellschaft [Jesu] zugelassen und so in den Katalog der Professen aufgenommen wurde .... Einige wenige ähnliche Beispiele können vielleicht noch gefunden werden (a. a. O. Juli-August 1877, S. 23).

Übrigens ist mit dem Eingeständnisse, daß es in der ersten Zeit des Ordens „Affiliierte“ gab, eigentlich alles eingestanden. Denn was damals möglich und wirklich war „wegen besonderer Umstände“, ist immer dann möglich und wird immer dann wirklich, wenn die „besonderen Umstände“ wieder eintreten. Ihr Eintreten hängt aber nur vom Willen der Ordensoberen ab; erklären sie: die „Umstände“ sind eingetreten, so sind sie eben eingetreten.

4. Sind die Ordenssatzungen, ist der Jesuitenorden gegen das Luthertum und überhaupt gegen die „Ketzerei“ statutarisch gerichtet?

Auch hier ist, wie bei der Frage über Echtheit oder Unechtheit der Monita, die Unterscheidung zwischen formell und materiell anzuwenden. Ignatius von Loyola hat bei Stiftung seines Ordens und bei Abfassung seiner Satzungen Luthertum und Ketzerei wohl kaum formell im Auge gehabt. Sicher aber ist, daß der Jesuitenorden gleich von seiner Entstehung an Bekämpfung der Ketzerei und besonders des Luthertums tatsächlich als seine Hauptaufgabe betrachtet hat. Dafür liegen die gewichtigsten Zeugnisse vor:

In der Kanonisationsbulle Urbans VIII. vom Jahre 1623 für Ignatius von Loyola heißt es:

Die unaussprechliche Güte und Barmherzigkeit Gottes, welche in wunderbarem Ratschlusse für jede Zeit passend sorgt, hat ..., als Luther, das scheußliche Ungeheuer und die übrigen verabscheuungswerten Pestseuchen mit ihren gotteslästerr-

lichen Zungen die alte Religion, all ihre Heiligkeit und ihr Bekenntnis zu einem vollkommenen Leben in den nördlichen Gegenden zu verderben und zu verwüsten und das Ansehen des apostolischen Stuhles herabzusetzen strebten, den Geist des Ignatius Loyola erweckt, welcher . . . der göttlichen Herrschaft sich so zur Leitung und Formung übergab . . . ., daß er nach Gründung des neuen Ordens der Gesellschaft Jesu, die sich, unter anderen Werken der Frömmigkeit und Liebe, der Bekehrung der Heiden und der Zurückführung der Ketzer zur Wahrheit des Glaubens . . . . satzungsgemäß ganz widmet . . . . sein Leben heilig beschloß (Institutum Societatis Jesu. Pragae 1757, I 119 f.).

Wesentlich verstärkt wird die Beweiskraft dieser päpstlichen Kundgebung durch ein Wort des Kardinals Monte, das er im Geheimkonsistorium über die Heiligsprechung des Ignatius von Loyola im Jahre 1622 an Papst Gregor XV. richtete:

Als im vorigen Jahrhundert der Feind auf dem wohl gepflügten und vorbereiteten Acker der Kirche Unkraut ausgesät hatte und in Deutschland Luthers blasphemische Zunge und in England Heinrich VIII. unerhörte Grausamkeit die Religion . . . . zu untergraben suchte, hat Gottes unaussprechliche Güte und Barmherzigkeit . . . . den Ignatius von Loyola erweckt (bei Döllinger-Reusch, Selbstbiographie des Kardinals Bellarmin, S. 336).

So ist es erklärlich, daß Klemens XIV. in dem Breve Dominus ac Redemptor vom 21. Juli 1773, wodurch er den Jesuitenorden aufhebt, sogar sagt:

Es steht fest, daß der Jesuitenorden gestiftet worden ist . . . . zur Bekehrung der Ketzer.

Auch dem offiziellen Geschichtschreiber des Ordens, der sein dickleibiges Werk unter materieller und intellektueller Unterstützung des Ordens verfaßt hat, Crétineau-Joly, entschlüpft das Geständnis:

In der Gesellschaft Jesu sind die Missionen nebensächlich. Hauptzweck ist . . . . der Krieg gegen die Ketzerei in Europa (Histoire de la Compagnie de Jesus. Paris 1844, I 318).

Für diese, wenn auch nicht formal-statutarische, so doch tatsächlich aufs äußerste verschärfte Kriegsstimmung des Jesuitenordens gegen die Ketzerei können selbstverständlich auch zahlreiche Beweise aus Kreisen des Ordens selbst vorgebracht werden.

So ist, um mit dem Stifter des Ordens anzufangen, die Tätigkeit des Ignatius im Interesse der Inquisition besonders bemerkenswert. Er schreibt im Jahre 1542 an seinen Ordensgenossen Simon Rodriguez in Lissabon, Papst Paul III. habe sich auf seine Anregung hin entschlossen, eine Kardinalskongregation der Inquisition zu errichten; also Ignatius von Loyola ist intellektueller Urheber der bis heute noch bestehenden römischen Inquisition und ihres Blutvergießens (Cartas de san Ignacio. Madrid 1874, I 132, zitiert bei Druffel, Ignatius von Loyola an der römischen Kurie. München 1879, S. 12 u. 38). Auch mühte sich Ignatius nach Kräften, um den Wunsch Johanns III. von Portugal, die dortige Inquisition nach dem Muster der spanischen einzurichten, bei Paul III. durchzusetzen. Ja, in einem Briefe an den Jesuiten Miron vom 20. Juni 1555 erklärte er sich bereit, Mitglieder seines Ordens an die Spitze der portugiesischen Inquisition zu stellen, wünschte aber, um den Schein zu wahren, daß dies auf ausdrücklichen Befehl des Papstes hin geschehe (Genelli S. J., Leben des hl. Ignatius von Loyola. Innsbruck 1848, S. 256 ff.). Aus der Sache wurde aber nichts.

Der in der Inquisition bis zu blutiger Verfolgungswut auflodernde Haß gegen die „Ketzer", nicht bloß gegen die Ketzerei, ist also für die Jesuiten „fromme" Hinterlassenschaft ihres Stifters. Sie hüten die Erbschaft sorglich und mehren sie nach Kräften, indem sie in ihren Schriften, von Anfang ihres Bestehens an bis in die Gegenwart, sich als entschiedene Verteidiger der blutigen Ketzerverfolgung hervortun. Ich verweise auf die führenden Theologen des Jesuitenordens: Tanner, Laymann, Castropalao (17. Jahrh.), Perrone, Wenig, de Luca, Granderath, Laurentius (19. u. 20. Jahrh.; vgl. mein Werk: Moderner Staat und römische Kirche. Leipzig, Breitkopf u. Härtel S. 146 ff.).

Einige Stellen aus einem der prunkvollsten Werke jesuitischen Schrifttums und aus der offiziellen „Studienordnung" des Ordens mögen den Ketzerhaß theoretisch, ein geschichtliches Begebnis und ein persönliches Erlebnis ihn praktisch noch weiter veranschaulichen.

In der schon erwähnten Imago primi saeculi lesen wir:

Neulich war das Jahr 1617: die Lutheraner zählten es als die hundertmalige Jährung ihrer gottlosen Religion, weil damals die ersten Funken der pestilenzialischen Flamme erschienen, welche später durch trostlosen Brand zuerst Deutschland, dann einige benachbarte Provinzen wie im Sturme durcheilte . . . . Ignatius, den Gott nach ewigem Ratschlusse Luther

entgegenstellte, wollen auch wir in unserem Werke ihm gegenüberstellen .... Ziemt gegenüber Ignatius dem Luther, dem Schandflecken Deutschlands, dem Schweine Epikurs, dem Verderben Europas, dem für den Erdkreis unheilvollen Ungeheuer, dem Auswurfe Gottes und der Menschen ein Jahrhundert-Jubiläum? (S. 18 ff.). Nachdem Luther, untreu Gott und der Religion, den alten Glauben verlassen hatte, schlossen sich ihm an auf der Straße aufgelesene, stoßende Schulmeisterlein, freche Grammatiker, entnervte Dichter, leichtfertige Griechlein, betrunkene Redner und was weiß ich noch für Spottgestalten von Philosophen und Philologen. Ihrem Beispiele folgte die Hefe des Volkes: Flickschuster, Färber, Metzger und Weber .... Von allen Seiten strömten die lasterhaftesten Menschen zusammen, berüchtigt durch Schande, von Gerichten verurteilt, öffentliche Schandmäler eingebrannt tragend .... alles Menschliche und Göttliche traten sie mit Füßen .... Allen voran trug Luther die gottlose Fackel, der in einer unverschämtesten Schrift alle glauben zu machen suchte, vor Speise, Trank und Schlaf sei die Unkeuschheit notwendig .... Jener infame Apostat [Luther] führte zum Kampfe an ungebildete, aus Winkeln und aus der untersten Hefe stammende Menschen, von gottlosem und infamem Lebenswandel, bekannt durch Sittenverderbnis, Harpyen der heiligen Schrift. Welch vornehme, schlagfertige, mit Hand und Mund bereite Schar stellte ihm die Gesellschaft Jesu entgegen? (S. 550—552). Gewiß leugnen wir nicht, daß von uns bitterer und ewiger Kampf für die katholische Religion gegen die Ketzerei aufgenommen ist. Was einst Hieronymus, das sagt heute jeder einzelne von uns: ‚In einem kann ich dir nicht beistimmen, daß ich nämlich der Ketzer [nicht etwa: ‚der Ketzerei'] schone und mich nicht als Katholiken erweise; wenn das der Grund unserer Zwietracht ist: sterben kann ich, schweigen kann ich nicht.' Vergebens erwartet die Ketzerei, durch bloßes Schweigen Frieden mit der Gesellschaft [Jesu] zu erlangen. Solange Leben in uns ist, werden wir zur Verteidigung der katholischen Herde die Wölfe anbellen. Frieden ist ausgeschlossen, die Saat des Hasses ist uns eingeboren. Was Hamilkar für Hannibal war, das ist Ignatius für uns: Auf sein Geheiß haben wir an den Altären ewigen Krieg geschworen (S. 843 f.).

In der „Studienordnung" lautet die 13. Regel „für die auswärtigen Schüler der Gesellschaft":

Weder zu öffentlichen Schaustellungen, Komödien, Spielen, noch zu Hinrichtungen von Verbrechern, es sei denn allenfalls von Ketzern, sollen sie gehen (Instit. Societatis Jesu. Romae 1870, II 541).

Bis zum Jahre 1832 blieb die schöne Anweisung in Kraft. Erst dann — Ketzerhinrichtungen gab es ja nicht mehr — wurde die Erlaubnis, daß Jesuitenschüler, Knaben in zartem Alter, sich an Ketzertötungen „erbauen" durften, gestrichen.

* * *

Das geschichtliche Ereignis — eines unter vielen — ist das von den Jesuiten veranlaßte sogenannte Thorner Blutbad.

Am 17. Juli 1724 wurde von einem Teile der Studentenschaft und des Volkes das Jesuitenkolleg zu Thorn zerstört. Ein Protestant hatte beim Vorüberziehen einer Prozession die Kopfbedeckung nicht abgenommen, und da ein Student des Jesuitenkollegs sie ihm abgeschlagen hatte, wurde der fanatische Jesuitenschüler vom protestantischen Magistrat ins Gefängnis geworfen. Darob großer Tumult, und am folgenden Tage die Zerstörung der Jesuitenanstalt. Die Sache kam vor das Hof- und Assessorialgericht in Warschau. Es verurteilte den Präsidenten und Vizepräsidenten von Thorn, Rösner und Zerneke, sowie neun Thorner Bürger zum Tode.

Dem Todesspruche war die Klausel beigefügt: das Urteil solle nur dann vollstreckt werden, wenn ein Jesuit, zugleich mit sechs Eideshelfern aus dem polnischen Adel, die Schuld der Beklagten mit einem Eide bekräftige. Dieser Eid wurde auf Befehl des Jesuitenrektors von einem Jesuiten geleistet, und die Ketzer wurden in der damals üblichen grausamen Weise am 7. Dezember 1724 getötet.

Lassen wir alles Nebensächliche beiseite, so steht fest: das Leben von neun Menschen, deren Vergehen darin bestand, daß sie die Zerstörung eines den Jesuiten gehörigen Hauses nicht verhindert hatten, hing vom Eid der Jesuiten ab. Die Jesuiten schwuren den Eid, und das Leben der Neun verfiel dem Henker.

Ich stelle die Frage: Wer und was sind Jesuiten? Sie selbst antworten: eine in ganz besonderer Weise Jesu nachfolgende, seine Grundsätze zu den ihrigen machende Schar von Menschen. In Frage und Antwort liegt die religiös-ethische Bedeutung des von den Jesuiten angerichteten Thorner Blutbades: Schärfster Gegensatz zu Jesus Christus, wütendster Haß gegen „Ketzer".

Auch einige den Bluteid der Jesuiten begleitende Umstände lassen ihn in schlimmstem Lichte erscheinen.

Der päpstliche Nuntius Santini hatte den Rektor des Jesuitenkollegiums brieflich gebeten, den Eid nicht schwören zu lassen, um nicht die Ursache einer neunfachen Menschentötung zu wer-

den. Die Bitte sprach er dem Jesuitenoberen aus im Einverständnisse und auf Wunsch des polnischen Großkanzlers, der dafür hielt: „Solches würde der Heiligkeit ihres [der Jesuiten] Standes anständig sein“ (Text des ganzen Briefes: Leben und Taten Papst Benedikti XIII. Frankfurt 1731, I 714). Der Brief gelangte auch rechtzeitig in die Hände des Jesuitenoberen (die von Jesuiten abgefaßten „Jahresberichte des Thorner Kollegs“ sagen zwar, er sei einen Tag zu spät eingetroffen, aber die „Jahresberichte“ verdienen als gänzlich unkontrollierbare jesuitische Aussagen keinen Glauben, auch stehen sie in Widerspruch mit der zu erwähnenden Antwort des Rektors auf den Brief des Nuntius), wie sein vom 10. Dezember 1724 datiertes Antwortschreiben beweist. Außerdem steht fest, daß die Richter unmittelbar vor dem Eide den Jesuitenrektor darauf aufmerksam machten, der päpstliche Nuntius habe ihm den Eid widerraten. Allein der Jesuit ließ ihn durch seinen Untergebenen doch schwören.

Ferner tritt bei und nach der Eidesleistung eine echt jesuitische Durchtriebenheit und eine allgemein römisch-ultramontane Heuchelei zutage. Als nämlich das Thorner Richterkollegium den Jesuiten mit seinen sechs Eideshelfern zum Schwören vor sich sah, wies es darauf hin, daß nach kanonischem Rechte Geistliche an einem Todesurteile nicht mitwirken dürften, der zu leistende Eid sei aber eine solche Mitwirkung. Der Jesuitenrektor erwiderte, er kenne das Verbot, allein hier treffe es nicht zu; denn der Jesuit, den er zur Eidesleistung bestimmt habe, sei Laienbruder, d. h. Nicht-Geistlicher!

Nach dem Eide, der Rad und Schwert für die neun Unglücklichen zur Folge hatte, baten die Jesuiten „unter Tränen“ um Gnade für die Verurteilten. Sie übernahmen damit eine echte und rechte Inquisitions-Heuchelei, die das Papsttum seit Jahrhunderten betrieb, um äußerlich das schöne Wort aufrecht erhalten zu können: „die Kirche dürstet nicht nach Blut“. (Über die Thorner jesuitische Schandtat vgl. Jacobi, Das Thorner Blutgericht 1724. Halle 1896.)

Das ist unüberbietbarer Haß im Großen. Ein persönliches Erlebnis mag zeigen, wie kleinlich sich Ketzerhaß auch äußern kann.

Als ich im Jahre 1889 in Exaeten als „Schriftsteller“ stationiert war, wurde bei Tische die „Geschichte des deutschen Volkes“ von Johannes Janssen vorgelesen. In der Erholung kam, im Anschlusse an die Tischlesung, einmal die Rede darauf, ob man lutherisch oder lütherisch ausspreche. Ich glaubte die Ansicht vertreten zu sollen (sie ist falsch), die Aussprache lütherisch drücke besondere Verachtung aus, während das bei lutherisch nicht der Fall sei. Dementsprechend bat ich den Praefectus lectionis ad mensam, den Jesuiten Spillmann (damals Hauptleiter der Zeitschrift „Katholische Missionen“ und in Deutschland sehr gelesener Jugendschriftsteller), er möge bei der Tischlesung die verächtliche Aussprache lütherisch ausmerzen. Darob allgemeine Entrüstung: je verächtlicher man dies Wort ausspreche, um so besser. Und sooft von da an ein Vorleser lutherisch las, erklang das Repetat des Jesuiten Spillmann besonders scharf: das „verächtliche“ lütherisch sollte den jungen Scholastikern (sie lasen vor) eingehämmert werden.

II. Der Geist des Ordens.

1. Einige allgemeine Wesenszüge.

Der Jesuitenorden rühmt sich, als „Gesellschaft Jesu“ den Geist Jesu Christi in ganz besonderer Weise zu besitzen. Das Gegenteil ist der Fall.

Wer die Ordenssatzungen aufmerksam liest, dem fällt zunächst auf, wie sehr in ihnen Wertschätzung des Reichtums, des Adels, der hervorragenden Stellung, kurz des vom weltlichen Standpunkte aus Begehrenswerten und Begehrten hervortritt, während Christus gerade zu solchen Auffassungen in schärfstem Gegensatze steht und das „Niedrige“, das „Arme“, das „Kleine“, das „Geringe“, das „Verachtete“ als seine Sphäre bezeichnet.

Da ich den Hochmut des Ordens, seine Sucht nach Ehre und Reichtum und ähnliche wichtige Punkte in eigenem Abschnitte behandeln werde, so hebe ich hier, zur Kennzeichnung des Widerstreites zwischen „Gesellschaft Jesu“ und Jesus, nur weniges aus den Satzungen hervor.

Bei der Personenauswahl für die Stelle des Ordensgenerals, also des Mannes, der als Haupt der „Gesellschaft Jesu“ am meisten Jesu ähnlich sein soll, kommen als Eigenschaften auch in Betracht: Geburtsadel, Reichtümer, die er in der Welt hatte, Ehre und Ähnliches.

Als Gründe, weshalb jemand zur Profession von drei Gelübden zugelassen wird, gelten gleichfalls Adel und Reichtümer. Sie sind zwar nicht in den Konstitutionen ausdrücklich genannt, allein die beiden Erläuterer der Satzungen, denen ich ihre intimere Kenntnis verdanke, mein Novizenmeister, der Jesuit Meschler, und mein „In-

struktor" während des Terziats, der Jesuit Oswald, führten an der betreffenden Stelle ihrer „Instruktionen" diese Gründe stets an.

„Vornehmen" Frauen gewähren, wie wir sehen werden, die Satzungen gegenüber nicht-vornehmen eine Ausnahmestellung.

Ganz allgemein endlich tritt der intensiv weltlich-kluge Geist — natürlich in salbungsvoll-religiöser Form — in den Worten hervor:

Vor allem bewahre man das Wohlgefallen des apostolischen Stuhles . . . , dann der weltlichen Fürsten und Großen und der Männer von hervorragendem Ansehen, deren Gunst oder Mißgunst viel dazu beiträgt, daß für den göttlichen Dienst und für das Heil der Seelen die Bahn offen steht oder verschlossen ist (Constit. X., Declar. B).

Den Geist Jesu Christi atmen solche Vorschriften gerade nicht.

Wie dieser weltlich-hochmütige und eigennützige Sinn das Wirken des Ordens beeinflußt, haben wir schon bei Schilderung seiner pädagogischen Tätigkeit gesehen: prunkvolle Bauten und Schaustellungen, Bevorzugung des Adels, geringschätzige Behandlung armer Schüler. In noch ausgeprägterer Form werden wir ihm auf anderen Gebieten des weiten jesuitischen Arbeitsfeldes begegnen. Er macht sich so fühlbar, daß er jedem auffällt, der mit Jesuiten in nähere Berührung kommt. Ein Wort des ersten Kardinal-Erzbischofs von Westminster, Nikolaus Wiseman, des Verfassers des vielgelesenen Buches „Fabiola", mag hier, statt vieler Zeugnisse, seine Stelle finden. In einem vertraulichen Briefe an seinen Freund, den Oratorianerpater William Faber, vom 27. Oktober 1852 schreibt Wiseman:

Die Jesuiten haben eine herrliche Kirche, ein großes Haus, verschiedene Priester . . . . . Kaum hatte ich in London festen Fuß gefaßt, als ich ihren Oberen bat, hier eine regelrechte Niederlassung zu gründen mit 10 oder 12 Patres; auch bat ich um Missionare für Exerzitien. Ich erhielt zur Antwort, daß Personenmangel es unmöglich mache. So haben wir unter ihrer Leitung nur eine Kirche, die durch ihren Glanz den Reichtum von zwei Pfarreien an sich lockt und verbraucht; aber sie [die Kirche] hat keine Schulen und trägt nichts bei zur Erziehung der Armen, die an ihren Türen wohnen. Ich könnte noch viel mehr sagen, aber ich hüte mich (Purcell, Life of Cardinal Manning. London 1895, II 3).

* * *

Ein zweiter Wesenszug der Satzungen ist Internationalität.

Wenn man auf diesen Punkt zu sprechen kommt, entgegnen die Jesuiten (ich selbst habe lange Zeit an die Richtigkeit der Entgegnung geglaubt): „wir sind international nicht mehr und nicht weniger als das Christentum". Das ist falsch und im Munde des Jesuitismus eine Lüge.

Gewiß will das Christentum sich unter allen Völkern ausbreiten, aber es will keinem Volke seine Eigenart rauben, es will nicht völkisch nivellierend wirken. Gerade das aber ist der systematisch sich betätigende Wille des Jesuitenordens. Er merzt mit aller Strenge jede nationale Regung, jede nationale Art aus, und zwar nicht bloß bei seinen eigenen Gliedern, sondern das gleiche international-nivellierende Bestreben richtet sich auch auf die ihm zur Erziehung anvertraute Jugend.

Beim jesuitischen Unterrichte, sagt Kink, konnte eine nationale Färbung schon deshalb nicht aufkommen, weil der ihm [dem Jesuitenorden] angehörige Lehrstand aus allen Ländern der katholischen Christenheit zusammengesetzt war. Obgleich schon Kaiser Ferdinand I. im Jahre 1558 angeordnet hatte, daß die Jesuiten, welche die zwei theologischen Lehrkanzeln [in Wien] versähen, auch der deutschen Sprache mächtig sein sollten, so wurde dies doch nicht befolgt. Es traf sich später öfter, daß auch nicht einer der bei der Universität lehrenden Jesuiten Deutsch verstand, und daß manche Regierungsdekrete ihretwegen erst ins Lateinische übersetzt werden mußten (Geschichte der kaiserl. Universität Wien. Wien 1854, I 410).

Da ich im 1. Teile Unterrichts- und Erziehungsinternationalität des Ordens ausführlich erörtert habe, gehe ich hier nicht weiter darauf ein. Dort habe ich auch den Wortlaut der Internationalität und Vaterlandslosigkeit aussprechenden Ordensregel, es ist die 43. des „Summariums", mitgeteilt. Sie wird äußerst lehrreich erläutert durch den Geheimbericht eines Visitators der oberdeutschen Ordensprovinz aus dem Jahre 1596:

Ich spreche nicht von Parteiungen zwischen Katholiken und Ketzern, denn die Ketzer sind nicht wert, daß sie unter dem Worte „christlich" [in der erwähnten Regel] mit einbegriffen werden [vgl. Teil 1, wo ich vom Preußenhasse der Jesuiten spreche], da sie durch ihr treuloses Leben Christum und die wahren Christen bekämpfen. Auch glaube ich nicht, daß diese Regel uns hindert, uns zu freuen über Siege der Katholischen über Ketzer, noch uns verbietet, in unseren Gesprächen die Anfeindungen der Katholiken durch die Ketzer zu beklagen. . . . . Dahin gehört auch das Übel, daß sich in unserer Gesellschaft einige finden, die keine gute Meinung von den Brüdern haben, die nicht unserer Nation sind, und die mitunter im Scherz

oder Ernst ihre Sitten und ihre Nationalfehler lieblos tadeln und es nicht ertragen können, daß solche in diese Provinz gesandt werden. Das ist ein sehr schlimmer Fehler; wie eine Pest ist er zu beseitigen, und der alte vertraute Verkehr der verschiedenen Nationen miteinander ist sehr zu wünschen und wiederherzustellen. Es gab früher kaum einen größeren Schmuck der Gesellschaft — er war beinahe ein Wunder —, als daß so verschiedene Nationen so freundschaftlich beieinander wohnten. Wenn diese Gemeinschaft aufhört, wie kann man dann von einer Gesellschaft reden, und wie kann sie bestehen bleiben? ... Mögen abgeschnitten werden diejenigen, die diese Einigkeit stören und das ungenähte Gewand der Gesellschaft [Jesu: Anspielung auf das in der Schrift erwähnte ungenähte Gewand Christi] mit ihren giftigen Zungen zerreißen (Reusch, Beiträge zur Geschichte des Jesuitenordens: Zeitschrift für Kirchengeschichte, 1894, XV 2, S. 264 f.).

Sinnfällig tritt die Internationalität in der Durcheinanderwürfelung der verschiedenen Nationen innerhalb der einzelnen Ordensprovinzen zutage. Die „deutsche" Ordensprovinz, zu der ich gehörte, zählte Dänen, Schweden, Engländer, Nordamerikaner, Brasilianer, Irländer, Holländer, Schweizer, Österreicher zu ihren Mitgliedern. Daß Elsässer (vor 1870) und französische Schweizer Rektoren der „deutschen" Erziehungsanstalt Feldkirch waren, habe ich schon im 1. Teile erwähnt.

Mit Internationalität ist Zerstörung vaterländischer Gesinnung notwendig verbunden. In meiner ersten kleinen Schrift gegen den Jesuitenorden (Mein Austritt aus dem Jesuitenorden. 10. Tausend, S. 36 ff. Berlin, H. Walther) schrieb ich:

Schon allein, wenn man den Orden als Ganzes auffaßt, als das, was er sein soll: ein Organismus von gleichem Leben, gleichem Fühlen, gleichem Denken beherrscht, wird klar, daß von Pflege oder überhaupt nur von Erhaltung des Patriotismus nicht die Rede sein kann. Wenn Deutsche und Franzosen, Engländer und Russen, Polen, Spanier, Italiener, Amerikaner, Schweden, Dänen, Ungarn, Japaner und Chinesen von der gleichen Gesinnung durchströmt werden sollen, dann muß das Besondere, das Eigentümliche, was jede einzelne dieser Nationen besitzt, in Wegfall kommen, und gerade im Eigentümlichen, im Besonderen liegt der Schwerpunkt des Patriotismus.

Man verweise nicht auf das Christentum, das auch alle diese nationalen Verschiedenheiten mit einem Geiste beseelen will und doch den Patriotismus nicht ertötet. Beim Christentume ist dieser eine Geist der überirdische, auf das Jenseits gerichtete; das Christentum faßt die Völker zu einer idealen Gemeinschaft zusammen; und vor allem das Christentum beläßt seine Glieder, den einzelnen Christen, auf dem Platze, in den Verhältnissen, in welchen er geboren und erzogen ist, wirft die Völker und Nationen nicht durcheinander. Der Jesuitismus aber, obwohl auch ideale Zwecke verfolgend, obwohl auch eine ideale Gemeinschaft anstrebend, bleibt mit seinem Gesellschaftszwecke durchaus im Diesseits — denn ein Fortbestehen des Jesuitenordens als Orden im Jenseits wird wohl niemand ernsthaft behaupten wollen —; seine Mittel, dieses diesseitige Einheitsideal zu erreichen, sind also auch auf das Diesseits gerichtet, d. h. hier auf dieser Welt schon müssen für die Glieder des Jesuitenordens die nationalen, sozialen und politischen Verschiedenheiten möglichst verschwinden. Je kosmopolitischer ein Jesuit ist, je weniger er der Gesinnung, nicht bloß der Tat nach — das ist wohl zu beachten —, hängt an Vaterland und Heimat, je gleichgültiger ihm die Regierungsform, unter welcher er lebt, um so besser ist er, um so mehr nähert er sich dem Ideale eines Jesuiten.

Sehr bezeichnend ist in dieser Hinsicht der Ausdruck, der in den Konstitutionen des Jesuitenordens das Wort „Patriotismus" gleichsam vertritt. Eine „allgemeine Liebe" zu den christlichen Nationen und Fürsten soll den Jesuiten beseelen. Und so muß es sein, anders kann es überhaupt nicht sein, wenn der Jesuit das sein will, was er sein soll.

Von seinem Eintritte bis zu seinem Lebensende wird dem Jesuiten eingeprägt, daß er für die Welt und nicht für diese oder jene Nation da ist; praktisch wird ihm das begreiflich gemacht durch Verschickung in die verschiedenartigsten Länder. Von Deutschland nach Frankreich, nach Amerika, Indien, Brasilien, Italien, Schweden; dort hat er sich hineinzuleben mit möglichster Genauigkeit in die jedesmaligen sozialen und politischen Verhältnisse, sich anzupassen dem Volkscharakter, den Volksanschauungen.

Solch ein System bringt wohl tadellos gleichmäßig arbeitende Kräfte, aber keine Patrioten hervor.

Oben definierte ich den Patriotismus als die hingebende Liebe zum Vaterland; unter Vaterland verstehe ich aber nicht nur das Land, d. h. die Felder, Wälder, Berge und Flüsse, sondern vor allem auch die sozialen und politischen Institutionen des betreffenden Landes; die althergebrachten überlieferten Einrichtungen, auf denen das innere Leben des Landes beruht. Auch diese muß man hingebend lieben, um echter Patriot zu sein. So ist z. B. echter Patriotismus in bezug auf Deutschland notwendig mit monarchischer Gesinnung verbunden. Wird innerhalb eines Vereines durch das in ihm herrschende System die Anhängigkeit an die angestammten heimatlichen Einrichtungen bei seinen Mitgliedern nivelliert, so wird damit auch ihr Patriotismus beseitigt. Wenn sich trotzdem das einzelne Mitglied wahren Patriotismus bewahrt, so geschieht das gegen das System. Es bedarf nun keiner weiteren Ausführung mehr,

daß das System des Jesuitismus diesen Patriotismus nivellieren muß. Eine so internationale Gesellschaft, aus so vielen heterogen-nationalen Elementen bestehend, muß die Preisgebung monarchischer oder republikanischer Vorlieben anstreben.

Außer ihren im Ausland liegenden Hauptdomizilen haben die „deutschen" Jesuiten, auch ganz unabhängig von ihrer Vertreibung aus Deutschland, ihre größten Arbeitsfelder in überseeischen Ländern: Nord- und Südamerika und Britisch-Indien: Republiken und Monarchien. Innerhalb dieses großen, so viele und so große nationale und politische Verschiedenheiten umfassenden Gebietes: Europa, Amerika und Asien, hat der deutsche Jesuit zu leben, zu arbeiten. Aber nicht seßhaft, sondern mit dem Wanderstab in der Hand. Bald ist er in der freien nordamerikanischen Republik, bald im monarchischen Indien, bald in dem stets in politischer Gärung begriffenen Brasilien; bald wird er aus irgend einem dieser Länder wieder zurückgerufen, um in den alten monarchischen Staatengebilden Europas als Lehrer, als Erzieher, Prediger und Oberer zu wirken; er müßte kein Mensch sein, wenn er nicht allmählich die alte heimische, die patriotische Form in Gesinnung und Anschauung verlöre und nach und nach die Weltform, den Universal-Patriotismus annähme.

* * *

Solchen und ähnlichen Ausführungen gegenüber macht der Jesuitenorden viel Aufhebens von seiner „patriotischen" Tätigkeit während des Feldzuges 1870/71: die „deutsche" Ordensprovinz habe „aus Liebe zum Vaterlande" viele ihrer Glieder als Pfleger in die deutschen Lazarette geschickt.

Zunächst liegt wirklich kein Grund vor, dieses Werk der Barmherzigkeit als etwas Besonderes zu rühmen. Hätten die „deutschen" Jesuiten sich der Hilfeleistung entzogen, es wäre einfachhin schmählich gewesen, und — was sie sehr wohl wußten — sie hätten ihrem Rufe sehr geschadet. Ganz entschieden zu bestreiten ist aber der „patriotische" Beweggrund der Hilfeleistung. Auch bei diesem „patriotischen" Werke zeigt sich die Internationalität des Ordens. Unter den „aus Patriotismus" pflegenden „deutschen" Jesuiten waren nämlich 50 Nicht-Deutsche: Schweizer, Österreicher, Holländer, Luxemburger, Irländer. Diese erhebliche Zahl von „Deutschen" weisen die Personentabellen auf, die der Jesuit M. Rist seiner ruhmrednerischen Schrift: „Die deutschen Jesuiten auf den Schlachtfeldern und in den Lazaretten 1866 und 1870/71" (Freiburg 1904) als „Anhang" beigegeben hat. Nun kann man aber mit bestem Willen bei diesem halben Hundert Ausländer nicht von „deutschem Patriotismus" sprechen, und wenn unter 169 Jesuiten (so viele zählt der Jesuit Rist auf) 50 Nicht-Deutsche sind, so gehört die eingeborene jesuitische Unwahrhaftigkeit dazu, 50 Ausländer in einem Buche zu verherrlichen, das den Titel führt: Die deutschen Jesuiten usw.

Auch auf das „patriotische" Verhalten der „deutschen" Jesuiten im Jahre 1866 läßt das Ristsche Buch wenigstens indirektes Licht fallen. Während die „deutschen" Jesuiten in ihrer Erziehungsanstalt zu Feldkirch dem Preußenhasse freien Lauf ließen, wie ich im 1. Teile gezeigt habe, waren dieselben „deutschen" Jesuiten in den Lazaretten des Kriegsschauplatzes zu gleicher Zeit preußenfreundlich tätig. Das ist „Patriotismus" mit doppeltem Boden.

Ich will durch diese Ausführungen nicht die Pflegetätigkeit des einzelnen „deutschen" Jesuiten herabsetzen; es soll nur Einspruch dagegen erhoben werden, daß sie auf das Konto des Ordenspatriotismus gesetzt wird. Er soll ja satzungsgemäß keinen Patriotismus kennen, soll ganz und gar international sein. Möge man also auch auf jesuitischer Seite der Wahrheit die Ehre geben und sich nicht mit einem Worte schmücken, das auch die genauesten Sachregister in dickleibigen Werken über Satzungen und Regeln des Ordens nicht kennen.

Das Herz der „Gesellschaft Jesu" (falls man bei ihr überhaupt von einem Herzen sprechen darf) war 1866 bei Österreich und 1870/71 bei Frankreich, also ziemlich abseits von „deutschem Patriotismus". Das ist nicht nur an und für sich klar, wegen der scharfen jesuitischen Gegnerschaft zu allem Nicht-Katholischen, auch die im 1. Teile mitgeteilten Erlebnisse in Feldkirch und in meinem Elternhause beweisen es.

* * *

Die treibende Wurzel der jesuitischen Internationalität und das den Patriotismus wegfressende Gift ist (und darin besteht ein weiterer Wesenszug des Ordens) der schon oft betonte, aber nie genug zu betonende brutale Ordensegoismus, der sich durch alles innerhalb des Ordens zieht. Im Ordensinteresse liegt es international, unpatriotisch zu sein, also fort mit den edelsten Gefühlen des menschlich-natürlichen Herzens. Gelegentliche Vortäuschung solcher Gefühle liegt aber auch im Ordensinteresse.

Reichliche Beweise des Egoismus, soweit er sich in Unterrichts- und Erziehungstätigkeit des Ordens kundgibt, habe ich im 1. Teile vorgelegt.

* * *

In besonders häßlicher Weise äußert sich jesuitischer Egoismus in Gestalt von Neid und Herrschsucht anderen geistlichen Orden und dem Weltklerus gegenüber.

Kink (a. a. O. I 383f.) berichtet ausführlich zunächst über jesuitische Befehdung der Wiener Dominikaner:

Die frommen Väter der „geringsten Gesellschaft Jesu“ (ein von den Jesuiten für ihren Orden mit Vorliebe gebrauchter äußerlich demütiger Ausdruck, unter dem sich abgrundtiefer Hochmut birgt) ruhten nicht, bis eine kaiserliche Verordnung vom 2. Dezember 1656 „die Dominikaner von der Erlangung der Dekanatswürde für immer ausschloß .... und ihren [der Jesuiten] seitherigen Gegnern [den Dominikanern] die persönliche Befähigung zu akademischen Funktionen abgesprochen wurde“.

Weiter erzählt Kink (a. a. O. I 415f.):

Die Minoriten, Karmeliter, Augustiner und Benediktiner zu Wien gaben in ihren Klöstern lateinischen und theologischen Unterricht, ganz in der Art wie die Universitäten, nur ohne die den letzteren allein zuständigen Privilegien für Promotionen. Namentlich ließen sie auch von ihren Schülern öffentliche Disputationen, und zwar in ihren Kirchen, halten. Diese Einrichtung datierte noch aus jenen Zeiten, wo die Klosterschulen nahezu die einzigen Unterrichtsanstalten gewesen waren. Daher hatte auch die Wiener Universität, welche bei ihrem Entstehen diese Sitte schon vorfand, nie eine Einsprache dagegen erhoben. Im Jahre 1626 jedoch, also drei Jahre, nachdem die Jesuiten die philosophische und theologische Fakultät übernommen hatten, setzte der Jesuitenorden beim Konsistorium einen Beschluß durch, dessen Inhalt dahin ging, daß den genannten Religiosen die öffentlichen Disputationen „eingeboten“ werden sollen. Die Religiosen fanden aber eine Stütze an dem päpstlichen legatus a latere, Caraffa, welcher am 20. Oktober der Universität auftrug, sich in Personen und Stätten, welche von den akademischen Statuten exemt seien, nicht mehr zu mischen. Trotzdem verweigerte bald darauf die theologische Fakultät den Minoriten die angesuchte Druckbewilligung für ihre theses disputationis. Zur Strafe für diesen Ungehorsam befahl nun der Nuntius, daß nicht nur die theses zu approbieren seien, sondern daß auch alle Doktoren der Theologie, welche der Sozietät Jesu angehörten, bei der von den Minoriten abzuhaltenden Disputation persönlich zu erscheinen hätten. Sie gehorchten, ergriffen aber dann die Appellation an den römischen Stuhl, welcher jedoch die Religiosen in ihren Gebräuchen schützte und im Jahre 1627 im Sinne des Nuntius entschied. Was so bei der geistlichen Macht nicht gelungen war, wurde jetzt bei der weltlichen von den Jesuiten durchgesetzt. Den Religiosen wurde befohlen, ihre Disputationen nicht mehr öffentlich zu halten und auf dem Frontispicium ihrer gedruckten Thesen den Ausdruck sub praeside fortzulassen. Für die [Benediktiner-] Schotten wurde dieser Befehl noch am 23. August und 12. Oktober 1725 insbesondere erneuert.

Was den Weltklerus betrifft, so ist es eine bekannte Tatsache, daß er die Jesuiten, so gern er sie als gelegentliche Helfer in der Seelsorge auch benutzt, als ständige Gehilfen ablehnt.

Der Orden macht nämlich der Weltgeistlichkeit die schärfste Konkurrenz; er zieht die Bevölkerung, und vor allem die zahlkräftige, aus den Pfarrkirchen heraus, in die Ordenskirchen hinein und sucht, wo er festen Fuß faßt, die Herrschaft über den Weltklerus zu erlangen, und zwar eine Herrschaft, die den Beherrschten sehr drückend fühlbar wird. Dies Bestreben fließt aus dem allgemeinen Ordensgeiste des Hochmutes und der Selbstsucht, die keine anderen Götter neben sich dulden.

In jesuitischen Augen ist der „gewöhnliche“ Klerus minderwertig; er bedarf der Leitung, der Aufsicht; erst die jesuitischen „Exerzitien“ geben ihm die rechte Form. Hunderte von Malen habe ich das von Jesuiten aussprechen hören.

Diese Eigenart des Jesuitenordens ist so alt wie er selbst. Meistens besteht deshalb ein geheimer Krieg zwischen Jesuiten und übrigem Ordens- und Weltklerus; ein Krieg, von dem die Öffentlichkeit aber nur selten etwas erfährt. Beide Teile suchen, im allgemeinen kirchlichen Interesse, alles Laute und Heftige der Kriegführung zu vermeiden.

An dieser Tatsache ändern die „Vertrauenskundgebungen“, die der Weltklerus zuweilen, besonders zu Zeiten von Verfolgungen, für den Jesuitenorden erläßt, nichts. Solche Kundgebungen geschehen auch nur im allgemein kirchlich-hierarchischen Interesse und sind in Wirklichkeit „Vorspiegelung falscher Tatsachen“. Der Weltklerus in seinem Herzen wünscht den Jesuitenorden dorthin, „wo der Pfeffer wächst“.

Auch meine Erfahrung tritt bestätigend hinzu. Einer der Schloßgeistlichen in meinem Elternhause, Dr. Pingsmann, wurde später Domkapitular und Subregens des Priesterseminars in Köln. Ich blieb auch während meiner Jesuitenzeit in freundschaftlichem Verkehre mit ihm und besuchte ihn jedesmal, wenn mein Weg mich durch Köln führte. Sehr lebendig steht noch ein Gespräch in meiner Erinnerung, das wir führten über die mögliche Wiederkehr des Jesuitenordens nach Deutschland. Wir standen, von einem Spaziergange kommend, vor dem Eingange des Prie-

sterseminars, das früher Jesuitenkolleg gewesen war, und ich sagte scherzend: „Dahinein müssen wir wieder." Pingsmann erwiderte nicht ohne Heftigkeit: „Wir wollen sie gar nicht zurück haben. Ihr Orden hat sich noch nirgends mit uns Weltgeistlichen vertragen." Diese Äußerung eines von mir sehr verehrten Mannes machte auf mich, der ich damals in fast gänzlicher Ahnungslosigkeit über Geist und Geschichte meines eigenen Ordens lebte, tiefen Eindruck. Ich teilte sie, erstaunt und erschreckt, meinem Provinzialoberen, dem Jesuiten Ratgeb, mit und erhielt von ihm — er zeigte mir damals (ich komme darauf noch) besonderes Vertrauen — die charakteristische Antwort:

Mein lieber Pater, Herr Domkapitular und Subregens Dr. Pingsmann ist ein sehr ehrenwerter Mann, aber über unsere Rückkehr hat er nicht mitzusprechen. Wenn wir nach Deutschland zurückkehren, wird die Weltgeistlichkeit sich uns ebenso fügen, wie sie es auch früher, allerdings sehr widerwillig, getan hat. Unser Orden ist eine ganz andere Macht als der lose zusammenhängende Weltklerus. Schwierigkeiten; auch aus dem katholischen Lager heraus, kann es für uns geben, aber keinen dauernden Widerstand.

* * *

Dieser Ordensegoismus tut der bis zum Heroismus sich nicht selten steigernden Selbstlosigkeit des einzelnen Jesuiten keinen Eintrag, und ich bin weit entfernt, sie zu leugnen. Das Jesuiten-Individuum opfert sich mit allem, was es ist und hat, dem Orden. Bei ihm ist, wenigstens in der Regel, die Hingabe der eigenen Persönlichkeit ohne Seiten- oder Rückblicke auf das Eigeninteresse.

Auch mache ich dem Orden aus dem Egoismus, den jede Vereinigung haben und betätigen muß, damit sie überhaupt bestehen und gedeihen kann, keinen Vorwurf. Aber der Jesuiten-Egoismus geht unendlich viel weiter. Er kennt aus Selbstsucht keine Rücksicht auf andere. Jesuitischer Egoismus ist Moloch-Egoismus: Dasein, Glück, Ehre, Wirksamkeit anderer frißt er weg, sich selbst zur Vergrößerung.

* * *

So stehen die Wesenseigenschaften der „Gesellschaft Jesu" und die Wesenseigenschaften Jesu Christi in denkbar schneidendstem Gegensatze zueinander, und die grundsätzliche Gegenüberstellung ist gerechtfertigt: Hie Christus, hie Jesuitismus.

2. Worte und Werke.

Schon im 1. Teile, bei Erörterung der jesuitischen „Studienordnung", habe ich gezeigt, daß viele Vorschriften, und zwar gerade diejenigen, die äußerlich gut erscheinen, nur auf dem Papiere stehen, daß sie nicht beachtet werden, ja daß in der Praxis ihr Gegenteil befolgt wird, daß aber der Orden gerade mit solchen nicht beachteten Regeln seinen Ruhm geschickt zu mehren versteht.

Ganz dasselbe läßt sich bei den Ordenssatzungen nachweisen: Schöne Worte, entgegengesetzte Taten.

Der eigentliche Grund dieser charakteristischen Erscheinung liegt im jesuitischen Grundübel, der eingeborenen, alles durchsetzenden Unwahrhaftigkeit. Sie ist ein in sich so wichtiger und für das Wirken des Ordens so bedeutungsvoller Punkt, daß ihr im Abschnitte über die Moral des Ordens eine eigene Besprechung gebührt.

Die Lobredner des Ordens, seien es nun Jesuiten oder andere, bemühen sich, den Gegensatz zwischen Worten des Jesuitenordens und seinen Werken sorgsam zu verbergen. Nach ihnen ist alles schönste Harmonie: fromme Worte und fromme Taten.

Ich werde die vorgetäuschte Harmonie gründlich zerstören und auf dem großen Instrumente, genannt Geschichte, Dissonanzen ertönen lassen, die jedem Ohre, das hören will, die Wahrheit über den Jesuitenorden mit Posaunentönen künden.

Wenden wir uns zunächst dem Widerstreite zwischen theoretischer und praktischer Askese zu, und zwar jenem Teile der Askese, der das Wesen der Ordensaskese bildet, den Gelübden.

A. Theorie und Praxis der Gelübde.

a) Das Gehorsamsgelübde.

Da das Gelübde des Gehorsams in erster Linie den Gehorsam gegen die Ordensoberen zum Gegenstande hat, so versteht es sich von selbst, daß, soweit dieser Gehorsam in Betracht kommt, kein Gegensatz besteht zwischen Theorie und Praxis.

Aber der Orden besitzt auf dem Gebiete des Gehorsams ein Prunkstück: das Gehorsamsgelübde der Professen dem Papste gegenüber. Nach ihm bezeichnet sich die „Gesellschaft Jesu" mit Vorliebe als „Kern- und Leibtruppe des Papstes". Und im allgemeinen, d. h. solange das Ordensinteresse nicht entgegensteht, sehen wir die Jesuiten ihrem päpstlichen Gehorsamsgelübde entsprechend auch handeln. Wo

aber der Papst dem jesuitischen Egoismus zu nahe tritt, da findet er in den Jesuiten die schärfsten und hartnäckigsten Widersacher, die ihm nicht einmal den gewöhnlichen, alle Christen verpflichtenden Gehorsam leisten, geschweige daß sie ihm ihr Gelübde erfüllen. Die Geschichte des Ordens ist voll solcher Gelübde-Erfüllung. Wenige, aber markante Beispiele lege ich vor.

Der Jesuit Thyrsus Gonzalez (er wurde später Ordensgeneral), ursprünglich Probabilist, erkannte die Verderblichkeit des Probabilismus und schrieb ein Werk gegen ihn. Das Manuskript schickte er 1673 nach Rom an den Ordensgeneral Paul Oliva zur Begutachtung. Die Druckerlaubnis wurde verweigert. Gonzalez wandte sich an Innozenz XI., der soeben 65 laxe Moralgrundsätze, von denen zahlreiche aus dem Jesuitenorden stammten, verdammt hatte. Der Papst ließ Gonzalez' Buch prüfen, und die Prüfung fiel günstig aus. Darauf erging am 26. Juni 1680 ein Dekret der Inquisition:

Dem Jesuitengenerale sei im Auftrage des Papstes aufzugeben, in keiner Weise den Vätern der Gesellschaft Jesu zu gestatten, zugunsten minder probabeler Meinungen zu schreiben und die Ansicht derjenigen zu bekämpfen, welche behaupten, es sei nicht gestattet, einer minder probabelen Meinung zu folgen, wenn man die entgegengesetzte als probabeler erkannt habe; auch bezüglich der Universitäten der Gesellschaft Jesu sei es der Wille Seiner Heiligkeit, daß jeder zugunsten des Probabiliorismus schreiben und die entgegengesetzte Ansicht (den Probabilismus) bekämpfen dürfe. Der General soll allen befehlen, sich dem Willen des Papstes zu unterwerfen (Pietro Ballerini, Riposta alla Lettera del P. Paolo Segneri. 1734, p. 349).

Der Assessor der Inquisition „intimierte" diesen Beschluß dem Jesuitengenerale am 8. Juli 1680, und der General erklärte: er werde alsbald in allem gehorchen. Wer aber nicht gehorchte, war der Jesuitengeneral Paul Oliva. Wie der Jesuit Gagna berichtet, hat Oliva allerdings am 1. August 1680 ein für den ganzen Orden bestimmtes, die Befehle des Papstes enthaltendes Rundschreiben verfaßt — es soll im Archive des Ordens liegen —, versandt wurde es aber nicht (Gagna S. J., Lettere d'Eugenio, p. 611). Denn sonst hätte Gonzalez, als Dogmatik-Professor an der Universität Salamanka, von ihm Kenntnis erhalten müssen. Gonzalez erfuhr aber erst 1693 etwas von dem 1680 erlassenen Inquisitionsdekrete; auch sagt er selbst in einer Bittschrift an Klemens XI. vom Jahre 1702, das Inquisitionsdekret und der Befehl Innozenz' XI. seien dem Orden nicht übermittelt worden.

Der Ungehorsam in so wichtiger Sache ist auch deshalb hervorzuheben, weil er mit einer außerordentlichen Verschlagenheit getätigt wurde. Der Ordensgeneral Paul Oliva legte nämlich das von ihm verfaßte Rundschreiben den Inquisitions-Kardinälen vor (Gagna, a. a. O.), um, wie Patuzzi (Lettere 2, 595; 6, 218) bemerkt, bei der Inquisition den Glauben an den prompten Gehorsam des Generals zu erwecken. War dieser Glaube einmal da, so erübrigte sich — nach jesuitischer Anschauung — das, worauf der Glaube sich bezog, nämlich die Absendung des Schreibens.

Allerdings hat Oliva am 10. August 1680 ein Rundschreiben versandt, das sich mit Moralfragen beschäftigte, von den Befehlen der Inquisition vom 26. Juni 1680 enthielt es aber nichts (Friedrich, Beiträge zur Geschichte des Jesuitenordens, S. 85). Auch dieses Rundschreiben war ohne Zweifel auf Täuschung des Papstes berechnet: man konnte nun auf die Frage, ob ein Erlaß über die Moralstreitigkeiten abgesandt worden sei, mit Ja antworten.

In einer Eingabe an die Kaiserin Maria Theresia vom 14. August 1761 sagt der Erzbischof von Wien, Kardinal Migazzi:

„Das ärgerliche Buch des bekannten [Jesuiten] Berruyer haben die Bischöfe von Frankreich erstens verworfen, nachmals aber der päpstliche Stuhl auf das schärfiste verbotten und der jetzt regierende Papst [Klemens XIII.] den von seinem seligsten Vorfahren hierüber gethanen Ausspruch bekräftigt und wiederholt; dessen ungeachtet aber haben die Patres Societatis dieß Werk neuerdings zu Neapel zum Druck befördert und sogar hier in Wien jungen Leuten und verschiedenen anderen Personen, die sich von ihnen leiten lassen, eingerathen." Weiter erzählt der Erzbischof von jesuitischen Lehrbüchern, die man höheren Ortes verworfen und dafür andere zu gebrauchen anbefohlen: „Allein die Sache ist ganz anders ausgefallen, sinntemal zu Innsbrug und Olmütz die Professores aus der Societät [Jesu] die verbottenen Bücher stets zur Vorlesung fortgebrauchet" (bei Helfert, Gründung der österreichischen Volksschule, S. 280[1]; vollständiger Text bei Kink, a. a. O. I 417 f.).

Auch eine von Gindely (Geschichte des 30jährigen Krieges, IV. 547 f.) berichtete Tatsache gehört hierher, wenn sie auch zunächst nur den egoistischen Ungehorsam des Jesuitenordens gegen einen Kardinal und Nuntius zum Gegenstande hat:

Die Jesuiten hatten ihre Stellung beim Kaiser [**Ferdinand II.**] ausgenützt, um unter Mißachtung der dem Erzbischofe von Prag gebührenden historischen Kanzlerrechte die Übergabe der Universität in ihre alleinige Gewalt zu erbitten, und waren damit vorläufig zum Ziele gelangt. Der Kaiser erließ den Befehl, daß die Anhänger der böhmischen Konfession die Universitätsgebäude räumen und dieselben sowie alle übrigen Besitzungen den Jesuiten als den nunmehrigen Leitern übergeben sollten. Nicht bloß die Protestanten waren über die Maßregel empört, auch die Katholiken und namentlich die Geistlichkeit wurde unangenehm davon berührt, daß die Jesuiten die alleinigen Herren an der Universität sein sollten. Der Erzbischof ... protestierte zwar und teilte seinen Protest auch dem Nuntius mit, aber alles ohne Erfolg. Sein Nachfolger, der **Kardinal von Harrach** [ein Schüler der Jesuiten], der sich in die Schmälerung seiner Rechte nicht fügen wollte, nahm den Kampf entschlossen auf; über 20 Jahre währte der Streit zwischen ihm und den Jesuiten, die sich aus ihrer Stellung um keinen Preis verdrängen lassen wollten. Es kam von seiten des Kardinals zu den bittersten Anklagen und Ausfällen gegen die Jesuiten; trotzdem konnte er sie nicht mehr verdrängen.

* * *

Diese Dinge, so bezeichnend sie für den jesuitischen Papstgehorsam auch sind, verschwinden gegenüber dem lange Jahre hindurch fortgesetzten, von offenem Widerstande und schändlichen Gewalttaten begleiteten Ungehorsame des Ordens in der **Angelegenheit der malabarischen und chinesischen Gebräuche**.

Im Jahre 1702 schickte **Klemens XI.** den Patriarchen von Antiochien, **Karl Tournon**, als päpstlichen Legaten nach **Indien** und **China**, um die von den Jesuiten hervorgerufenen Streitigkeiten über Gewohnheiten, welche die christianisierten Inder und Chinesen aus dem Heidentume herübergebracht hatten, und die von den Jesuiten aufrecht erhalten, von allen übrigen Missionaren aber verworfen wurden, kraft päpstlicher Vollmacht zuungunsten der Jesuiten zu erledigen. Darob intensiver Haß des Jesuitenordens gegen den Legaten. Um sein Ansehen zu stärken, ernannte **Klemens XI.** im Jahre 1707 **Tournon** zum Kardinal. Aber die Rangerhöhung für **Tournon** schien auch die Wut des Ordens, der sich durch die päpstlichen Dekrete in seinem Besitzstande und in seiner Macht in **Indien** und **China** gefährdet glaubte, zu erhöhen. Die Jesuiten stellten sich gegenüber dem sie verurteilenden Papsttume unter den Schutz des heidnischen Kaisers von **China** und riefen seine Macht auf gegen den Legaten des Papstes und gegen alle übrigen Ordensleute, die dem Papste Gehorsam leisteten. Am 24. Juli 1708 erwirkten sie ein kaiserliches Edikt, das alle Missionare, die, dem Befehle des Papstes gemäß, die Gebräuche verwarfen, aus dem chinesischen Reiche verbannte und somit tatsächlich die Jesuiten zu Alleinbesitzern der chinesischen Missionen machte (Wortlaut des Ediktes in: Memorie storiche della Legazione e morte dell' eminentiss. Cardinale di Tournon. Venezia, VII 142ff. 200ff.). **Kardinal Tournon** selbst wurde 1707 auf Anstiften der Jesuiten gewaltsam nach **Macao** gebracht und starb dort am 8. Juni 1710 im Gefängnisse.

Daß die Jesuiten den Versuch machten, den Kardinal während seiner von ihnen veranlaßten Gefängnishaft zu vergiften, ist füglich nicht mehr zu bezweifeln. Der „Bericht" (Relazione) eines Augenzeugen, des Domherrn **Johann Marcell Angelita**, der zugleich als Promotor offizieller Begleiter des Kardinals war, über das Vorkommnis (abgedruckt in; Memorie storiche, I 205—232) trägt so sehr den Charakter der Unmittelbarkeit und Wahrhaftigkeit, daß ihm Glauben geschenkt werden muß, um so mehr, als das Werk, worin die „Relazione" enthalten ist, auch sonst eine Fundgrube **authentischer** und seltener Aktenstücke darstellt. Darunter ist ein Brief des Lazaristen-Priesters **Antonio Appiani** (eines Begleiters des **Kardinals Tournon**), datiert **Kanton**, den 22. November 1728, hervorzuheben.

Aus demselben Grunde [weil er die von den **Jesuiten** gebilligten chinesisch-heidnischen Gebräuche, der Verordnung des Papstes gemäß, verurteilte] starb, **bis ins Herz verwundet**, in der Gefangenschaft der ehrwürdige **Kardinal Tournon**. Denn die genannten Ordensleute [die Jesuiten], weil sie den Dekreten Sr. Heiligkeit des Papstes **Klemens' XI.** nicht gehorchen wollten, stellten sich unter den Schutz des heidnischen Kaisers [von China], der die Hartnäckigkeit der genannten Ordensleute unterstützte, indem er die echten Katholiken, die dem heiligen Stuhle gehorsam sind, mißhandelte (a. a. O. I 354).

Ob der Ausdruck: „bis ins Herz verwundet" eine Anspielung auf Vergiftung und so eine Bestätigung des „Berichtes" sein soll, bleibe dahingestellt; jedenfalls ist der Brief **Appianis** ein beredtes Zeugnis dafür, daß in ihm, noch nach 18 Jahren, die Erinnerung an die Machenschaften der Jesuiten gegen den päpstlichen Kardinal-Legaten **Tournon** lebendig war und ihm scharfe Worte gegen die „Leibtruppe der Päpste" auf die Zunge legte.

Eine sehr gewichtige Bestätigung der Vergiftung enthält die Tatsache, daß die „Missionskongregation" der Lazaristen, eine der angesehensten Missionsgesellschaften der katholischen Kirche, in einem von ihr offiziell herausgegebenen Werke: Mémoires de la Congrégation de la Mission (Paris 1865) den „Bericht" als vollwertiges Aktenstück aufgenommen hat mit den die Vergiftung aufs bestimmteste aussprechenden Worten:

Mais pour en revenir à notre douloureuse histoire, il est certain, très certain, indubitable, que la maladie et la mort du cardinal Tournon ont été occasionnées par le poison, que lui ont fait donner les Jésuites (a. a. O. IV 309).

Deshalb stellt auch J. Friedrich, auf Grund des „Berichtes" und der Bestätigung in den „Mémoires", die Tatsächlichkeit der Vergiftung als sicher hin (Zur Verteidigung meines Tagebuches. Nördlingen 1872, S. 10ff. und: Abhandlungen der III. Kl. der K. Bayerischen Akademie der Wissenschaften, XIII., 2. Abtl., 95), und H. Reusch, ein gewiß vorsichtiger Forscher, nennt die Vergiftung „wahrscheinlich" (Index, II[1] 772).

Auch den gesamten übrigen Inhalt der „Memorie storiche", der für den Jesuitenorden denkbar ungünstig ist, übernehmen die „Mémoires" als durchaus glaubwürdig, ja sie machen einleitend dazu eine Mitteilung, welche die Zuverlässigkeit der „Memorie" über allen Zweifel stellt:

Ces faits (die die Jesuiten belastenden Aktenstücke) ont été imprimés et publiés en particulier par le Cardinal Passionéi dans son ouvrage: Memoire storiche dell' Eminentissimo Monsignore Cardinale di Tournon, qui renferme une partie des documents authentiques conservés dans les archives du Vatican ou de la Propagande et dont la parfaite conformité nous a été attestée par le Préfet des archives du Vatican, le Père Theiner, Oratorien (a. a. O. IV 126).

Einen Blick hinter die Kulissen des chinesisch-malabarischen Dramas, in dem der päpstliche Kardinal-Legat Tournon den Tod fand, läßt auch eine nicht für die Öffentlichkeit bestimmt gewesene Äußerung des Jesuiten Cordara tun, der 35 Jahre lang offizieller Historiograph des Ordens gewesen war. In einem äußerst wichtigen, später eingehend zu besprechenden Geheimberichte an seinen Bruder berichtet Cordara, daß Innozenz XI. gegen die Jesuiten, wegen ihres Verhaltens in der chinesischen und indischen Mission, ein sehr scharfes Dekret erlassen habe, das, wenn es veröffentlicht worden wäre, sehr schlimm für die ganze Gesellschaft gewesen wäre (Denkwürdigkeiten des Jesuiten Cordara zur Geschichte von 1740—1773: Döllinger, Beiträge zur politischen, kirchlichen und Kultur-Geschichte der sechs letzten Jahrhunderte. Regensburg 1883, 3, 3).

Der Tod des Papstes verhinderte die Veröffentlichung. Sein Nachfolger, Benedikt XIII., der, wie Cordara selbst sagt, ganz in den Händen der Jesuiten war, alles seinem Günstlinge Coscia überließ, die wichtigsten Ämter für Geld feil hatte und nur auf Bereicherung seiner Familie bedacht war (Cordara S. J., a. a. O. S. 4), unterließ die Verkündigung des den Orden beschämenden Dekretes.

Erst als Benedikt XIV., in zwei rasch aufeinander folgenden Bullen (1742 und 1744), mit äußerster Schärfe die Jesuiten an ihre Gehorsamspflicht erinnerte, erfolgte zögernd die Unterwerfung (Bullarium Romanum. Edit. Luxemb. 1748, 16, 230ff.).

* * *

Es gibt keinen stärkeren Beweis für die Unwahrheit der jesuitischen Prahlerei von der unbedingten Ergebenheit des Ordens gegen Rom und für die Skrupellosigkeit, mit der die Jesuiten auch gegen das Papsttum arbeiten, wenn es sich um Verfechtung ihrer Interessen handelt, als diesen.

Auch das Verhalten des Ordens bei seiner Aufhebung durch Klemens XIV. im Jahre 1773 läßt, trotz aller gegenteiligen Behauptungen von jesuitischer Seite, die feierlich gelobte unbedingte Unterwürfigkeit unter den Papst stark vermissen. Im Abschnitte über die „Aufhebung des Jesuitenordens" komme ich darauf zurück.

* * *

Aus persönlicher Erfahrung kann ich folgendes zum Gegenstande beisteuern.

Als Leo XIII. Ende der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts Frieden mit Preußen zu machen suchte, wurde dadurch im Jesuitenorden eine feindselige Stimmung gegen ihn wach. Während dieser Zeit habe ich von meinen damaligen Ordensgenossen die heftigsten Ausfälle gegen den Papst gehört, zumal die Jesuiten Pachtler und Cathrein taten sich in Maßlosigkeiten hervor: das Jubiläum eines solchen Papstes (es handelte sich um das Bischofs- oder Priesterjubiläum Leos XIII.), der die Interessen der Kirche so schlecht wahre, dürfe nicht gefeiert werden. Die

Gehässigkeiten gingen so weit, daß ich mich veranlaßt sah, an den Ordensgeneral Anderledy zu schreiben und, unter Hinweis auf die satzungsgemäße Ergebenheit an den Papst, um sein Einschreiten zu bitten. Eine Antwort erhielt ich bezeichnenderweise nicht, und das Scherbengericht über den Papst nahm ungestört seinen Fortgang. Die von Leo XIII. in die Wege geleitete Beendigung des Kulturkampfes widersprach eben dem Egoismus des Ordens, der durch kirchenpolitischen Frieden aus dem Vordergrunde des Interesses zu verschwinden fürchtete. Deshalb der Zorn auf den Papst, deshalb die Unbotmäßigkeit gegen die päpstlichen Maßnahmen.

b) Das Keuschheitsgelübde.

Was das Gelübde der Keuschheit betrifft, so bedarf es einer Erläuterung nicht, da bekannt ist, wie vollkommen es zu beachten ist, indem wir nämlich durch Reinheit der Seele und des Leibes die Reinheit der Engel nachahmen sollen (Constit. VI 1, 1; Summar. n. 28).

Zu dieser Vorschrift der Ordenssatzung macht der Jesuit Genelli die „geschichtliche“ Bemerkung:

Hinsichtlich der Keuschheit verdient hervorgehoben zu werden . . „ daß die Gesellschaft hierin so unantastbar dasteht, daß ihre Gegner ihr nie einen gegründeten Vorwurf haben machen können, obgleich die Lebensweise der Jesuiten mitten in der Welt und dem Verkehr mit jeder Art Personen sie den schärfsten Blicken aussetzt und ihr Dienst sie in so häufige Gelegenheiten und Gefahren bringt (Das Leben des heiligen Ignatius von Loyola. Innsbruck 1848, S. 230).

* * *

Gern soll anerkannt werden, daß Unkeuschheit den Jesuitenorden nicht als dauerndes Laster durchseucht hat, daß der widernatürliche Zölibatszwang in ihm nicht derartig verheerend wirkt wie in so vielen Teilen der römisch-katholischen Geistlichkeit. Aber mit aller Deutlichkeit muß ausgesprochen werden, daß auch in diesem Punkte jesuitische Theorie und jesuitische Praxis sich gegensätzlich gegenüberstehen, und daß die Äußerungen jesuitischer Schriftsteller wie die eben gehörte des Jesuiten Genelli über die „Engel-Reinheit“ des Ordens Unwahrheiten sind. Gerade auf dem Tätigkeitsfelde, das der Orden vor allen anderen als seine Ruhmesdomäne bezeichnet, auf dem Gebiete der Jugenderziehung, haben die Jesuiten den Tribut geschlechtlicher Menschlichkeit ausgiebig entrichtet. Im 1. Teile habe ich den Gegenstand vorübergehend gestreift, hier ist ausführlicher davon zu handeln.

Heinrich von Lang, Vorsteher der bayerischen Staatsarchive, teilt aus den jetzt im Münchener Reichsarchive lagernden Papieren der „oberdeutschen Provinz“ des Jesuitenordens „Informationen“ mit, d. h. Berichte, die von den Oberen der Provinz über Mitglieder des Ordens an den Ordensgeneral nach Rom gesandt werden (Jacobi Morelli S. J. amores. München 1815).

Zunächst berichtet Lang ausführlich über die schon im ersten Teile erwähnten sodomitischen Verfehlungen des Jesuiten Jakob Marell mit Zöglingen der Jesuitenanstalt zu Augsburg. Lang legt Originalbriefe der Jesuiten Bauholzer, Erhart und Osterpeutter vom 3. Juli, 22. September und 26. Dezember 1698 vor, welche sie, in ihrer Eigenschaft als Beichtväter, Konsultoren und Rektoren, von Augsburg aus an den Provinzialoberen Martin Müller gerichtet haben und in denen die abscheulichsten Einzelheiten über das Treiben ihres Ordensgenossen Marell berichtet werden (a. a. O. S. 1—22). Auch die unterschriebenen Aussagen der drei vom Jesuiten Marell am häufigsten mißbrauchten Zöglinge, eines Grafen Oettingen und zweier Grafen Fugger, druckt Lang ab.

Von Seite 26 an gibt Lang im Auszuge 36 „Informationen“ über unsittliches Verhalten ebenso vieler Jesuiten. Z. B.: Information gegen Pater Werner Ehinger wegen schmählichen Verkehres mit einem Regensburger Freiherrn; gegen Pater Haas in Freiburg wegen unsittlichen Verkehres mit zwei Jünglingen; gegen Pater Adam Herler zu Konstanz, der 17 Jünglinge verdorben hatte; gegen Pater Franz Schlegl zu München wegen Vergehungen an sieben Knaben; gegen Pater Ferdinand zu Augsburg, weil er, unter dem Vorwande nach einer Krankheit zu forschen, eine Dienstmagd mißbraucht hat; gegen Pater Michael Baumgartner, der, als Subregens zu Dillingen, mit einem siebenzigjährigen Weibe sich einließ und zwei Mädchen verführte, von denen die eine dann sagte: „Pfui Teufel, was sind das für Pfaffen“; gegen den Jesuiten Johannes Kees, der zur Faschingszeit mit Schülern Sodomie trieb; gegen Pater Christoph Greutter wegen desselben Vergehens; gegen Pater Johann Miotti, der wegen der Gewohnheit, seine Zunge in den Mund von Knaben zu stecken, den Beinamen „der Züngler“ hatte; gegen Pater Kugler, der seine Mitbrüder zur Sodomie zu verleiten suchte; gegen den Jesuiten Georg Lauth zu München, der wöchentlich drei- bis viermal Unzucht trieb; gegen Pater Georg Deininger in Ellwangen, der sich häufig mit der Frau des Stadtschultheißen verging; gegen den Jesuiten Viktor Wagner, der zu München

und Luzern viele Knaben verführt und ihnen gesagt hatte, solche Dinge seien keine Sünde; gegen den Jesuiten Georg Bilgram zu Landshut wegen Sodomie mit seinen Schülern; gegen den Jesuiten Franz Xaver Wagner zu Konstanz, weil er Knaben die Onanie lehrte; gegen den Jesuiten Aloysius Leyden, der zu Dillingen mit Schülern Sodomie trieb und deshalb den Beinamen „Welscher Gockelhahn" erhielt; gegen Pater Felix Poli zu Regensburg wegen geschlechtlichen Umganges mit der dortigen Fürstin-Äbtissin Maria Teresia; gegen Pater Johann Zeltner, Professor der Rhetorik zu Mindelheim, der sich mit Schülern verging, während er sie mit Ruten züchtigte, und der auch sonst Unzucht trieb mit Mädchen und Frauen; gegen Pater Johann Federer, Rektor zu Regensburg, der ein unter dem Namen „die schöne Annemiedel" in Regensburg bekanntes Mädchen verführte und, nach Burghaus versetzt, dort eine adelige Nonne, Ludovika von Donnersperg, schwängerte, die dann aus dem Kloster austrat und von der Gesellschaft Jesu eine „fette Mitgift" zur Heirat erhielt; gegen Pater Franz Baumann zu Oelenberg (Elsaß), der sich an Mädchen verging und sie in der Beichte von den mit ihm begangenen Sünden lossprach; gegen einen Laienbruder in Straubing, weil er bei einer Abtreibung der Leibesfrucht mitgewirkt hatte; gegen die Jesuiten Ignatius Wilhelm und Johann Bischl zu München wegen gegenseitiger Sodomie; gegen den Jesuiten Julius Pellanda zu Landshut, der in sodomitischen Gelüsten die Schüler in die Wangen biß; gegen Pater Josef Maier, weil er sich an zwei Mädchen im Alter von 11 und 15 Jahren vergangen hatte; gegen Pater Franz Mahon, einen Elsässer, der während der Beichte Unzucht trieb; gegen Pater Theodor Beck, Beichtvater des Kardinals Friedrich von Hessen, weil er sich an Jünglingen zu Prag, Wien, Konstanz, Freiburg, Heidersheim vergangen hatte.

Bei diesem Register schwerster Verfehlungen ist zu beachten, daß es sich nur um eine Ordensprovinz, die oberdeutsche, handelt, daß die zahlreichen Fälle sich in der kurzen Zeit von 1650 bis 1723 ereigneten, und daß ihr Herausgeber, der Staatsarchivar Lang, erklärt, er könne aus dem ihm handschriftlich vorliegenden Materiale der Münchener Archive mit Leichtigkeit „hundert und aberhundert" solcher „Informationen" mitteilen (a. a. O. S. IV der Vorrede). Auch Kluckhohn, der im Jahre 1874 die Münchener Jesuitenpapiere durchforschte und darüber in der K. Bayerischen Akademie der Wissenschaften berichtete, bestätigt die Langschen Angaben (Kluckhohns Worte habe ich im 1. Teile mitgeteilt).

Der vom Ordensgenerale Aquaviva im Jahre 1596 für die oberdeutsche Ordensprovinz bestellte Visitator Paul Hoffäus, einer der bedeutendsten Jesuiten damaliger Zeit, schrieb als Ertrag seiner Visitation in sein für das Jesuitenkolleg zu München bestimmtes „Memoriale":

Zu beklagen ist, daß so viele und so heilsame Vorsichtsmaßregeln [zur Bewahrung der Keuschheit] nicht immer oder doch nur sehr lässig beobachtet werden. Es finden mit einzelnen Frauenspersonen in ihren Wohnungen Schlemmereien und häufige Besuche bei ihnen ohne Not statt. Stelldicheins in der Kirche für lange Gespräche mit Frauen werden verabredet, und skandalös lange Beichten von Frauen, auch von solchen, die oft beichten, geschehen. Es werden Beichten kranker Frauen in ihren Häusern gehört, ohne daß [der Regel entsprechend] ein Begleiter, der Beichtvater und Beichtkind sehen kann, dabei ist. Oft, ja sehr oft herrscht zwischen beiden [Beichtvater und Beichttochter] Vertraulichkeit, und von strenger Zurückhaltung des Beichtvaters ist keine Spur vorhanden. Ich fürchte, daß süße, gefällige Worte, untermischt mit fleischlicher Begierlichkeit und fleischlichen Gefühlen, ausgetauscht werden. Wie große Übel solche Ausschreitungen bei Beichtvätern hervorgerufen haben, lehren uns häßliche Vorgänge, die zur Apostasie und zum Ausschlusse aus der Gesellschaft [Jesu] führten. Herrscht nicht höchste Verblendung des Geistes und des Herzens, wenn Beichtväter frei und ungeniert, ohne Furcht und Scham, vor den richtenden Augen der Welt es wagen, viele Stunden mit Frauen zu verscherzen, als ob sie selbst und ihre Beichttöchter bei so ausgelassenem Verkehr in keiner Gefahr schwebten. Es ist bekannt und auch den Fürsten [gemeint sind die beiden Bayernherzöge] zu Ohren gekommen, daß Beichtväter aus den Unsrigen nach so satanischen Vorspielen in das Laster verstrickt worden sind, apostasierten oder als schlimme Pest aus der Gesellschaft ausgestoßen wurden (abgedruckt bei Reusch, Beiträge zur Geschichte des Jesuitenordens: Zeitschrift für Kirchengeschichte, 1894, XV 2, 262 f.).

Dies „Memoriale", auf das ich noch zurückkomme, gibt um so mehr zu denken, als es ein Geheimbericht ist und abgefaßt wurde nur 46 Jahre nach Stiftung des Jesuitenordens. Also schon in seiner ersten Jugend, d. h. zu einer Zeit, in der noch Eifer und rege Tugendübung herrschen sollten, litt der Orden an schweren Mißständen.

Bei diesen Vorkommnissen fällt erschwerend ins Gewicht: formell und unmittelbar handelt es sich zwar um Verfehlungen einzelner, dennoch ist auch der Orden als solcher an ihnen insofern beteiligt, als er, hier und in anderen Fällen, entsprechende Bestrafung der Schuldigen unterlassen hat.

So verlautet nichts von Strafe in den oben mitgeteilten „Informationen". In einem der schlimmsten Fälle, dem des Jesuiten Theoderich Beck, empfiehlt der Provinzialobere dem

Ordensgenerale sogar, Milde walten zu lassen, „weil die Vergehungen nicht öffentlich bekannt seien". Er handelte dabei durchaus im Sinne der vom Ordensgenerale Aquaviva im Jahre 1595 erlassenen Vorschrift, Unzuchtshandlungen nicht mit Entlassung zu bestrafen, wenn kein öffentlicher Skandal daraus entstanden ist. Und wie genau die Anweisung befolgt wurde, beweisen, außer den von Lang abgedruckten „Informationen", auch noch folgende Tatsachen:

Ein Jesuit W. K. (er ist so vorsichtig, seinen Namen nicht zu nennen) berichtet unterm 1. Dezember 163 . . . (auch das Jahr deutet er nur an) aus Rom an den Jesuiten Forer in Dillingen:

Der Jesuit Mena, „ein außerordentlich gelehrter Mann, den alle wie ein Orakel aufsuchten", habe eine Frau, sein Beichtkind, glauben gemacht, sie dürfe mit ihm ehelich zusammenleben. Er habe sich dann selbst angezeigt und sei noch vor Beendigung seines Prozesses „in der Gesellschaft Jesu gestorben". Von einem anderen Jesuiten, Azevedo, heißt es in demselben Briefe, „er sei auf nichts anderem ertappt worden, als daß er bei einer Frau das angesehen oder berührt habe, vor dem man scheu zurückschrecke"; auch er sei „in der Gesellschaft Jesu gestorben" (bei Döllinger-Reusch, Moralstreitigkeiten, I 587; II 305).

c) Das Armutsgelübde.

Der Inhalt der Armutsgelübde (auch der des Sonderarmutsgelübdes der Professen) wird durch folgende Stellen der Satzungen erläutert:

Wer in der Gesellschaft leben will, soll überzeugt sein, daß Speise, Trank, Kleidung, Bett so sein sollen, wie es Armen gebührt, und daß die schlechtesten Sachen, die im Hause sich vorfinden, ihm zur größeren Selbstverleugnung und zum geistigen Fortschritte zugewiesen werden; auch damit eine gewisse Gleichheit und ein allen gemeinsames Maß erreicht werde. Weil nämlich diejenigen, welche die Gesellschaft gründeten, durch großen Mangel an den für den Körper notwendigen Sachen geprüft wurden, so sollen auch alle, die ihnen folgen, dahin streben, sie zu erreichen oder auch mit der Gnade des Herrn noch weiter fortzuschreiten . . . Die Armut soll als feste Mauer des Ordens geliebt und in ihrer Reinheit aufrecht erhalten werden, soweit das mit Hilfe der göttlichen Gnade geschehen kann. Alle sollen die Armut wie eine Mutter lieben und nach den Regeln heiliger Klugheit gelegentlich ihre Wirkungen verspüren; keiner Sache sollen sie sich als einer eigenen bedienen, auch sollen sie bereit sein, an den Türen zu betteln, wenn Gehorsam oder Not dies erfordern (Exam. gen. IV 26; Summar. 23. 24).

Und über unentgeltliche Ausübung der Ordenstätigkeit, die zur „Armut" gehört, heißt es in den Satzungen:

Alle, welche unter dem Gehorsame der Gesellschaft leben, sollen sich erinnern, daß sie umsonst geben sollen, was sie umsonst empfangen haben; indem sie weder bitten noch annehmen irgend welche Stipendien oder Almosen, wodurch ein Entgelt gegeben zu werden scheint für Messen, Beichten, Vorlesungen, Besuche oder andere Dienste, welche die Gesellschaft [Jesu] gemäß unserem Institute ausübt . . . Auch sollen sie [die Jesuiten] nicht, obwohl es anderen [Priestern und Ordensleuten] erlaubt ist, für Messen, Predigten, Vorlesungen oder Austeilung von Sakramenten oder für irgend ein anderes frommes Werk, das die Gesellschaft [Jesu] ihrer Satzung gemäß ausüben kann, ein Stipendium oder irgend ein Almosen, die als Entgelt für solche Dienste gegeben werden, von irgend einem anderen als von Gott (für dessen Dienst sie alles tun sollen) annehmen (Examen generale 1, 3; Constit. VI 2, 7; Can. 1, Congreg. 5; Summar. 27).

* * *

Nur noch in einem später zu besprechenden Punkte — Einmischung des Jesuitenordens in Politik — ist der Gegensatz zwischen jesuitischer Theorie und jesuitischer Praxis gleich scharf wie hier bei der Armut. Jesuitische Armut ist (um das gleich von vornherein zu sagen) kommunistischer Reichtum.

Außer eigentlichen Erwerbsgenossenschaften wird es kaum eine andere nicht-religiöse Vereinigung geben, die so intensiv und mit so vielem Erfolge nach Besitz und Reichtümern strebt wie die „Gesellschaft Jesu", ein Name, der gerade in diesem Zusammenhange blutiger Hohn ist. Unter den religiösen Genossenschaften, den sogenannten geistlichen Orden aber nimmt der Jesuitenorden durch seine „Armut" eine unerreichbare Ausnahmestellung ein.

* * *

Zunächst rufe ich persönliche Erinnerungen wach.

Gewiß habe ich, wie die Ordenssatzungen sich ausdrücken, „Wirkungen der Armut" verspürt. Die oben geschilderten Schlafsaal- und Wohnungsverhältnisse im Noviziate, die sich während des ganzen Scholastikates fortsetzten, boten zu praktischer Erprobung der Armut Gelegenheit in Fülle. Auch Bett und Kleidung waren, wenn auch nicht gerade ärmlich im strengen Sinne des Wortes, so doch weit entfernt von jeder Wohlhabenheit. Ein oft recht harter Strohsack, grobe Bettwäsche, eine geringe Wolldecke, eine schmale und

kurze Bettstelle bildeten jahrelang mein nächtliches Lager. Die Kleidung war für gewöhnlich zwar äußerlich sauber. An „innerer" Sauberkeit, d. h. an Sauberkeit der Untergewandung fehlte es aber sehr, da z. B. ein und dieselben Beinkleider jahrelang (ohne Unterhosen!) getragen, und Hemd und Strümpfe, trotz Schweißes und trotz kärglichen Waschens und seltenen Badens, nur einmal wöchentlich gewechselt wurden. So erfuhr ich auch die mit Armut häufig — nicht notwendig — verbundene Unreinlichkeit.

Aber bei diesen „Wirkungen der Armut" — es sind, wie ich ausführen werde, die einzigen — ist ein Doppeltes zu beachten. Erstens war es eine durch Zwang der Verhältnisse hervorgerufene „Armut". Die „deutsche" Ordensprovinz mußte sich, nach ihrer Ausweisung aus Deutschland, eine Zeitlang im Auslande (Holland, England) nach der Decke strecken, sie konnte nicht mit einem Male in geordnete Zustände kommen. Und zweitens: diese Armutswirkungen, zu denen sich, je nach Bedürfnis, noch andere hinzugesellten (abgeschabte oder zerrissene Kleidung), sind dem einzelnen auferlegte Prüfungen, um seine Weltverachtung, seinen Gehorsam, seine Standhaftigkeit usw. zu erproben. Sie sind nicht aus der Gesinnung, aus dem Geiste des Ordens herauswachsende Erscheinungen. So schrumpfen selbst die spärlichen „Wirkungen der Armut", religiös-asketisch und als Ordensmerkmale betrachtet, erheblich zusammen. Mit Fug und Recht kann ich also, bei Schilderung der von mir am eigenen Leibe gefühlten „Armut", diese Dinge beiseite lassen.

Was aber im übrigen die „Armut" des Jesuitenordens betrifft, so habe ich sie als auf Reichtum fußendes Wohlleben, ja selbst als Üppigkeit kennen gelernt, verbunden mit einem Geiste intensiver Geld- und Gewinnsucht.

Daß ein Orden, der Tausende kleidet, nährt und sie in vielen teilweise mit großer Pracht erbauten, umfangreichen Gebäulichkeiten beherbergt, reich, sehr reich sein muß, liegt auf der Hand. Die Zinsen, aus denen die ungeheueren Unterhaltungskosten für die Ordensmitglieder, die Ordenshäuser, die Ordenskirchen fließen, weisen auf ein Kapital von vielen Millionen hin. Das war mir denn auch von Anfang an klar. Aber ich kam auch noch zu anderer Klarheit.

Die in einem Riesen-Millionenvermögen gesicherte materielle Unterlage des Ordens war nicht der einzige, nicht einmal der markanteste Gegensatz zu seiner theoretisch-asketisch-religiösen Unterlage, d. h. zum Gelübde der Armut Jesu Christi Ihn finden wir im täglichen Leben und in Ordensgepflogenheiten der „Gesellschaft Jesu" bei gewissen Gelegenheiten.

Der tägliche **Mittags- und Abendtisch** ist sehr gut und sehr reichlich, unvergleichlich viel besser, als Weltgeistliche, ja als die meisten gut gestellten und wohlhabenden Bürger- und Beamtenfamilien ihn haben. Im Essen und Trinken kennt der Jesuitenorden auch nicht eine Spur von Armut.

Täglich verzehrt der „arme" Jesuit ein Mittagsmahl, bestehend aus Suppe, zwei Fleischgerichten mit entsprechender Beilage und Kompott, und ein Abendessen, bestehend aus einer Fleisch- oder anderen warmen Speise; dazu trinkt er gutes Bier. An Festtagen werden, je nach ihrer Höhe, mehrere Gerichte, bis zu fünf und sechs, aufgetragen, und neben dem Biere gibt es Wein. Ich habe in Jesuitenhäusern **Englands** (**Ditton-Hall**, **Stonyhurst**, **London**, **Liverpool**, **Manchester**) Tafeleien erlebt, die als sehr gut gekochte, üppige Diners bezeichnet werden müssen, bei denen weder Austern und Sekt noch Pasteten, Geflügel und Wild und auch nicht die Nachtischzigarre mit Kaffee und Likören fehlten.

Ob das Mahl, das Christus mit seiner „Gesellschaft" vor seinem Leiden und Sterben einnahm, und dessen bildliche Darstellung vielfach die Speisesäle der „Gesellschaft Jesu" ziert, von ähnlicher Beschaffenheit war??

Eine besondere Art der Festessen bilden die „**Magistermähler**". Alle Vierteljahre oder auch öfter erhalten die als Lehrer (Magister) in den verschiedenen Kollegien angestellten Jesuiten ein besonderes Bene durch ein Gelage, bei dem es hoch und lustig hergeht. Vom rein menschlichen Standpunkte habe ich volles Verständnis für solche mit kulinarischen Genüssen gewürzte Auffrischung bei Ausübung eines schweren und eintönigen Berufes. Allein der rein menschliche Standpunkt ist nun einmal nicht der von der „Gesellschaft Jesu" eingenommene; sie vertritt mit starker Betonung die Theorie von der Vollkommenheit und Askese Christi, und zu ihr passen die „Liebesmähler" in Soutane und Birett wie die Faust aufs Auge.

Ein echt jesuitisches Spezifikum kommt hinzu: das **in guten Mahlzeiten und Schmausereien sich äußernde Wohlleben wird mit peinlichster Sorgfalt den „Weltleuten" verheimlicht**. Vor ihren Augen erscheint man als der arme, abgetötete Ordensmann, dessen Orden der Unterstützung, der Almosen sehr be-

dürftig ist. Für die Mildtätigkeit des gutgläubigen Publikums wäre es ja auch geradezu der Todesstoß, wenn von solchen Dingen etwas verlautete.

Zu welch schwierig-heiteren Situationen die Heimlichtuerei oft führt, zeigt ein Vorkommnis während meines Aufenthaltes in dem in Holland gelegenen Jesuitenkolleg zu Blyenbeck, wo ich in den Jahren 1881—1883 als Scholastiker Philosophie studierte.

Eines schönen Sommernachmittags kommt mein Onkel Freiherr Felix von Loë (Zentrumsabgeordneter und Gründer des katholischen Volksvereins) von seiner jenseits der nahen preußischen Grenze gelegenen Besitzung Terporten, wie er oft tat, über die Heide nach Blyenbeck gewandert, um den ihm befreundeten Jesuiten Joseph Schneider (Herausgeber eines „authentischen" Werkes über die Ablässe), der als Konsultor der Ablaßkongregation in Rom stationiert war, aber in Blyenbeck seine Ferien verbrachte, zu besuchen. Es war gerade „Magistermahl", und Pater Schneider nahm als illustrer Gast an ihm teil. Große Verlegenheit! Ich werde zum Pater Rektor zitiert, der mir aufträgt, meinen Onkel einstweilen zu unterhalten und ihm auseinanderzusetzen, Pater Schneider sei „wegen dringender Geschäfte" augenblicklich unabkömmlich. Nach etwa einer Stunde erscheint Pater Schneider mit vom Essen und Trinken hochgerötetem Gesichte und in sehr heiterer Stimmung. Er wiederholt die Entschuldigung von der dringenden Abhaltung. Ich habe Qualen ausgestanden; teils wegen der Unwahrheit, die wir meinem Onkel auftischten, teils weil ich befürchtete, die sichtliche Animiertheit des Pater Schneider möchte die „dringenden Geschäfte" meinem Onkel in etwas eigentümlichem Lichte erscheinen lassen.

Danach mag man beurteilen, welchen Wert die in Zeitungsartikeln und sonst ständig wiederkehrenden beweglichen Klagen des Ordens haben über das „Brot der Verbannung", das zu essen er gezwungen sei.

Eine jesuitische „Armut" charakterisierende Eigentümlichkeit sind die Landhäuser des Ordens, offiziell „Villen" genannt. In geringer Entfernung von seinen Kollegien sucht der Orden, oft mit großen Kosten, Landhäuser mit schönen Gärten zu erwerben, wo an jedem Donnerstage die Insassen der Kollegien, Patres und Scholastiker, an guter Luft, gutem Essen und allerlei Bewegungsspielen sich erholen. Gewiß, für Gesundheit und Körperpflege eine treffliche Einrichtung. Daß sie aber dem Geiste der Armut einer „Gesellschaft Jesu" entspricht, darf nach der Kenntnis, welche die Evangelien vom Armutsgeiste Christi uns übermitteln, füglich bezweifelt werden. Trotz der „Verbannung", in welcher die „deutsche" Ordensprovinz in Holland und England lebte, langte das Ordensvermögen doch für den kostspieligen Ankauf und Unterhalt solcher „Villen". So hatte das Noviziatshaus zu Exaeten seine Villa in Oosen an den Ufern der Maas, und das Kollegium von Wynandsrade seine Villa in Aalbeck.

Auf Reisen fährt der „arme" Jesuit zweiter Klasse. Ich hatte, solange ich an den Jesuitenorden glaubte, die Gewohnheit, dritter Klasse zu fahren. Fuhr ich mit anderen Ordensgenossen zusammen, so kostete es Mühe, sie für die niedrigere Wagenklasse zu gewinnen.

Der Jesuitenpater (nicht der Frater) hat sein eigenes geräumiges Zimmer, nicht luxuriös, aber behaglich ausgestattet: Bett, Schreibtisch, Stehpult, Stühle, Betschemel, Büchergestell, Ofen.

Deshalb ist es nicht zu verwundern — und das ist auch eine Wirkung der jesuitischen Armut —, daß in solcher Behaglichkeit auferzogene Jesuiten, wenn sie, durch äußere Umstände, eigene Herren eines großen Einkommens werden, zur Verschwendung neigen. Z. B.: Der zum Kardinal gemachte Jesuit Cienfuegos trieb, wie sein Ordensgenosse Cordara, der Geschichtschreiber des Ordens, mitteilt, „maßlosen Aufwand". Als kaiserlicher Gesandter zu Madrid und als Inhaber des reichen Erzbistums Monreale verpraßte dieser „arme" Ordensmann jährlich über 70 000 Goldgulden (Cordara S. J., Denkwürdigkeiten: Döllinger, Beiträge, 3, 3).

* * *

Mit Recht kann man fragen: wenn es um das äußere Leben der Jesuiten so behaglich, ja üppig bestellt ist, worin besteht denn ihre „Armut"? Und weiter: gibt es unter den Jesuiten nicht viele, denen der Gegensatz zwischen den Ordensvorschriften über die Armut und dem tatsächlichen Leben auffällt; denen infolgedessen Bedenken aufstoßen, ob sie sich hier wirklich in der Gesellschaft Jesu befinden, des Jesus, der bitter arm in die Welt eintrat, bitter arm durch sie hindurch ging, bitter arm sie verließ? Allerdings gibt es zahlreiche, deren Idealismus und Weltflüchtigkeit hart sich stößt an den „armen" Dingen, die der Jesuitenorden ihnen zum Gebrauche und zum Genusse bietet. Zu ihnen gehörte auch ich. Oft habe ich, zumal in den Noviziatsjahren, meine

Unruhe und Zweifel den Ordensoberen ausgesprochen. Die stereotype Antwort war:

> Unsere Armut besteht nicht im Entbehren, sondern in der Losgeschältheit mitten im Besitze; vor allem auch darin, daß wir nichts von dem, was uns umgibt, was wir gebrauchen, unser eigen nennen; jeden Bleistift, jedes Stück Papier, jedes Buch, jede Feder, jeden Briefbogen, die Mahlzeiten, die Zimmer, die Kleider, die wir benutzen, zu allem haben wir um Erlaubnis zu bitten, über nichts sind wir Eigentümer, Herren. So sind wir arm.

Auch ein Wort meines Novizenmeisters und späteren Provinzials, des Jesuiten Mauritius Meschler, erläutert interessant diese „Armut". Als ich ihm einst bei der jährlichen „Gewissensrechenschaft", meine Bedenken über die üppigen Festmahlzeiten äußerte, sagte er:

> Aber, lieber Frater, sollen denn nur die Bösen die guten Dinge dieser Welt genießen, hat Gott sie nicht auch für die Guten geschaffen?

Ich war damals nicht schlagfertig genug, ihm das Wort Christi, der doch auch zu den „Guten" gehörte, entgegenzuhalten:

> Die Füchse haben ihre Höhlen und die Vögel ihre Nester, aber des Menschen Sohn hat nicht, wohin er sein Haupt legt.

Daß solche Auslegungen Spiegelfechtereien sind, daß sie bar sind evangelischen Geistes, kommt einem, beim Glauben an die Autorität und Frömmigkeit der Auslegenden, nicht zum Bewußtsein; ja allmählich lullen sie das asketisch-religiöse Gewissen ein: man hält sich und den Orden für arm, während man von den Millionenzinsen des Ordens ein sehr bequemes Leben führt und die guten Dinge dieser Welt in „Losgelöstheit" genießt.

Ich wiederhole: jesuitische Armut ist tatsächlich kommunistischer Reichtum, nicht evangelische Armut.

* * *

Auch die berühmte „Unentgeltlichkeit", womit der Jesuit seine geistlichen Dienste (Predigen, Beichthören, Exerzitiengeben, Messelesen usw.) ausübt, habe ich in verschiedenen Formen erlebt.

Während meines dritten Probejahres, des sogenannten Tertiats, das ich in Portico in England (bei der Fabrikstadt St. Helens gelegen) absolvierte, wurden wir Tertiarier sonntäglich in benachbarte Pfarreien geschickt, um den Pfarrern auf ihren Wunsch beim Predigen, Beichthören und Messelesen Hilfe zu leisten. Die „Unentgeltlichkeit" solcher Hilfeleistungen trat dabei deutlich zutage. Unser Rektor und Tertiats-Instruktor, der Jesuit Oswald, wählte nämlich unter den eingehenden Gesuchen sorgfältig diejenigen aus, welche die fetteste Geldentschädigung versprachen. Ganz offen erklärte er, Gesuche, die außer der Reiseentschädigung nicht wenigstens ein Pfund Sterling als Gegenleistung versprächen, lehne er am liebsten ganz ab.

Diese als Grundsatz auftretende Tatsache ist um so bemerkenswerter, weil sie sich ereignete im Tertiate, d. h. auf der hohen Schule jesuitischer Vollkommenheit, und weil derjenige Mann, der vom Orden als unser Unterweiser in den Ordenssatzungen und als Einführer in ihren Geist aufgestellt war, den Grundsatz über „unentgeltlichen" Gelderwerb verkündete.

Für Exerzitien, Volksmissionen, Festpredigten, Seelenmessen läßt sich der Orden sehr gute Stipendien zahlen. Mit Vorliebe gibt er Reichen und Vornehmen Exerzitien, weil die „Geschenke" dann auch reich und vornehm ausfallen. Als ich im Jahre 1889 einer Anzahl adeliger Damen in Münster Exerzitien gab, erhielt ich für die nur drei Tage währende Bemühung 500 Mark, die der Prokurator der Provinz, der Jesuit Caduff, wohlgefällig in Empfang nahm mit der „witzigen" Bemerkung: ich scheine gute Exerzitien geben zu können. Vom Schlosse des Grafen D.—B. in Westfalen, wohin ich öfter zum Predigen, Beichthören und Messelesen geschickt wurde, brachte ich stets nie weniger als 300 Mark mit nach Hause. Beim Tode meines Vaters gab meine Mutter zwei- bis dreitausend Mark dem Orden zur Lesung von Seelenmessen.

Gleiche und ähnliche Geschehnisse vervielfältige man ins Tausendfache, und man erhält eine Vorstellung davon, welch ergiebige Einnahmequelle für den Orden in der „Unentgeltlichkeit" seiner geistlichen Hilfeleistungen sprudelt.

* * *

So viel über jesuitische Armut aus der kleinen Geschichte meiner eigenen Erlebnisse. Jetzt zur großen „Armuts"-Geschichte des Ordens.

Auch hier ist zu betonen, daß der Abfall von den in den Ordenssatzungen aufgestellten Vorschriften schon in der ersten Jugend des Ordens sich zeigt. Schon die jesuitischen primitiae spiritus, die „Erstlinge des Geistes", sind entartet; der schön klingenden asketischen Theorie des Ordens stehen sie schroff gegenüber.

* * *

In dem schon besprochenen Geheimberichte des für die oberdeutsche Ordensprovinz vom Ordensgenerale Aquaviva bestellten Visitators Paul Hoffäus aus dem Jahre 1596 heißt es:

Von der ersten Form der Armut sind wir weit abgewichen, ja abgestürzt: wir sind mit dem Notwendigen nicht zufrieden, wir verlangen in allen Dingen das Bequeme, Reichliche, Mannigfaltige, Überflüssige, Seltene, Ausgesuchte, Elegante, Glänzende, Vergoldete, Kostbare, Weichliche. Ich kann nur mit Schmerz und Scham daran denken, wie viele tausend Gulden im letzten Jahre hier [in München] für den Unterhalt und die Ausschmückung des Kollegiums ausgegeben worden sind, als wären wir nicht arme Ordensleute, sondern Hofleute und Prasser. Wehe denjenigen, welche diese verdammenswerte und verfluchte Verschwendung zum Verderben unserer religiösen Armut veranlaßt und ersonnen haben. Das ist um so mehr zu beklagen, als dieses Verderben schon zu einer Gewohnheit geworden ist, die nicht mehr auszurotten ist, wenn nicht die Axt an die Wurzel gelegt wird. Keine Spur von der Armut unserer Väter ist mehr vorhanden. Alles bei uns verrät die Art der Vornehmen (abgedruckt bei Reusch, Beiträge, a. a. O. S. 262).

Es ist anerkennenswert, daß die amtlichen Stellen im Orden ihre warnende Stimme erhoben. Genutzt hat es aber nichts. Das Übel fraß weiter. Und wenn man das Ganze überblickt, d. h. wenn man den immer stärker anwachsenden Riesenreichtum des Ordens betrachtet und für sein hervorragend kaufmännisches Geschick im Gelderwerbe unzählige Beispiele sieht, dann regt sich nicht unberechtigt der Zweifel: sind nicht die warnenden amtlichen Stimmen nur pro forma erhoben, ut aliquid fecisse videantur? Wie dem auch sei, das geschichtliche Leben und Handeln des Ordens straft seine theoretischen Warnungen Lügen.

Wie die Aftermystik des Jesuitenordens Hinterlassenschaft seines Stifters, des Ignatius von Loyola ist, so sind auch seine Afterarmut und sein bemerkenswerter Erwerbssinn ihm vom Stifter erblich überkommene Eigenschaften.

Ignatius von Loyola beauftragte den von ihm selbst ernannten Beichtvater des Herzogs Cosimo Medici, den Jesuiten Laynez (der auf dem Konzile von Trient eine große Rolle spielte und erster Nachfolger des Ignatius im Generalate des Ordens wurde),

„er möge der ihrer Entbindung entgegensehenden Gemahlin des Herzog ‚insinuieren‘ (dies ist der von Ignatius gebrauchte Ausdruck), ebenso zu handeln, wie die Königin von Portugal vor ihrer Niederkunft gehandelt habe, nämlich 500 Goldgulden für das Jesuitenkolleg auszusetzen“ (Druffel, Ignatius von Loyola an der römischen Kurie. München 1879, S. 18f.).

Diese, unter Geburtswehen von zwei Fürstinnen, am Wochenbette erlangten 1000 Goldgulden sind gleichsam selbst wieder gebärend geworden: sie haben eine Millionennachkommenschaft hervorgebracht; die „Insinuation“ des Ordensstifters ist Vorbild geblieben für alle späteren „Insinuationen“, an Sterbebetten, in Beichtstühlen usw., und so hat der Orden Besitz auf Besitz gehäuft.

K. von Lang (Geschichte der Jesuiten in Bayern. 1819, S. 57) weist nach,

daß „die oberdeutsche Provinz“ des Jesuitenordens allein in den Jahren 1620—1700 durch Zuwendungen („Insinuationen“) 800000 Gulden erhalten hat. Darunter sind Summen einzelner von 15000, 32000, 56000, 92000 und 117000 Gulden. Im Jahre 1718 vermachte ein Mitglied der Familie Peutinger dem Jesuitenkollege zu Ellwangen 100000 Gulden. Ungefähr vom Jahre 1700 an wurden die Zuwendungen in der „oberdeutschen Provinz“ nur mehr in Geheimbüchern vermerkt. Die Höhe der Summen — für die damalige Zeit oft Riesensummen — sollte verborgen bleiben (Lang, a. a. O. S. 58). Das jährliche feste Einkommen der „oberdeutschen Provinz“, die aus 583 Personen bestand, betrug im Jahre 1656 nach den von Lang (a. a. S. 158 f.) genau erbrachten Belegen 185950 Gulden. Dazu kamen viele Tausende durch Schenkungen, Zuwendungen, Meßstipendien usw.

Besonders war es Herzog Wilhelm V. von Bayern, der den Grundstock für den Reichtum der „oberdeutschen“ Jesuiten legte.

Das Jesuitenkolleg zu München stattete er mit einem Jahreseinkommen von 2675 Gulden aus, dazu kamen die Zehnten von Ainling und Edenhausen in Höhe von 3000 Gulden und das Kloster Ebersberg mit allen seinen Einkünften und Ländereien (Sugenheim, Baierns Kirchen- und Volkszustände im 16. Jahrh. Gießen 1842, S. 317[2]).

Ihrem [der Jesuiten] Bestreben, die besuchtesten Wallfahrtsörter in ihre Hände zu bringen, entgegenkommend, erbaute er ihnen ein Kolleg zu Altötting. Er schenkte ihnen ferner die Abteien Biburg und Münchmünster und wußte es trotz dem Widerstande der Landschaft und gegen päpstliche Verordnungen durchzusetzen, daß die Jesuiten für jene Stifter Mitglieder des bayerischen Prälatenstandes wurden und Sitz und Stimme auf den Landtagen erhielten (F. Stieve, Briefe und Akten zur Geschichte des 30jährigen Krieges, IV 414).

Die Schwäche des Herzogs gegen den Jesuitenorden war so maßlos, daß die allgemeine Klage

ertönte: die Habsucht der Jesuiten werde noch ganz Bayern verschlingen.

Wilhelms Beispiel fand Nachahmung:

Sein fürstlicher Nachbar Erzherzog Leopold, Fürstbischof zu Passau, ein 14jähriger Knabe, dotierte das dortige Jesuitenkolleg mit 30000 Gulden.

So ist es erklärlich, daß bei Aufhebung des Jesuitenordens im Jahre 1773 die „oberdeutsche Provinz" ein riesenhaftes Grundeigentum besaß, das sich, wie folgt, verteilte:

Dem Kollegium in München gehörten: das Kloster Ebersberg mit der Probstei Erding, Aham, Amt Pfaffenhausen mit Tondorf, Eugenbach, Hornbach, Holzhausen, Wolfshausen und Rännerzbach; dem Kollegium in Ingolstadt: Münchsmünster mit 58 Höfen, Biburg mit Leitenbach und Rozenhausen zu 91 Höfen, die Pflege Randeck und Essing, die Hofmarken Prunn, Stockau, Oberhaunstadt, Oberdolling mit Hellmansperg; dem Kollegium in Landsberg: die Hofmarken Vogach, Peßtanagger, Winkel, Zangenhausen; dem Kollegium Amberg gehörten: die Abtei Kastell nebst den Hofmarken Engenreut, Hofdorf, Heymaden, Garstorf, Gebersdorf; dem Kollegium in Regensburg: das Kloster St. Paul, die Hofmark Giefelshausen, die Zehnten und Gefälle zu Kalmünz, Lengenfeld und Holzheim; dem Kollegium in Straubing: die Hofmark Schierling; dem Kollegium in Landshut: das Gut Riederding; dem Kollegium zu Burghausen: die Zehnten zu Märkel und Seibelsdorf; dem Kollegium in Feldkirch (Vorarlberg): der Zehnte zu Frastanz und die Alp Streichenfeld; dem Kollegium in Neuburg: die Klöster Berg, Neuburg, Echenbrunn; dem Kollegium in Augsburg: das Amt Eitenhofen, die Hofmarken Kissingen und Mergethau mit der Wäsche zu Lechhausen; dem Konvikte in Dillingen: Lustenau; dem Kollegium in Eichstätt: Wittenfeld und Landershofen; dem Kollegium in Bamberg: die Güter Sambach, Winden, Stetbach, Leimershof, Hohengüßbach, Knetzgau, Merkendorf, Sandhof und der Ziegelanger Weinberg. Im Kollegium zu Ingolstadt fand die landesherrliche Kommission einen Aktivvermögensstand von mehr als drei Millionen (aus den Akten mitgeteilt von Lang, a. a. O. S. 205 f.).

Als der österreichische Staat unmittelbar nach Aufhebung des Ordens dessen Vermögen amtlich feststellte, belief es sich für Böhmen, Mähren, Schlesien und die übrigen deutsch-österreichischen Erbländer auf 15415220 Gulden. Das scheint aber noch längst nicht alles gewesen zu sein.

Der Präsident der kaiserlichen Hofkammer berichtet nämlich unterm 16. August 1782, es seien mehr als 120000 Gulden „Jesuitengelder" zu Genua ausgekundschaftet worden und mehr als 18 Millionen Gulden sollten auf den Namen des Ordens in Holland eloziert sein, wovon 4 Millionen nach Österreich zuständig wären. Selbst die Namen der Frankfurter Wechselhäuser, welche die Auszahlung der Interessen (Zinsen) vermittelten, brachte der Präsident in Erfahrung. Allein die durch das Haus Bethmann angestellten weiteren Erhebungen führten zu keinem Ergebnisse (Hock-Biedermann, Der österreichische Staatsrat 1760—1848. Wien 1879, S. 67. 444).

Auch folgende Tatsache aus der gleichen Zeit läßt den jesuitischen Reichtum hervortreten:

Die böhmisch-österreichische Hofkanzlei berichtet unterm 28. April 1781: daß von den bei Privaten ausstehenden Forderungen der Jesuiten 3214000 Gulden bereits einkassiert seien, 2674939 Gulden aber flüssig wären, und überdies an Kaufschillingsresten 381654 Gulden eingetrieben werden würden. Der Kaiser [Joseph II.] fand es „unschicksam", daß der Staat als Rechtsnachfolger der Jesuiten Privatschuldner habe, und ließ dem Fürsten Schwarzenberg, den die Kündigung dieser Guthaben in arge Verlegenheit setzte, unter der Hand raten, eine seiner Herrschaften im deutschen Reiche zu verkaufen, damit er den Erlös in die österreichische Staatskreditanstalt einzahlen und so seine bei den Jesuiten kontrahierte Schuld tilgen könne (Hock-Biedermann, a. a. O. S. 521).

Johann von Palafox, Bischof von Los Angelos in Mexiko, schrieb am 25. Mai 1647 an Papst Innozenz X.:

Heiligster Vater! Ich fand in den Händen der Jesuiten fast alle Reichtümer, alle Liegenschaften, alle Schätze dieser Provinzen von Amerika, und sie besitzen sie noch heute. Zwei ihrer Kollegien haben 30000 Schafe, ohne die kleinen Herden zu rechnen; und während kaum alle Kathedralkirchen und alle Orden zusammen drei Zuckerfabriken haben, so besitzt die Gesellschaft [Jesu] allein sechs der größten. Eine dieser Fabriken wird auf mehr als eine halbe Million Taler geschätzt, und diese einzige Provinz der Jesuiten, die doch nur aus zehn Kollegien besteht, besitzt, wie ich eben gesagt habe, sechs dieser Fabriken, deren jede jährlich 100000 Taler einträgt. Überdies haben sie auch verschiedene Getreidefelder von ungeheuerer Größe. Sie haben auch Silberbergwerke, und wenn sie fortfahren, Macht und Reichtümer so unmäßig wie bisher zu vermehren, so werden die Weltgeistlichen mit der Zeit ihre Küster, und die Weltlichen ihre Faktoren sein müssen, die anderen Orden aber werden gezwungen sein, an ihren Türen Almosen einzusammeln. Alle diese Güter, alle diese so beträchtlichen Einkünfte, welche einen souveränen Fürsten mächtig machen könnten, dienen zu nichts als zum Unterhalte von zehn Kollegien ... Dazu kommt ihre außerordentliche Geschicklichkeit, mit der sie ihren überschwenglichen Reichtum zu benutzen und zu vermehren wissen. Sie unterhalten öffentliche Vorratshäuser, Viehmärkte, Fleischbänke, Kramläden. Sie schicken einen Teil ihrer Waren über die philippinischen Inseln nach China. Sie geben ihr Geld auf Wucher und verursachen so anderen den größten Verlust und Schaden (Don Juan

Palafox, Briefe an Papst Innozenz X. Frankfurt und Leipzig 1773, S. 7—9).

Über den Reichtum der Jesuiten in China im 17. und 18. Jahrhundert enthalten die Aufzeichnungen der Pariser „Missions étrangères" (der ältesten und noch heute bestehenden katholischen Missionsgesellschaft interessante Mitteilungen:

Les Jésuites ont trois maisons à Pékin. Chaque maison a, dans un commerce usuraire, la valeur de cinquante ou soixante mille taels. Chaque tael vaut au moins quatre livres de notre monnaie de France. L'intérêt de l'argent à la Chine est ordinairement de trente pour cent. Les Jésuites prétendent qu'ils n'en prennent que vingt-quatre, ou, ce qui ne vaut pas mieux, deux pour cent par mois. Le calcul du profit est facile à faire. Le capital de 60000 taels pour chaque maison fait pour les trois maisons ensemble un total de 720000 livres et la rente d'environ 80000 liv. pour nourrir onze ‚pauvres Religieux'. Mais ce profit n'est rien comparé au profit du commerce de vin, d'horloges et d'autres industries, avec lesquelles ces Pères amassent des trésors immenses, qui les rendent beaucoup plus riches dans les Indes que le roi de Portugal.

Da die Lazaristen (Stifter: der hl. Vinzenz von Paul) in der offiziellen Geschichte ihrer Kongregation (Mémoires de la Congrégation de la Mission. Paris 1865, 4, 239: über dies Werk vgl. S. 22) diese Angaben wieder abgedruckt haben, so besitzen wir für die Wahrheit der berichteten Tatsachen das Zeugnis der zwei angesehensten katholischen Missionsgesellschaften, die gerade durch ihre Tätigkeit in China und Indien wohl wußten, was sie schrieben.

An derselben Stelle veröffentlichen die Lazaristen auch den Wortlaut mehrerer schon erwähnter wucherischer Verträge (contrats usuraires), welche die Jesuiten mit teils christlichen teils heidnischen Chinesen abgeschlossen hatten, und die der nach China gesandte päpstliche Legat, Kardinal Tournon, eben wegen ihres wucherischen Charakters, für null und nichtig erklärt und im Wiederholungsfalle mit kirchlichen Strafen belegt hatte.

Mit welchen Summen der Jesuitenorden zur Zeit seiner Aufhebung rechnete, beweist eine Bemerkung des Jesuiten Cordara (Denkwürdigkeiten: Döllinger, Beiträge, 3, 49),

der vom Papste zum Untersuchungskommissare des jesuitischen Seminarium romanum ernannte Kardinal Marefoschi habe entdeckt, daß ein Posten von 500000 Scudi überhaupt nicht verrechnet worden sei!

Kurz, der Reichtum des Jesuitenordens war und ist so notorisch, daß Crétineau-Joly (Histoire de la Compagnie de Jésus. Paris 1845, 5, 275[1]), der fanatische Verteidiger des Ordens, sich, angesichts nicht zu leugnender Tatsachen, doch zu der Feststellung herbeilassen muß,

das Vermögen des Jesuitenordens in Frankreich habe um die Mitte des 18. Jahrhunderts 58 Millionen betragen. In dieser Riesensumme sind, wie er ausdrücklich hervorhebt, nicht enthalten das Vermögen der Missionen in den Kolonien und nicht die „Almosen" und „Geschenke". Erfahrungsgemäß erreichen aber „Almosen" und „Geschenke" jährlich eine bedeutende Höhe, und das Vermögen der Missionen war enorm, so daß zu den 58 Millionen noch viele Millionen hinzugerechnet werden müssen. Die Kopfzahl der französischen Jesuiten, der Nutznießer dieser Millionen, betrug aber damals kaum mehr als 4000.

* * *

Die Tatsächlichkeit großen jesuitischen Reichtums steht also fest. Sie erhält pikanten Beigeschmack durch die Art und Weise, wie der Orden seinen Millionenbesitz erwirbt.

Er wandelt in dieser Richtung zwei Wege. Der eine Weg ist dem Äußeren nach geistlich, religiös: wir begegnen auf ihm dem Jesuiten als Prediger, Exerzitienmeister, Beichtvater, Seelenführer. Der andere Weg ist der gewöhnliche Weg aller Geschäftsleute.

Auf die Einträglichkeit des ersten Weges, der die offizielle Bezeichnung „Unentgeltlichkeit" der geistlichen Verrichtungen trägt, habe ich schon wiederholt hingewiesen; auch meine eigenen Erfahrungen bestätigen Begangenheit und Nützlichkeit dieses Weges.

Aus der Geschichte des Ordens seien dazu noch einige charakteristische Züge hinzugefügt.

Der englische Jesuit Garnet sagt von sich in seiner Lebensbeschreibung:

Auch gab ich zwei Jünglingen, Brüdern, die Exerzitien; beide faßten den Entschluß, in die Gesellschaft [Jesu] einzutreten . . . Vor seiner Abreise schenkte der ältere zwischen 11 und 12000 Florin der Gesellschaft [Jesu]. Mein Gastwirt, Henry Drury, schenkte fast die Hälfte seines Besitzes der Gesellschaft Jesu (The Life of Fr. John Gerard. London 1881, S. 70ff.).

Die Angaben werden ergänzt durch Mitteilungen des katholischen Priesters William Watson um die Jahrhundertwende 1599—1600:

Vater John Gerard [Jesuit] veranlaßte in den Exerzitien Henry Drury, sein Landgut Lozell in Suffolk für den Preis von 3500 Pfund zu ver-

kaufen und das Geld der Gesellschaft Jesu zu geben... Von Anthony Rouse erhielt Vater Gerard durch die Exerzitien 1000 Pfund und von Edward Walpole die gleiche Summe. In gleicher Weise verfuhr er mit James Linacre und erhielt von ihm 400 Pfund. Auch von Edward Huddleston erhielt er in den Exerzitien 1000 Pfund, und William Wiseman hat er die Exerzitien so oft gegeben, daß ihm [Wiseman] fast nichts zum Leben übrig geblieben ist. Das gleiche berichtet Watson noch von anderen wohlhabenden Persönlichkeiten (Decacordon of ten Quodlibetical Questions. 1602, S. 89 ff.).

* * *

Über das Aussehen des zweiten, des kaufmännisch-geschäftlichen Weges liegt eine Fülle von Nachrichten vor, von denen ich einige auswähle:

Jesuitischer Gelderwerb im Großen tritt uns auf der Insel Martinique entgegen.

Die Handelsgeschäfte des Jesuiten Lavalette auf der Insel Martinique hatten den Bankerott des großen Handelshauses Lioncy und Gouffre in Marseille zur Folge. Der Ordensgeneral Centurione ließ dem Handelshause 500 000 Livres als teilweise Entschädigung durch den französischen Provinzial des Ordens, den Jesuiten de Sacy, auszahlen. Die halbe Million vermochte aber den Ruin von Lioncy-Gouffre nicht zu verhindern. Auch der vom Orden nach Martinique entsandte Visitator, der Jesuit de la Marche mußte anerkennen, daß sich Lavalette unerlaubten Handelsgeschäften hingegeben habe. Die Passiva Lavalettes betrugen im Jahre 1761 2 400 000 Livres. Im Jahre 1762 löste der Jesuitenorden 86 von Lavalette in Umlauf gesetzte Wechsel in Höhe von mehr als einer Million ein. Um sich ein Gegengewicht gegen den Fall Lavalette zu schaffen, griff der Orden zu einem oft von ihm angewandten, der gläubigen Menge gegenüber fast stets wirksamen Mittel: er ließ sich vom Marseiller Bischofe und zahlreichen Marseillern (in Marseille hatte die Angelegenheit den meisten Staub aufgewirbelt) ein Leumundszeugnis ausstellen über — seinen Seeleneifer, seine Erfolge in der Jugenderziehung, den Eifer im Predigen, Beichthören usw. Allein auf die Parlamente von Aix und Paris übten solche Kunstgriffe keine Wirkung, und sie verurteilten den Orden im August 1762 zur Zahlung von anderthalb Millionen Livres.

Der Jesuit Soullier, der mit allen Mitteln Lavalettes und des Ordens Schuld zu bemänteln sucht, muß dennoch diese Tatsachen zugeben (Soullier S. J., Les Jésuites à Marseille. Marseille 1899, S. 179 ff.).

Daß die Ordensoberen von den Geschäften Lavalettes nichts gewußt und sie nicht „gebilligt" hätten, wie die Verteidiger des Ordens (an ihrer Spitze der Jesuit Duhr, Jesuitenfabeln 4, 632) behaupten, ist natürlich unwahr. Wie wäre es auch möglich, daß bei dem ausgebildeten Überwachungssysteme die Oberen von den großartigen und umfassenden Geschäften ihres Untergebenen, welche die größten Bankhäuser Frankreichs in Mitleidenschaft zogen, jahrelang nichts gewußt haben sollten?! Nein, solange eben alles gut und für den Orden vorteilhaft ging, schwiegen die Oberen. Und in diesem Falle heißt schweigen doch gewiß zustimmen.

Im Jahre 1762 richtete das Kapitel von Spalatro an den Senat von Venedig eine Eingabe, in der es sich bitter über „Ränke und Gewalttätigkeiten" der Jesuiten beklagt, die versuchten, alles an sich zu reißen:

Außer dem schönen Gehalte, der ihnen aus der öffentlichen Schatzkammer zur Unterhaltung von zwei Missionaren gereicht wird, haben sie noch 2000 Dukaten erhascht, die ihnen durch ein Vermächtnis zugefallen sind. Auch der verstorbene Herr Erzbischof Bizza hat sie vor sechs Jahren mit einem anderen Legate von 8000 Zechinen bedacht. Sie besitzen überdies noch mehrere Häuser. Andere Häuser haben sie vermietet; im Gebiete von Spalatro haben sie einige Grundstücke, noch ansehnlichere haben sie auf der Insel Brazza. Folglich ist es so weit gekommen, daß drei oder vier Fremde [die Jesuiten] viel besser stehen als viele geistliche Gemeinden, und besonders als das Kapitel von Spalatro, welches aus 60 Köpfen besteht und doch nicht mehr als 160 Zechinen Einkünfte hat (Le Bret, Magazin, 1, 188).

In grellem Lichte erscheinen Geld- und Habgier des Jesuitenordens bei Vorgängen in einer deutschen Stadt:

Eine erbitterte, unabsehbare Fehde zwischen den Jesuiten und mehreren Orden war entbrannt [kurz nach der Eroberung Magdeburgs im 30jährigen Kriege], weil dem Wortlaute des Restitutionsediktes zuwider Kirchen und Kirchengüter, die den Protestanten abgesprochen waren, nicht an die ehemaligen Besitzer, an eben diese Orden, zurückgegeben, sondern von den rechtlich gar nicht in Betracht kommenden Jesuiten in Beschlag genommen wurden. Unter den Gewaltakten derselben hatten, wie die Benediktiner und Zisterzienser, auch die Prämonstratenser zu leiden gehabt; sie sahen, wie jene sich deckten mit der Gunst des Kaisers, der aus den alten Klöstern am liebsten lauter Jesuitenkollegien, Jesuiten-Akademien und -Seminarien zu besserer Ausrottung der Ketzerei gemacht haben würde (K. Wittig, Magdeburg als katholisches Marienburg: Historische Zeitschrift, 1891, Bd. 66, S. 60).

Der jesuitische Erwerbssinn nahm oft solche Formen an, daß selbst Päpste einschritten:

Urban VIII. verbietet in der Konstitution Ex debito vom 22. Febr. 1622 allen Ordensleuten, „auch denen aus der Gesellschaft Jesu", das Handeltreiben. Klemens IX. erneuert in der Konstitution Sollicitudo pastoralis vom 17. Juni 1669 das Verbot, wiederum unter ausdrücklicher Hervorhebung der „Religiosen aus der Gesellschaft Jesu"; er betont, daß viele aus den genannten Orden, also auch aus der Gesellschaft Jesu, trotz der kirchlichen Gesetze, Handel getrieben und sich unter Ausflüchten und Vorwänden den Bestimmungen Urbans VIII. entzogen hätten (Acta Sanctae Sedis, VII [1872] 319 ff.).

Bemerkenswert ist, daß, während hier die übrigen Orden nur im allgemeinen (Bettelorden und Nicht-Bettelorden) genannt werden, die Gesellschaft Jesu besonders, und zwar im ganzen neunmal, erwähnt wird.

Auch zwei Prozesse der neueren Zeit lassen jesuitische Geldgier und jesuitische Schleichwege, die Gier zu befriedigen, in ganz den gleichen häßlichen Formen erscheinen wie früher:

In den Tagen vom 13. bis 16. Mai 1864 fand vor dem Assisenhofe zu Brüssel der damals alle Welt erregende Prozeß gegen Benedikt de Buck statt, der angeklagt war, den belgischen Jesuiten Lhoire mit dem Tode bedroht zu haben. Allein schon nach den ersten Verhandlungsstunden war nicht mehr de Buck der Angeklagte, sondern die Jesuiten Lhoire, Hessels, Bossaert, Franqueville saßen auf der Anklagebank. Sie wurden überführt, den im Jahre 1850 zu Antwerpen verstorbenen Millionär Wilhelm de Boey zur Abfassung eines Testaments veranlaßt zu haben, das, unter widerrechtlicher Übergehung armer Verwandter des de Boey (der de Bucks) und unter Einsetzung eines Scheinerben, des dem Jesuitenorden ergebenen und dem Erblasser so gut wie gänzlich unbekannten Advokaten Valentyns, den Millionennachlaß den belgischen Jesuiten übermittelte. Der Angeklagte de Buck (der die Drohung aus Wut über seine ungerechte, von den Jesuiten veranlaßte Enterbung ausgesprochen hatte) wurde freigesprochen, und die anklagenden Jesuiten verließen als Erbschleicher gebrandmarkt den Schwurgerichtssaal (vgl. die Schrift: Der Jesuitenprozeß in Brüssel. Köln-Düsseldorf 1864).

Ebenso ungünstig für den Jesuitenorden verlief ein im Juli 1890 zu Straubing in Bayern verhandelter Prozeß. An ihn knüpfen sich persönliche Erinnerungen.

Im Jahre 1881, während meines Aufenthaltes in Wynandsrade, starb dort an Lungenentzündung mein Mitscholastiker Frater Karl Ebenhöch. Er war während meiner „Kandidatur" in Exaeten mein Schutzengel gewesen. So hatte ich mir denn Erlaubnis erwirkt, bei seiner Pflege behilflich zu sein. Ich wurde Zeuge seines schweren Todeskampfes und seines Sterbens. Wiederholt rief er in der letzten Stunde: „Mutter, das Geld! Mutter, das Geld!" Der Ausruf mutete mich so sonderbar und unheimlich an, daß ich dem Pater Rektor, dem Jesuiten Hermann Nix, meine Unruhe kund tat. Er beruhigte mich und erklärte alles mit „unerklärlichen Fieberphantasien". Erst nach meinem Austritte aus dem Orden erfuhr ich, daß im Juli 1890 vor dem Schwurgerichte zu Straubing ein Prozeß stattgefunden hatte, in welchem die Mutter des verstorbenen Karl Ebenhöch, die Witwe Babette Ebenhöch, der katholische Pfarrer von Kronungen, Johann Hartmann, der Jesuitenpater Hermann Nix und eine Summe von 66000 Mark die Hauptrollen gespielt hatten. Pfarrer Hartmann wurde wegen Verleitung zum Meineide zu 3 Jahren Zuchthaus und 10 Jahren Ehrverlust verurteilt; die Witwe Ebenhöch, die Hartmann meineidig zu machen versucht hatte, ging straffrei aus. Aus den Prozeßakten ergibt sich: Der Sohn der Ebenhöch, der in meiner Gegenwart verstorbene Jesuit Ebenhöch, hatte von seiner Großmutter eine Summe von 66000 Mark geerbt. In dem Testamente war bestimmt, daß, wenn der Erbe ohne Nachkommen stürbe, das Erbe an zwei Tanten, Schwägerinnen seiner Mutter, fallen solle. Auf die Frage des Präsidenten, wo das Geld nach dem Tode des Sohnes hingekommen sei, gab die Angeklagte zunächst keine Antwort. Und so stellte der Präsident fest: das Geld sei nicht an die Tanten gekommen, sondern den Jesuiten in Holland ausgeliefert worden. Schließlich erklärte die Angeklagte, 36000 Mark von den 66000 seien ihr von den Jesuiten wiedergegeben worden. Die beiden Tanten klagten auf Herausgabe der Erbschaft, für welche die Angeklagte haftbar sei. Die Verhandlungen enthüllten, daß die Witwe Ebenhöch für ihr Verhalten im Prozesse den Rat der Jesuiten und speziell des Jesuiten Hermann Nix eingeholt hatte. Briefe dieses Jesuiten, aber ohne Unterschrift, aus Ditton Hall in England datiert, wo Nix damals „geistlicher Vater", d. h. Seelenführer der Theologie-Scholastiker war, wurden im Besitze der Ebenhöch gefunden. Auch aus den Briefen des Pfarrers Hartmann, der die Angeklagte Ebenhöch zu falschen eidlichen Aussagen über ihr Vermögen verleitet hatte, geht die Beteiligung des Jesuiten Nix klar hervor. Nix wird in diesen Briefen nicht mit seinem richtigen Namen genannt, sondern als „Herr Dittonhall" (sein Aufenthaltsort in England) oder „Herr Widneß" (Poststation von Ditton-Hall) bezeichnet, und von Geldsendungen der Jesuiten an Frau Ebenhöch wird als von „Bildersendungen" gesprochen. Ein in Gegenwart des Jesuiten Nix getätigter notarieller Akt gelangte zur Verlesung, wodurch der junge Ebenhöch sein Vermögen den Jesuiten verschreibt. Pfarrer Hartmann, der sich anfänglich aufs Leugnen verlegte, gestand schließlich unter Tränen, er habe nur deshalb geleugnet, „weil

er es für seine heilige Pflicht gehalten habe, die Jesuiten nicht bloß zu stellen". Auf die Frage des Präsidenten, ob also die Jesuiten, und besonders der Jesuit Nix, die Macher der ganzen Sache gewesen seien, setzte Hartmann zur Antwort an, schwieg aber dann. Gewiß auch eine Antwort (die aktenmäßige Darstellung des Prozesses mit seiner Vorgeschichte in der Schrift: Der Jesuiten-Sensationsprozeß des Pfarrers Hartmann von Kronungen verhandelt vor dem Schwurgerichte in Straubing. Barmen 1891).

Als der Ruf des sterbenden Ebenhöch: „Mutter, das Geld!" in meine Ohren tönte, ahnte ich nichts von dem Hintergrunde, den der Ruf hatte, und der wenige Jahre später vor den Schwurgerichtsschranken von Niederbayern aufgerollt werden sollte. Ich glaubte dem Jesuiten Nix, dem Hauptschuldigen im Prozesse, daß der Sterbende in „unerklärlichen Fieberphantasien" gesprochen habe.

* * *

Alles, was über Reichtum und Gelderwerb des Ordens und über seine sich daraus ergebende Üppigkeit gesagt worden ist, findet eine geradezu klassische Bestätigung durch die als streng vertraulich niedergeschriebenen „Denkwürdigkeiten" des schon öfter erwähnten Jesuiten Cordara. Döllinger hat das wichtige Dokument aus dem Staube der Münchener Archive ans Tageslicht gezogen:

Viele werfen der Gesellschaft [Jesu] Habsucht und eine wahnwitzige Begierde nach Reichtum vor. Man erregte sich, daß die Gesellschaft mit in der Tat großen Einkünften ausgestattet war, und daß sie in kurzer Zeit den Reichtum der alten Orden erreicht und sogar übertroffen hatte.

Und nichts anderes weiß der offizielle Historiograph des Ordens — denn das war Cordara während 35 Jahren — auf solche Anklagen zu erwidern als:

„Was der Frömmigkeit der Gläubigen zuzuschreiben ist, wurde der Habsucht und Schlauheit der Jesuiten zur Last gelegt" (Denkwürdigkeiten: Döllinger, Beiträge, 3, 66).

Cordara gibt also den Reichtum seines Ordens zu, aber er führt seinen Ursprung zurück auf „Frömmigkeit der Gläubigen", unterläßt dabei jedoch zu sagen, daß die „Frömmigkeit", wie wir gesehen haben, durch „Insinuationen" (S. 29) und „unentgeltliche" Hilfeleistungen der Jesuiten starke Antriebe erhält.

Noch deutlicher und belastender sind Cordaras Mitteilungen über ein Gespräch, das er mit dem Könige von Sardinien hatte:

Der König habe ihm gesagt, zwei Dinge seien dem Orden besonders schädlich gewesen: sein übermäßiger Reichtum und seine Vorherrschaft vor den übrigen Orden. Ich antwortete: So sei es vielleicht. Und was die Reichtümer betrifft, habe ich offen gestanden, daß, obwohl viele Kollegien Not litten, doch die ganze Gesellschaft [Jesu] reich und üppig genannt werden könne (a. a. O. S. 35 f.).

Dem „zugestandenen Reichtume und der Üppigkeit" der „ganzen" Gesellschaft gegenüber betont Cordara dann allerdings die Armut und Bedürfnislosigkeit des einzelnen Jesuiten. Aber mit schlechtem Erfolge. Denn er kann die Worte nicht ungeschrieben machen, die er gerade über Verweichlichung und Bedürfnisfülle der einzelnen Jesuiten, der „Apostel", wie er sie sarkastisch nennt, klagend und tadelnd wenige Seiten weiter niederschreibt:

.... Viele unserer ‚Apostel' wünschten sich ein ruhiges und untätiges Leben im Schatten der Kollegien; sie glaubten viel gearbeitet zu haben, wenn sie den ganzen Vormittag damit zugebracht hatten, einigen frommen Weiblein Beichte zu hören ... Viele widmeten, wenn sie einmal in der Woche vor einer frommen Versammlung von Adeligen oder Kaufleuten gepredigt hatten, die übrige Zeit der Pflege ihres Körpers, der Lesung von Büchern, oder verbrachten sie mit Empfang von Freunden und unnützen Gesprächen. Ich selbst habe ‚Apostel' gekannt, die nicht nur jede Arbeit und Mühe flohen, sondern die verweichlichter waren als Frauen; die zugrunde zu gehen glaubten, wenn sie nicht morgens ihre Schokolade bekamen, nicht nach dem Essen eine gute Stunde schlafen konnten, wenn auch nur das Geringste an Schlaf oder Speise fehlte. Und das waren Menschen, nicht durch Natur oder Erziehung für Genüsse geschaffen, im Gegenteile, sie waren von Jugend auf hart, um nicht zu sagen, unbarmherzig erzogen. Ihre Weichlichkeit haben sie in der Gesellschaft [Jesu] sich angeeignet (a. a. O. S. 64 f.)

* * *

Den Abschnitt mag beschließen ein lustiges und zweifellos wahres Geschichtchen des kaustischen Saint-Simon:

Als eine aus Indien kommende Flotte in Cadix entladen wurde, fanden sich acht große Kisten mit der Aufschrift: „Schokolade für den hochwürdigsten Pater General der Gesellschaft Jesu". Die Kisten waren so außerordentlich schwer, daß die Neugierde entstand, ihren Inhalt kennen zu lernen. Man fand große Kugeln von Schokolade, deren Gewicht Verdacht erregte. Als man eine Kugel zerbrach, ergab sich, daß

im Innern Gold verborgen war; Schokolade war fingerdick darüber gegossen. Die Jesuiten wurden benachrichtigt; aber diese schlauen Politiker hüteten sich wohl, die kostbare „Schokolade“ zu beanspruchen, sie verloren sie lieber, als daß sie gestanden (Mémoires, II 433 f.).

B. Theorie und Praxis der Ordenssatzungen.

Während Gelübde allen Orden gemeinsam sind, soll sich in den Satzungen das Eigentümliche der einzelnen Orden ausprägen. So auch bei den Satzungen des Jesuitenordens (S. 1 ff.).

Wie sehr nun die theoretisch schönen Eigentümlichkeiten der jesuitischen Satzungen verschieden sind vom tatsächlichen Leben und Wirken des Ordens, werde ich zeigen. Alles, was hier in Betracht kommt, kann ich natürlich nicht heranziehen. Einzelnes Wichtiges muß genügen.

a) Hochmut.

Die Satzungen fließen über von Demut; die Ehre Gottes ist alles, die Ehre des Ordens nichts. Und in der Tat: eine Gesellschaft Jesu muß Demut als Grundlage haben. Bei der jesuitischen „Gesellschaft Jesu“ aber ist Demut papierne Grundlage. Bergehoher Hochmut kennzeichnet ihr Wesen und Wirken.

Mit Vorliebe nennt sich der Jesuitenorden in seinen Satzungen: „die geringste Gesellschaft“ (minima societas); aber er gebärdet sich, er tritt auf, in Wort und Werk, als weitaus die größte, die maxima societas, deren Ruhm die Welt erfüllt, mit der verglichen alles andere klein und armselig ist: Herr ich danke dir, daß ich nicht bin wie die übrigen Menschen, zumal wie jener Zöllner da.

Dies hochmütig-harte Pharisäerwort ist eigentlicher, aber ungeschriebener Wahlspruch des Jesuitenordens. Der in Umlauf gesetzte Spruch: Alles zur größeren Ehre Gottes: omnia ad majorem Dei gloriam, den der Orden, wohin immer er seinen Fuß setzt, ausposaunen und in Gold und Stein auf alle seine Werke schreiben läßt, ist, im Lichte der Geschichte, Lüge und Schwindel unter religiöser Gewandung.

Harte Worte! Ehe ich sie rechtfertige durch Taten und Kundgebungen des Ordens selbst, gebe ich einem Manne das Wort, der wie kaum ein Zweiter befähigt ist, über den Jesuitenorden zu urteilen, und dessen Herz voll war von Liebe und Begeisterung für den Orden.

Es ist der schon mehrfach genannte Jesuit Cordara, welcher 35 Jahre lang bis zur Aufhebung des Ordens im Jahre 1773 einen der wichtigsten Vertrauensposten, das Amt des Ordens-Historiographen, bekleidete, das ihm offiziell Kenntnis von allem, auch von Geheimberichten, vermittelte. Nach der Ordensaufhebung schrieb Cordara „Denkwürdigkeiten“, worin er unter anderem sich auch die Frage stellt, weshalb Gott die Aufhebung des Jesuitenordens wohl zugelassen habe. Cordaras Antwort, die uns auch noch im Abschnitte über „die Aufhebung des Jesuitenordens“ beschäftigen wird, lautet:

Daß auch bei uns die Zulassung zahlreicher Verbrechen nach menschlicher Sitte zur Gewohnheit geworden war, ist ohne Zweifel richtig. Auch darf man annehmen, daß ein besonderer Schandfleck der Gesellschaft [Jesu] anhaftete, welcher den Zorn Gottes in besonderm Maße gegen uns erregte. Was das war, obwohl die göttlichen Gerichte dunkel und von der menschlichen Wahrnehmung weit entfernt sind, wollen wir etwas eingehender untersuchen. Wir werden die Untersuchung, wenn nicht mit gewissem, so doch mit probabelem Urteile abschließen ..... Ich vermute, daß sie [die Gesellschaft Jesu] heiliger schien, als sie war, jedenfalls nicht von solcher Heiligkeit, wie die Satzungen und die Heiligkeit unserer Verrichtungen es forderten ..... Prächtig waren unsere Kirchen, kostbar ihr Schmuck. Die Feste der Heiligen wurden gefeiert mit Pracht und Glanz. Ob aber einzig der Religion wegen oder nicht vielmehr zum Erweise unserer Macht?? Das ist den Menschen verborgen, die nur das Äußere sehen, nicht aber Gott, der Herzen und Nieren durchforscht ..... Oft habe ich mich gewundert, woher es käme, daß bei uns jeder Fehler der Unkeuschheit so streng bestraft wird, daß aber die Oberen gegen andere Vergehungen, die ihrer Natur nach schwerer sind, wie Anschwärzungen, Verleumdungen, Beschimpfungen, so milde und nachsichtig waren. Und ich glaube, es geschah deshalb, nicht weil die ersteren schlimmer und Gott mißfälliger waren, sondern weil, wenn sie bekannt geworden wären, sie den Ruhm und die Macht der Gesellschaft hätten verdunkeln können. Heimlich ist das Laster des Stolzes. In gute Handlungen schleicht es sich ein, so daß es von der Tugend kaum unterschieden werden kann. Gott aber, der ins Verborgene sieht, wird nicht getäuscht .... Nichts ist Gott verhaßter als der Stolz; nichts, was mehr seinen Zorn erregt und seine Strafe herausfordert: Gott widersteht den Stolzen, den Demütigen gibt er seine Gnade. Daß aber unsere Gemeinschaft an dieser Krankheit sehr schwer gelitten hat, müssen wir eingestehen, wenn wir uns nicht selbst täuschen wollen. Mit diesem Geiste haben uns unsere Novizenmeister erfüllt, als sie unseren zarten Gemütern eine so große Wertschätzung der Gesellschaft einflößten. Den Beruf zur Gesellschaft preisen sie als ein unvergleich-

liches Geschenk, als eine so große Wohltat Gottes, wie es eine größere nicht geben kann. Sie erzählen Geschichtchen von solchen, die das Kleid der Gesellschaft der Tiara und dem Purpur vorgezogen haben. Vergebens bekämpfen sie dann später den Stolz, nachdem sie eine solche Saat des Stolzes ausgestreut hatten. Mit dem gleichen Geiste werden die Jünglinge während der Studien genährt, indem keine Schriftsteller gelobt werden außer Jesuiten, keine Bücher zum Lesen gegeben werden als nur von Jesuiten verfaßte, keine Tugendbeispiele vorgeführt werden als nur solche von Jesuiten, so daß die Armen leicht überzeugt werden, daß die Gesellschaft Jesu alle anderen Orden weit überrage an Wissenschaft und Heiligkeit, und einige Schwachköpfe sogar glauben, was irgendwo auf der Welt Lobenswertes geschehe, geschehe innerhalb der Grenzen unserer Gesellschaft. Diese in der Jugend angenommene Meinung legen die meisten später nicht ab; und ich kenne noch einige Greise, die in dieser Blindheit dahin leben. Auch ich gestehe, daß ich lange in dieser Blindheit befangen war ... Auch das Äußere bei uns begünstigte diesen Stolz und Hochmut. Die Pracht der Gebäude, der Glanz der Kirchen, der Pomp der Feste, die Gunstbezeugungen des Volkes flößten uns Stolz ein. Wohin immer die Augen sich wandten, stießen sie auf Anreize zum Stolze ... Dazu kam die Menge der Schmeichler, die groß bei uns war und mit uns fast nur sprach über die Vorzüge der Gesellschaft und über die Schäden der anderen Orden ... Dazu kamen gewisse Unterschiede zwischen der Gesellschaft Jesu und den anderen Orden, so daß die Masse der Jesuiten glaubte, nichts Gemeinsames zu haben mit den übrigen Ordensleuten, und sie als tief unter sich stehend betrachtete ... Eine andere Quelle des Stolzes innerhalb der Gesellschaft war der Adel, den viele Jesuiten besaßen. Da alle [Jesuiten] als Brüder miteinander verkehrten, kam es, daß auch die Nicht-Adeligen gleichsam adelig wurden und von Auswärtigen als Adelige betrachtet wurden... Die ganze Gesellschaft [Jesu], wenigstens in Italien, durchwehte ein Hauch unvernünftigen Stolzes, und selten wich ein Jesuit Vornehmen. Ja selbst unsere Laienbrüder dünkten sich Adelige zu sein und hielten sich aus diesem Grunde für besser als andere Ordensleute und Priester. Hier mag eine kaum glaubliche, aber wahre Begebenheit Platz finden, die mir passierte, als ich meiner Gesundheit wegen im Landhause des römischen Kollegs zu Albano weilte. Dort war einer unserer Laienbrüder, namens Jarolfo, der das Landhaus und andere zum Collegium romanum gehörige Besitzungen verwaltete. Obwohl selbst der Sohn eines Bauern, wurde er doch als Verwalter großer Reichtümer von den Dorfbewohnern sehr geehrt und fast wie ein Fürst behandelt. Er erzählte mir, er werde an einigen Festtagen zu den Gastmählern der Franziskaner geladen, und rühmte sich, daß ihm dann der Ehrenplatz, wo sonst der Klostervorsteher sitze, eingeräumt werde. Ich tadelte ihn milde und gab ihm zu verstehen, daß er den ersten Platz unter den Laienbrüdern, nicht unter den Priestern einnehmen solle, denn das zieme sich nicht. Darauf er geärgert: als ob nicht die Laienbrüder unserer Gesellschaft soviel wären wie die Priester der anderen Orden. So sehr hielten sich unsere Leute für besser als die anderer Orden. Die Mehrzahl der Jesuiten glaubte, nichts mit den anderen Orden gemein zu haben, und erachtete sie für tief unter sich stehend ... Dieser Unterschiede [zwischen anderen Orden und dem Jesuitenorden] rühmten sich die Jesuiten, hielten sie für ebenso viele sie auszeichnende Merkmale und dünkten sich über die übrigen Mönche erhaben ... Das alles [die Verdienste der Dominikaner] beachteten die meisten der Unsrigen entweder nicht oder schätzten es gering und hielten sich für gleichwertig oder für besser als die Dominikaner; ihre [der Dominikaner] Gegnerschaft erklärten sie für rühmlich, und was immer die Kraft dieses mächtigsten Ordens [der Dominikaner] brechen, seinen Ruf verdunkeln konnte, rechneten sie sich zum Ruhme an. Gegen alle übrigen Orden hegten sie fast Verachtung; die Bellarmine, Suareze, Sirmonde, Petaviusse [Bellarmin, Suarez, Sirmond, Petavius waren berühmte jesuitische Schriftsteller] führten sie fortwährend prahlend im Munde, und auf fremdes Verdienst [das der genannten Schriftsteller] pochten sie um so unverschämter, als sie selbst, wenig oder gar nicht in der Literaturgeschichte bewandert, glaubten, daß kaum ein anderer erstklassiger Schriftsteller außer den genannten zu finden sei ... Ich habe unter meinen Genossen wenige gekannt, welche auswärtige [nichtjesuitische] Prediger oder Gelehrte den eigenen vorgezogen hätten, viele habe ich gekannt, die sie [die Auswärtigen] verachteten und lächerlich machten. Eine andere, feinere Art von Stolz glaube ich erkannt zu haben in jener tadellosen, von der Menge so sehr gelobten Keuschheit der Genossen [Jesuiten], und ich weiß nicht, ob nicht gerade wegen dieses Ehrgeizes Gott so erzürnt worden ist, daß er die Gesellschaft [Jesu] zerstören wollte. Viel gaben die Jesuiten auf die Keuschheit; sie gefielen sich sehr in ihrem Glanze; sie rühmten sich, durch sie von den übrigen Mönchen unterschieden zu werden. Oft hörte ich welche sagen: über andere Ordensleute werde viel Schimpfliches ausgestreut, viele schlechte Beispiele würden von ihnen gegeben; nichts dergleichen jemals bei den Jesuiten. Durch solche Reden wurden sie nicht nur durch geheime Ruhmsucht versucht, sondern sie nahmen daraus Gelegenheit, sich über andere Ordensleute zu erheben und sie als Auswurf der Menschen zu verachten. Solche erwogen nicht, daß das Lob der Keuschheit in Gotts Augen nichtig ist, wenn es nicht mit der Liebe verbunden ist, und daß im Evangelium jene Jungfrauen törichte genannt werden, die in ihren Lampen nicht das Öl der Liebe hatten. Sie erwogen nicht, daß bei Gott Demut viel mehr gilt und vor ihm vortrefflicher ist als Keuschheit (Cordara S. J., Denkwürdigkeiten: Döllinger, Beiträge, 3, 64—74).

Aus Eigenem brauche ich diesen Worten, welche Ergriffenheit und religiösen Sinn atmen, nichts hinzusetzen. Es genügt, aus dem unendlich langen Hochmutsregister des Ordens noch einige Tatsachen anzuführen.

Der Jesuit Ludwig Mansonius, Provinzial der neapolitanischen Ordensprovinz, also ein besonders hervorragendes Mitglied des Ordens, berichtet, daß Christus der heiligmäßigen Jungfrau Johanna ab Alexandro, einem Beichtkinde des Mansonius, am 7. Juni 1598 in der Jesuitenkirche zu Neapel erschienen sei und ihr gesagt habe:

Ich wünsche, daß alle die Gesellschaft [Jesu] besonders lieben, weil es meine Gesellschaft ist, und ich sie beständig im Herzen trage und nicht dulden kann, daß ein Mitglied derselben an einem größeren Fehler leide ... Wisse auch, o Tochter, daß ich, solange diese meine Gesellschaft besteht, — und ich will, daß sie, nach meinem Namen benannt, bis zum Ende der Welt bestehe — dieses eine von ihren Mitgliedern verlange, daß sie in meine Fußstapfen treten (bei Döllinger-Reusch, Moralstreitigkeiten, I 529 und II, 346).

In den Verhandlungen über die Übergabe der Carolinischen Akademie zu Prag an die Jesuiten erklärte der Jesuitenorden:

Niemand sei imstande, sorgfältiger oder gewissenhafter über die Erhaltung des katholischen Glaubens im Königreiche zu wachen als die Gesellschaft Jesu; niemand könne zwischen der wahren und falschen Lehre genauer und sicherer unterscheiden, niemand endlich die Jugend zur Frömmigkeit und zu guten Sitten besser anleiten als sie, welche, auf keinen Gewinn oder irdischen Nutzen ausgehend, gänzlich der Tugend und Religion geweiht sei (Tomek, Geschichte der Prager Universität. Prag 1849, S. 253).

Die Jesuiten Höver-Miller schreiben:

„Der Ruf der verhältnismäßig jungen Gesellschaft Jesu fing gerade damals an, sich immer mehr zu verbreiten. Ihr Stifter, der heilige Ignatius von Loyola, war eben durch Paul V. als Seliger auf die Altäre erhoben worden; der Ruhm eines Franz Xaver, des Apostels von Indien und Japan, erfüllte die katholische Welt; Peter Canisius galt als der ‚Hammer der Häretiker' in Deutschland; Spanien war stolz auf seinen Herzog von Gandia, den demütigen, heiligen Jesuiten Franz Borgia; Lainez und Salmeron hatten im Konzil von Trient als äußerst gelehrte Theologen sich ausgezeichnet; Aloysius und Stanislaus wurden verehrt als die Vorbilder der Jugend, als ‚Engel im Fleische'; Bellarmin und Suarez waren im Munde aller Gebildeten. Aus Japan, Indien, China und den übrigen auswärtigen Missionen drang die Kunde von den großartigen Erfolgen der Jesuitenmissionäre nach Europa herüber. Von England her vernahm man den Ruhm ihrer Prediger und Blutzeugen, eines seligen Pater Edmund Campian, Garnet, Parsons und so vieler anderer; Deutschland rühmte sich außer dem seligen Pater Canisius eines ehrwürdigen Johannes Rem und mancher anderer tüchtiger Prediger und großer Männer. Die Schulen und Universitäten der Jesuiten wetteiferten mit den besten Anstalten Europas ... Als Donna Arsilia Altissimi am Morgen des 13. August die Totenglocke des römischen Kollegs vernahm, sagte sie zu ihren beiden Töchtern: ‚Ein Jesuit muß soeben verschieden sein, kommt, laßt uns für seine Seelenruhe beten.' Sie knieten hin an ihrem Hausaltar (heißt es in ihren eidlichen Aussagen), und, den Rosenkranz in der Hand, wollte ich zuerst mit Viktoria und Anna das ‚Aus der Tiefe rufe ich zu dir, o Herr' für den Verstorbenen beten. Aber merkwürdigerweise, statt dessen kam mir das ‚Großer Gott, wir loben dich' auf die Lippen. Ich versuchte ein zweites und ein drittes und ein viertes Mal, aber nie konnte ich das ‚Aus der Tiefe' hervorbringen. Da versuchte es meine Tochter Viktoria, aber auch sie vermochte es nicht, sondern sie sagte gegen ihren Willen: ‚Ehre sei dem Vater, dem Sohne und dem heiligen Geiste.' Wir staunten und sagten zueinander: ‚Ein großer Heiliger muß im Kollegium gestorben sein.' Am Nachmittage begaben wir uns zur Kirche des Kollegiums und fanden eine ungeheuere Menge Volkes in derselben. Hier hörten wir, ein junger belgischer Pater [der von Leo XII. ‚heilig' gesprochene Jesuit Berchmanns] sei im Rufe der Heiligkeit gestorben ..." Der Jesuiten-Laienbruder Thomas di Simoni wurde am 14. August 1621 um 4 Uhr morgens mit folgender Erscheinung beglückt: Er sah den Himmel offen. Von einem erhabenen glänzenden Wolkenthrone sah er Maria, die Königin der Engel, zu ihm herabsteigen. Zwei Fürsten des Himmels trugen sie auf einem prächtigen Throne. Der eine der beiden war mit einem weißen Chorrocke bekleidet. Da er auf der anderen Seite der Himmelskönigin sich befand, so konnte der Bruder dessen Gesicht nicht sehen, doch glaubte er, es müsse wohl der heilige Aloysius [auch ein Jesuit] gewesen sein. Der andere war Johannes Berchmanns im Jesuitenkleide (Leben des heiligen Johannes Berchmanns. Dülmen 1901, S. 50 f. 190 f. 194).

Auch die im ersten Teile abgedruckten schwülstig-prahlerischen Worte des Jesuiten Löffler über die marianischen Kongregationen gehören hierher. Hierher gehören ferner die hochmütigen „Offenbarungen" über Vorherbestimmung aller Jesuiten zur ewigen Seligkeit. Hierher gehört besonders ein literarisches Hochmutsdenkmal sondergleichen, das der Orden sich selbst errichtet hat.

Das Werk: Imago primi saeculi Societatis Jesu: „Das Bild des ersten Jahrhunderts der Gesellschaft Jesu" erschien 1640 zu Antwerpen. Sein Inhalt ist dem Orden, eben weil es maßlosen Stolz verrät, allmählich äußerst unangenehm geworden. Wie sehr er das Werk als Belastung empfindet, beweist ein Wort Gerhard van Swietens an Maria Teresia vom 24. Dezember 1759, wonach der Orden alle Exemplare zu hohen Preisen aufzukaufen suche:

»Le ‚saeculum primum societatis' est tel que la société [de Jésus] rachepte tous les exemplaires a grand prix pour anéantir la mémoire s'il fût possible ... Ce livre fera tousjours la confusion de la société« (mitgeteilt von Fournier, Gerhard van Swieten als Zensor: Sitzungsberichte der philosophisch-histor. Klasse der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, Bd. 24, S. 454).

Auch heute noch sind die Jesuiten bemüht, die „Imago" als „Stilübung junger Scholastiker" oder, wie der Jesuit Duhr sich ausdrückt, als lediglich „poetische und rhetorische Festdeklamation" hinzustellen (Jesuitenfabeln[4], S. 506). Dies Bemühen ist ein durch und durch unwahrhaftiges.

Schon das Äußere des Foliobandes, hervorgegangen aus der damals berühmtesten Plantinschen Buchdruckerei (Balthasar Moretus), mit fast 1000 Seiten, in einer aufdringlich prunkhaften Ausstattung (Crétineau-Joly muß le luxe de la typographie et l'art de la gravure zugeben a. a. O. 3, 471), widerlegt die von jesuitischer Seite immer wieder verbreitete Behauptung von der bloßen „Stilübung junger Scholastiker". „Stilübungen" gibt man kein so luxuriöses Gewand. Übrigens steht auf dem Titelblatte: die flandrisch-belgische Ordensprovinz habe das „Bild" „entworfen": Imago ... a provincia flandro-belgica ... repraesentata, und in der Druckerlaubnis vom 8. Januar 1640 erklärt der Provinzialobere der flandrisch-belgischen Ordensprovinz, der Jesuit Johann van Tollenaire:

„Nachdem drei Theologen unserer Gesellschaft das Buch ‚Bild des ersten Jahrhunderts der Gesellschaft Jesu', entworfen von der flandrisch-belgischen Ordensprovinz derselben Gesellschaft, durchgesehen haben" usw.

Der mächtige Band ist also die Schilderung des Lebens und Wirkens der Gesellschaft Jesu, offiziell „entworfen" von einer ihrer „Provinzen" und bei außergewöhnlicher Gelegenheit der Feier des hundertjährigen Bestehens der Gesellschaft Jesu, ihr als Festgabe offiziell dargebracht.

Bei solchem Sachverhalte kann von Bedeutungslosigkeit der Imago schlechterdings nicht gesprochen werden, selbst wenn die Verfasser wirklich „junge Scholastiker" gewesen sein sollten. Denn das ihnen fehlende Ansehen würde reichlich ersetzt durch das Ansehen der „drei Theologen", die das Werk im Auftrage des Provinzials geprüft und für druckreif befunden haben. Vor allem aber würde es ersetzt durch das Schwergewicht des Ansehens einer ganzen „Provinz", die den Inhalt als ihr geistiges Eigentum übernommen und herausgegeben hat.

Aber die jesuitische Ausrede von der Scholastiker-Verfasserschaft läßt sich aus dem Werke selbst als Unwahrheit erweisen. Schon in der Vorrede heißt es: das Werk sei verfaßt und herausgegeben „von sehr beschäftigten Männern", ein Ausdruck, der auf Scholastiker durchaus nicht paßt, und auf S. 24 wird gesagt, daß „die starke Beschäftigung" der Verfasser bestanden habe: „im Predigen, im Lehren der Wissenschaften und in Besorgung der übrigen Obliegenheiten der Gesellschaft". Mit solchen Beschäftigungen haben aber Scholastiker nichts zu tun.

Diese Worte der Imago kennt selbstverständlich auch der Jesuit Duhr. Dennoch schreibt er die Unwahrheit von der „poetischen und rhetorischen Festdeklamation" und von den „poetischen und rhetorischen Ergüssen der Jesuiten und Jesuitenschüler", die in der Imago „gesammelt" worden seien (a. a. O. S. 506. 507). Die Ironie der Geschichte hat aber gewollt, daß Duhr durch einen seiner Ordensbrüder Lügen gestraft worden ist. Der Jesuit Bremer bekennt im „Kirchlichen Handlexikon" (München 1907, I. 685), daß Urheber und Entwerfer des Planes der Imago kein Geringerer war als der größte Hagiograph des Jesuitenordens, der Jesuit Bollandus, dessen Namen das Riesenwerk Acta Sanctorum trägt.

Doch lassen wir die derbe Duhrsche Unwahrheit einmal gelten. Hätten wirklich junge „Scholastiker" das Werk zusammengeschrieben, für seine Beurteilung wäre es um so bedeutungsvoller. Denn es würde folgen, daß der Inhalt der Imago die unverfälschte Verkörperung des echten jesuitischen Geistes ist, desjenigen Geistes, in welchem „die jungen Scholastiker" vom Orden selbst auferzogen werden, des Geistes, der ihnen vom Orden selbst von der ersten Stunde des Noviziats an eingeflößt wird, wie uns das der Jesuit Cordara so anschaulich geschildert hat.

Überdies sind schriftliche Arbeiten von Scholastikern strengster Beaufsichtigung und Nachprüfung durch die Oberen unterworfen. Und wie hätte, wenn der Geist der Imago nicht der echt jesuitische gewesen wäre, eine ganze „Provinz", mit ihrem Provinzial an der Spitze, sich hinter „die jungen Scholastiker" stellen und ihrer Arbeit den amtlichen Stempel der Billigung aufdrücken können? Nein, der Prachtband: Imago primi saeculi Societatis Jesu ist ein Jesuitenerzeugnis, so echt, so ursprünglich wie kaum ein zweites, und deshalb für Beurteilung des Jesuitismus von hervorragender Wichtigkeit. Freilich muß die Beurteilung wesentlich vom asketisch-religiösen Standpunkte aus geschehen.

Der Jesuitenorden ist ein religiöser Orden. Er will sogar als hervorragender Typus dessen gelten, was die römische Kirche Ordensstand, Stand der christlichen Vollkommenheit nennt; so hervorragend, daß er sich für berechtigt hält, den Namen des Stifters der christlichen Religion, des Ideals christlicher Vollkommenheit, den Namen Jesu Christi selbst sich beizulegen. Wesenszug des Charakterbildes Jesu ist aber Demut, Ablehnung aller Selbstüberhebung, alles Selbstlobes, aller Ehrsucht, des Prahlens mit eigenen Taten.

Von diesem Standpunkte Christi aus ist aber das Urteil über die Imago und damit über den Geist, der sie hervorgebracht hat, ein vernichtendes. Nicht der Geist Christi kommt in ihr zum Ausdruck, sondern der widerchristliche Geist dessen, was die katholische Askese in schärfster Ablehnung „Welt" nennt. Dickster Hochmut, eitelste Selbstüberhebung, unermeßliche Ruhmsucht machen sich in dem „Säkularwerke" breit. Die „Hoffart des Geistes", also jene Kapitalsünde, vor der die Schrift die Christen besonders warnt, hat bei Abfassung der Imago ausschließlich die Feder geführt, und zwar so ausschließlich und mit so dicken Unterstreichungen, daß, selbst wenn das Werk Erzeugnis einer weltlichen Vereinigung wäre, die bei Schilderung ihrer Taten asketische Grundsätze nicht zu befolgen hat, das Übermaß von Selbstvergötterung auch bei ihr abstoßend bis zum Ekel wirken würde.

Beschauen wir uns zunächst den **Bildschmuck** der Imago:

Das **Titelblatt** zeigt in Gestalt einer Jungfrau die Gesellschaft Jesu auf dem Rücken des Zeiten-Gottes Chronos thronend. Über ihr schweben Engel, Ruhmeskränze haltend mit den Aufschriften: dem Lehrer (doctori), dem Märtyrer (martyri), der Jungfrau (virgini). Auf hohen Säulen blasen zwei Engel Posaunen; die Spruchbänder enthalten die Worte: „Hundert Jahre umfaßt Loyola" und: „Möge er die ganze Welt erfüllen". Sechs Schilder, von Engeln getragen, stellen dar: „Die Geburt der Gesellschaft Jesu", „Die Ausbreitung der Gesellschaft über die ganze Erde", „Die Gesellschaft als Wohltäterin für die Welt", „Die Gesellschaft durch die Welt verfolgt", „Die Gesellschaft durch Verfolgungen berühmter werdend", „Die Gesellschaft von Belgien geliebt" (mit Rücksicht auf die Herausgabe der Imago durch die belgisch-flandrische Provinz).

Wie der Bildschmuck des Titelblattes, so der des Textes:

Unter der Aufschrift: „Die Gesellschaft Jesu" das Bild: die Sonne, den Erdball bestrahlend; darunter der Psalmenvers: „Keiner verbirgt sich vor ihren Strahlen" (S. 43). Unter der Aufschrift: „Vorhersage für das kommende Jahrhundert der Gesellschaft Jesu" das Bild: die Arche Noahs auf den Wassern schwimmend (S. 51). Unter der Aufschrift: „Die auf dem ganzen Erdkreise verbreitete Gesellschaft Jesu erfüllt die Prophezeiung Malachias': Vom Aufgange der Sonne bis zum Niedergange ist mein Namen groß unter den Völkern und allerorten wird geopfert und meinem Namen ein reines Opfer dargebracht" das Bild: die beiden Erdhalbkugeln (S. 318). Unter der Aufschrift: „Die Gesellschaft verbreitet auf der ganzen Erde den Glauben" das Bild: vier aus den Wolken dröhnende Posaunen; darunter der Psalmenvers: „In alle Lande erging ihr Schall." Unter der Aufschrift: „Die Bekehrung der Königreiche und Provinzen durch die Gesellschaft Jesu" das Bild: an einem kunstreichen Flaschenzug hängt freischwebend der Erdball, ein Engel dreht am Schwengel des Flaschenzuges; darunter: „Gib ihr eine Stelle für ihren Fuß, und sie wird die Erde bewegen" und ein schwülstiges Gedicht, das diese Riesentat „der Nachkommenschaft Loyolas" besingt (S. 321). Unter der Aufschrift: „Die Gesellschaft bereit für Missionen" das Bild: aus den Wolken zuckende Blitze zersplittern Felsen; darunter das Wort aus dem Buche Job: „Er sendet Blitze und sie gehen, und die zurückkehrenden sagen: da sind wir" (S. 324). Unter der Aufschrift: „Die indischen Missionen der Gesellschaft" das Bild: ein Pfeil und Bogen haltender Engel lehnt zwischen den zwei Erdhalbkugeln; darunter: „Ein Erdkreis genügt nicht" (S. 326). Unter der Aufschrift: „Es ist Sache der Gesellschaft, Starkes zu tun und zu leiden" das Bild: ein Stier zwischen Pflugschar und Opferaltar stehend; darunter: „Zu beiden bereit" (S. 453). Unter der Aufschrift: „Die Gesellschaft erschöpft sich ohne Entgelt zum Troste des Nächsten" das Bild: ein Springbrunnen mit siebenfachem Strahle; darunter das Jesaias-Wort: „Kommet alle ihr Dürstenden zu den Wassern, kommet; kaufet ohne Geld und ohne Gegenleistung" (S. 455). Unter der Aufschrift: „Die Kongregation der heiligen Jungfrau" das Bild: die über den nächtlichen Himmel sich erstreckende Milchstraße;

darunter: „Der Weg zu den Höhen" (S. 464). Unter der Aufschrift: „Die Gesellschaft zeigt durch Lehre und Beispiel den Weg des Heiles" das Bild: drei Engel halten Fackeln, deren Flammen sich zu einer vereinigen; darunter das Wort: „Das Licht von seinem Lichte entzündend bewirkt sie, daß es ihr leuchte, obwohl es für andere entzündet ist" (S. 466). Unter der Aufschrift: „Erziehung der Knaben" das Bild: ein Adler lockt sein Junges zum Höhenfluge; darunter das Schriftwort: „Wie der Adler seine Jungen lockt zum Fluge" (S. 470). Unter der Aufschrift: „Die Gesellschaft während des ganzen Jahrhunderts im Kämpfen geübt" das Bild: aus Wolken reckt sich ein mächtiger Arm, eine vom Sturm zerfetzte Fahne haltend; darunter: „Schon ist er schöner als er selbst" (S. 564). Unter der Aufschrift: „Die Gesellschaft wird von ihren Feinden vergeblich bekämpft" das Bild: eine Rotte mit Narrenkappen bedeckter Menschen schießt mit Pfeilen nach der Sonne; darunter: „Kein Pfeil trifft die Sonne" (S. 565). Unter der Aufschrift: „Die häufigen und mehrere Tage fortgesetzten Fasten des Ignatius" das Bild: ein Paradiesvogel fliegt über die öde Gegend; darunter: „Von wenigem lebt er, weil zunächst dem Himmel" (S. 715).

Alle Bilder werden durch lange von Selbstgefälligkeit und Selbstgerechtigkeit überfließende Gedichte erläutert.

Mit Erwähnung der Gedichte sind wir zum Texte des Werkes gekommen, der sich aus Poesie und Prosa zusammensetzt. Die Poesie beiseite lassend, lege ich Prosaproben vor. In der Vorrede wird erklärt: Jesus sei die Sonne, der Jesuitenorden der Mond; auch wird bemerkt, es sei unnötig, die Vorrede mit Datum zu versehen, da das Datum sich aus der allgemeinen Freude über das Jubeljahr der Gesellschaft Jesu von selbst ergebe. Eine gewisse Besorgnis, der Ruhmsucht geziehen zu werden, ist den Verfassern aber doch gekommen, und so schreiben sie „bescheiden": „Unser Werk ist nicht dem Verdachte der Eitelkeit ausgesetzt, als ob wir uns und das Unsrige lobend erhöben. Die Gesellschaft ist ganz Gottes Tat, nicht Menschenwerk. Gottes Tat verherrlichen wir. Wie oft befiehlt er nicht, daß man ihn in seinen Werken mit höchsten Lobsprüchen preise. Das Lob unserer Vorfahren, das beigemischt ist, brauchen wir nicht aus Scheu vor dem eigenen Blute zu verschweigen. Diejenigen, die Gott zu Gehilfen und Arbeitern an einem so großen Werke herangezogen hat, können wir von unserer Darstellung nicht trennen; ihre Verdienste sind neue Wohltaten der Gottheit, deren Erwähnung nichts anderes ist als eine öffentliche Danksagung" (S. 3). Diesen einleitenden Worten entsprechen die Schlußworte. Nachdem auf 949 Folioseiten das Lob der Gesellschaft Jesu ohne Unterbrechung verkündet worden ist, heißt es auf der 950. Seite: „Ziehen wir die Verdienste der Gesellschaft und die Wünsche der Genossen in Betracht, so bleibt noch vieles zu sagen übrig. Aber um zu einem Ende zu kommen, begrüßen wir sie [die Gesellschaft Jesu] mit Worten hervorragendster Männer, die erst kürzlich geschrieben oder gesprochen worden sind." Dann folgen lobende Aussprüche von Päpsten und anderen.

Das Werk gliedert sich in sechs Bücher. Die Übersicht über sie am Schlusse der Vorrede ist zugleich eine gute Übersicht über den das Ganze durchziehenden Hochmut, indem der Inhalt eines jeden Buches, unter Zugrundelegung einer von Christus handelnden Schriftstelle, als Gleichstellung des Jesuitenordens mit Christus in einem bestimmten Lebensabschnitte kurz skizziert wird: „‚Dieser, da er in der Gestalt Gottes war, hat sich selbst vernichtet, die Gestalt eines Knechtes annehmend', und wurde wie ein Bettler in einem Stalle geboren. So wird das erste Buch den Ignatius, abstammend von vornehmstem Adel, darstellen als zum Bettler heruntergekommen; und daraus ist diese geringste (!) Gesellschaft hervorgegangen. Nach Christi Geburt hören wir von ihm: ‚Jesus nahm zu an Weisheit und Alter und Gnade bei Gott und den Menschen.' Seinen Spuren folgend schildern wir im zweiten Buche die wachsende Gesellschaft" usw. usw.

Dem ersten Buche gehen „Prolegomena" in Gestalt von „Dissertationen" voraus. In der sechsten Dissertatio heiß es: „Die in der Gesellschaft Jesu gestorben sind, haben ein Jahrhundert ausgefüllt; denn Alter wird nicht nach der Länge und Zahl der Jahre bemessen, sondern Weisheit ersetzt bei den Menschen weiße Haare" (S. 35).

Das erste Buch behandelt „die Geburt der Gesellschaft": „Als jenes Ungeheuer des Erdkreises und jene unselige Pest, Martin Luther, alle Religion aus den Gemütern herausgetrieben und schließlich mit dem religiösen Kleide ihr ganzes Äußere und selbst die Scheu vor der Sünde ausgezogen hatte, ... trat da nicht gegen ihn der Krieger Ignatius in die Arena?" (S. 55). Wie Christus, so ist auch der Jesuitenorden von den Propheten vorausgesagt (S. 57 bis 64). Jesus selbst ist der eigentliche Gründer der Gesellschaft: „Es ist offenbar, daß die Gesellschaft Jesu nur durch die Zeit sich unterscheidet von der unter den Aposteln bestehenden Ordensverfassung; sie ist nicht ein neuer Orden, sondern nur eine gewisse Erneuerung des ersten Ordens, dessen alleiniger Urheber Jesus war" (Kap. 3, S. 65). Den Namen „Gesellschaft Jesu" hat Gott selbst dem Ignatius offenbart (Kap. 4). Von keiner anderen Seite droht der Keuschheit eine solche Gefahr als vom anderen Geschlechte, das oft, ohne selbst dabei tätig zu sein, die Standhaftigkeit schwächt, die Stärke erschüttert und die höchste Tugend von ihrem Gipfel plötzlich in den Abgrund stürzt (S. 92).

Gegenstand des zweiten Buches ist das Wachstum der Gesellschaft: in schwülstiger Selbstverherrlichung wird in 10 Kapiteln, 4 Reden und 18 Gedichten (S. 204—330) die Ausbreitung des Jesuitenordens über die ganze Welt auf seine inneren Vorzüge zurückgeführt. 15 Seiten füllen die Grabreden auf

Ignatius und seine ersten Genossen; eine immer hochmütiger als die andere (S. 280—295).

Das **dritte Buch** schildert die Tätigkeit der Gesellschaft: in Predigen, Unterricht, Erziehung leistet der Jesuitenorden das Vorzüglichste; durch ihn haben Sittsamkeit und Frömmigkeit wieder Eingang gefunden; seine Nächstenliebe ist unbegrenzt (S. 331—400). Die erfolgreiche Tätigkeit des Jesuitenordens im Beichtstuhle findet in folgenden frivolen Worten ihre Schilderung und ihr Lob: Wie groß ist überall der Zulauf? Wie oft war der arbeitsame Eifer unserer Beichtväter ungenügend für die Zahl der Beichtenden? . . . Viel freudiger und eifriger werden jetzt die Verbrechen gesühnt, als sie früher begangen wurden . . . Die meisten laden kaum schneller Schuld auf sich, als sie sie abwaschen (S. 372). Durch den in der Schrift (Ezechiel) beschriebenen „Wagen Gottes" ist der Jesuitenorden vorgebildet, „wie jeder ehrliche Beurteiler leicht erkennt" (S. 401). Beredt wird „die Hochherzigkeit" des Jesuitenordens gepriesen (S. 403). „Durch die Schärfe des Verstandes ihrer Mitglieder gleicht der Jesuitenorden dem Adler . . . Ausgestattet mit Weisheit, Tugend, Vorzügen des Geistes, Schärfe des Verstandes und Arbeitsamkeit unterscheiden sie [die Jesuiten] das Wahre vom Falschen; sie forschen, sie erfassen, sie begreifen alles; nicht die letzte Stelle nehmen sie ein in den Ringschulen der Wissenschaften und Künste. Was immer Blühendes in den humanistischen Wissenschaften, was immer Mühevolles in der Philosophie, was immer Verborgenes in der Natur, was immer Schwieriges in der Mathematik, was immer im leuchtenden Dunkel der Gottheit Geheimnisvolles: wie sie alles lehrend und schreibend behandeln, würden, wenn ich davon schwiege, ihre Werke verkünden, welche große Bibliotheken füllen" (S. 406 f.). Und so setzt sich das Selbstlob noch auf 74 Folioseiten in Prosa und Versen fort (S. 406—480).

Das **vierte Buch** befaßt sich mit den Leiden des Ordens (S. 481—580): sie sind unverschuldet; ihr Hauptgrund ist der Haß der Bösen gegen die Jesuiten. Über die gegen den Jesuitenorden gerichteten „Verleumdungen": „‚Es kam des Menschen Sohn essend und trinkend' (d. h. es kam die Gesellschaft Jesu, sich, nach dem Beispiele ihres Führers, begnügend mit der gewöhnlichen Kleidung und Nahrung), und sie sagen: ‚Siehe, der Fresser, der Säufer'; weichlich und verweichlicht ist die Gesellschaft" (S. 559).

Das **fünfte Buch** ergeht sich in Ausmalung der Ehren, die dem Jesuitenorden zuteil geworden sind (S. 581—727). Ein Kapitel (das 5.) ist den von Jesuiten gewirkten Wundern gewidmet. Das nächste Kapitel schildert die im Orden geübten heroischen Tugenden. Im 8. Kapitel wird auf Grund von „Offenbarungen" der Beweis geführt, daß jeder, der als Jesuit stirbt, in den Himmel kommt: „Das ist das Vorrecht der Gesellschaft Jesu, daß Jesus selbst jedem gestorbenen Jesuiten entgegenkommt" (S. 648). Das 9. Kapitel zählt die Ehren auf, welche Päpste, Könige und Fürsten dem Jesuitenorden erwiesen haben. Im 10. Kapitel wird die Ehrentafel fortgeführt durch Wiedergabe lobender Aussprüche berühmter Männer über die Jesuiten, darunter der „eines Bischofs": „O heilige Gesellschaft, die ich früher weder genug gekannt noch geschätzt habe. Du übertriffst Hirtenstäbe, Mitren, Kardinalspurpur, Szepter, Kaiserreiche und Kronen" (S. 667). Es ist bezeichnend, daß dies fünfte Buch mit seiner Ruhmredigkeit über die Ehren des Jesuitenordens fast die größte Seitenzahl (147) unter den sechs Büchern der Imago aufweist.

Mit dem **sechsten Buche**, das die Ruhmestaten der flandrisch-belgischen Provinz des Ordens enthält, schließt das Werk, bis zuletzt den gleichen Geist des Hochmutes und Hasses gegen **Luther** aufweisend. Auf S. 937 ist der belgische Löwe abgebildet, das Jesuiten-Zeichen auf der Brust, über und über bedeckt mit den Namen der belgisch-flandrischen Orte, an denen eine Jesuiten-Niederlassung sich befindet. Unter dem Bilde das Gedicht: „Die Sonne [nämlich das Jesuiten-Zeichen] auf dem belgischen Löwen." Ein Vers des Poems: „Loyolas Zeichen trägt er [der belgische Löwe] eingegraben auf der Brust. Mit gebeugtem Nacken den Göttlichen [Ignatius] von weitem begrüßend freut er sich, die geheiligten Füße lecken zu können."

Genug der Stellen! Was ich vorgelegt habe, sind nicht mühsam herausgeklaubte Sätze; es sind recht eigentlich Stichproben.

Wer sich durchgearbeitet hat durch den Folioband mit seinem Hasse gegen Andersgläubige, und vor allem mit seinem endlosen Selbstlobe, mit seinen schwülstigen Gebeten zu Gott, Christus, Maria, alle auf den Ton gestimmt: wir Jesuiten sind begnadigt, heilig, vollkommen, mit seinem Ausposaunen der vom Jesuitenorden vollbrachten Taten und guten Werke, und wer dabei sich vergegenwärtigt, daß dies alles Darstellung sein soll des Wesens und der Geschichte „echter Genossen Jesu", der denkt an einige Jesuworte:

Habet acht, daß ihr euere Gerechtigkeit nicht wirket vor den Menschen, um angeschaut zu werden von ihnen. Wenn du Almosen gibst, posaune nicht her vor dir, gleichwie die Heuchler tun in den Synagogen und an den Ecken, damit sie geehrt werden vor den Menschen . . . Deine Linke wisse nicht, was deine Rechte tut . . . Wenn ihr betet, seid nicht wie die Heuchler, die es lieben, an den Ecken der Straßen stehend zu beten, damit sie gesehen werden von den Menschen (Matth. 6, 1—5). Wenn ihr alles getan habt, was euch befohlen, so sprechet: wir sind unnütze Knechte (Luk. 17, 10).

Im Lichte dieser und ähnlicher Aussprüche **Jesu Christi** erscheint die Hohlheit, ja die Lüge des „**Bildes des ersten Jahrhunderts der Gesellschaft Jesu**" handgreiflich und klar.

Der Prachtband der Imago ist ein erdrückender

Beweis für die Richtigkeit der Ansicht des verhältnismäßig ehrlichen Jesuiten Cordara, der von seinem christlich-gläubigen Standpunkte aus in der Aufhebung des Jesuitenordens das über Hochmut und Stolz hereingebrochene Strafgericht Gottes erkannte, gemäß dem Schriftworte: Gott widerstehet dem Hoffärtigen (1. Petr. 5, 5).

b) Frauen.

In den Satzungen und in der Geschichte des Jesuitenordens finden sich zwei Kapitel über ein und denselben Gegenstand, aber mit fast entgegengesetztem Inhalte: das Verhältnis des Ordens zu den Frauen.

Während Jesus und seine Jünger in einfacher und natürlicher Beziehung zu den Frauen standen, während sie Frauengefolgschaft und Frauendienste harmlos zuließen, nimmt die „Gesellschaft Jesu" zur Frauenwelt theoretisch eine verschroben-unnatürliche und praktisch eine egoistisch-ausbeutende Stellung ein.

Sie erblickt theoretisch im Weibe das gefährliche und geistig minderwertige Geschlechtswesen, um das herum Warnungstafeln aufzurichten sind; praktisch behandelt sie das Weib als das leicht beeinflußbare, willfährige Geschöpf, dessen Ergebenheit hohen Wert für den Orden besitzt.

Zunächst die in den Ordenssatzungen enthaltene Theorie:

Jesuiten sollen nicht regelmäßige Seelsorge für Frauen und Nonnen übernehmen; wohl aber können sie ein oder das andere Mal (es heißt sogar bloß semel) Nonnen-Beichte hören (Constit. VI 3, 5).

Beim Beichthören von Frauen soll man sich eher streng als vertraulich erweisen ... Ist es nötig, außerhalb der Beichte mit Frauen zu sprechen, so soll dies an einem offenstehenden Orte geschehen und mit niedergeschlagenen Augen. Wenn jemand vom Oberen zum Beichthören von Frauen oder aus einer anderen Ursache zu ihnen geschickt wird, so soll der vom Oberen ihm beigegebene Begleiter [gewöhnlich ein Laienbruder], solange der Priester mit den Frauen zu tun hat, an einem Orte sein, von dem aus er die beiden sehen, aber nicht hören kann, was Geheimes gesprochen wird, soweit dies die Örtlichkeit zuläßt; läßt sie es nicht zu, so soll der Priester Sorge tragen, daß die Türe offen bleibt, und die Zusammenkunft nicht an einem dunkelen Orte stattfindet. Die [Seel-] Sorge einzelner Personen, zumal von Frauen, soll niemand [der Unsrigen] übernehmen (Regeln 16—19 der Priester). Wenn sie [Laienbrüder] bei Besuchen, besonders bei Frauenbesuchen, die Unsrigen begleiten, sollen sie sorgsam beobachten, was durch die Regeln für Priester vorgeschrieben ist. Außerdem sollen sie wissen, daß sie verpflichtet sind, sobald sie zurückgekehrt sind, dem Oberen, auch ohne daß er sie fragt, mitzuteilen, ob [beim Besuche] irgendwie gegen diese Regeln verstoßen worden ist (Regel 5 der Laienbrüder).

Er [der Vorgesetzte] soll nicht gestatten, daß die Unsrigen Frauen besuchen oder ihnen schreiben, außer in einem dringenden Falle oder bei Hoffnung großer Frucht, und auch dann gestatte er es nur sehr erprobten und klugen Männern (Regel 72 des Vorstehers von Profeßhäusern und Regel 70 des Rektors). Die Vorschrift, daß der Begleiter des Priesters, der Frauen besucht oder Beichte hört, dem Oberen zu berichten hat, ob dabei die 18. Regel (Anwesenheit des Begleiters während des Besuches, der Beichte) beobachtet worden ist, soll so streng gehandhabt werden, daß der Obere demjenigen Begleiter, der die Berichterstattung unterläßt, als Buße drei Geißelungen, auch eine öffentliche, auferlegen soll. Im Wiederholungsfalle muß er es dem General melden, der überlegen wird, ob solche Leute noch im Orden verbleiben können (aus einem Schreiben des Ordensgenerals Aquaviva vom 13. Nov. 1607: Instit. Societ. Jesu. Romae 1870, II 308 f.).

Die Unsrigen [Bezeichnung der Jesuiten unter sich] sollen wissen, daß nicht nur die Priester, wenn sie zum Zwecke der Beichte oder aus anderem Grunde zu Frauen gehen, die 18. Regel über Beibehaltung des Begleiters aufs genaueste zu beobachten haben, d. h. daß, solange sie mit den Frauen verhandeln, der Begleiter dort sein soll, wo er sie sehen, aber nicht, was geheim bleiben soll, hören kann; sondern daß auch alle Nicht-Priester unter diesem Gesetze stehen, sei es daß sie selbst Frauen besuchen oder andere der Unsrigen dabei begleiten ... Und die Begleiter sollen wissen, daß sie gleich nach ihrer Rückkehr dem Oberen, auch ohne daß er sie fragt, alles mitteilen müssen, was sich entgegen dieser Regel und Ordination ereignet hat (Monita generalia 3: a. a. O. II 215).

Ist der Ort, wo die Kranke liegt, so eng, daß der Begleiter des [die Beichte hörenden] Paters nicht gegenwärtig bleiben kann, so soll dieser gleich nach seiner Rückkehr den Oberen benachrichtigen [daß die Beichte der Kranken ohne Anwesenheit des Begleiters abgenommen worden sei], und der Obere erwäge, ob der Pater ein zweites Mal dahin zurückgehen soll, oder ob, wozu ich [der Ordensgeneral Aquaviva] mehr neige, die Sorge für die Kranke der Pfarrgeistlichkeit zu überlassen ist (Instructio 3 pro Confessariis Societatis: a. a. O. II 285).

In bezug auf Förderung ihres geistlichen Lebens, z. B. durch die Exerzitien, werden die Frauen den „Ungebildeten" gleichgestellt. Die einzelnen Betrachtungen [der geistlichen Übungen] sind den Frauen in der Kirche vorzulegen, und so vorsichtig soll dabei vorgegangen werden, daß kein Verdacht oder Ärgernis entsteht. Deshalb ist es vielleicht auch gut, die Betrachtungspunkte den Frauen nicht schriftlich, sondern mündlich zu geben, damit die Leute nicht etwa glauben, es würden Briefe ausgetauscht. Ist etwas

Schriftliches zu geben, so geschehe es ganz und gar geheim (Directorium 9, 16: Instit. Societat. Jesu. Romae 1870, II 435).

Ein häßlicher Geist weht uns hier entgegen. Freilich ist es zunächst der allgemein ultramontane, schon im 1. Teile gekennzeichnete Geist, der die Frau wertet und beurteilt nur als „nächste Gelegenheit" zu Unzuchtsünden. Aber auch jesuitische Besonderheit tritt hervor: der allgemein sexuellen Frauenverachtung fügt der Orden als sein Spezifikum soziale Abtaxierung hinzu.

In einer von Döllinger-Reusch (Moralstreitigkeiten, II 250) aus den Jesuitenpapieren des Münchener Staatsarchivs (die bei Aufhebung des Ordens im Jahre 1773 beschlagnahmt wurden) mitgeteilten Geheiminstruktion des Ordensgenerals Mercurian an den Provinzialoberen der oberdeutschen Ordensprovinz, den Jesuiten Hoffäus, heißt es:

Vornehme Frauen, die aber mindestens Baroninnen sein müssen, dürfen Kollegien der Gesellschaft Jesu betreten. Man sorge aber dafür, daß dann gesetzte Matronen und nicht junge Damen in Begleitung der vornehmen Frau sind.

Aufs sorgfältigste, so schreibt ein anderer Ordensgeneral, soll Vertraulichkeit mit Frauen armen und niederen Standes vermieden werden, da sie dem Verdachte und der Gefahr mehr ausgesetzt sind (Instruktion des Ordensgenerals Aquaviva vom 1. Januar 1604: De Spiritu ad Superiores, c. 5 de castitate: a. a. O. II 272).

Deutlicher noch drückt sich die 6. Generalkongregation vom Jahre 1608 in einer „Unterweisung" aus. Die interessanten Worte lassen zugleich erkennen, wie geschickt aus starrer Theorie milde Praxis wird, wenn der Ordenvorteil die Umwandlung wünschenswert erscheinen läßt.

Weil unter großem Verluste an Zeit und geistigem Gewinn die Sitte sich festgesetzt hat, Besuche und Begrüßungen [mit Frauen] auszutauschen, so halten wir es für nötig, zur genaueren Beobachtung der Regel über das Nichtbesuchen von Frauen etwas Bestimmtes festzusetzen. Gewiß, ausgenommen den Fall der Notwendigkeit (z. B. bei Krankheit, bei Trauer, bei Todesfall, bei einem frommen Geschäfte), wird Hoffnung auf großen Gewinn selten vorhanden sein. Da aber die Art, wie in der Gesellschaft vorgegangen wird, da empfangene Wohltaten und eine gewisse Bäuerlichkeit, die in der Abweisung liegen könnte, nicht gestatten, daß die Besuche [von Frauen] allen Unsrigen verboten werden, so ist eine gewisse Mäßigung [der Regel] erforderlich. Wir halten es gegenwärtig fürs geeignetste, daß Rücksicht genommen werde sowohl auf die Personen, die besucht werden, als auch auf die Unsrigen, die den Besuch machen. Dreierlei muß zusammentreffen, damit eine Frau würdig befunden werde, von den Unsrigen besucht zu werden. Zunächst muß es eine adelige und hervorragende Persönlichkeit sein; denn es ist nicht gerechtfertigt, die Höflichkeit allen frommen Frauen, wes Standes sie sein mögen, zu erzeigen, da solche in unseren Kirchen, in der Beichte und in frommen Gesprächen genügend unterstützt und unterrichtet werden können. Zweitens muß die betreffende in nicht gewöhnlicher Weise sich um die Gesellschaft [Jesu] verdient gemacht haben. Drittens muß der Höflichkeitsakt dem Manne oder den Verwandten willkommen sein (Instructio 3, pro Confessariis Societatis 1, 9: a. a. O. II 286).

Diese Scheidung des weiblichen Geschlechts in „vornehme" und „unvornehme" Frauen und die auf ihr aufgebaute verschiedenartige Behandlungsweise geht auf den Stifter des Jesuitenordens, Ignatius von Loyola zurück, trägt also original jesuitisches Gepräge. In vertraulichen Mitteilungen, die er seinem Amanuensis, dem Jesuiten Gonzales, über sich in die Feder diktierte, heißt es:

Er [Ignatius] sagte: wir müssen vorsichtig auftreten und keine Beziehungen zu Frauen eingehen, außer mit sehr vornehmen: nisi essent admodum illustres (Acta S. S. Julii 7, 653).

* * *

Und nun von der Theorie zur Praxis!

Da finden wir, daß die Jesuiten den durch ihre Satzungen um das Weib gezogenen Stacheldraht sehr bald und sehr allseitig durchbrechen und von „Vorsicht" im Verkehre mit Frauen nichts erkennen lassen. Das belastende Zeugnis eines Wissenden, des Visitators der oberdeutschen Ordensprovinz, des Jesuiten Hoffäus, habe ich bei Besprechung von Theorie und Praxis des Keuschheitsgelübdes schon angeführt. Ihm gesellt sich als noch schwerwiegender, weil auf noch allgemeinerer Kenntnis der Dinge im Orden beruhend, die Klage des Ordensgenerals Aquaviva aus einem Rundschreiben an den ganzen Orden vom 21. Dezember 1605:

Die Laienbrüder [welche die Priester bei Besuchen begleiten] sollen ermahnt werden, daß sie, wenn sie des Abends nach Hause kommen, dem Oberen berichten müssen, ob der Priester oder irgendein anderer aus irgend welchem Grunde die Regel [über die Art, wie Frauen zu besuchen sind, vgl. S. 42] verletzt hat, und man gehe streng vor gegen die Genossen, die in diesem Punkte sich weniger gewissenhaft erweisen, und man ermahne ihre Beichtväter, daß sie

schuldigung hat der Orden selbst mit größerer sittlicher Entrüstung zurückgewiesen als die Anklage: er sei, entgegen seinen Satzungen, entgegen seiner mit Emphase hervorgehobenen überirdischen, ausschließlich auf das Seelenheil abzielenden Bestimmung, **politisch tätig.**

Mit der Miene unbefangenster Aufrichtigkeit erklärt noch im Jahre 1847 der **Ordensgeneral Johannes Roothaan** in einem Schreiben an den **„Courrier français"** zu **Paris**.

> **Politik ist der Gesellschaft Jesu völlig fremd.** Sie hat sich nie einer Partei angeschlossen, möge diese heißen, wie sie wolle. Der Zweck und der Beruf des Ordens ist größer und erhabener als alle Parteien . . . Die Verleumdung mag sich darin gefallen, unwahre Behauptungen zu verbreiten und die Jesuiten der Teilnahme an politischen Intrigen zu beschuldigen. Ich warte noch immer auf den Augenblick, wo man mir zeigen wird, daß auch nur eines der mir untergebenen Ordensglieder in dieser Beziehung von den sehr bestimmten Vorschriften des Ordens abgewichen ist (bei Ebner S. J., Beleuchtung der Schrift des Dr. Joh. Kelle: Die Jesuitengymnasien in Österreich. Linz 1874, S. 536).

Und in der Tat, wer harmlosen Gemütes die Satzungen durchliest, ist geneigt, den treuherzig-einfach klingenden Worten **Roothaans** zu glauben. Da steht nämlich mit aller nur wünschenswerter Deutlichkeit:

> Wie unsere Gesellschaft, die vom Herrn ins Leben gerufen worden ist zur Ausbreitung des Glaubens und zum Heile der Seelen, unter der Fahne des Kreuzes ihren Endzweck zum Nutzen der Kirche und zur Erbauung des Nächsten mit den ihr und ihrer Verfassung eigentümlichen geistlichen Dienstleistungen und geistlichen Waffen erreichen kann, so würde sie diese Güter schädigen und sich selbst den größten Gefahren aussetzen, wenn sie weltliche Sachen in die Hand nähme und politische und Staatsgeschäfte betriebe. Deshalb ist von unseren Vätern sehr weise festgesetzt worden, daß wir, die wir Gott dienen, uns nicht in Dinge verwickeln sollen, vor denen unser Beruf zurückschreckt. Da unser Orden, besonders in diesen gefährlichen Zeiten, an vielen Orten und bei verschiedenen Fürsten (deren Liebe und Wohlwollen zu erhalten unser Vater Ignatius heiligen Andenkens zum Dienste Gottes glaubte rechnen zu sollen), vielleicht durch die Schuld einiger oder durch Ehrgeiz oder indiskreten Eifer, in schlechtem Rufe steht, während doch der Wohlgeruch Christi notwendig ist, um Frucht zu bringen: so hielt die Kongregation dafür, man müsse auch den Schein des Bösen meiden und soviel wie möglich die Klagen, auch wenn sie aus falschen Verdächtigungen entstehen, abstellen. Deshalb untersagt sie durch gegenwärtiges Dekret den Unsrigen nachdrücklich und ernstlich, sich in solche öffentliche Geschäfte einzulassen, auch wenn sie dazu eingeladen oder angelockt werden sollten, und sich durch Bitten und Überredungen bewegen zu lassen, vom Institute [d. h. von den Ordenssatzungen] abzuweichen. Außerdem hat sie den Patres Definitoren aufgetragen, genau anzugeben, welche Heilmittel die wirksamsten sind gegen diese Krankheit (Congreg. 5, Decret. 47: Instit. Societ. Jesu. Romae 1869, I 254 f.).
>
> In Kraft des heiligen Gehorsams und unter Strafe der Unfähigkeit zu allen Ämtern und Würden und des Verlustes des aktiven und passiven Wahlrechtes wird den Unsrigen befohlen, daß sich keiner mische in die öffentlichen und weltlichen Geschäfte der Fürsten, die sich auf den Staat beziehen, und sich keiner unterfange, die Sorge für politische Dinge zu übernehmen. Ernst wird den Oberen aufgetragen, daß sie den Unsrigen nicht gestatten, sich auf irgend welche Art in solche Dinge einzumischen. Bemerken sie, daß einige dazu geneigt sind, so sollen sie sobald wie möglich den Provinzialoberen benachrichtigen, damit er diese aus ihrer Stelle entferne, wenn dort Gelegenheit oder Gefahr vorhanden ist, sich in solche Sachen zu verstricken (Congreg. 5, Decret. 79: a. a. O. I 265).
>
> Die gleichen Verbote werden wiederholt im 12. Kanon der 5. Generalkongregation und in den Monita generalia 18 (a. a. O. I 485; II 217).

Ja, wenn den Jesuitenorden nicht eine abgrundtiefe, auf bewußter Unehrlichkeit beruhende, von mir schon oft gekennzeichnete Zwiespältigkeit durchzöge! Dem unpolitischen Programme der Ordenssatzungen und der im Brusttone der Überzeugung abgegebenen unpolitischen Erklärung des Ordensgenerals stehen als Belastungszeugen gegenüber die politischen Taten oder besser Machenschaften des Ordens fast vom ersten Jahre seiner Entstehung an.

Nicht das fromm in den Vordergrund geschobene „Seelenheil" der Menschen ist Endzweck des Jesuitenordens; sein Endzweck, überall und stets, im Kleinen wie im Großen, ist: **Beherrschung des Einzelmenschen, der Familie, des Staates, Erlangung bestimmenden Einflusses auf den Gang des Weltgeschehens. Und deshalb beschäftigt er sich intensiv mit Politik.**

Bis zum Jahre 1773, dem Jahre seiner Aufhebung durch **Klemens XIV.**, hat der Jesuitenorden mit geschäftiger, aber nach Möglichkeit im geheimen arbeitender Hand in die Politik fast aller europäischen Länder entscheidend eingegriffen. Und — echt ultramontan und echt jesuitisch — er umhüllte seine politische Tätigkeit mit Religion, indem er, gleich vom Beginne seiner Wirksamkeit

an, sich die Einrichtung der Fürsten-Beichtväter schuf. Eine Einrichtung — ich betone dies eine Organisation ausdrückende Wort —, die zwar auch zu den Satzungen des Ordens in denkbar schärfstem Gegensatze steht, die aber wie keine andere dem jesuitischen Machtgelüste fast unermeßliche Hebelkraft zur Verfügung stellt.

Seit der Wiederherstellung des Ordens durch Pius VII. im Jahre 1814 reicht seine tatsächliche politische Macht nicht im entferntesten an die der früheren Jahrhunderte. Das Streben nach ihr ist zwar unvermindert das gleiche; aber die Verhältnisse haben sich geändert. Konstitutionalismus ist kein geeigneter Boden für Fürsten-Beichtväter, und viele Höfe, an denen der jesuitische Beichtvater früher sein Unwesen trieb, sind von der Bildfläche verschwunden (Frankreich, die bourbonischen Höfe in Italien, die Fürstbistümer Deutschlands, Polen) [1].

Längst nicht immer, ja sogar nur selten ist die jesuitische Politik eine geschickte und noch weniger eine glücklich-erfolgreiche gewesen. Fehlschlag auf Fehlschlag mußte der Orden in sein politisches Hauptbuch eintragen, bis er endlich seiner eigenen Politik selbst zum Opfer fiel. Aber nicht darum handelt es sich, ob die Jesuiten geschickte oder ungeschickte Politiker waren und sind, sondern einzig darum, ob und in welchem Umfange sie, entgegen ihren Satzungen und entgegen ihren feierlichen, oft und oft wiederholten Beteuerungen, in das politische Getriebe sich eingemischt haben und noch einmischen.

* * *

Da ich keine Geschichte des Jesuitenordens schreibe, gebe ich auch keine zusammenhängende, abgerundete Darstellung seiner politischen Tätigkeit. Ich lege Ausschnitte, Augenblicksbilder aus dem fast 400jährigen Leben des Ordens vor, aber in solcher Fülle, die ein Gesamturteil ermöglicht.

Unberührt lasse ich auch die Frage, ob und inwieweit es dem Orden bei seiner Ausgedehntheit und bei seinen vielverschlungenen Beziehungen überhaupt möglich ist, politisch nicht tätig zu sein. Uns beschäftigt bloß die Tatsache, und zwar die aus einem System herauswachsende Tatsache seiner politischen Wirksamkeit, und der unversöhnbare Gegensatz dieser Tatsache zu der vom Orden selbst als „Grundsatz" aufgestellten Behauptung über seine Abgewandtheit von Politik.

In diesem Gegensatze steckt nämlich ein gewaltiges Stück Unwahrhaftigkeit und Heuchelei, und da beide Eigenschaften Grundlage jesuitischen Wesens — als System, nicht als Einzelperson — bilden, ist ihre Bloßlegung zur Kennzeichnung des Ordens von besonderer Bedeutung.

Der langen Reihe politischer Tatsachen und Aktenstücke schicke ich eine Warnung vor politischer Tätigkeit aus dem Jesuitenorden selbst voraus, und zwar von einer Ordensstelle aus, wo genaue Kenntnis der Dinge herrschte. Allerdings ist bei der Warnung zu bemerken — ich werde es beweisen —, daß sie nicht ehrlich gemeint ist. Sie sollte den Schein wahren, weiter nichts.

In seiner in das „Institut" des Ordens aufgenommenen Abhandlung über „Mittel zur Heilung von Seelenkrankheiten" (Industriae ad curandos animae morbos) bespricht der Ordensgeneral Aquaviva

„den weltlichen und höfischen Geist, der nach Gunst und Vertraulichkeit mit Auswärtigen strebt": saecularitas et aulicismus insinuans in familiaritates et gratiam externorum.

Ganz offenbar wendet sich der Abschnitt an die vielen Jesuiten, die als Ratgeber von Fürsten Einfluß auf die politischen Geschäfte hatten. Der General untersagt nicht kurzerhand die Annahme solcher Stellungen, obwohl sie den Ordenssatzungen widersprechen, sondern nach recht allgemeinen asketischen Lehren, wie den Gefahren des höfisch-weltlichen Geistes vorgebeugt werden könne, sagt Aquaviva in unübertrefflich schlauer und vieldeutiger Weise:

Sie [nämlich diejenigen Ordensmitglieder, welche solche höfisch-weltliche Stellungen innehaben] sind zu ermahnen, daß sie klug ablehnen; sie sollen den Fürsten suggerieren, in einigen Dingen sich auch an andere der Unsrigen oder an Auswärtige zu wenden, wie es die Sache mit sich bringt, damit es nicht den Anschein habe, als ob die Unsrigen alles

---

[1] Einen jesuitischen Fürsten-Beichtvater en miniature (was den Hof, nicht was den Jesuiten betrifft) hat allerdings auch das 19. Jahrhundert gesehen, den Jesuiten Beckx (späteren Ordensgeneral), der, zusammen mit seinem Ordensbruder Devis, die Rolle der Jesuiten Lamormaini, La Chaise, Tellier usw. am Höfchen des im Oktober 1825 zu Paris katholisch gewordenen letzten regierenden Herzogs von Anhalt-Köthen spielte. Und vielleicht, ja wahrscheinlich wird uns das 20. Jahrhundert im stets jesuitisch gesegneten Österreich wieder einen Fürsten-Beichtvater großen Stiles aus dem Jesuitenorden bescheren, wenn die Erzherzöge Franz Ferdinand und mehr noch Franz Salvator mit ihren dem Jesuitismus ganz ergebenen Frauen den Habsburger Thron bestiegen haben.

leiteten: ne videantur nostri omnia movere (Instit. Societ. Jesu. Romae 1870, II 358).

Die Mahnung ist verständlich, wenn wir schon in einem vertraulichen Briefe vom 6. Juni 1579 des Ordensgenerals Mercurian an den Beichtvater des Herzogs Wilhelm von Bayern, den Jesuiten Mengin, lesen:

Neulich schrieb mir ein Pater, ein Mann von hohem Ansehen habe ihm gesagt: Wie gut würden die Eurigen daran tun, und wie würde man die Gesellschaft preisen, wenn sie sich innerhalb ihrer [seelsorglichen] Grenzen hielte (Duhr S. J., Die Jesuiten an den deutschen Fürstenhöfen des 16. Jahrhunderts. Freiburg 1901, S. 6[2]).

Also schon wenige Jahrzehnte nach Stiftung des Ordens hatte Einmischung in Politik einen solchen Umfang in ihm angenommen, daß die verantwortlichen Männer das religiöse Ansehen des Ordens gegen das satzungswidrige weltlich-politische Treiben zahlreicher Ordensglieder, wenigstens der Öffentlichkeit gegenüber, glaubten schützen zu müssen. Genützt haben die Mahnungen schon deshalb nicht, weil sie von keinem ernsten Willen, dem Unfuge zu steuern, eingegeben waren. Besonders der Ordensgeneral Aquaviva hat, wie wir sehen werden, ein frivoles Doppelspiel getrieben.

* * *

Jetzt zu Ausschnitten aus der politischen Tätigkeit der Jesuiten.

Im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts begegnen wir in Schweden, unter König Johann III., den Jesuiten Stanislaus Warsewicz und Anton Possevin als politischen Agenten.

Possevin ging in Stockholm in prunkvollen Kleidern umher und trug „einen kostbaren Kopfputz mit schwarzseidenem Flore", nicht wie ein Ordensmann, sondern wie ein Hofherr oder Gesandter eines Fürsten. Nachdem er den König in die katholische Kirche aufgenommen hatte, kehrte er im Mai 1578 nach Österreich und Rom zurück mit vielen Aufträgen für Kaiser und Papst:

Sie betrafen teils Familienangelegenheiten, teils öffentliche und waren an den Kaiser, die Könige von Polen und Spanien und an den Papst gerichtet. Possevin hatte sich alle mögliche Mühe gegeben, Johann [den König von Schweden] in die freundlichsten und friedlichsten Verhältnisse mit dem Kaiser und den Königen von Polen und Spanien zu bringen, um ihn durch den Schutz dieser mächtigen Herrscher gegen innere und äußere Angriffe seitens protestantischer Fürsten zu schützen und ihm hierdurch zugleich Mut und Vertrauen bei Vollbringung seines heiligen Unternehmens [der Katholisierung Schwedens] einzuflößen. Johann hatte auch nicht ermangelt, den Possevin mit den nötigen Dokumenten zur Begründung und Befestigung dieser freundlichen Einverständnisse mit den erwähnten Höfen auszurüsten. Auch die Angelegenheit des neapolitanischen Erbanteiles hatte durch die Bemühungen Possevins und des Bischofs von Mondevi, päpstlichen Nuntius von Polen, eine glückliche Wendung genommen. Possevin sollte sie gleichfalls durch die Verwendung des Papstes und der erwähnten Mächte nochmals betreiben und womöglich zu Ende bringen. Vielerlei hatte Possevin im Namen des Königs mit dem Kaiser [Rudolph II.] zu verhandeln (A. Theiner, Schweden und seine Stellung zum hl. Stuhl. Nach geheimen Staatspapieren. Augsburg 1838, I 497 f.).

Ein durchaus politischer Bericht ist das Schreiben, das der Rektor des Jesuitenkollegs zu Graz, Pater Haller, an den Ordensgeneral Aquaviva am 11. Juni 1598 richtete:

Seit vielen Jahren schweben zwischen Bayern und Österreich, besonders dem Kaiser, Streitigkeiten ... Was die Unsrigen angeht, zweifle ich, ob sie mit der erforderlichen Liebe und Klugheit den Brand löschen. Pater Viller tut das Gegenteil ... Beide Parteien haben ihre Anhänger, die von ihrem Parteistandpunkte aus berichten und so immer den Streit schüren. Da den Unsrigen auf Grund solcher Berichte die Sache vorgelegt wird, so ist Gefahr vorhanden, daß man nicht den Rat gibt, die Berichte auf ihre Wahrheit zu prüfen ... Weil es aber offenbar ist, ein wie großes Interesse die christliche Sache in Deutschland an der Vereinigung der beiden Parteien hat, und bekannt ist, einen wie großen Einfluß die Mitglieder der Gesellschaft [Jesu] bei den Fürsten und ihren Räten haben, so wäre es wohl der Mühe wert, daß die Gesellschaft mit größerem Eifer als bisher und mit allen zu Gebote stehenden Mitteln an dieser Versöhnung arbeite, besonders zu Prag, Wien, München und Graz (bei Duhr S. J., a. a. O. S. 46).

Der hier genannte Pater Viller war einer der am meisten politisch tätigen Jesuiten Österreichs. Sehr bezeichnend für ihn sind zwei Briefstellen: die eine aus einem Schreiben des Erzherzogs Karl an seine Mutter, datiert Rom, den 29. Mai 1598; die andere aus einem Briefe Villers an den spanischen Gesandten de San Clemente. Die erste Stelle:

Mit dem Sper [bayrischer Agent in Rom] habe ich kein Wort geredt; der Herr Nuntius aber, der Hofmeister und mein Beichtvater [der Jesuit Viller] haben ihm ziemlich die Meinung gesagt (Hurter, Ferdinand II., 3, 582);

die zweite Stelle:

Da die Erzherzogin Maximiliana gestorben, empfehle er [der Jesuit Viller] für die Heirat mit dem Sohne des Königs von Spanien die jüngere, 13 Jahre alte Schwester Margarete, die in jeder Beziehung geeignet sei (bei Duhr S. J., a. a. O. S. 47[3]).

Auch der Jesuit Blyssem, Provinzial der österreichischen Ordensprovinz, gehörte zu den politischen Ratgebern des steirischen Hofes. Am 16. April 1580 berichtet er von Wien aus an den Ordensgeneral Mercurian:

Vor Weihnachten wurde ich von Erzherzog Karl nach Graz berufen und habe mit ihm manches auf seine Person und die allgemeine Lage Bezügliche besprochen. Dann bat er mich, ich möchte bis Ostern bleiben, damit dasjenige, was er glücklich begonnen, befestigt werde. Daß mein Bleiben nicht vergebens war, können Ew. Paternität aus einigen wenigen Punkten, die ich anführe, ersehen. Die „wenigen Punkte" betreffen die schwierige Lage des Erzherzogs gegenüber „den Türken und seinen störrischen, häretischen Untertanen" (Duhr S. J., a. a. O. S. 58).

Man darf bei diesem Eingreifen der Jesuiten in bezug auf die Protestanten und die Augsburgische Konfession nicht aus dem Auge lassen, daß diese Punkte eminent politisch waren. Was die Türkenfrage betrifft, so ist ihr politischer Charakter selbstverständlich, allerdings nicht für die Jesuiten. Denn der Ordensgeneral Aquaviva bezeichnet in einer Anweisung an den vom Erzherzoge Ferdinand in politischer Sendung nach Rom geschickten Jesuiten Viller „Maßregeln gegen die Türken" als nicht zur Politik gehörig (Duhr S. J., a. a. O. S. 51). Wir werden sehen, wie der Beichtvater Ludwigs XIV. von Frankreich, der Jesuit Caussin, diesen Grundsatz Aquavivas für seine Stellung verwertet.

Im Winter 1581/82 kam Blyssem abermals nach Graz, um dem Erzherzoge während der Landtagssitzungen zur Seite zu stehen:

Ich reise zwar wegen der gefährlichen Lage, die ich von früher aus Erfahrung kenne und deshalb fürchte, sehr ungern, doch darf und kann ich den frommen Fürsten und die Räte, die sehr danach verlangen, nicht im Stiche lassen. Ich werde also Beistand leisten wie im vorigen Jahre, aber nur in solchen Dingen, die sich auf Gott, das Gewissen und die heilige Religion beziehen (bei Duhr S. J., a. a. O. S. 60).

Unter die Formel: „Gott, Gewissen, heilige Religion" wurde schließlich alles gebracht, wie ja auch alles unter sie gebracht werden kann. In seiner noch zu besprechenden „Instruktion für die Fürsten-Beichtväter" vereinfacht dann der Ordensgeneral Aquaviva die Sache noch mehr, indem er den Beichtvätern als einzige Grenze ihrer Tätigkeit das „Gewissen" nennt.

Deutlich und in häßlicher Form tritt das Doppelspiel des Jesuiten Blyssem in einem vertraulichen Berichte vom 28. Febr. 1582 an den Ordensgeneral Aquaviva hervor.

Blyssem weist es weit von sich, mit militärisch-politischen Fragen etwas zu tun haben zu wollen, weil das nicht Sache des Beichtvaters sei, im gleichen Atemzuge aber teilt er mit, er habe ein Gutachten über die militärisch-politische Frage, ob und wie die Burg zu Graz gegen die Protestanten zu besetzen sei, ausgearbeitet, aber „das Schriftstück sei in der dritten Person abgefaßt, ohne Namen des Verfassers"; am Schlusse des tatsächlich von ihm, scheinbar und für die Öffentlichkeit aber nicht von ihm verfaßten Schriftstückes „habe er seine Meinung als Schlußurteil beigefügt". Das „Schlußurteil" lautet:

Kriegssachen sind mit Kriegsleuten und mit weltlichen Fürsten und Männern, die sich auf dergleichen Dinge verstehen, und nicht mit Ordensleuten zu verhandeln. Die Profession der Jesuiten erstreckt sich nicht auf dergleichen Verhandlungen, im Gegenteil verbietet sie dieselben durchaus (bei Duhr S. J., a. a. O. S. 62).

So ist der politisierende Jesuit nach allen Seiten hin gesichert. Er selbst hat ein militärisch-politisches Gutachten verfaßt, aber so, daß er nicht als Verfasser ersichtlich ist, und obendrein verleugnet er sein eigenes Schriftstück unter Hinweis auf seine „Profession" als Jesuit.

Im zweiten Teile seines Berichtes nennt Blyssem die Mittel, welche der Erzherzog anwenden müsse, um die katholische Religion zu retten. Die Mittel sind nichts weniger als religiöser Natur:

Übergabe des Zeughauses und der Artillerie an die Katholiken; allmähliche, geräuschlose Vermehrung der Soldaten auf der Burg; Anstellung von katholischen Beamten; Gnadenerweise an Katholiken; Bündnis mit katholischen Fürsten; Ausweisung der Prädikanten aus den Städten; Verbot der häretischen Predigten, Seelsorge und Schulen in Graz usw. (bei Duhr S. J., a. a. O. S. 63).

Der Jesuit des 20. Jahrhunderts, Duhr, der solche „nicht-politische" Praxis seines Ordensbruders aus dem 16. Jahrhunderte mitteilt, nimmt nicht den geringsten Anstoß an ihr. Auch für ihn ist dies alles geboten gewesen durch das „Gewissen". Aber wenn Duhr hinzusetzt:

Mit diesen Ratschlägen befand sich Pater Blyssem ganz auf dem Boden des Reichstagsabschiedes vom Jahre 1555 (a. a. O. S. 63),

so macht er jedem nicht-jesuitisch Geschulten deutlich, daß es schlechterdings nichts gibt, auf was sich „seelsorgliche" Ratschläge nicht erstrecken können.

Weitere Berichte des Jesuiten Blyssem nach Rom wurden so „unpolitisch", daß ihr Verfasser es für nötig hielt, Decknamen anzuwenden. Der Nuntius heißt Substitutus, der Erzherzog Bedellus, der Provinzial (Blyssem selbst) Examinator, der Ordensgeneral Rector academiae, der Papst Promotor, die Landstände Eruditi (bei Duhr S. J., a. a. O. S. 64[1]).

Am 20. März 1850 machte Blyssem seinem Ordensgenerale über sein Eingreifen in die Verhandlungen mit den Landständen Mitteilung, und zwar in betreff der Trennung der übrigen Stände von den Städten. Auch diese Mitteilung schließt mit der typischen Versicherung:

Ich enthalte mich aller politischen Ratschläge, sondern verhandle nur über das, was meines Amtes ist, d. h. was sich auf das Gewissen bezieht (Duhr S. J., a. a. O. S. 65).

Wie weit ist doch ein solches „Gewissen"! Selbst dem Jesuiten Duhr entschlüpft am Schlusse seiner Darstellung der „seelsorglichen" Tätigkeit Blyssems am Grazer Hofe das Geständnis:

Größeren Anteil als an den politischen Maßregeln gegen die aufsässigen Protestanten dürfen die Jesuiten am Grazer Hofe beanspruchen für das eigentliche Feld ihrer Tätigkeit, für das sittliche und religiöse Privatleben des Hofes (a. a. O. S. 68).

Die Vierteljahresberichte des Jesuitenkollegiums zu Braunsberg im Ermeland vom März 1565 berichten:

Im Februar begann in Gegenwart des Königs die Tagung der Komitien des Königreiches Polen, an der zwei unserer Patres teilnahmen, einer dem päpstlichen Nuntius, der andere dem Kardinal [Hosius] beigegeben (veröffentlicht aus den im Archiv der Kölner Pfarre „Mariä Himmelfahrt" lagernden Originalen von Karl Benrath, Die Ansiedelung der Jesuiten in Braunsberg, S. 71).

Im Mai 1606 schrieb der Rektor des Jesuitenkollegs zu München, der Jesuit M. Mairhofer, an den Herzog Maximilian von Bayern über die Neuwahl des Fürstabtes von Fulda. Der Brief, der sich auf einen Geheimbericht des Jesuiten-Rektors zu Fulda stützt, ist so politisch, daß Mairhofer selbst zu betonen für gut findet:

Ich bitte, diesen Brief geheim zu halten; denn man würde es mir und uns allen [den Jesuiten] sehr verdenken, daß wir uns in politische Angelegenheiten mischten, was freilich nur suspecti vel qui non longe respiciunt [Verdächtige und nicht Weitschauende] sagen werden (der ganze Brief nach dem eigenhändigen Originale aus dem Münchener Staatsarchive bei Stieve, Briefe und Akten zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges. München 1883, V 931).

Eine höchst bemerkenswerte Tatsache ist, daß die von jeder Ordensprovinz nach Rom zur Generalkongregation des Ordens delegierten Jesuiten auch als politische Agenten tätig waren. So wurde eine der Ordenssatzung gemäß nur religiöse Einrichtung — die Generalkongregation — Mittelpunkt weit ausgreifender politischer Intrigen.

Steinberger berichtet, daß die Kurfürsten Maximilian I. von Bayern und Anselm Kasimir von Mainz die Jesuiten Lorenz Forer und Nithard Biber, die von der oberdeutschen Ordensprovinz im Jahre 1645 zur 8. Generalkongregation nach Rom geschickt wurden, mit Aufträgen und „Instruktionen" versahen, um den Papst Innozenz X. zu veranlassen, auf eine Trennung Frankreichs von Schweden hinzuwirken; auch möge der Papst Deutschland mit Geld und Mannschaften unterstützen. Innozenz war so wenig angenehm von der jesuitischen Zudringlichkeit berührt, daß er an die Generalkongregation die ernste Mahnung richtete, Vorsorge zu treffen, daß niemand sich in „weltliche Geschäfte" mische (Die Jesuiten und die Friedensfrage bis zum Nürnberger Friedensexekutionshauptrezeß 1635—1650. Freiburg 1906, S. 100f.).

Unter Heinrich III. von Frankreich, dessen Ermordung durch Jakob Clement vom Jesuiten Mariana verherrlicht wurde, war der Jesuit Matthieu ein Hauptförderer der Guisen-Liga. In Rom, Paris und Madrid entfaltete er seine Tätigkeit. Die Häupter der Liga benutzten ihn wiederholt zu politischen Sendungen, so besonders zu Unterhandlungen mit Philipp II. von Spanien (Grégoire, a. a. O. S. 301).

Wie der Jesuit Cordara berichtet (Denkwürdigkeiten: Döllinger, Beiträge, 3, 18), war der Jesuit Cabral Gesandter des Königs Josephs I. von Portugal beim Papste.

Aus den in der Wiener Hofbibliothek lagernden handschriftlichen Litterae annuae S. J. Provinciae austriacae (Jahresberichte der österreichischen Provinz der Gesellschaft Jesu) der Jahre 1615—1771 teilt Krones interessante Einzelheiten mit über die politische Geschäftigkeit des Ordens in Ungarn vor und nach dem Tyrnau-Linzer Frieden vom Jahre 1647. Mit aller Macht und List suchten die Jesuiten auf dem ungarischen Wahl- und Krönungslandtage

vom Jahre 1655 die ihnen ungünstigen Reichsdekrete von 1606 und 1608 wieder zu beseitigen.

Als durch die Abdankung Johann Kasimirs von Polen die polnische Königskrone frei geworden war, bewarben sich um sie Herzog Philipp Wilhelm von Neuburg und Jülich-Berg und Prinz Karl von Lothringen. Die polnischen Jesuiten waren für den Lothringer tätig; für den Neuburger bemühte sich besonders sein Beichtvater, der Jesuit Joh. Bodler. Einige Monate vor der Wahl (gewählt wurde schließlich weder der Herzog noch der Prinz, sondern der Pole Michael Wisniowiecki) schrieb am 14. Januar 1669 Bodler an seinen Ordensbruder Servilian Veihelin, Rektor des Jesuitenkollegiums zu München. Der streng vertrauliche Brief gewährt einen tiefen Einblick in die politische Tätigkeit der Jesuiten und in ihre dabei sich zeigende Verschlagenheit und Doppelzüngigkeit:

Neulich sei ein Brief des Fürsten Auersperg, ersten kaiserlichen Ministers, für den Herzog von Neuburg in Neuburg eingetroffen. Auersperg habe nicht ahnen können, daß sein Brief den Jesuiten vorgelegt werde, und so habe er sich frei und bitter über sie ausgesprochen. Der schlechten Schrift Auerspergs wegen (!), die nur der Jesuit Carlius [gemeint ist der englische Jesuit Carly] entziffern könne, habe der Herzog Wilhelm den Brief den Jesuiten übergeben. Er [der Jesuit Bodler] schicke ihm [dem Jesuiten Veihelin] die Abschrift einer Stelle aus dem Briefe Auerspergs, aber sie sei ausschließlich für ihn allein bestimmt; „denn Sie sehen, wie viel uns [Jesuiten] daran gelegen sein muß, daß unser Fürst [der Herzog von Neuburg] und der andere Fürst [der Prinz von Lothringen] nie erfahren, daß die mit dem dringendsten Wunsche der Geheimhaltung gemachten Mitteilungen von uns gelesen und bekannt gemacht worden sind." Die wichtige Stelle aus dem Auerspergschen Briefe lautet: „Die dilatio electionis würde Lothringen auch nichts nützen. Ich bin an dem, daß des Isola [Baron L'Isola] Sekretarius abgerufen werde. Diese und andere Leute dienen dem Herzoge von Lothringen, und es kann leicht sein, daß dadurch die Fama causiert wird, daß man es mit Ew. Liebden allhier [in Wien] nicht gut meine. E. L. glaube nicht, daß es in Ihrer Majestät des Kaisers Macht steht, zu verhindern, daß sich die Patres Societatis [Jesu] in anderer Richtung bemühen, teils als Beichtväter, teils als polnische Jesuiten. Es ist ihre Manier — wie lange es gerät, weiß Gott — in allen promotionibus, daß ein Teil für den einen, der andere für den anderen steht, damit, es mag ausschlagen, wie es wolle, sie den Dank und Nutzen haben. Wenn E. L., wo es vielleicht noch Zeit, sich deshalb bei dem General [der Jesuiten] beschweren, wird es den Effekt haben, daß man alle cautelas, ne sic pateat, anbefehlen wird, aber in toto non esset remedium. E. L. haben es nicht um sie [die Jesuiten] verdient, und je mehr sie sich in der Welt Sachen mischen, je übler geht es ihnen, wie man sieht in Hispanien, und ist mir leid um die Societät [Jesu], die das erste Säculum so viel Gutes getan." Der Jesuit Bodler fährt fort: „So weit Auersperg. Pater Gabriel [Riddler] hat dies ins Lateinische übersetzt und denkt es dem Generale [des Ordens] zu schicken. Unser Fürst zeigt sich, nachdem er diese und andere ähnliche Mitteilungen gelesen hat, fortwährend freundlich gegen uns, bemüht sich aber eifrig, den Grund zu entdecken, durch welchen unsere Patres bestimmt würden, sich für seinen Nebenbuhler zu bemühen." Vielleicht könne der General veranlaßt werden, den polnischen Jesuiten ihre „Machinationen" zu verbieten. Der Herzog wolle den Pater Riddler nach Prag schicken: „Keiner von uns billigt den Plan; wir sehen auch nicht, was er dort ausrichten könnte, zumal der Herzog von ihm das zu verlangen scheint, was er jetzt bei dem Pater Richard, dem Beichtvater des Lothringers, und bei den polnischen Patres verdammt. Ich hoffe, über diese Reise wird noch der Pater Gabriel mit dem Herzoge reden oder wenigstens die Herzogin, die den Pater Riddler um ihretwillen hierzubehalten wünscht ... Ich schreibe Ihnen dieses nicht nur, damit Sie wissen, was vor sich geht, sondern auch, damit Sie mir mit Ihrem Rate beistehen. Ich habe bis jetzt über die Sache als eine solche, die mich nichts angeht, geschwiegen; jetzt halte ich es für möglich, daß man, wenn die Sache ein für die Gesellschaft weniger günstiges Ende nimmt — was sicher der Fall sein wird, wenn sich die Hoffnung des Fürsten nicht erfüllt —, mir einen Vorwurf daraus machen wird, daß ich, obschon mit dem Verlaufe bekannt, nicht sorgfältiger über die Einzelheiten an den General geschrieben habe. Ich habe diesem einmal geschrieben, dann aber geglaubt, daß weitere Mitteilungen nichts nützen könnten" (bei Reusch, Beiträge: Zeitschrift für Kirchengeschichte. 1894, 2. Heft, S. 268 ff.).

Es kann nicht wohl geleugnet werden, daß, wer Religion durch Waffengewalt und staatliche Umwälzung befördern will, Politik treibt. Solche gewaltsame Regierungspolitik ist Grundsatz des Jesuitenordens. Dafür haben wir ein klassisches Zeugnis. Der päpstliche Agent zu Brüssel, Monsignore Malvasia, erstattete im Jahre 1596 dem päpstlichen Kardinalstaatssekretäre Aldobrandini Bericht über die Verhältnisse in Schottland; dort heißt es:

Die Jesuiten betrachten es als einen unter ihnen feststehenden Grundsatz, der durch die Autorität des Paters Parsons [einer der führenden englischen Jesuiten] bestätigt sei, daß die katholische Religion nur durch Waffengewalt [in England und Schottland] wiederhergestellt werden kann. Denn das

Eigentum und die Einkünfte der Kirche, die inzwischen unter die Ketzer verteilt worden und schon durch viele Hände gewandert sind, können auf keine andere Weise wiedererlangt werden. Sie [die Jesuiten] glauben, daß, um zu diesem Ergebnisse zu kommen, nur die Streitkräfte Spaniens zu gebrauchen sind. Sie [die Jesuiten] mögen von Rom oder von anderswoher sein: mit dieser Meinung, die ihnen von ihren Oberen fest eingeprägt ist, kommen sie in diese Gegenden (Bellesheim, Geschichte der kathol. Kirche in Schottland. Mainz 1883, II 466).

Vielleicht dachte Malvasia an ein Ereignis, das ein Jahrzehnt früher den „Grundsatz" der Jesuiten bekannt werden ließ. Im September 1584 wurde das Schiff, auf dem der Jesuit Creighton mit Geheiminstruktionen versehen nach Schottland fuhr, von Engländern gekapert, und Creighton in den Londoner Tower gebracht. Bei seiner Gefangennahme zerriß er ein Schriftstück und versuchte die Stücke ins Meer zu werfen. Man sammelte sie wieder, und der katholische Geistliche Thomas Franzis Knox, Mitglied der vom hl. Philipp Neri gestifteten Oratorianer-Kongregation, also ein unverdächtiger Zeuge, hat das interessante Dokument vor wenigen Jahren in seinen Records of English Catholics (II 426ff.) erstmalig herausgegeben. Es genügt, folgenden Satz aus einer Aufzählung von Zielen anzuführen, die Creighton erreichen sollte:

Endlich und hauptsächlich die Absetzung Ihrer Majestät [der Königin Elisabeth] und die Einsetzung der schottischen Königin [Maria Stuart]; das ist Ziel und Ende, worauf alles abzielt (a. a. O.).

In den Geständnissen, die Creighton dann im Tower ablegte, und die Knox gleichfalls im Wortlaute veröffentlicht hat, kommen „Ziel und Ende" und die Mittel dahin zu gelangen sehr deutlich zum Ausdruck: Papst Gregor XIII., Philipp II. von Spanien und der Herzog von Guise werden, unter Angabe der von jedem zu stellenden Truppen, als Hauptförderer des „religiösen" Planes genannt. Sogar eine genaue Aufstellung fand sich unter den Papieren des „unpolitischen" Jesuiten, mit wieviel Soldaten England zu erobern sei (bei Knox, a. a. O. II 425—434).

Der Jesuit Parsons stand vom Jahre 1581 oder 1582 an in enger Verbindung mit dem Herzoge von Guise, der wiederum ganz in den Händen des französischen Jesuiten Matthieu war. Guise, einer der schlimmsten politischen Intriganten seiner Zeit, betrieb mit allen Mitteln die Entthronung der Königin Elisabeth von England und die Einsetzung der Maria Stuart auf den englischen Thron. In diesem Bestreben, das sich vor allem auf Philipp II. von Spanien stützte und auch auf die Ermordung der verhaßten „Ketzerin" hinzielte (vgl. mein Werk: Das Papsttum in seiner sozialkulturellen Wirksamkeit, I[5] 201—204), wurde Guise durch die beiden genannten Jesuiten eifrig unterstützt. Besonders Parsons war bei Philipp II., dessen Vertrauen er gewonnen hatte, eifrigst für die Sache tätig.

Dafür, daß Parsons und sein französischer Ordensbruder Matthieu auch den Mordplan förderten, liegt ein direkter Beweis nicht vor. Sehr verdächtig ist allerdings die Stelle aus einem Schreiben Parsons' an seinen Ordensgeneral Aquaviva, datiert Rouen, den 26. September 1581, worin er lebhaft für das Thronrecht Maria Stuarts eintritt und dabei, von Elisabeth sprechend, die Worte gebraucht: „Nachdem sie, die jetzt herrscht, vernichtet worden ist: Extincta ista, quae nunc regnat" (Taunton teilt den wichtigsten Teil des interessanten, durch und durch politischen Briefes mit: a. a. O. S. 87ff.).

Der indirekte und stringente Beweis aber für Parsons' Kenntnis und Billigung des Mordplanes liegt in der Tatsache, daß seine Hauptförderer: der Herzog von Guise, Philipp II. von Spanien, der päpstliche Nuntius in Paris und der Kardinalstaatssekretär in Rom, Parsons' Vertraute waren, so daß es ein Ding der Unmöglichkeit war, daß der zwischen diesen Persönlichkeiten hin- und herreisende und vermittelnde Jesuit von dem jahrelang betriebenen Plane nichts hätte erfahren sollen.

Ein Streiflicht auf die politische Tätigkeit der englischen Jesuiten wirft auch die Mitteilung des Gesandten Philipps II. in Paris, Mendoza, an den König:

Der Jesuit Creighton habe dem Herzoge von Lennox 15000 Mann für Maria Stuart versprochen (S. S. P. [Simancas], III, no. 255). Mendoza fügt allerdings bei, Creighton habe das Versprechen wohl nur aus eigener Initiative gemacht; um so bezeichnender ist es für die weitausgreifende „religiöse" Tätigkeit des Jesuiten.

Unter dem Decknamen Richard Melino wurde der Jesuit Parsons vom Herzoge von Guise im Jahre 1583 mit geheimen Instruktionen nach Rom geschickt, um den Papst zu bewegen, Geld für das Unternehmen gegen England

zu geben; in verschiedenen Häfen sollten die Truppen landen, und die englischen Katholiken sollten sich mit den Landenden verbinden (Teulet, Relations politiques avec la France et l'Espagne, V 308).

Parsons ist auch Verfasser von zwei politischen Schriften, die unter religiösem Gewande die Entthronung Elisabeths fordern: „Eine Ermahnung an den Adel und das Volk von England und Irland betreffend die gegenwärtigen Kriege zur Ausführung des Urteilsspruches Seiner Heiligkeit [Absetzung Elisabeths durch den Papst] durch den großen und mächtigen katholischen König von Spanien" und „Eine Erklärung des Absetzungsdekrets der Elisabeth, Usurpatorin und angemaßter Königin von England". Als echter Jesuit suchte Parsons seinen Freund, den späteren Kardinal Allen, als Urheber der Schriften auszugeben.

Der katholische Priester Taunton faßt Parsons' hochverräterische Pläne in die Worte:

Die Partei, der sich Parsons angeschlossen hatte, machte sich die Förderung der Pläne des spanischen Königs [Armada, Entthronung Elisabeths] ganz zu eigen, und der Jesuit wurde einer ihrer eifrigsten Mitarbeiter. Glücklicherweise hat sich unter den spanischen Staatspapieren jener Zeit ein Aktenstück erhalten (S. S. P. [Simancas], IV 41—43), das Parsons' Stellung in helles Licht setzt. Am 18. März 1587 veröffentlichte er eine Abhandlung mit dem Titel: ‚Erwägungen, weshalb es wünschenswert ist, das Unternehmen in bezug auf England durchzuführen vor der Erörterung der Frage über die Thronfolge in diesem Lande, die Seine Majestät [Philipp II.] beansprucht.' Das Aktenstück ... zeigt, wie Parsons, der als Jesuit besonders für das Interesse des Papstes tätig sein sollte, beschäftigt ist, zugleich den Papst und die englischen Katholiken zugunsten des Königs von Spanien zu betrügen (a. a. O. S. 116).

Taunton druckt das Aktenstück vollständig ab. Kaltblütig erörtert in ihm der Jesuit die Aussichten, die Philipp II. haben werde, nachdem „die festen Plätze" Schottlands und Englands in seine Hände gefallen seien, und kaltblütig stellt der Jesuit — eine besonders bezeichnende Stelle — den Tod der Maria Stuart in seine politisch-kriegerische Rechnung. Von sich selbst spricht Parsons in dem Aktenstücke nur als von Richard Melino (vgl. S. 52).

Im Jahre 1593 ging Parsons nach Spanien an den Hof Philipps II. und setzte dort seine Intrigen mit großem Eifer fort. Das folgende Jahr 1594 sah dann das Erscheinen seines schlimmsten politischen Buches — natürlich auch ohne seinen Namen —: „Erörterungen über die Thronfolge", das in einer Weise gegen Elisabeth hetzte, daß ein Parlamentsakt schon den bloßen Besitz des Buches als Hochverrat erklärte. Der Jesuitenorden versuchte lange die Autorschaft Parsons' zu leugnen (vgl. Historia Societatis Jesu des Jesuiten Jouvancy, S. 138), allein es ist zweifellos Parsons' Werk.

Auch während seines Aufenthaltes in Spanien verfaßte Parsons eine politische Schrift: Hauptpunkte um das Englische [d. h. das gegen England gerichtete] Unternehmen zu erleichtern; Principal Points to facilitate the English Enterprise. In ihr befürwortet er:

Die in Flandern lebenden zahlreichen katholischen Engländer „sollen fortwährend, Winter und Sommer, Landungs- und Plünderungszüge nach der englischen Küste machen". Ferner heißt es: die Hauptsache ist, zuverlässige Nachrichten aus England zu erhalten über alles, was der Feind tut oder sagt. Vater Henry Garnet, Provinzial der englischen Jesuiten, schreibt, daß vertrauenswürdige Männer in London zu haben seien, die ihre Informationen direkt von der Hauptquelle, dem [königlichen] Rate, erhalten; diese werden für Korrespondenten in den hauptsächlichsten Häfen sorgen, die fortlaufende Ratschläge für die Kriegsvorbereitungen erteilen (S. S. P. [Simancas], IV 628ff., zitiert bei Taunton, a. a. O. S. 191f.).

Parsons' politisch-kriegerische Machenschaften treten auch in einem Berichte des spanischen Staatsrates an König Philipp III. vom 11. Juli 1600 hervor:

Die Königin von England lebt nicht mehr lang, und die englischen Katholiken bitten Ew. Majestät, sich in der Nachfolgefrage zu erklären ... Ew. Majestät Entscheidung kann vertrauensvoll dem Erzpriester und dem Oberen der Jesuiten in England mitgeteilt werden, so daß sie zu passender Zeit veröffentlicht wird ... Die dem Vater Parsons zu erteilende Antwort kann auch dem Herzoge von Sessa [spanischer Gesandter in Rom] mitgeteilt werden. Wir sind der Ansicht, daß Parsons gesagt werden soll, daß Ew. Majestät einen katholischen Fürsten [als Nachfolger der Elisabeth von England] ernennen soll (Cal. S. S. P. [Simancas], IV 665, zitiert bei Taunton, a. a. O. S. 276).

Fast uneingeschränkten politischen Einfluß übte der Jesuitenorden unter Jakob II. von England (1685—1688) aus. Werkzeuge des Ordens waren des Königs Beichtvater, der Jesuit Warner, zugleich Provinzialoberer der Jesuiten in England, und vor allem Jakobs Günstling.

der Jesuit Eduard Petre. Über ihn sagt Macaulay:

Von allen schlechten Ratgebern, die das Ohr des Königs hatten, trug er vielleicht am meisten bei zum Sturze des Hauses Stuart (History of England, II 61. London 1849).

Um über den Jesuiten Petre nicht zu ausführlich zu werden, teile ich nur einiges aus den Berichten des toskanischen Gesandten in London, Terriesi, mit:

Aus dem Berichte vom 22. Juli 1686 an den Großherzog: Ew. Hoheit möge darauf gefaßt sein, fortwährend neue Nachrichten aus diesem Lande zu erhalten, sowohl über seine weltlichen wie über seine geistlichen Angelegenheiten. Denn der König scheint entschlossen, in bezug auf die Religion soweit vorwärts zu gehen wie möglich. Der Jesuit Petre, der ihn beherrscht, ist der Mann, ihn zu Extremen zu treiben, ohne an die Folgen zu denken; er ist das primo mobile in der Regierung.

Aus dem Berichte vom 30. Dezember 1686: Der Jesuit Petre beherrscht mehr als ie den Geist Seiner Majestät ...

Aus dem Berichte vom 15. August 1687: Die in Umlauf gesetzten Gerüchte, die alle Übel den Ratschlägen der Jesuiten, die, wie man sagt, Seine Majestät völlig beherrschen, zuschreiben, sind für den König unerträglich. Ich halte sie zu einem großen Teile für Verleumdungen; da aber Seine Majestät ständig Jesuiten um sich hat, so wird Verdacht erregt, der noch schlimmer werden wird, wenn Vater Petre Kardinal wird, wie der König es wünscht (zitiert aus der Handschriften-Sammlung des Britischen Museums [Add. M. S. S. 25, 358—381] bei Taunton, a. a. O. S. 448 f.).

Den Höhepunkt seines politischen Wirkens erreichte der Jesuit Petre, als ihn Jakob II. am 11. November 1687 zum Mitgliede des Königlichen Geheimen Rates (Privy Council) machte. Als Privy Councillor leistete Petre einen Treueid (oath of allegiance), der vom katholischen Standpunkte aus mit Recht als sehr bedenklich erschien (vgl. Michaud, Louis XIV. et Innocent XI. Paris 1882, 2, 113. 118). Aber wozu hätten die Jesuiten den Grundsatz: Der Zweck heiligt die Mittel?

Die Annahme des politischen Amtes durch Petre geschah mit ausdrücklicher Erlaubnis des Provinzials der englischen Ordensprovinz, des Jesuiten Keynes, und mit zum mindesten stillschweigender Genehmigung des Ordensgenerals selbst, Gonzalez. Ein Brief des Generals an den englischen Provinzial vom 8. Januar 1688 drückt allerdings „Erstaunen" aus, daß dem Petre die Annahme eines Amtes, „das die Beschäftigung mit Dingen enthält, welche die Ordensgesetze verbieten", vom Provinzialoberen gestattet worden sei; er enthält aber kein Wort des Tadels, geschweige den Befehl, das Amt aufzugeben (Crétineau-Joly, a. a. O., 3. Auflage, 4, 148). Da der Brief mit der Versicherung schließt, der General werde mit seinen Assistenten beraten, was zu tun sei, und da Petre auch nach der Beratung sein Amt unbehelligt weiter behielt, so folgt, daß die Beratung zwischen General und Assistenten in Billigung der politischen Stellung Petres auslief. Der Schluß ist um so mehr gerechtfertigt, weil, wenn auch nur die leiseste Spur einer Mißbilligung sich gefunden hätte, die jesuitischen Schriftsteller dies gewiß hervorheben würden. Aber sie schweigen sich aus.

Taunton schließt seine Ausführungen über den Jesuiten Petre mit den treffenden Worten:

Gewöhnlich spricht man hart von Petres Tollkühnheit und klagt ihn des Ehrgeizes an. Mir scheint, die Geschichtschreiber haben im allgemeinen die Sache nicht vom richtigen Standpunkte aus betrachtet. Ich will seine [Petres] Verantwortung für die Katastrophe [den Sturz Jakobs II.] nicht abschwächen, aber ich glaube, das Gewicht der Hauptschuld ruht auf anderen Schultern. Petre war, wie jeder gute Jesuit, in den Händen seiner Oberen „wie ein Leichnam": perinde ac cadaver. So waren die Oberen des Ordens die ehrgeizigen Männer. Sie und sie allein tragen die Hauptschuld am Falle der Stuarts. Bis heute sind sie dem Tadel entgangen, während Petre ihn getragen hat. Der General, der Provinzial und der Beichtvater sind die wahren Schuldigen. Wenn, wie wir aus einem Briefe vom 13. März 1688 wissen, der Provinzial, ohne Erlaubnis des Generals, Petre gestattete, das Amt eines Privy Councillor anzunehmen, so hat der General dies doch immerhin geduldet. Erwägt man, daß sie [die Ordensoberen] über den Mann unterrichtet waren und ihn dennoch in seiner Stellung beließen, daß sie ihm erlaubten, Privy Councillor zu werden und den Eid zu leisten, wer kann da noch sagen, daß nicht sie die ehrgeizigen Männer waren? Die libido dominandi (die Leidenschaft zu herrschen) frißt sich in eine Gesellschaft ebenso wie in Personen, und um so leichter dort, wo das Individuum alle persönliche Eifersucht aufgibt und die Gesellschaft ihm alles ist (a. a. O. S. 460 f.).

Ein Seitenstück zum Jesuiten Petre in England bildet im 17. Jahrhundert der Staatsminister und Jesuit Eberhard Nidhard in Spanien, den die ultramontanen „Historisch-politischen Blätter" (also eine unverdächtige Quelle) kurz und gut charakterisieren:

Soldat, Jesuit, Professor der Philosophie, Beichtvater und Erzieher am Wiener Hofe, Beichtvater der Königin von Spanien, spanischer Staatsminister, Generalinquisitor, spanischer Gesandter in Rom, Erzbischof, Kardinal — das ist in kurzen Worten das Leben des österreichischen Jesuiten Eberhard Nidhard (Historisch-politische Blätter, 98. Band, S. 139).

Auch der venezianische Botschafter am Hofe zu Madrid, Marino Zorzi, erklärt in einem Berichte vom April 1667 an die Signoria, daß Nidhard „die spanische Monarchie regiere" (aus den Gesandtschaftsberichten mitgeteilt a. a. O. S. 143).

Daß die Jesuiten an den politischen und kriegerischen Wirren des 30jährigen Krieges stark beteiligt, vielfach treibende Kraft waren, bedarf kaum des Beweises. Gfrörer sagt:

Nachdem die Jesuiten sich unter den beiden kindisch-schwachen Nachfolgern Kaiser Maximilians II. völlig festgesetzt und gewissermaßen Herren im Hause [Österreich] geworden waren, traten sie offen mit ihren großen politischen Plänen hervor. Es galt jetzt nicht mehr bloß einige Provinzen durch Schlauheit zu gewinnen, sondern ganz Teutschland und durch Teutschland das protestantische Europa sollte durch Waffengewalt unterjocht und die Reformation unterdrückt werden. Eine ungeheure Revolution wollten sie durchsetzen. Der dreißigjährige Krieg ist, sofern die Jesuiten und ihre Bestrebungen nicht selbst als Kinder der Zeit zu betrachten sind, das Werk dieses Ordens; die Fürsten und Könige, die in diesem furchtbaren Kampfe für die katholische Sache fochten, spielten die Rolle, welche ihnen die Jesuiten geschrieben ... Die wichtigste Stellung in dem weitaussehenden Plane wurde dem Kaiserhause vorbehalten. Unbedingte Befriedigung der Herrschsucht war der Köder, den die Jesuiten dem Hause Habsburg vorhielten. Man zeigte diesen Prinzen Teutschland zu ihren Füßen ... man schmeichelte den alten Ansprüchen dieser Dynastie auf Weltherrschaft, die seit der Vereinigung des spanischen und österreichischen Erbes in Einem Hause rege geworden war. Doch mußten die Jesuiten erst einen für ihre Pläne tauglichen Kaiser herbeischaffen, denn was war mit Menschen zu machen, wie Kaiser Rudolf II., wie Matthias? Sie fanden ihn in der Person Ferdinands II. ... Die Aufstellung einer vom Kaiser unabhängigen Kriegsmacht unter dem Befehle des Herzogs von Bayern, neben den kaiserlichen Heeren, hat sich nicht bloß von selbst ergeben, sie ist vielmehr das Werk einer tiefen, weitausschauenden Politik. Weil Wallensteins gigantischer Geist dieses Gewebe zerrissen und dem dreißigjährigen Kriege einen rein kaiserlichen Charakter ausdrücken wollte, darum mußte er fallen. Jene künstliche Einreihung der Bayern, wie der Sturz des Friedländers, ist das Werk der Jesuiten (Geschichte Gustav Adolfs. Stuttgart 1837, S. 339f.).

Dies allgemeine Urteil wird durch manche aus der Ordensgeschichte bekannt gewordene Tatsache bestätigt.

Am 19. Juni 1618 schrieb der Jesuit Rumer, Rektor des Jesuitenkollegs zu Passau, an den Jesuiten Lamormaini, Rektor des Jesuitenkollegs zu Graz (bald darauf Beichtvater Kaiser Ferdinands II.), einen Brief, der schlagender Beweis ist für die zum Kriege treibende Tätigkeit der Jesuiten:

... Ich vernimme, daß man Ihr Kaiserlich Majestät Volk wirbet wider die Böhmen. So ferne diese Sache mit Kriegen vorgenommen wird, hoffe ich bald etwas guttes. Kompt es aber zur Vereinigung, so befürchte ich mich, wir werden müssen draußen bleiben, wie auß Venedig. Die Stände nehmen uns gewißlich nit an, es sei dann daß sie mit Macht darzu gezwungen werden ... Es ist niemals keine bessere occasion gewesen, den Böhmen alle privilegia so der Religion und Majestätbrieff schädlich zu entziehen, als jetzt (Apologia oder Entschuldigungsschrift auß was für unvermeidlichen Ursachen alle drey Stände des löblichen Königreichs Böhaimb sub utraque ein Defensionwerk anstellen müssen. Prag 1618, S. 81 u. 394).

Auch die Jesuiten in Münster gaben sich eifrig politischer Tätigkeit hin. Besonders traten die Patres Schücking, Cörler und Mulmann hervor:

Im Garten des [Jesuiten-] Ordenshauses hielten die katholischen Gesandten ihre vorbereitenden Zusammenkünfte ab; einer der angesehensten unter ihnen, Gaspar de Bracamonte y Guzman, Graf von Peñaranda, der spanische Prinzipalgesandte, erbaute sich während seines Aufenthaltes in Münster in der Nachbarschaft des Kollegiums ein Haus, welches er bei seiner Abreise (1648) den Patres schenkte ... Auch mit den akatholischen Staatsmännern wußten sich die Patres trotz ihrer sonstigen Prinzipienstrenge recht wohl zu benehmen: suaviter in modo, fortiter in re (Steinberger, a. a. O. S. 54).

Der berühmte Odendichter des Jesuitenordens, Jakob Balde, knüpfte um die gleiche Zeit von München aus mit dem französischen Gesandten in Münster, Avaux, politische Beziehungen an. Er verewigte sie, indem er das 9. Buch seiner Silvae lyricae dem Vertreter Frankreichs widmete (Steinberger a. a. O. S. 48f.).

Mit der interessanteste Beweis (auf andere Beweise komme ich übrigens gleich bei Besprechung der Tätigkeit jesuitischer Fürsten-Beichtväter) für die werktätige Anteilnahme des Jesuitenordens am 30jährigen Kriege ist folgende aus dem Dunkel des Münchener Staatsarchivs nach 160 Jahren emporgestiegene Tatsache.

Aus einer amtlichen Aufstellung des „Provinzialprokurators" der „oberdeutschen Provinz" des Jesuitenordens, des Paters Bissel, vom Januar 1729 geht hervor, daß der Orden zur Zeit des 30jährigen Krieges der katholischen Liga große Summen vorgeschossen hatte:

„Die deutsche Provinz hatte 262208 Gld. geliehen, wovon die Zinsen i. J. 1729 302271 Gld. 18 Kr. betrugen; das Kolleg in Lüttich 200000 Gld., wovon es im Jahre 1729 130833 Gld. 9 Kr. Zinsen zu beanspruchen hatte; das Kölner Kolleg 29250 Gld., dessen Zinsen im Jahre 1729 30000 Gld. ausmachten. Die Gesamtsumme der dargeliehenen Kapitalien und Zinsen betrug demnach 954562 Gld. 27 Kr." (J. Friedrich, Beiträge usw., S. 16; dort auch die dokumentarischen Belege aus den Jesuitenpapieren im Münchener Reichsarchiv).

Der Jesuit Bissel fügt seiner Aufstellung die Bemerkung bei:

Das eröffne ich aber nicht anderen [aus dem Orden], damit die Unsrigen es nicht Auswärtigen mitteilen. Denn hieraus kann für unsere Gründungen viel Unheil und Ruin entstehen (a. a. O. S. 16).

Die Aufstellung war also eine streng geheime, nur für die Oberen bestimmte. Der Jesuit Duhr, der die Tatsache zu vertuschen sucht, daß die Jesuiten irgend etwas mit dem 30jährigen Kriege zu tun gehabt hätten, und der dabei auch auf die katholische Liga eingeht, erwähnt die großen Geldzahlungen des Ordens an die Liga natürlich mit keinem Worte (Jesuitenfabeln[4], S. 151 ff. 162).

Über die Stellung der Jesuiten zur französischen Liga am Ende des 16. Jahrhunderts gesteht der Jesuit Prat, der die Liga als revolutionäre Bewegung charakterisiert:

Die Gesellschaft Jesu gab ihr [der Liga] anfänglich einige eifrige Parteigänger, während andere ihrer Glieder sich auf die königliche und legale Seite stellten. Schließlich aber, geleitet durch die Anweisungen ihres Generalobern [des Ordensgenerals Aquaviva] und durch das Beispiel Sixtus' V., hielten sie sich im Hintergrunde... Heinrich III. ... verlangte die Anwesenheit des Paters Auger an seinem Hofe und die offene Parteinahme aller seiner Ordensgenossen für die königliche Sache. Von den Klagen und Wünschen des Königs unterrichtet, verhandelte Klaudius Aquaviva zunächst mit dem französischen Gesandten in Rom. Dann betraute er den Pater Maggio mit der Aufgabe, Heinrich III. die Gründe auseinanderzusetzen für die Maßregeln [des Ordens], über die der König sich beklagte (Recherches historiques et critiques sur la Compagnie de Jésus en France du temps du P. Coton 1564—1626. Lyon 1876, I 65 f.).

Die Teilnahme der Jesuiten an der Umwälzung in Portugal in der Mitte des 17. Jahrhunderts, wodurch Johann IV. aus dem Hause Braganza auf den Thron kam, ist so erwiesen, daß selbst der Jesuit de Ravignan nicht anders kann als sie einzugestehen:

Es war das einzige Mal, soviel ich weiß, daß die Religiosen der Gesellschaft teilnahmen an einer politischen Revolution, die einen Thron umstürzte, um einen anderen an seine Stelle zu setzen (De l'Existence et de l'Institut des Jésuites. Paris 1855, S. 238).

Ravignan sucht das Peinliche der Tatsache dadurch zu mildern, daß er erklärt: die portugiesischen Jesuiten hätten dabei mehr als Portugiesen wie als Jesuiten gehandelt; eine Ausrede, die gegebenenfalls für alle Länder, in denen Jesuiten leben, und in denen sie Throne „stützen", dienen kann.

Welchen Einfluß die Jesuiten überhaupt in Portugal besaßen, sagt uns Georgel, Sekretär der französischen Gesandtschaft zu Wien:

Sie waren am Hofe nicht allein die Leiter der Gewissen der Prinzen und Prinzessinnen der königlichen Familie, sondern auch der König und seine Minister zogen sie bei den wichtigsten Angelegenheiten zu Rate. Keine Stelle wurde in der Verwaltung des Staates oder der Kirche ohne ihre Zustimmung und ihren Einfluß verteilt, so zwar, daß der hohe Klerus, die Großen und das Volk miteinander wetteiferten, sich um ihre Verwendung und Gunst zu bewerben (Mémoires pour servir à l'histoire des évènements de la fin du 18. siècle. Paris 1817, 1, 16).

Selbst Pombal mußte sich, wenigstens einmal, dem übermächtigen jesuitischen Einflusse beugen. Eine Zeitlang scheint er nämlich den Plan gehabt zu haben, die Prinzessin de Beira mit dem Herzoge von Cumberland zu verheiraten und so Portugal an England zu bringen. Doch wohl ein politisches Unternehmen. Wer war es, der den Plan erfolgreich durchkreuzte? Der Jesuitenorden. So berichtet der Marschall de Belle-Isle (Testament politique, S. 108), und Crétineau-Joly muß es bestätigen (a. a. O. 5, 176).

* * *

Schon oben sagte ich, daß und warum die Jesuiten seit Wiederherstellung ihres Ordens weniger politisch hervorgetreten sind als früher. Aber auch die verhältnismäßig kurze Zeit von noch nicht 100 Jahren weist zahlreiche politische Intrigen und politisches Handeln des Ordens auf.

In den Tagebuchaufzeichnungen des späteren Kardinals Manning aus seinem zweiten römischen Aufenthalte (nach seinem Übertritte zur römischen Kirche) vom November 1847 bis Mai 1848 findet sich unter dem 5. Dezember 1847 die Stelle:

Broechi erzählte mir, daß die Jesuiten geschickt und ausgezeichnet seien in Erfüllung ihrer priesterlichen Pflichten, aber daß ihre Politik äußerst verderblich sei; daß, wenn ein Aufeinanderstoßen mit dem Volke käme, die Wirkung schrecklich sein würde; daß sie dem Adel anhangen, z. B. den Dorias, weil die Fürstin eine Französin ist; daß kein Tag vergehe, an dem sie nicht dort [bei den Dorias] sind. Das Volk nennt sie [die Jesuiten] Oscuri, Oscurantisti (Purcell, Life of Cardinal Manning. London 1895, I 364).

Ich war in den Jahren 1866 und 1870/71 zu jung, um die politische Tätigkeit des Ordens in diesen bewegten Zeiten beurteilen zu können, aber aus den im 1. Teile erzählten Erlebnissen in Feldkirch und im jesuitisch beherrschten Familienkreise ergibt sich intensive politische Parteinahme des Ordens für Österreich und Frankreich, und bei dem weitreichenden Einflusse des Ordens und bei seiner alt-überlieferten politischen Intrigantengewohnheit ist der Schluß gerechtfertigt, daß seine antipreußische und antideutsche Gesinnung sich auch zu Taten verdichtet habe, zu Wünschen jedenfalls.

Zur Beurteilung späterer Ereignisse war ich aber alt genug.

Während ich in den Jahren 1883—1887 als Jesuitenscholastiker zu Ditton-Hall in England Theologie studierte, wurde ich einig Male für verschiedene (nicht interessierende) Zwecke zu kurzem Aufenthalte nach dem Kontinent geschickt. Auf einer dieser Reisen (das Jahr weiß ich nicht mehr) übernachtete ich im Jesuitenkollegium zu Canterbury, wo sich ein Teil der aus Frankreich ausgewiesenen französischen Jesuiten angesiedelt hatte. Rektor war dort der viel genannte Jesuit du Lac. Er zeigte sich sehr offenherzig gegen mich und erzählte mit vielen Einzelheiten, die mir entfallen sind, wie eifrig tätig er in Frankreich für den General Boulanger sei; große Geldsummen habe er für den „Retter Frankreichs" von legitimistischen Adelsfamilien gesammelt; la sale et impie République müßte durch Boulanger, den Gott (!) auserwählt habe, umgestürzt und le drapeau blanc royal wieder aufgerichtet werden. Meinen Ohren klangen solche Reden aus so autoritativem Munde seltsam. Noch seltsamer hätte ich sie gefunden, wenn ich gewußt hätte, wer und was le brav' Général war (aber ich bekam ja keine Zeitung zu Gesicht), und daß die Schmück-Beiworte sale und impie, die du Lac von der Republik gebrauchte, besonders auf Boulanger paßten.

Die Canterburyer Unterredung hatte ein bedeutungsvolles Nachspiel. In einem Briefe an den mir aus der Jugendzeit wohlbekannten Ordensgeneral Anderledy glaubte ich, ihm Mitteilung machen zu müssen von der politischen Tätigkeit des Jesuiten du Lac; auch noch andere Punkte enthielt mein Brief. Auf alles andere antwortete Anderledy: du Lac-Boulanger wurden übergangen. Später wurde mir der Grund der Übergehung klar: der Ordensgeneral, der wohl auch seine Hoffnungen auf Boulanger gesetzt hatte, wollte du Lac in seiner politischen Tätigkeit nicht stören.

Seit Gründung der Zentrumspartei bestand zwischen ihr und dem Jesuitenorden stets eine enge Verbindung. Theologen der „deutschen" Ordensprovinz wurden von Zentrumsparlamentariern oft zu Rate gezogen. Der Zentrumsführer Lieber war häufiger Gast in den „deutschen" Jesuitenkollegien längs der holländischen Grenze (Exaeten, Wynandsrade, Blyenbeck). Zu wichtigen Besprechungen mit Windthorst fuhr der Provinzialobere Jakob Ratgeb nach Hannover. Einmal kam er sehr unbefriedigt von dort zurück, und im Ärger über Windthorsts „Vorsichtigkeit" entschlüpften ihm die Worte: „Wenn Windthorst nicht will, so gehen wir ohne ihn voran." Worauf sich das Nicht-Wollen des schlauen Welfen bezog, habe ich nicht erfahren. Im Jahre 1889 wurden auf Wunsch Windthorsts zwei Jesuiten unter dem Vorwande des Studiums und der Seelsorge nach Berlin geschickt zu ständigem Aufenthalte. Einer der beiden war ich, der andere der frühere Rektor von Feldkirch und Chefredakteur der Stimmen von Maria-Laach, Jakob Fäh. Auf den Berliner Aufenthalt komme ich noch zu sprechen. Hier, wo es sich um Politik handelt, nur so viel, daß Windthorst und die übrigen Zentrumsführer uns sehr willkommen hießen. Im Foyer des (alten) Reichstagsgebäudes hatte ich mit Windthorst eine lange Unterredung, worin er betonte, daß die Frage über Rückkehr der Jesuiten und über territoriale Unabhängigkeit des Papstes (Kirchenstaat) stets im Vordergrund bleiben müßten. Später war dann, bis zum Tode Windthorsts, ein anderer Jesuit, Viktor Frins, als sein ständiger Beirat in Berlin.

Bei Beratung des Bürgerlichen Gesetzbuches spielte der bekannte Jesuit Lehmkuhl als Zentrumsinspirator eine große Rolle. Auch August Reichensperger stand mit den „deutschen" Jesuiten in regem Verkehr. Bei seinem Namen steigt ein zugleich ernstes und erheiterndes „politisches" Vorkommnis in meiner Erinnerung auf.

Im Sommer 1882 besuchte August Reichensperger das Jesuitenkolleg zu Blyenbeck. Zu seiner Ehre wurde im Freien ein Picknick abgehalten. Der Rektor, der Jesuit Pütz, hielt auf den gefeierten Gast eine Rede, worin er auch von der Verbannung der Jesuiten aus Deutschland und von der Hoffnung sprach, daß sie mit Hilfe des Zentrums, dessen glorreicher Führer Reichensperger sei, bald zurückkehren möchten. August Reichensperger antwortete sehr freundlich, sagte aber mit Bezug auf die Verbannung ungefähr wörtlich: „Ja, wer so tief in die Politik eingreift wie der Jesuitenorden, muß sich auch die gelegentlichen politischen Folgen des Eingreifens gefallen lassen." Tableau! Die Gesichter der ihn umstehenden Patres (wir Scholastiker standen gesondert) wurden lang und verblüfft ob dieser Offenherzigkeit. Noch am selben Abend kam der Rektor zu uns jungen Jesuiten in die Erholung und suchte den Eindruck der Reichenspergerschen Worte zu verwischen: Reichensperger sei in gallikanisch-josephinischem Ideenkreise aufgewachsen; etwas von der Jugendinfektion stecke noch in ihm; so spreche er früher Gehörtes nach; niemals hätten sich die Jesuiten mit Politik befaßt.

Nach der Ausweisung des Jesuitenordens aus Deutschland im Jahre 1872 siedelte sich die „deutsche" Ordensprovinz, außer in Holland und England, auch in Dänemark an. Sehr bald gelang es den Jesuiten, die Witwe des dänischen Multimillionärs und Zeitungsmagnaten Berling, Besitzer des großen Kopenhagener Blattes „Berlingske Tidende" zur Katholikin zu machen. Mit dem Gelde dieser Dame wurde dann die jesuitische Erziehungsanstalt Ordrupshoj bei Kopenhagen erbaut die für den Norden Europas das ist, was Feldkirch für den Süden bedeutet. Wie weit der jesuitische Einfluß sich auf die „Berlingske Tidende" und somit auf die Politik erstreckt, entzieht sich selbstverständlich der Feststellung. Auch die im Dezember 1909 verstorbene katholische Prinzessin Waldemar von Dänemark (Tochter des Herzogs von Chartres) war in Händen der „deutschen" Jesuiten von Kopenhagen und Ordrupshoj. Ihr intensiver Deutschenhaß ist, abgesehen von ihrer französischen Abkunft, zweifellos auf jesuitischen Einfluß zurückzuführen. Bekanntlich hat die Prinzessin Waldemar die gefälschten Dokumente gegen Bismarck dem Zaren Alexander III. im Jahre 1887 in die Hände gespielt. Wenn man die gleichzeitige politische Tätigkeit des französischen Jesuiten du Lac und die Einwirkung der „deutschen" Jesuiten in Kopenhagen auf die Franzosentochter, Prinzessin Waldemar von Dänemark, erwägt, so ist es keine abenteuerliche Vermutung, die gefälschten Anti-Bismarck-Dokumente, die fast Ursache eines Krieges geworden wären, mit dem Jesuitenorden in ursächlichen Zusammenhang zu bringen.

* * *

Ein interessantes und lehrreiches Vielerlei politischer Betätigung des Jesuitenordens liegt vor uns ausgebreitet, ausreichend, den schneidenden Gegensatz zwischen jesuitischen Worten und Werken auch bei diesem wichtigen Punkte fühlbar zu machen. Übrig bleibt noch, den Weg zu zeigen, auf dem der Orden am wirksamsten und zugleich am unauffälligsten in das politische Getriebe gelangt. Der Weg ist die Beichte. Jahrhundertelang stellte der Jesuitenorden fast allen katholischen Fürsten und politisch einflußreichen Männern die Beichtväter. Ihre „seelsorgliche" Tätigkeit bietet ein Bild ganz ungeheuerer Geschäftigkeit, die in ihrer bunten, aber systematischen Vielgestaltigkeit ganz Europa umschließt.

Der Jesuit Cordara (S. 35 f.) gesteht in seinen „Denkwürdigkeiten":

> Fast alle Könige und Fürsten Europas hatten nur Jesuiten als Lenker ihrer Gewissen, so daß ganz Europa nur von Jesuiten beherrscht zu sein schien: reges ac principes prope omnes Europae solis Jesuitis utebantur conscientiae arbitris, ut soli jam Jesuitae tota dominari viderentur Europa (Döllinger, Beiträge, 3, 72).

Also: Habemus confitentem reum. Denn als „Schuldiger" steht der Jesuitenorden mit seinen Europa beherrschenden Fürsten-Beichtvätern vor uns: seine offiziellen Satzungen verbieten die Annahme der Stellung als Fürsten-Beichtvater. Das 40. Dekret der 2. Generalkongregation vom Jahre 1565 lautet nämlich:

> Da in Vorschlag gebracht worden ist, dem erlauchten Kardinal von Augsburg [Otto von Truchseß]

einen Theologen unserer Gesellschaft als Beichtvater zu geben, der auch seinem Hofe folge, so hat die Kongregation beschlossen, weder Fürsten noch anderen weltlichen oder geistlichen Herren irgendeinen der Unsrigen anzuweisen, der ihrem Hofe folge und an ihm wohne, um das Amt eines Beichtvaters oder eines Theologen oder irgendein anderes Amt zu versehen, außer für die ganz kurze Zeit von einem Monate oder zweien (Institutum Societatis Jesu. Romae 1869, I 188).

Richtete sich dies scharfe Verbot etwa rückwärts gegen den Ordensstifter selbst, Ignatius von Loyola, der kaum 20 Jahre vorher „in Kraft des heiligen Gehorsams: en virtud de santa obediencia" die Patres Le Jay, Pollanko und Pelletier den Herzögen Hercules von Ferrara und Cosimo von Medici als Beichtväter zugeteilt und die Patres Gonzalez und Miron angewiesen hatte, sich dem Könige von Portugal als Beichtväter zur Verfügung zu stellen (Cartas de s. Ignacio de Loyola. Madrid 1874, I 326; II 65; III 173)? Schwerlich! Das Dekret ist eben wiederum nichts anderes als ein „Schein", den der Orden vorsorglich sich schuf, um ihn im Bedürfnisfalle, zur Beruhigung der Gemüter, der Welt vorzeigen zu können.

Das auf Täuschung Berechnete des „strengen Verbotes" tritt fast mit Evidenz hervor in der Handlungsweise des 5. Ordensgenerals, des Neapolitaners Klaudius Aquaviva.

Nicht allzulang nach Erlaß des Dekrets, im Jahre 1602, verfaßte nämlich Aquaviva eine „Ordinatio", worin er genaue Anweisungen für Fürsten-Beichtväter gibt und über das frühere „strenge Verbot" mit der echt jesuitischen Phrase von „der größeren Ehre Gottes" hinweggeht:

Wenn die Gesellschaft [Jesu] vor einem solchen Amte nicht mehr fliehen kann, weil wegen verschiedener Umstände die größere Ehre unseres Gottes und Herrn es zu verlangen scheint, so muß bei der Auswahl der Personen, bei der Art, wie sie ihr Amt ausüben, so vorgegangen werden, daß der Fürst Nutzen davon hat, das Volk erbaut wird, und die Gesellschaft keinen Schaden leidet (Instit. Societ. Jesu. Romae 1870, II 225).

Nachdem dann in den Punkten 4—7 scheinbar eingeschärft wird, der Beichtvater solle sich nicht einlassen „in äußere und politische Geschäfte", er solle sich nicht „als Tadler von Ministern und Höflingen gebrauchen lassen", wird dies alles in Punkt 8 auf anderem Wege, in Form einer Ermahnung an den Fürsten, wieder ermöglicht:

Der Fürst soll gleichmütig und geduldig anhören, was immer der Beichtvater, nach der Stimme des Gewissens, ihm täglich einzuflößen für gut hält. Denn da es sich um eine öffentliche Persönlichkeit und um einen Fürsten handelt, so ziemt es sich, daß dem Pater gestattet sei, vorzubringen, was er zum größeren Dienste Gottes und des Fürsten für gut hält; und zwar nicht nur in bezug auf solche Sachen, die er von ihm [dem Fürsten] als seinem Beichtkinde weiß, sondern auch in bezug auf andere Sachen, die von da und dort gehört werden, und die ein Heilmittel verlangen zur Beseitigung von Unterdrückungen, zur Verminderung von Ärgernissen, die, entgegen dem Willen und Wunsche des Fürsten, häufig durch seine Minister entstehen, und wobei der Schaden und die Pflicht der Fürsorge dem Gewissen des Fürsten zur Last fällt (a. a. O. II 226 f.).

Also „was immer das Gewissen ihm diktiert", soll der Beichtvater dem Fürsten „einflößen". Es liegt auf der Hand, daß damit Tür und Tor geöffnet ist auch den ausgesprochensten politischen Beeinflussungen. So sehen wir denn auch, daß z. B. der Jesuit Caussin, der Beichtvater Ludwigs XIII. von Frankreich, dem Ordensgeneral Mutius Vitelleschi schrieb:

Wenn er dem Könige von einem Bündnisse mit den Türken abrate, so sei das keine Einmischung in Politik, denn die Frage, ob ein Bündnis mit den Türken erlaubt sei, sei keine politische, sondern eine Gewissensfrage (Tuba magna, 2, 310 ff.).

Auch ein Schreiben des Ordensgenerals Caraffa vom 23. Mai 1648 an den Rektor des Jesuitenkollegiums in Münster, Gottfried Görler, weist schlau auf das „Gewissen" als auf den Weg hin, das offizielle Verbot, sich mit Politik zu befassen, zu umgehen. Das vertrauliche Schreiben ist um so interessanter, als Caraffa in ihm Bezug nimmt auf eine von ihm selbst für die Öffentlichkeit erlassene „Enzyklika" gegen Einmischung in Politik:

... Was meine Enzyklika betrifft: die Unsrigen möchten sich nicht in Geschäfte des Krieges und des Friedens einlassen, so war es nicht meine Meinung, dadurch zu verhindern, daß die Unsrigen im Beichtstuhle die Gewissen derjenigen, die sich mit Zweifeln an sie wenden, leiteten, sondern nur, daß sie außerhalb der Beichte solche Dinge behandelten (Lateinischer Text bei Steinberger, a. a. O. S. 199).

Da das Jesuitenhaus in Münster, wohin das Schreiben gerichtet war, gerade damals ein Hauptherd politischer Tätigkeit war, so ist die Caraffasche Doppelzüngigkeit — denn das ist

sein Schreiben — von besonderer Bedeutung und wohl auch von besonderer Wirkung gewesen.

Eine wie große Rolle die von den Ordensgeneralen Aquaviva und Caraffa eingeführte Formel vom „Gewissen“ bei der politischen Betätigung des Jesuitenordens spielt, wie sie immer wieder angewandt wird, wenn jesuitische Fürsten-Beichtväter ihren politischen Einfluß als unpolitisch hinstellen wollen, haben wir schon gesehen und werden es noch deutlicher sehen!

Aquaviva, dieser Machiavelli im Jesuitenkleide, hat sich aber nicht begnügt mit einer vieldeutigen, für die Aufnahme in die Satzungen bestimmten offiziellen „Ordination“, er hat neben ihr noch eine Geheiminstruktion für Fürsten-Beichtväter erlassen.

Der Benediktiner Dudik, also ein streng katholischer Mann, veröffentlicht im „Archiv für österreichische Geschichte“ (54. Bd., S. 234ff.) aus den Handschriften der Wiener Hofbibliothek (Ms. chart. Sign. 11821) diese Geheiminstruktion Aquavivas. Sie ist in Frageform, wie Dudik sich ausdrückt, als „Regenten-Beichtspiegel“ gehalten.

Aus den Fragen, sagt Dudik, läßt sich der Endzweck genau entnehmen, auf welchen die Jesuiten durch ihre Beichtväter hinsteuerten — es ist die Herrschaft der katholischen Kirche, wie sie ein Gregor, ein Innozenz, ein Bonifaz anstrebt (a. a. O. S. 234).

Einige Fragen der „Instruktion“:

Ob er auf kluge Weise selbst oder durch zuverlässige, eifrige und weise Männer nachforsche, wie die Minister, die Magistrate und Richter ihre Ämter versehen? Ob er verschwiegene und kluge Männer an der Hand habe, durch die er, das Leben der Bürger ausforschend, nachforsche, woher sie ihre Einkünfte haben, was sie ausgeben, und ob sie unerlaubte Verträge eingegangen sind? Ob er [der Fürst] die Inquisition gehindert habe; ob er, von ihr aufgefordert, sich geweigert habe, ihre Urteile gegen Ketzer auszuführen? Ob er einen ungerechten Krieg geführt habe? Ob er seinen Fürsteneid verletzt habe? Ob er dem Papste und den kirchlichen Prälaten ungehorsam gewesen? (a. a. O.).

Der Jesuitenorden — die Feststellung ist hier am Platze — ist unter allen geistlichen Orden der einzige, der „Instruktionen“, offizielle und geheime, für Fürsten-Beichtväter besitzt. Wie recht hatte ich also, als ich oben die Fürsten-Beichtväter eine Einrichtung des Ordens nannte.

Zur grundsätzlichen Stellungnahme des Ordens in bezug auf seine Fürsten-Beichtväter und ihre Tätigkeit gehört auch das Folgende, ja es ist von besonderer Bedeutung.

Die Ordensgenerale Goswin Nickel (ein Deutscher) und Mutius Vitelleschi verordneten in offiziellen Schreiben vom 23. Februar 1641 und 28. November 1654 (beide Schreiben sind an den Provinzialoberen der oberdeutschen Provinz gerichtet):

Wenn Fürsten von einem Jesuiten Gutachten über irgendeinen Punkt verlangen, so hat der Betreffende die Sache seinem Oberen mitzuteilen, der sie zur Beratung mehreren Jesuiten vorlegen soll. Der aus der Beratung hervorgehende Beschluß wird dem Jesuiten, den der Fürst befragt hat, zugestellt (aus den handschriftlichen Jesuitenpapieren des Münchener Archivs veröffentlicht bei Döllinger-Reusch, Moralstreitigkeiten, I 650 f.).

Diese Verordnung, die sich in erster Linie auf die Beichtväter der Fürsten erstreckt, mußte die Folge haben, und sie war ebenso zweifellos von den Ordensgeneralen beabsichtigt, daß gerade die wichtigsten Dinge (Dinge, welche ein „Gutachten“ erforderten) zwischen Fürst und Beichtvater nicht geheim blieben, sondern zur Kenntnis des Ordensgenerals kamen und so von ihm in seinen allgemeinen Berechnungen und Maßnahmen verwertet werden konnten.

Das kommt zu klarem Ausdrucke in Briefen des Jesuiten Caussin, Beichtvaters Ludwigs XIII. von Frankreich, an den Ordensgeneral Vitelleschi.

Caussin, der ein freimütiger Mann gewesen zu sein scheint, wehrt sich gegen die Zumutung, den Ordensoberen mitzuteilen, was der König ihm anvertraue, oder was er mit dem König verhandle.

Man wirft mir vor, daß ich mir nicht bei meinen Oberen Rats erhole über das, was ich mit dem Könige verhandle . . . Aber ich weiß aus Thomas [von Aquin], daß, nach natürlichem, menschlichem und göttlichem Rechte, die Dinge der Beichte geheim zu halten sind . . . Welches Gesetz oder welche Satzung der Gesellschaft [Jesu] gibt es, die dem Beichtvater befiehlt, den Oberen zu berichten über die Angelegenheiten der Beichtkinder? . . . Soll das Gewissen des Königs für so viele offen stehen, als es Konsultoren [Jesuiten in besonderer Vertrauensstellung, vgl. S. 5] in unseren Häusern gibt? (Der ganze Brief abgedruckt bei Liberius Candidus, Tuba magna. Edit. 4. Straßburg 1760, II 329 f.; teilweise bei Döllinger-Reusch, Moralstreitigkeiten, I 651).

Caussin war also der Ansicht — und er mußte es doch eigentlich wissen —, daß die Verordnung

seiner Ordensoberen die Aufforderung zum Bruche des Beichtgeheimnisses enthielt.

Daß der Orden das Beichtgeheimnis mißachtet bei Leitung seiner eigenen Glieder, haben wir schon gesehen. Hier aber wird das Beichtgeheimnis, das jeden Priester, nach allgemein moral-theologischer Lehre, bis zur Duldung des Todes verpflichtet, grundsätzlich vom Jesuitenorden beiseite geschoben, um seine politischen Umtriebe zu fördern. Der Jesuit Caussin widersetzte sich der Zumutung seiner Oberen; andere jesuitische Fürsten-Beichtväter handelten anders.

Ein Beispiel:

Viel ist über „die verratene Beichte der Kaiserin Maria Theresia" hin und her geschrieben worden. Als Tatsache scheint aber festzustehen, daß der Jesuit Kampmiller sei es eine eigentliche Beichte, sei es streng vertrauliche, ihm als Seelenführer gemachte Mitteilungen der Kaiserin an seine Ordensoberen in Rom eingeschickt hat. Alles, was z. B. der Jesuit Duhr dagegen vorbringt (Jesuitenfabeln⁴, S. 40—68), vermag den Kern der Sache nicht zu beseitigen. Zum Spotte fordert es geradezu heraus, wenn Duhr sich, zum Beweise des Gegenteiles, auf seine eigenen Nachforschungen in den Archiven zu Wien und Simancas beruft: er habe dort nichts über „die verratene Beichte" gefunden. Was wir von Duhrschen „Forschungen" kennen gelernt haben, zwingt geradezu, ihnen keinen Glauben zu schenken. Aber selbst wenn wirklich in Wien und Simancas darüber „nichts" zu finden wäre, was bewiese das gegen die Tatsächlichkeit des Vorkommnisses?? Ebensowenig überzeugend sind Duhrs andere Gegenbeweise. Sie lassen sich zusammenfassen in das Schweigen Arneths, des Biographen Maria Theresias, über die Sache und in die auf eine briefliche Anfrage Duhrs abgegebene Versicherung Arneths: in seinen „archivalischen Studien" sei ihm darüber nichts bekannt geworden.

Diesen Behauptungen und rein negativen „Beweisen" stehen positive Zeugnisse gegenüber, deren Kraft nicht aus der Welt zu schaffen ist.

Der Leitmeritzer Domkapitular Ginzel, ein durchaus kirchlicher Mann, berichtet (Kirchenhistorische Schriften. Wien 1872, 2, 231):

„Dr. Jakob Stern, k. k. Hofkaplan zur Zeit Maria Theresias, der als Titularpropst von Ivanzia zu Hetzendorf bei Wien in Pension lebte, und sich einer sehr ausgebreiteten Kenntniß der Tagesgeschichte erfreute, erzählte dem Verfasser (1830) über diese Angelegenheit folgendes: ‚Die dringenden Vorstellungen der bourbonischen Höfe an Theresia wegen der Aufhebung der Jesuiten hatten bei derselben nicht alle Wirkung verfehlt ... Da kam eines Tages der Abt von St. Dorothea — sein Name ist mir entfallen — zu Theresia und händigte ihr einen von ihrem Beichtvater, dem Jesuiten Campmüller, geschriebenen Zettel ein, welcher eine ihrer letzten Beichten enthielt. Der Hauptinhalt sollen Gewissensskrupel über die unlängst stattgefundene Theilung Polens gewesen sein. Theresia gab nun ihre Stimme zur Aufhebung der Gesellschaft und soll an Ganganelli diesen Vorfall des verletzten Beichtsiegels als Grund berichtet haben, warum sie die Jesuiten in ihren Staaten nicht mehr wolle bestehen lassen.'"

Diese Ginzel selbst mitgeteilte Erinnerung eines Hofkaplans Maria Theresias, „der sich, wie Ginzel hervorhebt, einer ausgebreiteten Kenntniß der Tagesgeschichte erfreute", also noch durchaus geistesfrisch war, ist ohne Zweifel von bedeutendem Gewichte, das Duhr (a. a. O.) durch seinen Spott über „den alten Herrn" nicht vermindert.

Eine Bemerkung, die Ginzel anschließt, trägt bei zu größerer Klärung des Fragepunktes:

„Dagegen muß man bemerken: die Gewissensbedenken, welche die erhabene Frau ... über die Theilung Polens hegte, sprach dieselbe sehr offen gegen alle ihre Räthe aus; und wenn der Beichtvater der Kaiserin derlei Bedenken niederschrieb, verletzte er so wenig ein Beichtgeheimnis, als die Kaiserin dieselben [nicht] nur in der Beichte äußerte" (a. a. O.).

Was der Jesuit Kampmiller von seinem kaiserlichen Beichtkinde nach Rom berichtet hatte, braucht nämlich gar nicht eine Beichte im strengsten Sinne des Wortes gewesen zu sein. Vertrauensbruch schnödester Art war es auch, wenn Kampmiller dasjenige weitergab, was die Kaiserin ihm als Seelenführer in Form von Anfragen und Zweifeln vorlegte, ganz gleichgültig, ob sie die gleichen Anfragen und Zweifel auch ihren „Räten" kundgab.

So hätte denn Kampmiller genau nach der Verordnung seines Ordensgenerals Mutius Vitelleschi gehandelt, die, dem Wortlaute nach, auch nicht von eigentlichen „Beichten", sondern von „Punkten, die ein Gutachten verlangen", spricht. Die Teilung Polens war aber doch wohl ein „Punkt", der eine Maria Theresia zu ihrem Gewissensleiter treiben konnte, um ein „Gutachten" zu erlangen.

Nicht minder beweiskräftig ist das Zeugnis des kaiserlich-russischen Professors und Generalsuperintendenten der lutherischen Gemeinden zu St. Petersburg, Dr. Ignaz Feßlers.

Feßler ist eine der merkwürdigsten und lautersten Persönlichkeiten des 18. und 19. Jahrhunderts, dessen Schicksale und Erlebnisse viel zu wenig bekannt sind. In seinem interessanten Buche: „Rückblicke auf eine siebzigjährige Pilgerschaft. Breslau 1824" heißt es:

„Der von mir verehrteste und mich väterlich liebende Professor [an der Wiener Universität] war Josephus Julianus Monsperger, 79jähriger, kräftiger Greis, ehemals tertiae professionis [der Gesellschaft Jesus], folglich in die Geheimnisse seines Ordens eingeweihter Jesuit. Der Rektor des Profeßhauses [der Jesuiten] in Wien hatte verreisen müssen und ihm aufgetragen, das Rektorat aufzuräumen und es reinigen zu lassen. Da hatte ein Gemälde seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen; er nahm es von der Wand, um es unter besserer Beleuchtung zu betrachten. Inzwischen bemerkt er dort, wo das Bild gehangen hatte, ein Wandschränkchen; es scheint ihm verdächtig; ein Druck auf eine entdeckte Springfeder und die Thür springt auf. Unter einer Menge Papiere fällt sein Blick auf ein Futteral mit der Aufschrift: ‚Beichten der Großen und Mächtigen'. Er öffnet es, findet darin Beichten der Kaiserin, der Erzherzoge, der Erzherzoginnen, einiger Minister und anderer hoher Herrschaften ... So hat es mir Monsperger mehrmals erzählt" (a. a. O. S. 166—168).

Der Jesuit Duhr (a. a. O.) hilft sich diesem Zeugnisse gegenüber mit der Redensart von „romanhaftem Aufputze" und der „Feststellung": Monsperger sei im Wiener Profeßhause nicht „angestellt" gewesen, und das Tagebuch des Wiener Profeßhauses verzeichne für das Jahr 1764 keine „Reise" des Rektors. Gegen die Glaubwürdigkeit Feßlers wagt er allerdings nichts zu sagen.

Auch Voltaire berichtet in einem Briefe an den Herzog von Richelieu von einer „verratenen Beichte":

> Der Jesuit d'Aubanton, Beichtvater Philipps V. von Spanien, habe den Inhalt einer Beichte des Königs dem Herzoge von Orleans mitgeteilt; der Graf von Fuentes und der Herzog von Villa-Hermosa hätten die Beweise dafür in Händen (Œuvres. Edit. Beaumarchais, 6, 79).

Voltaire legt die Beweise leider nicht vor. Dem Bilde, das Saint-Simon, auf Grund langer Bekanntschaft, von d'Aubanton entwirft, entspricht aber die Tat.

* * *

Wenden wir uns jetzt der Tätigkeit einzelner jesuitischen Fürsten-Beichtväter zu. Auch hier müssen Ausschnitte genügen.

Der Beichtvater Kaiser Rudolfs II., der Jesuit Maggio, suchte durch eine Denkschrift und durch mündliche Vorstellungen den Kaiser zu veranlassen, mit äußerster Strenge gegen die Protestanten einzuschreiten. Daß darin, bei den damaligen Zeitverhältnissen — kurz vor Ausbruch des 30jährigen Krieges —, eine starke und bestimmende Einmischung in Politik liegt, ist offensichtlich. Der Jesuit Duhr (Die Jesuiten an den deutschen Fürstenhöfen des 16. Jahrhunderts, S. 18f.), der die ihm aus den Geheimarchiven des Ordens zur Verfügung stehenden handschriftlichen Aufzeichnungen Maggios (Denkschrift an den Kaiser usw.) wohlweislich nicht mitteilt, findet natürlich im Verhalten seines Ordensbruders nichts Politisches, ebensowenig wie auch Maggio selbst, der die Naivität hat, in einem Schreiben vom März 1571 an den Ordensgeneral Borgia eindringlich zu warnen vor Einmischung in Politik.

Man sieht, das Doppelgesicht und wohl auch das Doppelgewissen, die der jesuitische Fürsten-Beichtvater gemäß der „Instruktion" des Ordensgenerals Aquaviva wenige Jahre später offiziell erhielt, fing an, sich in seinen Hauptzügen schon damals zu zeigen (vgl. Sacchini S. J., Hist. Societ. Jesu ad ann. 1571, nr. 139).

Nur wenige Monate später tritt die Doppelseitigkeit schon deutlich hervor in einem Berichte des Jesuiten Emerich Forsler nach Rom vom 21. Mai 1571:

> Mit unserem Pater Stephan [Rimel] verkehrt der Erzherzog Karl [Statthalter in Graz, Sohn des Königs Ferdinand] ganz vertraulich; in den wichtigsten Anliegen bittet und empfängt er Rat von ihm. Er hält so große Stücke auf ihn, daß er ihn zu der öffentlichen Beratung, wo mit den Landständen über die Religion zu verhandeln wäre, zuziehen wollte. Dies habe ich aber verboten; er solle nur privatim in kluger und diskreter Weise nach Möglichkeit helfen (bei Duhr S. J., a. a. O. S. 25).

Dudik (a. a. O. S. 243ff.) weist nach, daß der Beichtvater des Kaisers Ferdinands II., der Jesuit Lamormaini, Urheber des Restitutionsediktes vom 6. März 1629 gewesen ist. Noch interessanter ist sein Nachweis, daß die Wahl des Sohnes Ferdinands II. zum Könige am 7. August 1636 in Regensburg auf den Jesuiten Lamormaini zurückgeht. Der Senat von Hamburg wollte die Verdienste des Jesuiten in dieser doch wohl zweifellos politischen Angelegenheit durch ein Geschenk von 1000 Talern belohnen. Lamormaini lehnte klug für seine Person ab, bestimmte aber den Senat, die Summe dem heimlich in Hamburg wirkenden Jesuiten Heinrich Schachtin zuzuwenden.

Auch am Schicksale Wallensteins war Lamormaini, als Hauptberater des Kaisers, we-

sentlich beteiligt. Unter dem Vorsitze des Kaisers fand am 24. Januar 1634 im Hause des Fürsten von Eggenberg ein „geheimer Rat" statt, der über das Schicksal des Friedländers entschied. Da der Jesuit Lamormaini nicht zugegen sein konnte, sandte der Kaiser den Bischof Anton Wolfrath zu ihm, um ihn von den Beschlüssen zu verständigen und sein Urteil einzuholen:

Der Wiener Bischof, schreibt der Kaiser dem Jesuiten, wird Ew. Hochwürden eine Angelegenheit von höchster Wichtigkeit [die Beschlüsse über Wallenstein] mitteilen, und zwar unter dem strengsten Siegel des Gewissens oder der Beichte (Dudik, a. a. O. S. 244).

Damit stimmt überein, was Gindely vom Kollegialtage von Regensburg im Juli-August 1630, auf dem über die erste Absetzung Wallensteins verhandelt wurde, berichtet:

Es kam nur noch auf die Meinung zweier Personen an [die Kurfürsten hatten sich schon gegen Wallenstein entschieden], auf die der Kaiser [Ferdinand II.] das meiste Gewicht legte, und die sich bei ihm fast eines höheren Ansehens erfreuten als Eggenberg, wir meinen die Kaiserin und [den Jesuiten] Lamormain ... Lamormain warf das ganze Gewicht seines Ansehens gegen Waldstein in die Wagschale. Es unterliegt keinem Zweifel, daß er das nicht aus eigenem Antriebe tat, sondern über Auftrag des Jesuitengenerals, der wieder nur einer Weisung des Papstes folgte. Im spanischen Kabinett war man der Meinung, daß der Beichtvater allein den Ausschlag gegeben habe, und daß ohne ihn der Kaiser seinen Feldherrn gehalten hatte. Als Lamormain drei Jahre später, und zwar einige Monate vor dem Morde in Eger, vor den Anschlägen Waldsteins warnte und den damaligen spanischen Gesandten in Wien, den Marques von Castañeda ersuchte, den Kaiser auf die ihm drohende Gefahr aufmerksam zu machen, verbot Philipp IV. seinem Gesandten jede Einmischung: Lamormain, hieß es in der Zuschrift des spanischen Königs an Castañeda, ist die Ursache der gegenwärtigen gefährlichen Lage; er hat die Entlassung des Herzogs von Mecklenburg [Wallenstein] angeraten und herbeigeführt, und wenn er wieder mit euch spricht, so habt ihr ihm zu sagen, daß er an allem Übel die Schuld trägt (Gindely, Waldstein während seines ersten Generalats. Leipzig 1886, 2, 291 f.; für den Brief des spanischen Königs zitiert Gindely: Archiv von Simancas, Philipp IV. an Castañeda, datiert 19. September 1633).

Ein für die politische Tätigkeit des Jesuiten Lamormaini sehr beweiskräftiges Aktenstück ist sein eigenhändiger Bericht vom 18. September 1630 an Ferdinand II. über Vorschläge, die der Kurfürst von Bayern ihm (Lamormaini) gemacht habe über das Verhalten zum Winterkönig. „Diese Sache gehört auch zum Gewissen und zur Religion", steht am Schlusse der Lamormainischen Ausführungen. Der Bericht beschäftigt sich ferner mit Truppenverteilungen in Pommern und Schlesien und mit der Besetzung der obersten Gerichtshöfe in Speier und Wien, denen Saumseligkeit vorgeworfen wird (Wortlaut des Berichtes bei Dudik, a. a. O. S. 337 f.).

Selbst der den Jesuiten sehr günstig gesinnte katholische Geschichtsforscher Steinberger urteilt über Lamormaini und sein Verhältnis zur Politik:

In der Wiener Hofburg übte der vielgenannte P. Wilhelm Germain Lamormaini einen ziemlich weitgehenden Einfluß auf seinen kaiserlichen filius spiritualis, Ferdinand II., aus. Der Kaiser folgte dem Rat und dem Urteil seines Beichtvaters ‚wie das Schaf dem Hirten' und weihte ihn, um sein Gewissen nach jeder Richtung sicher zu stellen, in alles, auch in die unbedeutendsten Kleinigkeiten ein. Was die politischen Anschauungen des P. Lamormaini betrifft, so läßt die Stellung, welche er sowohl in der mantuanischen Erbfolgefrage, als auch in den dem Prager Frieden vorausgehenden Beratungen einnahm, im Zusammenhalt mit seiner halbfranzösischen Abkunft [Lamormaini war Luxemburger] die Vermutung der spanischen Staatsmänner, daß er ein Freund Frankreichs sei, als nicht ungerechtfertigt erscheinen (Die Jesuiten und die Friedensfrage in der Zeit vom Prager Frieden bis zum Nürnberger Friedensexekutionshauptrezeß 1635—1650. Freiburg 1906, S. 15f.).

Allgemein behauptete man, daß Lamormaini den sogenannten Mantuanischen Krieg (1629 bis 1632) (um die Erbfolge im Herzogtum Mantua) veranlaßt habe. Ein sehr gewundenes Schreiben, das Lamormaini, um sich von dem Verdachte zu entlasten, an den König von Spanien richtete, erreichte seinen Zweck nicht (Dudik, a. a. O. S. 245—248).

Einundvierzig vertrauliche Briefe des Kaisers an die Jesuiten Becanus und Lamormaini, die Dudik (a. a. O. S. 256—278) herausgegeben hat, zeigen, wie vielseitig die Beichtväter in Anspruch genommen wurden, und wie weit sie das Gebiet der „Gewissensfragen" ausdehnten. Selbst über die Besetzung von Hofmarschallstellen und über Rechtshändel wird ihre Meinung eingeholt. Meistens sind es aber Fragen der hohen Politik, die der Kaiser ihnen vorlegt: die Verhält-

nisse in Ungarn, Böhmen und Schlesien; Einwirkung auf verschiedene Kurfürsten. Häufig sind die Mahnungen des Kaisers, die zur Durchsicht übersandten Aktenstücke streng vertraulich zu behandeln. Auch für Tilly empfängt der Jesuit kaiserliche Aufträge. Für den Bruder des Kaisers, den Erzherzog Leopold, besorgen die kaiserlichen Beichtväter erhebliche Geldgeschäfte usw.

Eine wahrhaft sklavische Abhängigkeit in privaten und öffentlichen Angelegenheiten von den Jesuiten zeigt sich in diesen kaiserlichen und erzherzoglichen Briefen.

Gindely (Geschichte des dreißigjährigen Krieges, II 10 ff.) schildert die Abhängigkeit ausführlich. In einem Falle versagte aber der jesuitische Einfluß, obwohl er mit Hochdruck arbeitete. Dem Kaiser gereicht dies zur Ehre, den politisierenden Jesuiten zur Schmach:

Damals [1635] war für den Kaiser eine Möglichkeit vorhanden, Frankreich von der weiteren Teilnahme an den deutschen Händeln abwendig zu machen, wenn er diesen Dienst mit der Abtretung des Elsasses erkaufen wollte. Im Falle er sich zu diesem Opfer entschloß, brauchte er mit Sachsen nicht zu verhandeln und die Lausitz nicht an dasselbe abzutreten. In Rom wünschte man, daß der Kaiser die französischen Forderungen befriedige; Papst Urban VIII. wollte auf diese Weise Frankreich mächtiger machen und die Lausitz den protestantischen Händen entreißen. Damals bekam [der Jesuit] Lamormain von Rom eine Instruktion, in diesem Sinne auf den Kaiser einzuwirken und ihm die Wiedererwerbung und Rekatholisierung der Lausitz als ein Gott wohlgefälliges Werk hinzustellen, um dessentwillen der Elsaß geopfert werden könne. Aber wie sehr sich auch Lamormain bemühen mochte, diesmal nützten ihm alle seine Mahnungen nichts (Gindely, a. a. O. S. 14 f.).

Für Kaiser Ferdinand war des Jesuiten Rat so unentbehrlich, daß er, wenn Lamormaini krank war, den Fürsten von Eggenberg zu ihm schickte und seine Ansicht erbat. So sprechen Khevenhillers Annalen Wahrheit aus:

Lamormaini tyrannisiere den Kaiser und die Fürsten; er habe den Kaiser so in seiner Gewalt, daß nicht der Kaiser, sondern die Jesuiten regieren (11, 595).

Durch Lamormainischen Einfluß wurden auch ausländische Jesuiten für den Kaiser in Bewegung gesetzt.

Im Dezember 1619 schickte Ferdinand II. den Grafen Wratislaw von Fürstenberg zu Ludwig XIII. nach Paris, um den König zur Hilfe zu bewegen. Anfänglich waren alle Versuche vergeblich.

Zuletzt gelang es ihm [dem Grafen Fürstenberg], den königlichen Beichtvater, den Jesuiten Arnoux, für sich zu gewinnen; vielleicht hatte dieser, was wahrscheinlich ist, von Rom die Weisung erhalten, sich zugunsten Ferdinands zu verwenden, jedenfalls unterzog er sich dieser Aufgabe. Am Weihnachtsfeste stellte er dem Könige die Verpflichtung vor, dem um der Religion willen bedrängten Kaiser beizustehen... Am Abend desselben Tages fand sich der königliche Geheimsekretär bei Fürstenberg ein und hinterbrachte ihm die Nachricht, daß nicht bloß der König sondern auch die Minister für eine tatkräftige Unterstützung des Kaisers gewonnen seien (Gindely, a. a. O. III 6; zitiert wird ein Originalbericht Fürstenbergs an den Kaiser, datiert 24. Dez. 1619).

Auf den Jesuiten La Chaise folgte als Beichtvater Ludwigs XIV. der Jesuit Tellier (auch Letellier), dessen Einfluß auf den König und seine Politik so ungeheuer war, daß selbst Crétineau-Joly gesteht:

Letellier beherrschte Ludwig XIV. (a. a. O. 4, 451).

Saint-Simon, der den Jesuiten Tellier persönlich kannte, entwirft von ihm ein anschauliches Bild:

Der Pater Tellier war bislang dem Könige ganz unbekannt; er kannte nur seinen Namen, der sich, unter fünf oder sechs anderen Jesuitennamen, auf einer Liste befand, die der Pater de La Chaise von solchen aufgestellt hatte, die geeignet wären, seine Nachfolger zu werden. Tellier hatte alle Stufen der Gesellschaft durchlaufen: Professor, Theologe, Rektor, Provinzialschriftsteller. Er war beauftragt worden [während des Streites über die chinesischen Gebräuche (s. S. 21 f.)] den Kult des Confucius zu verteidigen... Er war ein eifriger Parteigänger des Molinismus [System der Gnadenlehre des Jesuitenordens, so benannt nach dem Jesuiten Molina], er wollte die neuen Dogmen seiner Gesellschaft auf den Trümmern der gegenteiligen Ansichten errichten. Erzogen in solchen Grundsätzen, zugelassen zu allen Geheimnissen des Ordens wegen des Genies, das der Orden in ihm erkannte, hatte er seit seinem Eintritte nur dem Verlangen gelebt, die Grundsätze des Ordens verwirklicht zu sehen, nur der Ansicht, um zu diesem Ziele zu gelangen, gäbe es nichts Unerlaubtes; sein Geist war hart, ohne Rast angespannt, Feind jeder Zerstreuung, jeder Geselligkeit, jedes Vergnügens... Alle Mäßigung war ihm verhaßt, er duldete sie nur zwangsweise oder mit der Aussicht, dadurch sicherer zu seinen Zielen zu gelangen... Sein Leben war hart durch Neigung und Gewohnheit... Geformt in den Grundsätzen und in der Politik der Gesellschaft

Jesu ... war er durch und durch falsch, Betrüger und heimtückisch, gedeckt durch tausend Falten und Verborgenheiten ..., spottend über die formellsten Vereinbarungen, wenn es ihm nicht mehr paßte, sie zu halten, und diejenigen mit Leidenschaft verfolgend, mit denen sie getroffen worden waren. Es war ein schrecklicher Mensch, auf den Umsturz hinarbeitend, offen und im geheimen ... Sein Äußeres versprach nichts anderes und hielt, was es versprach: in einem Walde hätte er Furcht eingeflößt: das Gesicht war finster und falsch; die Augen böse, brennend und schief. Daß ein solcher Mann, der Leib und Seele dem Orden geweiht hatte, der keine andere Nahrung kannte als dessen unergründlichste Geheimnisse, der keinen anderen Gott kannte als ihn ..., in allem anderen roh, unwissend, frech war, weder Höflichkeit noch Maßhaltung kennend, kann nicht wundernehmen. In Rom hatte er seine Vollendung in den Grundsätzen des Ordens erhalten, der gezwungen war, ihn nach Frankreich zurückzuschicken wegen des Aufsehens, das sein auf den Index gesetztes Buch [über die chinesischen Gebräuche] erregt hatte. Als er, nach seiner Vorstellung, den König zum ersten Male in seinem Kabinett besuchte, waren Bloin und Fagon anwesend. Fagon, gestützt auf seinen Stock, beobachtete ihn genau, seine Mienen und Bewegungen. Der König fragte ihn, ob er mit den Herren Le Tellier [einem alten Adelsgeschlechte] verwandt sei. Der Pater verneigte sich: ‚Ich, Sire, verwandt mit den Herren Le Tellier? Weit entfernt; ich bin ein armer Bauernsohn der Normandie, wo mein Vater Pächter war.‘ Fagon, dem nichts entging, wandte sich zu Bloin und sagte, auf den Jesuiten deutend: ‚Was für ein Schuft!‘ Er hatte sich mit diesem merkwürdigen Urteile über einen Beichtvater nicht getäuscht. Dieser (Tellier) hatte die Mienen und Gebärden eines Menschen angenommen, der sich vor seiner Stellung fürchtete und sie nur aus Gehorsam gegen seinen Orden annahm. Ich habe mich mit diesem neuen Beichtvater eingehend beschäftigt, weil von ihm die unglaublichen Stürme ausgegangen sind, unter denen noch heute Staat und Kirche, Unterricht und Lehre und so viele gute Menschen leiden, und weil ich eine unmittelbarere und genauere Kenntnis dieser schrecklichen Persönlichkeit besitze als sonst irgend jemand vom Hofe (a. a. O. S. 240 ff.).

Saint-Simon schildert auch, wie Tellier mit Beharrlichkeit die Verbindung mit ihm suchte, weil er den großen Einfluß Saint-Simons beim Könige und bei den Herzögen von Berry und Orleans kannte (a. a. O. S. 240 und 9, 431). Er schließt seine Ausführungen über den Jesuiten Tellier mit den Worten:

Er [Tellier] sah den König altern und einen Dauphin in der ersten Kindheit: ein Jesuit mußte für alle Zeit da sein. Er hatte es leicht beim Könige ... dieser erinnerte sich offenbar des Vermächtnisses des Paters de La Chaise, ich meine des wunderbaren Rates, den dieser ihm gegeben hatte [S. 305]. Er wollte lieber alles den Jesuiten überlassen als sie reizen und sich den Zufälligkeiten von Dolchen aussetzen (a. a. O. 9, 431).

Auch den Jesuiten Bermudez, Beichtvater am Hofe zu Madrid, charakterisiert Saint-Simon, wobei hervorzuheben ist, daß Saint-Simon während seines Aufenthaltes zu Madrid als französischer Botschafter viel mit Bermudez verkehrt hatte:

Bermudez, Spanier bis ins Mark, haßte Frankreich und die Franzosen, war heimlich dem Hause Österreich ergeben und mit der ganzen italienischen Kabale verbunden (a. a. O. S. 19, 133).

Vorgänger von Bermudez als Beichtvater des Königs war sein Ordensbruder d'Aubanton, der die gleiche große politische Rolle in Spanien spielte wie seine Ordensgenossen Caussin, Coton, La Chaise, Tellier usw. in Frankreich und Becan, Lamormaini usw. in Wien. D'Aubanton, früher Assistent des Ordensgenerals zu Rom und, wie Saint-Simon versichert, Verfasser der so viel Unheil und Verwirrung anrichtenden Bulle Unigenitus gegen die Jansenisten (Mémoires 11, 110), hatte den Jesuiten Robinet beim König ersetzt:

Ce changement de confesseur, sagt Saint-Simon (a. a. O.), fut un grand et long malheur pour les deux couronnes [Frankreich und Spanien].

Welchen Wert d'Aubanton sich und seiner Stellung als königlicher Beichtvater beimaß, und welches Gewicht der Jesuitenorden auf diese Stellung eines der Seinigen legte, geht aus der interessanten Mitteilung d'Alemberts hervor (Œuvres. Paris 1805, 10, 57):

d'Aubanton habe Ludwig XIV. bewogen, dafür zu sorgen, daß Philipp V. von Spanien einen Jesuiten — zunächst d'Aubanton selbst — zum Beichtvater nehme. Und die regelmäßige Ernennung eines Jesuiten zum königlichen Beichtvater in Madrid wurde auf Betreiben der Jesuiten sogar als wesentliche Bedingung des guten Einvernehmens zwischen Frankreich und Spanien durch einen Geheimartikel in dem Friedensvertrage von 1720 festgesetzt (vgl. Döllinger-Reusch, Moralstreitigkeiten, I 102[1]).

Einer der gewandtesten politischen Agenten seiner Zeit war der Jesuit Monod, Beichtvater der Herzogin Christine von Savoyen, der Tochter Heinrichs IV. von Frankreich. Ihr Mann, Viktor Amadeus I. von Sa-

voyen, benutzte Monod häufig zu diplomatischen Sendungen. Sein Biograph Raimond sagt von ihm in der Biographie universelle:

Monod beherrschte Paris, Madrid, Rom und Turin. Kardinal Richelieu erkannte die Gefährlichkeit Monods, der sich mit seinem Ordensbruder Caussin, dem Beichtvater Ludwigs XIII., verbunden hatte, und setzte die Entfernung der beiden Jesuiten vom Hofe durch (Grégoire, a. a. O. S. 193 f.).

Sehr unrühmlich war die Rolle, welche der Beichtvater des Herzogs Karls IV. von Lothringen, der Jesuit Cheminot spielte.

Er unterstützte den Herzog in seinem Verlangen, von seiner Frau, mit der er in 12jähriger Ehe gelebt hatte, getrennt zu werden, um ein Fräulein de Cantecroix heiraten zu können. Und dabei war Cheminot auch Beichtvater der Herzogin! Rom entschied im Jahre 1664 gegen den verliebten Herzog und den gefälligen Jesuiten (Grégoire, a. a. O. S. 181).

Ausgeprägt deutschfeindlichen Charakter zeigte die politische Tätigkeit des Jesuiten Vervaux unter Maximilian I. von Bayern.

Vervaux war Maximilians Beichtvater und „darf, wie der katholische Steinberger eingesteht, geradezu als Urbild eines geschmeidigen Hoftheologen gelten" (a. a. O. S. 20). Im Frühjahre 1645 wurde er mit Wissen und Gutheißung seiner Ordensoberen — es existiert darüber ein Schreiben des Provinzials der oberdeutschen Ordensprovinz, Nikasius Widmanns, an den Oberen des Jesuitenprofeßhauses zu Paris — von Maximilian nach Paris geschickt, um eine Verständigung zwischen Frankreich und Bayern anzubahnen. Vervaux trat die hochpolitische Gesandtschaftsreise unter dem Decknamen und mit dem äußeren Auftreten eines Chevalier Baptiste de Clorans am 3. März 1645 an. Am 5. und 11. April hatte Clorans-Vervaux Besprechungen mit Mazarin, die aber erfolglos blieben, und unverrichteter Sache traf der Chevalier-Jesuit am 22. Mai wieder in München ein (die Einzelheiten mit dokumentarischen Belegen bei Steinberger, a. a. O. S. 41—45).

Zwei Jahre später (1647) verfaßte Vervaux ein Gutachten für sein Beichtkind Maximilian I., worin er abermals ein Bündnis Bayerns mit Frankreich befürwortet und es für erlaubt, ehrenhaft und notwendig erklärt. Das Gutachten schließt mit den Worten:

„Wenn die Sache Erfolg haben wird, dann werden die Österreicher und Spanier diejenigen verehren, welche sie verachtet haben, und eine maßvollere Haltung einnehmen."

Daraus wird offenbar, daß der Jesuit Vervaux das bayerisch-französische Bündnis nicht etwa anstrebte, um die protestantischen Mächte zu besiegen, daß es sich also nicht um eine religiös-konfessionelle Sache handelte, die das Gutachten eines Beichtvaters allenfalls erklärlich machen könnte. Nein, der Jesuit griff in die eigentliche Politik ein; auch gegen Österreich und Spanien, d. h. gegen katholische Mächte, richtete sich der jesuitische Plan (die Einzelheiten bei Steinberger, a. a. O. S. 97 f.).

* * *

Daß die Fürsten nicht immer freiwillig ihre Beichtväter aus dem Jesuitenorden wählten, sondern daß der mächtige Orden die einflußreichen Stellen durch Drohungen sich zu verschaffen wußte, geht hervor aus einer Mitteilung Mareschals, Leibarztes Ludwigs XIV. von Frankreich. Mareschal berichtete dem Herzog und der Herzogin von Saint-Simon:

Der König habe ihm erzählt: Sein langjähriger Beichtvater, der Jesuit La Chaise, habe ihn, den König, kurz vor seinem Tode dringend gebeten, den künftigen Beichtvater doch wieder aus dem Jesuitenorden zu nehmen; einzig das Interesse für die Person des Königs bestimme ihn zu dieser Bitte; er, La Chaise, kenne seinen Orden, und obwohl das viele Schlechte, das man über den Orden verbreite, nicht wahr sei, so könne er doch nur wiederholen: „er kenne seinen Orden, und er beschwöre deshalb den König, die Bitte zu erfüllen; die Gesellschaft [Jesu] sei sehr ausgedehnt, zusammengesetzt aus verschiedenartigsten Köpfen, für die man nicht immer die Verantwortung übernehmen könne; er, der König, solle sie, die Gesellschaft Jesu nicht zum Äußersten bringen, ein böser Streich sei rasch ausgeführt." Saint-Simon fügt bei: „Die Erwägung solcher Macht des Ordens sei es gewesen, die Heinrich IV. bestimmt habe, die Jesuiten zu begünstigen ... Ludwig war nicht bedeutender als Heinrich IV.; er hütete sich, die Eröffnung des Paters La Chaise zu vergessen und sich der Rache der Gesellschaft Jesu auszusetzen, indem er seinen Beichtvater außerhalb ihrer Reihen wählte. Er wollte leben und in Sicherheit leben. So beauftragte er die Herzöge von Chevreuse und Beauvillier, mit aller möglichen Vorsicht zu erkunden, wen unter den Jesuiten er am besten als Beichtvater nähme" (Mémoires. Paris 1873, 6, 238 f.).

* * *

Auch über die materielle Stellung der jesuitischen Fürsten-Beichtväter ein kurzes Wort:

Die Jesuitenbeichtväter der Könige von Frankreich erhielten eine jährliche Rente von 6854 Livres, davon 3000 Livres für den Unterhalt eines Wagens. Sooft der Beichtvater bei Hofe aß, mußte ihm eine Mahlzeit von sechs Gängen vorgesetzt werden (Journal historique de Trévoux. Verdun, Avril 1709,

S. 247). Ludwig XIV. hatte seinem Beichtvater, dem vielgenannten Jesuiten La Chaise, ein prächtiges Landhaus als Ruhesitz zum Geschenke gemacht. Es stand, wo jetzt der berühmte Pariser Friedhof liegt, der nach dem jesuitischen Königsbeichtvater seinen Namen trägt: Père La Chaise. Der Jesuit d'Aubanton, königlicher Beichtvater zu Madrid, bezog ein Gehalt von 4000 Livres (Saint-Simon, Mémoires, 16, 205).

* * *

Den Schluß des Abschnittes mögen einige Äußerungen, teils von Jesuiten, teils von anderen, über jesuitische „Politik und Fürsten-Beichtväter" bilden.

Einen sehr interessanten Einblick in die Auffassung des Ordens von Fürsten-Beichtvätern gewährt der Geheimbericht des Visitators der oberdeutschen Ordensprovinz vom Jahre 1596, des Jesuiten Paul Hoffäus:

Auch der jetzige Papst [Klemens VIII] hat, indem, wie fromm geglaubt wird, Gott durch ihn als seinen Statthalter redete, uns öffentlich zum Vorwurfe gemacht, daß wir uns in die Angelegenheiten der Fürsten und Staaten einmischten und gewissermaßen die Welt nach unseren Ansichten regieren wollten. So ist es gekommen, daß die letzte Generalkongregation [die fünfte, 1593—1594] durch die strengsten Dekrete [Decr. 47. 79; vgl. S. 46] uns geboten hat, uns von solchen Geschäften fernzuhalten. Und wenn wir nicht, durch so viele schlimme Folgen geschreckt, endlich klug werden, so ist zu fürchten, daß wir einmal zu unserem viel größeren Schaden die strafende Hand Gottes fühlen werden. Man sagt freilich, unsere Beichtväter, welche die Gewissensräte von Fürsten sind, seien in dieser Hinsicht milder zu beurteilen. Sie sollten jedoch wissen, daß es sich hier um ein Verbot in den Konstitutionen und in den Dekreten der erwähnten Kongregation handelt, und zugleich bedenken, daß ihnen alles nur durch eine Dispensation gestattet ist, vorausgesetzt, daß beide Teile dispensiert worden sind, und nicht bloß der eine Teil. Von einer solchen Dispensation darf aber nur maßvoll und vorsichtig Gebrauch gemacht werden, damit nicht für die Gesellschaft üble Folgen erwachsen, und, was die Hauptsache ist, damit nicht größere geistliche Güter, die zur Ehre Gottes und zum Heile des Nächsten zu übernehmen sind, gehindert werden. Möchten die Beichtväter auch die Worte der Dispensation sorgfältig beachten, die sich vielleicht nur auf zweifelhafte Fälle bezieht, auf solche, bei denen es ihnen nicht hinreichend gewiß ist, ob die Sache nur wenig oder gar nicht das Gewissen berühre, während der General [Klaudius Aquaviva] vielleicht will, daß sich die Unsrigen um rein politische Dinge gar nicht bekümmern, oder nur dann, wenn zu fürchten ist, daß der Fürst schwer betrübt oder beleidigt werde, falls ihm der Beichtvater in einem Falle den Dienst verweigert. Ferner, da die Einmischung in weltliche Angelegenheiten unserem Institute so sehr widerspricht, daß wir fürchten müssen, Gott werde unseren darauf bezüglichen Beratungen seinen Beistand versagen, und es könne darum durch unseren Rat der Fürst auf den unrechten Weg gedrängt werden, scheint es geraten, daß die Beichtväter, soweit es möglich ist, nicht leicht ohne den Rat des Oberen [des Jesuitenordens] den Fürsten zu dem einen oder zu dem anderen raten, und daß sie ihn vielmehr bestimmen, zuvor seine Ratgeber um ihre Ansicht zu fragen, ehe er die Unsrigen auffordert, die ihrige zu sagen. Sonst könnten die Ratgeber des Fürsten mit Recht meinen, die Politik werde nach dem Sinne der Jesuiten bestimmt und sie würden nur pro forma und ohne Erfolg gehört, was sie sehr verletzen, uns aber sehr schaden würde. Dieses sage ich nicht, um die Beichtväter zu verwirren und ihnen Schlingen zu legen, sondern um sie zu ermahnen, nicht zu sicher und zu frei sich auf weltliche Verhandlungen einzulassen, sondern wenigstens mit einer gewissen heilsamen Furcht und Maßhaltung, und lieber solchen Dingen auszuweichen, soweit dies in anständiger Weise und ohne Anstoß geschehen kann (bei Reusch, Beiträge zur Geschichte des Jesuitenordens; Zeitschrift für Kirchengeschichte. 1894, S. 265 ff.; Reusch stützt sich auf ungedruckte Archivalien aus dem Münchener Staatsarchiv, die ihm im Original vorlagen).

Offene Worte, die auf die Stellung des Jesuitenordens zum Amte eines Fürsten-Beichtvaters helles Licht werfen, spricht auch der Jesuit Viller.

Viller, Beichtvater des Erzherzogs Karl von Steiermark, war einer der einflußreichsten Jesuiten Österreichs; lange Jahre bekleidete er die wichtigsten Ämter des Ordens: Rektor, Provinzial. Weil er bei Hofe in großer Gunst stand, hatte er unter seinen Mitbrüdern viele Neider und heimliche Ankläger beim Ordensgeneral. In verschiedenen langen und scharfen Schreiben verteidigte er sich. Am 8. Juni 1598 schrieb er an den Jesuiten Duras, deutschen Assistenten des Ordensgenerals Aquaviva:

Im Anfange der Gesellschaft [Jesu] freuten wir uns alle, wenn einer bei einem Fürsten in Gunst stand, und man arbeitete dahin, daß die Fürsten uns gewogen werden. Jetzt sind einige darüber bös und neidisch, wenn jemand in Gunst steht und fruchtreich arbeitet. Unter dem Scheine des Guten eifern sie für die Disziplin und sind voll des Neides (bei Duhr S. J., a. a. O. S. 45).

In einem Schreiben des Beichtvaters der Kaiserin Maria, Gemahlin des Kaisers Maxi-

milian II., des Jesuiten Francisco Antonio an den Ordensgeneral Mercurian vom 30. April 1576 heißt es:

Es gibt keinen Bischof, keinen Gesandten, keinen Herrn, der nicht einige Jesuiten bei sich haben wolle; die Türe [zu den Fürstenhöfen], welche durch die Gelübde nach der Profeß geschlossen, scheint in gewisser Weise sich auf diesem Wege wieder [für die Jesuiten] zu öffnen. Denn es fehlt nicht an solchen, welche nach diesen Posten bei den Fürsten streben, woraus sich dann große Übelstände ergeben. Einmal gewöhnt man sich an eine gewisse Freiheit, die unseren Regeln wenig entspricht ... Endlich kommt wenig geistlicher Nutzen dabei heraus; man verbreitet üble Reden über die Gesellschaft, da man sieht, daß die Unsrigen an den Höfen bedeutende Mißstände zulassen oder nicht sehen wollen, nur um sich dieser Freiheit und Ehre zu erfreuen.

Paolo Sarpi berichtet in einem Briefe an Leschasser vom 27. März 1612:

So viele Intrigen sie [die Jesuiten] in Italien auch gegen uns [d. h. gegen Venedig, aus dessen Gebiete die Jesuiten ausgewiesen waren] anzetteln, sie halten keinen Vergleich aus mit dem, was sie in Konstantinopel ins Werk setzen. Dort tun sie alles, um die Türken gegen uns aufzuhetzen (Le Bret, Magazin. Frankfurt 1773, 3, 542).

Eine handschriftliche Aufzeichnung von Leibniz vom 28. August 1682 enthält die Stelle:

Dans quelques jours nous reprendrons cette matiere, où nous verrons combien il est peu à propos que les Ecclesiastiques se mêlent des affaires d'Estat, et principalement les Jesuites, qui sont aujourd'huy si puissans, qu'il leur est fort aisé de pancher la balance du costé, qu'ils croyent le plus à leur bienseance, et ce costé est apparemment celuy de la France, à laquelle il est evident que ces bons peres veuillent sacrifier le trône imperial, en quoy peut-estre ils reussiront, si on continue à les consulter et à les croire à la cour de Vienne (Onno Klopp, Die Werke von Leibniz. Hannover 1866, V 169 f.).

Aus einem auf der Nationalbibliothek zu Paris aufbewahrten italienischen Manuskripte (fonds italiens nr. 986): „Anweisung an die Fürsten über die Art, wie die Jesuiten regieren“:

Da unter den Berichten, welche die Provinziale einschicken, sich auch solche finden, welche die Beschaffenheit, Neigungen und Absichten der verschiedenen Landesfürsten zum Gegenstande haben, so sind der General und seine Beamten in Rom in die Lage versetzt, die politische Weltlage überblicken, beurteilen und das Verhalten des Ordens seinen Interessen gemäß einrichten zu können. Namentlich die Beichte, welche ein großer Teil des katholischen Adels und viele katholische Fürsten bei den Jesuiten ablegen, ist ein Mittel, dem Orden Kenntnis von allen wichtigen Dingen zu verschaffen, wofür sonst die Fürsten Gesandte und Spione für große Summen Geldes sich halten, und was den Jesuiten nun nicht mehr als das Briefporto kostet. Auf demselben Wege erfahren sie auch die Gesinnungen der Untertanen und wissen, wer von ihnen den Fürsten wohlgesinnt ist, wer nicht ... In Rom umschwärmen die Jesuiten alle Tage die Kardinäle, Gesandten und Prälaten, erkundigen sich über das, was vorgeht oder bevorsteht, und suchen die Verhältnisse in ihrem Interesse zu wenden, so daß oft die wichtigsten Dinge einen ganz anderen Ausgang nehmen, als den Fürsten erwünscht ist. Der größte Teil der Geschäfte der Christenheit geht durch ihre Hände. Von Gregor XIII. wußten sie es zu erlangen, daß er allen Legaten und Nuntien befahl, Jesuiten zu Gefährten und Vertrauten zu nehmen ... Jesuiten, die in das Vertrauen eines Fürsten gezogen werden, fragen in wichtigen Vorkommnissen sogleich beim General an und befolgen seine Anweisung (abgedruckt bei Huber, Geschichte des Jesuitenordens. München 1873, S. 101 ff.).

Macaulay faßt sein Urteil in die Worte:

Die Geheimnisse aller Regierungen von ganz Europa ... waren in ihren [der Jesuiten] Händen. Von einem protestantischen Lande zum anderen schlichen sie in Verkleidungen, als heitere Kavaliere, als einfache Bauern, als puritanische Prediger (Macaulay, The History of England, II 55. London 1849).

Und im Gefühle, damit die Bahn frei gemacht zu haben, legt er dann ungescheut Zeugnis ab für die politische Riesenmacht des Ordens:

Colbert, Louvois, Seignelai, Pontchartrain und Croissy, die Minister Ludwigs XIV., umgaben sich mit den Ratschlägen des [Jesuiten-] Paters Antoine Verjus; der Marschall von Luxemburg und Villars holten seine Ansicht ein in wichtigen Angelegenheiten; der Graf von Crécy, Gesandter Frankreichs beim deutschen Reichstage, wollte nicht als der einzige der Erleuchtungen des Jesuiten beraubt sein. Er beschwor Ludwig XIV., für ihn diesen diplomatischen Helfer von den Oberen des Ordens zu erlangen, und so wurde Pater Verjus [von seinen Oberen] bevollmächtigt, sich nach Deutschland zu begeben. Dort erwarb er durch die Weite seines Geistes und die Mäßigung seines Charakters sich bald die Achtung der katholischen und selbst der protestantischen Fürsten. Freiherr von Schwerin, Gesandter des Brandenburger Kurfürsten, Grote, Gesandter von Hannover, beide eifrige Lutheraner, waren seine besten Freunde ... Die be-

rühmtesten Parlamentarier [Frankreichs] befolgten die frommen Ratschläge des [Jesuiten] Jean Grasset (a. a. O. 4, 468 f.).

Drittes Kapitel.

Wynandsrade. Blyenbeck. Ditton-Hall.

Mein Leben als Scholastiker der „Gesellschaft Jesu" (wie sehr zu Unrecht der Jesuitenorden diesen Namen führt, habe ich gezeigt) spielte sich ab in den „Studienhäusern" (Kollegien) Wynandsrade, Blyenbeck (beide in Holland gelegen) und Ditton-Hall (England).

Auf dies Leben — es umfaßt sieben Jahre, 1880—1887 — gehe ich etwas ein.

* * *

Vom Äußeren des Lebens ist trotz Verschiedenheit der Orte und Zeiten doch nur Gleichförmiges zu berichten. Überall war ich umschlossen von derselben Tagesordnung, von denselben Gewohnheiten. Das jesuitische Ordensleben, zumal während der Ausbildungszeit, d. h. während des Scholastikats, ist ein mit absoluter Regel- und Gleichmäßigkeit gehendes Uhrwerk. Für den Scholastiker ist, von morgens 4 Uhr bis abends 9 Uhr, ein Tag wie der andere: Frömmigkeitsübungen, Studien, Erholung, Erholung, Studien, Frömmigkeitsübungen; und zwar alles zu ganz den gleichen Stunden.

Ich will damit keinen Tadel aussprechen, eher das Gegenteil. Auf Gleich- und Regelmäßigkeit ist jeder Beruf bei Ausbildung seiner Mitglieder angewiesen, will er sie zu Hervorragendem befähigen. So gleich- und regelmäßig wie im Jesuitenorden verläuft allerdings das Leben keines in anderen Berufen Stehenden, nicht einmal das des Soldaten. Wenigstens etwas Zeit und Raum für individuelle Betätigung und für Freiheit ist überall anderswo vorhanden, denn überall anderswo geht die Absicht nicht auf Vernichtung des Menschen als Eigenpersönlichkeit. Der Jesuitenorden aber will, wie schon öfter hervorgehoben, aus dem ganzen Menschen den ganzen Jesuiten machen, und deshalb die Unterdrückung jeder Freiheit, auch im Äußeren. Selbst das, was scheinbar notwendig mit Freiheit und Individualität verbunden ist: die Erholung, ist in Wirklichkeit Zwang und Unfreiheit. Denn mit wem man sich „erholen" soll, sei es in den täglichen zwei Erholungsstunden nach dem Mittag- und Abendessen, sei es auf den wöchentlichen zwei Spaziergängen, ist genau vom Oberen vorgeschrieben. Wahlfreiheit im Umgange der Scholastiker unter sich gibt es nicht; das Turmen-Wesen herrschr auch hier. Streng ist auch verboten, eine „Erholung" nicht mitzumachen, obwohl oft gerade darin wirkliche Erholung liegt.

Diese starre Gesetzmäßigkeit des äußeren Lebens, welche Ausnahmen so gut wie gar nicht kennt, die das Jahr des Scholastikers 365 mal in mathematisch genau gleiche Teile und Teilchen teilt, ist ein mit sanfter, aber unwiderstehlicher Energie wirkendes Mittel, das Individuelle im einzelnen zu ertöten. Das Abschleifen und Abhobeln der Eigenart, das im Noviziat mit intensiver Kraft einsetzt und leicht und geräuschlos „rollende Kugeln" aus den Menschen drechselt, bleibt auch im Scholastikat in Tätigkeit. Denn da die „Kugeln" lebendig sind, könnten Ecken aus ihnen wieder hervorwachsen. Das muß verhindert werden; und deshalb das stete In-Gang-Halten der gleichmäßig arbeitenden Maschine des äußeren jesuitischen Lebens.

Auch noch eine andere dem Orden dadurch zugute kommende Wirkung ist zu erwähnen. Das fortwährende Beschäftigtsein, und zwar unter steter strenger Aufsicht, der absolute Mangel wirklich freier Zeit, in der man zu sich selbst kommen und über sich selbst verfügen könnte, schränkt das freie Denken wesentlich ein. Man hat nicht Zeit nachzusinnen über Bedenken und Schwierigkeiten, die das Ordensleben einem aufstoßen macht. So kommen die gegen den Jesuitismus sich regenden Widerstände nicht zur Entfaltung. Eine bis auf die Minute geregelte Tätigkeit reißt fort über Dunkelheiten, Zweifel, Widerwillen.

Zum äußeren Leben dieses Zeitabschnittes gehörten auch die Studien, die ich zu betreiben hatte: Humaniora und Rhetorik in Wynandsrade (1880/1881), Philosophie in Blyenbeck (1881—1883), Theologie in Ditton-Hall (1883—1887). Ich werde sie in einem eigenen Abschnitte behandeln.

* * *

Innerhalb des starren Rahmens lebte ich ein bewegtes inneres Leben. Ich war im Noviziat trotz allem nicht zur „Kugel" geworden. Meine Individualität hatte ich mir bewahrt; sie hatte sich aller gleichmachenden Askese gegenüber aufrecht erhalten. Aber eben wegen ihrer Kraft bereitete sie mir schwerste Leiden, die freilich schließ-

sich nach langen und harten Kampfesjahren zur Freude der Freiheit führten.

Mein Oberer (Rektor) in Wynandsrade war der Jesuit Hermann Nix, derselbe, der im Hartmann-Ebenhöch-Prozeß die häßliche Rolle hinter den Kulissen spielte.

Eigentlich ist es nicht das Amt eines Jesuiten-Rektors, regelmäßiger Seelenführer seiner Untergebenen zu sein, dafür ist der „geistliche Vater" da (in Wynandsrade war es der Jesuit Eberschweiler), allein Nix riß die Funktion, wenigstens uns Scholastikern und besonders mir gegenüber, an sich.

Nackt und bloß habe ich meine Seele vor ihm gemacht, rückhaltlos gab ich mich seiner Leitung hin. Und daß ich nicht schon damals den Orden verließ, daß ich vielmehr gefestigt auf der dornenvollen Bahn weiter schritt, ist das Werk des Jesuiten Nix. Er hat mit nie wankender Stetigkeit und mit nie ermüdender Geduld — gern erkenne ich das an — bei Tag und bei Nacht (denn auch die Nächte wurden für mich zu Kämpfen) mein sich aufbäumendes Ich immer wieder unterjocht unter den Wahnglauben an Kirche und Orden; immer wieder hat er mich, der ich den „heiligen Berufsweg" verlassen wollte, hingewiesen auf das große, leuchtende Ziel: „die Ehre Gottes", und aus meinem eigenen religiösen Idealismus hat er Ketten geschmiedet, mich anzuketten an das jesuitische Götzenbild. Wie ich ihn hasse, diesen Jesuiten echtester Färbung: warmherzig und kalt, idealistisch und nüchtern, weich und hart, fromm und gottlos; gewissenhaft und jeglichen Skrupels bar, leidenschaftlich und kühl berechnend! Er, nicht Novizenmeister noch irgendein „geistlicher Vater", hat mir die Last jesuitischen Daseins so fest aufgebunden, daß die Verknotung 14 Jahre lang hielt. Dennoch muß ich ihm danken für zweierlei.

Was von Energie in mir steckte, ist durch ihn aufgeweckt und angeleitet worden zu zielbewußter Tat; seiner Unterweisung verdanke ich Geschick und Kraft (wie oft habe ich bis in die Gegenwart hinein davon Gebrauch machen müssen!), unübersteiglich scheinende Schwierigkeiten zu übersteigen. Und dann die Hauptsache! Wäre ich fähig geworden, das ultramontane Rom und den Jesuitismus mit Sachkenntnis zu bekämpfen und dadurch Aufklärungsarbeit für die Menschheit zu leisten, wenn ich nach zweijährigem Noviziat schon in Wynandsrade den Orden verlassen hätte? Niemals! Ich wäre wieder geworden, was ich vorher war, und was Millionen sind: ein Katholik, der gläubig, wenn auch vielleicht mit inneren Schwierigkeiten, weiter trottet auf dem vorgezeichneten Wege. Vor allem dies Buch, das Licht und Wahrheit verbreitet über den Jesuitenorden, wäre ungeschrieben geblieben ohne den Jesuiten Nix. Also Dank ihm, trotz Hasses!

* * *

Als ich im Juli 1880 vom Noviziat zu Exaeten ins Scholastikat zu Wynandsrade eintrat, war in meinem Inneren zwar manche Unruhe vorhanden, aber im großen und ganzen stand ich mit beiden Füßen fest auf dem einmal betretenen Ordenswege. Das wurde in Wynandsrade bald und fast plötzlich anders.

Mit der Gelübdeablegung am 13. November 1880 vollzog sich, fast über Nacht, ein tiefgreifender Wandel. Nicht daß ich an dem Inhalte der Gelübde Anstoß genommen hätte. Weit entfernt! Ich wollte „arm", ich wollte „keusch", ich wollte „gehorsam" sein. Aber das unheimliche Gefühl, das mir schon oft zu schaffen gemacht hatte: der Jesuitenorden sei nicht das, was er scheine, in ihm wandle mein Fuß über dunkle Abgründe, nahm mit vorher nie gekannter Kraft von mir Besitz, und zwei Mächte in mir begannen nun harten Streit.

Alles, was durch Vererbung und Erziehung in mir angehäuft war an ultramontan-jesuitischer Anschauung, erhob seine durch Familienüberlieferung und religiösen Glauben machtvoll verstärkte Stimme zugunsten des Ordens. Ihm entgegen richtete sich die Natur auf. Ich wollte glauben an die Gutheit des Jesuitenordens, ich wollte das von den ersten Jahren meiner Kindheit an in ihm verehrte Idealbild aufrecht und unberührt erhalten, und ich konnte nicht. Die aus Kirche und Familie, aus Glauben und Überlieferung heraustönende Stimme weckte kein lebendiges Echo im Innersten meiner Seele. Lebendig, weil natürlich, waren nur Zweifel und Widerstreben. Daraus entstanden für Seele und Leib so qualvolle Zustände, daß Worte sie auch nicht andeutungsweise schildern können. Gemütsleben und Nervensystem litten schwer. Nicht in dem Sinne, daß ich unklar im Denken oder neurasthenisch geworden wäre. Aber bei aller Denkklarheit, Willensfestigkeit und äußeren Ruhe bemächtigte sich meiner eine peinigende Aufregung, die, ich möchte sagen, jede Saite meiner Seele und jede Faser meines Körpers erzittern ließ. Wochen-, ja monatelang gab es für mich keinen Schlaf. Das Bett wurde zu einer Folterbank unerhörter Leiden.

Die Stunden von 9 Uhr abends bis 4 oder 5 Uhr morgens, in denen ich der inneren Zerrissenheit wehrlos ausgeliefert war ohne Möglichkeit äußerer Ablenkung — denn streng war es mir untersagt, durch Aufstehen und Beschäftigung mit anderen Dingen Erleichterung zu suchen — waren Marterstunden im schlimmsten Sinne des Wortes. Und von 4 Uhr morgens bis 9 Uhr abends währte dann der lange Tag, an dem ich im Zwange meine Pflichten erfüllen mußte. Niemand durfte etwas merken von den inneren Leiden; ich mußte gleichmäßig, ja heiter sein; die Schreie und das bittere Weinen meiner gequälten Seele mußten unterdrückt werden. Freilich fand ich etwas Hilfe in der vorgeschriebenen Beschäftigung. Aber welcher Art war sie? Ich als 28jähriger Mann, mit Abiturienten-, Referendarexamen und praktischem Justizdienste hinter mir, saß mit Knaben von 18 Jahren auf der Schulbank, machte lateinische und griechische Pensa, schrieb Aufsätze, lernte Grammatikregeln und Gedichte wie ein Sekundaner.

Und das war noch nicht alles, nicht einmal das Schlimmste.

Gleichzeitig mit den Zweifeln am Orden regten sich Zweifel an meinem Glauben, an meiner Religion, an meiner Kirche. Es tauchte damals das zum ersten Male in deutlicher Gestalt auf, was Jahre früher unbestimmt mich beunruhigt hatte, und was Jahre später der eigentliche Grund wurde, weshalb ich den Orden verließ.

Denn wäre mein Glaube an einzelne Dogmen der römisch-katholischen Kirche und damit an sie selbst nicht vorher zusammengebrochen, niemals hätte ich den Jesuitenorden verlassen, sondern im Glauben an die Kirche, gestützt auf ihr Urteil, daß der Orden gut sei, hätte ich Kraft gesucht und gefunden, mein Urteil und meinen Willen zu „schlachten“; und ich wäre unter Zertretung meiner Individualität den Ordensweg bis ans Ende gewandelt. Aber als der „Fels“ der Kirche unter meinen Füßen zerbröckelte, stürzte selbstverständlich das auf ihm stehende Jesuitenhaus mit ein.

* * *

Im 1. Teile habe ich erwähnt, wie das Dogma von der leiblichen Gegenwart Christi im „Altarsakramente“ mir schon als Kind Schwierigkeiten und Grauen verursachte, und wie später auch mein Glaube an die Lehre der Kirche über Maria und ihre Verehrung einen harten Stoß erlitt. Diese beiden dunkeln Punkte erschienen in Wynandsrade gleichzeitig mit den Zweifeln am Orden wieder an meinem religiösen Horizonte.

Nur wer aus eigener praktischer Erfahrung weiß, wie innig gerade diese Lehren von Christus und Maria verbunden sind mit katholischem Empfinden, wie sehr sie Angelpunkte des katholisch-religiösen Lebens bilden, kann die Furchtbarkeit ihres Wankens und Weichens für ein katholisches Herz ermessen. Es ist keine Übertreibung: man glaubt die Sonne erlöschen zu sehen, wenn diese religiösen Gestirne sich zu verdunkeln beginnen.

Die Schwierigkeiten über das „Altarsakrament“ werde ich, weil sie eng mit formal-theologischen Dingen zusammenhängen, weiter unten besprechen, gelegentlich der Ausführungen über meinen Aufenthalt im Theologie-Kollegium zu Ditton-Hall. Über die Schwierigkeiten in bezug auf Maria und ihre Verehrung sage ich gleich hier das Nötige. Denn obwohl Maria und Marienverehrung auch zum Dogma gehören und somit auch formaltheologische Begriffe sind, ist bei ihnen das Wissenschaftlich-Theologische weit mehr als bei anderen Glaubenslehren geschwunden. Sie sind recht eigentlich ins Volksbewußtsein, ins katholische Tagesempfinden, um mich so auszudrücken, übergegangen.

* * *

Die Marienverehrung hat in der katholischen Kirche Formen angenommen, die nicht bloß der Stellung, welche Maria in der Schrift einnimmt, direkt und offenbar widersprechen, sondern die auch in sich so unschön, so widerreligiös geworden sind, daß ihr Fortbestehen, ja ihre ständig zunehmende groteske Ausgestaltung nur zu erklären ist mit der allgemeinen Verstandes- und Urteilserdrückung, die wie eine Nacht auf der ultramontanisierten katholischen Welt, Hoch und Niedrig, lagert.

Diese Marienverehrung nun, die Arbeit an ihrer Weiterentwickelung, ist ureigenste Domäne des Jesuitenordens. Er hat darin im Laufe der Zeit geradezu Furchtbares an Afterreligion und Aftermystizismus geleistet. Und bis in die Gegenwart hinein ist die jesuitische Marien-Literatur eine Sammelstätte der extravagantesten Lehren und Behauptungen und vor allem der tollsten Andachtsübungen und Wundergeschichten. Proben der Askese, wie „marianische Kongreganisten“ sie zu Ehren Marias übten, habe ich schon im 1. Teile vorgelegt.

Aus der Blütezeit des Ordens kurz vor seiner Aufhebung stammt das Folgende:

In der Mitte des 18. Jahrhunderts führten die Jesuiten in München eine Andacht zum Haarkamm der Jungfrau Maria ein. Ein Gedicht und ein Stück Predigt über die Haare Mariens veranschaulichen die Andacht:

Gott der alle Häärlein zählet,
Hat ihm diese auserwählet,
Mir seynd diese wenig Häärlein
Werther drum als alle Perlein.

Absolons goldgelbe Locken
Schätz ich mehr nicht als die Flocken.
Er selbst gilt bei mir sehr wenig,
Ist ja nur ein Eichelkönig.

Doch Maria deine Locken
Mich zu deiner Lieb anlocken,
Schönste Jungfrau, deine Strehnen
Pfleg ich allzeit anzuflehnen.

Wie im Hohenlied zu lesen,
Seynd der Brauthaar Pfeil gewesen,
Ich befiehl mich deinen Haaren,
Die dem Gspons so angenehm waren.

Steh uns bei in allen Gefahren,
Deck uns zu mit deinen Haaren,
Führe uns an deinen Locken
In die Stadt, wo alle frohlocken.

Aus einer Predigt: „Zu Konstantinopel war ein Janitschar von so dicken Haaren, daß keine Kugel ihm zu schaden vermochte. Ein solches Janitscharenhaar ist das Haar unserer lieben Frau. So komm denn lieber Christ, wenn du schußfrei seyn willst, hierher in unser lieben Frauen Haarkapellen. Verbirg dich hinter die wunderkräftigen Haare der Mutter Gottes und die Kugeln deiner Feinde werden dir nicht schaden. Als hing ein Wollensack über dich, wirst mitten im Kugelregen stehen, wenn du ein Diener der Haare Mariä bist, denn Mariens Haare schützen ihre Janitscharen" (bei A. v. Bucher, Sämtliche Werke, I 87 f.).

Der Jesuit Pemble gab im Jahre 1764 ein „Marienbüchlein" heraus (Pietas quotidiana erga S. D. matrem Mariam), worin er u. a. folgende Andachtsübungen zu Maria empfiehlt:

Alle Stunden soll man sagen: Hl. Maria, mach' uns sanft und keusch; sich geißeln oder Ohrfeigen geben und die Schläge durch die Hände Mariä Gott opfern lassen; immer ein Muttergottesbild auf der Brust tragen; mit dem Finger, wo nicht mit dem Messer, den hl. Namen Mariä auf die Brust schreiben oder ätzen; den Namen Mariä küssen, sooft er im Lesen auffällt; sich bey der Nacht hübsch ehrbar zudecken, daß die keuschen Augen Mariä nicht beleidigt werden; sich zwischen die Wunden Christi und die Brüste Mariä legen, und so viele Gnaden daraus saugen, als möglich ist; wünschen, daß man lieber nicht auf der Welt oder in der Hölle wäre, wenn Maria nicht gelebt hätte; die Augen so im Zaume halten, daß man beym Aufstehen oder Niederlegen nie eine bloße Wade oder Zehe sieht; in Erinnerung der 11000 Jungfrauen, Verehrerinnen der Jungfrau Maria, aus der Gesellschaft der hl. Ursula [diese 11000 Jungfrauen werden heute noch in Köln verehrt], 11 mal ans Herz klopfen; 11000 mal wäre noch andächtiger, etwa mit einem Steine in der Hand; einen Strick an den Hals hängen und sich zur Leibeigenschaft der hl. Maria bekennen; keinen Apfel essen, weil Maria von der Schuld des Apfelessens [im Paradies] frei geblieben; Maria bitten, daß sie einem angenehme Träume von ihr eingebe (Bucher, a. a. O. I 144 ff.).

Solche „religiöse" Verirrungen, die sich auch jetzt noch in Hunderten und Tausenden von „frommen" jesuitischen Monstrositäten äußern, waren mir, trotz meines katholischen Marienglaubens, von jeher schwer verdauliche Speise. Im Jesuitenorden wurde die Speise in vielerlei Aufmachung mir wieder vorgesetzt.

Der Jesuit Hermann Nix war besonderer Marienverehrer. Er erzählte oft, das komme wohl von seinem Namenspatrone, dem „seligen" Hermann Josef, einem Kölner Mönche des Mittelalters, der sich durch ein besonders inniges Verhältnis zu Maria ausgezeichnet habe. An Marienbildern, Marienstatuen (süßlich weichliche Machwerke ohne jeden künstlerischen Wert) war Wynandsrade überreich. Auf alle nur mögliche Weise wurden unsere Gedanken und Sinne auf Maria gelenkt. Redeübungen mußten ihr zu Ehren gehalten, Gedichte auf sie auch von solchen gemacht werden, die, wie z. B. ich, keine Spur poetischer Begabung besaßen. Dies Übermaß marianischer Frömmelei rief den früheren Widerspruchsgeist in mir wach. Die Bilder verzerrter und turbulenter Frömmigkeit, die ich an Wallfahrtsorten wie Kevelaer, Lourdes, Einsiedeln usw. gesehen hatte, tauchten wieder auf. Alles erschien mir unfromm, ungesund. Aber da der Jesuitenorden, ja die Kirche selbst diese Dinge in Schutz nahm, so kam ich mir mit meinem anders gearteten Empfinden als verkehrt und schlecht vor. Es entstanden schwere Konflikte.

* * *

Wie verhielt sich nun meiner inneren Zerrissenheit gegenüber mein Seelenführer, der Jesuit Nix? Daß er mich über die Schwierigkeiten hinwegbrachte, habe ich schon gesagt. Aber wie?

Zunächst war es die uralte, so einfache ultramontane Beruhigungsmethode, die im Jesuitismus Auferstehung und Fortentwicklung erlebt hat, die dieser in allen Sätteln seines Ordens gerechte Mann meisterhaft anwandte: „Alles sind Versuchungen des Teufels; er gönnt Ihnen Ihr Glück und die Gewißheit des Himmels, den er verloren hat, nicht.“

Also der Teufel wurde heraufbeschworen. Schwierigkeiten und Bedenken gegen Glauben und Jesuitenorden, die im Glauben und in Einrichtung des Ordens begründet sind, gibt es nicht, darf es nicht geben. Schlechtigkeit der eigenen Natur und vor allem Einflüsterungen des leibhaftigen Gott-sei-bei-uns sind die alleinigen Quellen aller sich regenden religiösen Widerstände. Ich wiederhole, was ich ähnlich schon einmal gesagt habe: Was alles verdanken römische Kirche und ihre Orden nicht dem Teufel, dem großen ultramontanen Schäferhunde! Lebendigerhaltung des Glaubens an den Höllenfürsten ist geradezu Lebensfrage für das ultramontane Rom. Deshalb die riesige, jährlich anwachsende ultramontan-katholische Teufelsliteratur mit all ihrem blöden Aberglauben.

Selbstverständlich verfing der Teufelsschreck auch bei mir, um so mehr, als der Jesuit Nix ihn vertiefte durch allerlei Andeutungen und Erzählungen aus seiner und anderer Jesuiten seelsorgerlichen Tätigkeit über sichtbares Eingreifen des Teufels.

Mit dem Höllenmotiv verband Nix, religiös und psychologisch klug, zwei andere: den Appell an meinen Idealismus durch den Hinweis auf „die Ehre Gottes“ und die in religiöser Umhüllung erfolgende Aufstachelung asketischen Hochmutes durch Betonung, daß nur zu besonders Hohem und Großem Auserwählte solchen Anfechtungen ausgesetzt seien: im Schmelztiegel der Leiden werde das Gold der Heiligkeit gewonnen.

Mehr brauchte es bei meiner damaligen Gemütsverfassung nicht. So sehr ging ich als Sieger (eigentlich als Besiegter) aus dem Kampfe hervor, daß von da an jahrelang meine Natur wie ein gut dressierter Hund gehorchte. Ein Willensakt, und auch ihr schärfstes Widerstreben verschwand. Über ein Feld von Leichen natürlicher Empfindungen und Urteile schritt ich meines Weges weiter.

Nix muß über meinen „Sieg“ an den Ordensgeneral berichtet haben; denn gegen Ende meines Wynandsrader Aufenthaltes erhielt ich vom Ordensgeneral, dem alten Pater Beckx, ein Schreiben, worin er sich über meine „Fortschritte in der Tugend“ sehr befriedigt äußerte.

* * *

Gerade wegen der eben geschilderten Kämpfe war das Jahr in Wynandsrade ein sehr asketisches. In Selbstüberwindung, Verleugnung der eigenen Neigungen und Verdemütigung konnte ich nicht genug tun.

Ein Laienbruder litt an hochgradiger Schwindsucht, verbunden mit quälendem Husten, wobei er nicht die Kraft besaß, den Schleim auszuhusten. Als Vergünstigung erbat ich mir, viel bei ihm sein zu dürfen, und oft entfernte ich mit dem Finger die zähen Schleimmassen aus Mund und Rachenhöhle des Kranken. — Die Schulbank-Reiterei mit ihren Pensis usw. war mir scheußlich. Aber kein wirklicher Sekundaner und Primaner hat eifriger seine Pennälerpflichten erfüllt als ich mit meinen 28 Jahren. — Häufig erbat ich Erlaubnis, Küchendienste zu verrichten, die auch deshalb besonders angreifend waren, weil die ohnehin karg bemessene Erholungszeit dadurch sehr verkürzt wurde. — Ganz in der Nähe von Wynandsrade liegt der Stammsitz meiner Familie, Schloß Hoensbroech. Merkwürdigerweise war ich früher nie dort gewesen. Brennend gern hätte ich den großartigen Bau, die Wiege meines Geschlechtes, gesehen. Geflissentlich mied ich auf den Spaziergängen, auch nur in die Nähe zu kommen, bis der Jesuit Nix, der davon gehört hatte, mir befahl hinzugehen. — Besondere Hervorhebung verdient auch ein „Lebensopfer“, das ich in Wynandsrade brachte. Die Jesuiten-Askese (auch die allgemein-ultramontane) kennt und empfiehlt die Aufopferung des eigenen Lebens für einen anderen, dessen gefährdetes Leben wertvoller ist als das eigene; d. h. man bittet Gott, „den Herrn über Leben und Tod“, er möge einen selbst sterben und den anderen dafür leben lassen. Voraussetzungen für diesen „heroischen Akt“ sind, daß die Aufopferung mit Erlaubnis des Seelenführers geschieht, und daß man dabei „im Stande der Gnade“ ist, d. h. nicht mit schwerer Sünde belastet. Nun war während meiner Wynandsrader Zeit eine literarische Leuchte der „deutschen“ Ordensprovinz, der Jesuit Kreiten, schwer und, wie uns gesagt wurde, hoffnungslos erkrankt. Meine entsetzlichen seelischen Leiden ließen mir den Tod als Erlösung erscheinen. So fragte ich den Jesuiten Nix, ob ich das „Lebensopfer“, das mir aus dem Noviziat bekannt war, für den Kranken bringen dürfe. Ich erhielt die Erlaubnis und die Anweisung, beim nächsten „sakramentalen Segen“ (eine Abendandacht vor der ausgestellten Monstranz mit der konsekrierten Hostie) mein Leben Gott aufzuopfern. Mit welcher flehentlichen Inbrunst ich das Opfer gebracht, wie innig ich den in der Hostie (wie ich glaubte) gegenwärtigen Gott gebeten habe, mein armes Leben anzunehmen, mich den übermenschlichen Kämpfen zu entziehen und mich (wie ich glaubte)

in die Sicherheit der Ewigkeit einziehen zu lassen, entzieht sich des sprachlichen Ausdruckes. Aber ich lebe noch heute. Auf das Vorkommnis komme ich zurück bei Besprechung meiner gegenwärtigen Stellung zum Glauben an Gott und seine Vorsehung.

Auch körperliche Strengheiten: Geißel und Bußgürtel habe ich in Wynandsrade, mit Billigung meines Seelenführers Nix, mehr als sonst in meiner ganzen Jesuitenzeit angewandt, obwohl mein Körper damals wegen der aus den inneren Kämpfen entstehenden andauernden Schlaflosigkeit „Buße" genug übte.

Härteste Askese war auch, daß ich nach außen nichts verlauten lassen durfte von meinen inneren Leiden. Briefe an meine Mutter und andere mußten Glück und Zufriedenheit mit meinem Berufe kundgeben, während das Gefühl der Verzweiflung mein Inneres durchwühlte; bei Besuchen, die in Wynandsrade wegen der Nähe von Verwandten einige Male stattfanden — auch meine Mutter suchte mich dort auf —, mußte heitere Miene und gelassenes Wesen die Seelenstürme mit ihrer Qual verdecken. Wenn solches Verhalten mir unwahr schien, war die stereotype Antwort des Jesuiten Nix: „Was Sie an Verzweiflung und Widerwillen empfinden, sind nicht Sie; das sind vom Teufel erregte Empfindungen; Sie, in Ihrem besseren Selbst, erkennen Ihr Glück und freuen sich seiner." Noch heute schüttelt mich das Entsetzen, wenn ich an das „Glück" und die „Freuden" denke, die ich damals empfunden habe.

Einem Geschehnisse aus der Wynandsrader Zeit, der schon oben erwähnten „Heiligtumsfahrt" nach Aachen, muß ich wegen seiner asketisch-religiösen Seite noch einige Worte widmen:

Eine für mich schreckliche Nacht ging dem Tage voraus, an dem die „Heiligtumsfahrt" gemacht wurde; körperlich und seelisch war ich dem Zusammenbruche nahe. Flehentlich bat ich den Jesuiten Nix, mich zu Hause zu lassen. „Nein, gewiß nicht, die ‚Heiligtümer' werden ihnen helfen." Stundenlang kniete, stand und saß ich mit den übrigen Scholastikern im Sonnenbrande zwischen Tausenden von Pilgern und starrte mit ihnen betend und singend hinauf zur Galerie des Aachener Münsters, von wo aus die „Heiligtümer" der Reihe nach gezeigt wurden: die Windeln Christi, das Hemd Mariens usw. Wahrhaft „aus der Tiefe" habe ich in der Angst und Not meiner Seele emporgerufen zum Herrn und zu seinen „Heiligen"; Tränen bittersten Elends habe ich im Angesicht der „Heiligtümer" vergossen. Ich Tor! Meine Heilmittel waren nicht die Fabel-Fetzen, genannt „Aachener Heiligtümer". Mein Heilmittel wäre gewesen der Willensentschluß, das Joch von mir zu werfen, das ererbter und angezüchteter Aberglaube mir auferlegt hatte. Aber wie konnte ich damals solchen Willensentschluß fassen, da der Verstand noch in Banden lag?! Der Jesuit Nix lobte mich nach der Rückkehr: die Wallfahrt werde Gottes Segen in reichstem Maße auf mich herabziehen!

In diesem Buche treibe ich keine religiöse Polemik. Eben deshalb aber schiebe ich ein Wort ein über die Unreligion des Wallfahrts- und Reliquienwesens. Mit Geißeln und Skorpionen müßte aus jeder sich christlich nennenden Gemeinschaft solcher Unfug und Schwindel hinausgepeitscht werden. Was Rom in dieser Hinsicht seine Gläubigen lehrt, ist um nichts besser, als was die Lamaisten zu ihrem Dalai-Lama und Taschi-Lama treibt. Loreto, Rom, Trier, Aachen, Lourdes usw. mit ihren „Heiligtümern" und „wundertätigen" Bildern stehen auf gleicher Stufe menschlicher Verirrung und religiöser Degradation wie Lasha, Taschi-Lumpo und die Buddha-Tempel Hinterindiens.

Christus sprach einst das Wort: „Es kommt die Zeit, daß die wahrhaften Anbeter den Vater anbeten werden im Geiste und in der Wahrheit. Gott ist Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn anbeten im Geiste und in der Wahrheit." Wann mag diese vor 2000 Jahren verkündete Zeit wohl kommen??

Unmittelbar bevor ich mit den übrigen Scholastikern meines Jahrganges Wynandsrade verließ, gab uns der Jesuit Nix die jährlichen achttägigen „Exerzitien". Aus ihnen ist eine „Instruktion" zu erwähnen, worin der Hochmuts- und egoistische Molochgeist des Ordens kraß zutage tritt.

Nix wollte zeigen, welche Dankbarkeit und deshalb Selbstaufopferung wir dem Orden schuldeten: er nähre, kleide, unterhalte, unterrichte uns; er verleihe uns Ansehen, öffne uns die Türen zu den höchsten Gesellschaftskreisen, denn ein Jesuit gelte viel überall; kurz, was wir seien, und noch mehr, was wir würden, verdankten wir dem Orden; deshalb sei es unsere Pflicht usw. Mir schien die Theorie sehr anfechtbar. Denn abgesehen davon, daß ich — die Erwägung ging nicht aus Hochmut hervor — auch ohne den Jesuitenorden Ansehen in der Welt genießen würde, sprang mir in die Augen, daß ich und die übrigen für Nahrung, Kleidung, Wohnung, Unterricht, die der Orden uns gab, unseren Leib und unsere Seele, unser ganzes Sein: Willen, Verstand, Gefühl ihm rückhaltlos hingaben, und daß durch dieses Opfer reichlich aufgewogen werde, was der Orden uns gab. Ich äußerte Nix meine Gedanken und erhielt die Antwort: „Lieber Frater, Sie vergessen eins: Gott, der Sie und die anderen von Ewigkeit her zum Jesuitenorden berufen hat, hat Ihnen Leib und Seele, Verstand und Wille nur gegeben, damit Sie diese Gaben im Dienste des Ordens verwerten; durch die Vorherbestimmung Gottes sind also Ihr Leib und Ihre Seele nicht so sehr Ihr Eigentum als vielmehr Eigentum des Ordens." Ich beruhigte mich mit dieser Antwort.

Ein schlagender Beweis meiner damaligen geistigen Befangenheit.

* * *

Der Sommer 1881 führte mich nach Blyenbeck, das mein Vater dem Jesuitenorden nach der Ausweisung aus Deutschland zur Verfügung gestellt hatte. Dort sollte ich zwei Jahre lang Philosophie studieren.

Unter eigentümlichen Gefühlen durchschritt ich Tor und Hof des altertümlichen Schlosses, auf dem ich in meiner Kindheit und Jugend so oft geweilt, von dem aus ich fröhliche Ritte gemacht und an schönen Jagden teilgenommen hatte. Nicht mehr als Sohn des Hauses, der die besten Zimmer inne hatte, sondern als Frater der Gesellschaft Jesu, einer unter 30 oder 40 Nummern, hoch oben unter dem Dache, sommerlicher Hitze und winterlicher Kälte ausgesetzt, ähnlich wie in Exaeten, sollte ich dort wohnen und mit 5, 6 und noch mehr Räume teilen, die schon durch ihre äußere Ausstattung, Stuckdecken und Barockkamine, an anderes erinnerten als an Ordensleben und Scholastik.

Nicht leicht wurde es mir, mich in die so völlig veränderte Stellung zu schicken und an derselben Stelle als ein der Welt abgestorbener Ordensmann zu leben, wo ich früher als junger Grafensohn befohlen hatte und dem Vergnügen nachgegangen war. Jeder Spaziergang in die wald- und heidereiche Umgebung war für mich erinnerungsreich: hier hatte ich mit Brüdern und Schwestern getollt, zu Fuß und zu Pferd, hatte mit ihnen „Räuber und Gensdarmes" gespielt; dort hatte ich Füchse, hier Schnepfen, dort Kaninchen, hier Rehböcke geschossen. Manch kräftigen Willensaktes bedurfte es, die auftauchenden Bilder zu bannen und das Vergangene vergangen sein zu lassen. Aber es ging. Und das Zeugnis kann ich auch hier mir geben, daß ich diesen nicht leichten Verhältnissen gegenüber konsequent und fest das ernste, mit Opfern verbundene Bestreben zeigte, dem Ideale zu folgen, das ich im Ordensstande und in der Gesellschaft Jesu noch immer erblickte. In Blyenbeck teilte mir ja auch mein Oberer, der Jesuit Miller, mit, er habe im geheimen „zweiten Katalog" an den Ordensgeneral über mich berichtet, „daß ich in den Tugenden gute Fortschritte mache und ein homo spiritualis, ein auf das Geistliche gerichteter Mensch sei".

* * *

Im zweiten Jahre des Blyenbecker Aufenthaltes hatte ich die abdicatio bonorum, die Vermögensentäußerung zu machen.

Die Ordenssatzungen (Exam. gen. c. 4, § 2; Constit. III, c. 1, § 7. 25) schreiben die Vermögensentäußerung eigentlich schon für das zweite Noviziatsjahr vor, allein die Gewohnheit, wenigstens in der „deutschen" Ordensprovinz, hat es mit sich gebracht, den Akt erst im vierten Ordensjahre zu tätigen.

Ich habe mich meines Vermögens mit voller Hingabe an die religiöse „Armut" entäußert. Glücklicherweise liegt in der ersten „Entäußerung" nur der Verzicht auf Besitz- und Verfügungsrecht; Eigentumsentäußerung ist erst mit Ablegung der letzten Gelübde verbunden. So war ich nach meinem Austritte in der Lage, wenigstens einen Teil meines Vermögens von meinem ältesten Bruder, bei dem es stehen geblieben war, zurückzuerhalten.

* * *

In Blyenbeck machte ich auch den ersten Schritt auf dem Wege zum Priestertume, indem ich mit den übrigen Scholastikern meines Jahrganges die sogenannten „vier niederen Weihen" (ordines minores) durch einen zum Besuche dort weilenden indischen Bischof erhielt. Da die „Minores" nur Vorstufen zum Sakramente der Priesterweihe sind und dem „Geweihten" keine Verpflichtungen auferlegen, so kann ich die Weihefeier übergehen. Nicht einmal das äußere Zeichen der vier Weihen, die Tonsur auf dem Hinterkopfe, erhielt ich; denn schon seit Jahren trug ich dort eine natürliche „Tonsur".

* * *

Im Juli 1883 beendete ich in Blyenbeck meine philosophischen Studien und wurde nach Ditton-Hall (England) geschickt, um vier Jahre lang scholastische Theologie zu studieren.

Wynandsrade und Ditton-Hall, Anfang und Schluß meines Scholastikats, sind für mein inneres Leben von entscheidender Bedeutung gewesen. In Wynandsrade erreichte es falsche Askese, mich in meinen wankend werdenden religiösen Anschauungen zu befestigen; in Ditton-Hall erhoben sich die alten Schwierigkeiten, durch neue vermehrt, mit verstärkter Wucht. Dort kämpfte ich die furchtbarsten Kämpfe, die meiner Seele dauernde Wunden („Wunden" im jesuitisch-ultramontanen Sinne) schlugen, aus denen dann mählich und mählich das Herzblut meines ererbten und anerzogenen katholischen Lebens strömte, bis nichts mehr von ihm vorhanden war, und ich den Weg zu neuem Leben suchen mußte.

An Ditton-Hall habe ich nur trostlose, und wie trostlose Erinnerungen. Es war für mich eine Hölle, äußerlich und innerlich.

Das unschöne Haus liegt in entsetzlicher Gegend, umgeben von großen chemischen Fabriken (Widneß, St. Helens usw.), die mit ihren giftigen Dünsten meilenweit alle Vegetation zerstören. Gespensterhaft recken, Sommer wie Winter, die abgestorbenen Bäume ihre verdorrten Äste in die trübe Luft, die, schwarz und schmutzig von Rauch und Qualm, kaum jemals durch Sonne erhellt und durchwärmt wird. Wehte der Westwind von den Fabriken her (meistens tat er es), so erfüllte verpestender, mit Ruß vermischter Gestank das Haus. Auf Spaziergängen sah man fast nur Fabrikelend, und die Wege, die man wandelte, waren schwarz von Schlacke und Kohle. Als Trost für das Bedrückende und Abstoßende des Aufenthaltes wurde uns die Beruhigung eingeflößt: ansteckende Krankheiten, schädliche Bazillen und Bakterien kämen nicht auf. Was aber üppig aufkam, waren Kopf- und Halsleiden. Fast ständig litt ich an Heiserkeit.

Die äußere „Hölle" wäre zu ertragen gewesen. Aber die innere!

Zunächst muß ich da meines damaligen Oberen gedenken, der nach Möglichkeit mir die „Hölle" heiß gemacht hat.

Wenige Wochen nach meiner Ankunft in Ditton-Hall fand ein Rektorwechsel statt. Der bisherige Rektor, der Jesuit Hövel, wurde von der im Jahre 1883 zu Rom tagenden Generalkongregation zum Assistenten des Ordensgenerals gewählt, und an seine Stelle trat als Rektor von Ditton-Hall der Jesuit Wiedemann. Schwatzhaft, kleinlich, rachsüchtig, mißtrauisch, eitel, verschlagen, falsch durch und durch, hatte er alle Eigenschaften, um als Oberer Untergebenen das Leben qualvoll zu gestalten. Die Antipathie war gegenseitig; aber während ich mit ehrlichem Bemühen versuchte, in diesem mir in tiefster Seele zuwideren Menschen den mir „von Gott gesetzten Oberen" zu erkennen und zu verehren, ließ er seiner Abneigung freien Lauf. Man muß die alles durchdringende Abhängigkeit des jesuitischen Untergebenen vom jesuitischen Oberen kennen, um zu ermessen, was ein mißgünstiger, noch dazu mit den eben erwähnten Eigenschaften ausgestatteter Oberer für den Untergebenen bedeutet, was es z. B. heißt, solchem Manne „Gewissensrechenschaft" ablegen zu müssen. Von diesem Jesuiten habe ich, wenn ich ihm pflichtgemäß meine Seele eröffnete und ihm sprach von dem Wasser der Trübsal und Verzweiflung, das bis zum Halse meiner Erkenntnis und meines Willens gestiegen war, wenn ich das geradezu namenlose Leid meines Inneren vor ihm ausbreitete, nichts anderes gehört als wegwerfende Worte der Geringschätzung. Überall spürte ich sein Mißtrauen. Mit eisernem Fleiße habe ich stets, so auch in Ditton-Hall, meine Studien betrieben. Wiedemann taxierte mich auf Faulheit und suchte auch anderen diese Meinung über mich beizubringen. Den Jesuiten Nix hasse ich; der Jesuit Wiedemann, in seiner kleinlichen Erbärmlichkeit und Hohlheit, verdient dies Gefühl nicht; für ihn paßt Verachtung. Ich glaube zwar nicht, daß mein Entwickelungsgang durch irgend welchen Einfluß dauernd aufgehalten worden wäre, und daß ich, durch irgend welche Gründe bestimmt, heute nicht dort stände, wo ich stehe; hätte aber während der vier Jahre meines Theologie-Studiums ein besserer Mensch meine innere Leitung gehabt als der Jesuit Wiedemann, die spätere Trennung von Orden und Kirche wäre vielleicht in ruhigerer Weise, in weniger verbitterter Stimmung erfolgt.

Trotz seiner Abneigung gegen mich nutzte aber der Jesuit Wiedemann mich und meine Beziehungen zu weltlichen Kreisen aus, wenn das Ordensinteresse ins Spiel kam.

Einer meiner Mitscholastiker, Frater Cecil Longridge, war vor seinem Eintritt in den Orden englischer Artillerieoffizier in Indien gewesen. Die Vorliebe für artilleristische Probleme, Ballistik usw. hatte er behalten, und vor allem war es die Konstruktion einer neuen Kanone nach dem Draht-System (wire-system), die ihn, trotz Dogmatik und Moraltheologie, beschäftigte. Eines Tages läßt mich Wiedemann kommen und trägt mir auf, an meinen Vetter, den General von Loë, der damals kommandierender General des VIII. Armeekorps in Koblenz war, zu schreiben, ihm die Konstruktionszeichnungen des Fraters Longridge zu schicken und ihn um ihre Prüfung durch Artillerieoffiziere zu bitten. Vielleicht, sagte Wiedemann, sei etwas an der Sache, und dann könne es dem Orden zu großem Vorteil gereichen; ich solle aber den Brief ganz als aus eigener Initiative hervorgehend schreiben, damit man nicht auf die Vermutung käme, der Orden als solcher habe ein Interesse an der Kanonenerfindung. Nach einigen Monaten erhielt ich von Walter Loë eine freundliche Antwort mit dem Bescheid, er habe die Sache prüfen lassen, sie scheine aber nicht praktisch verwertbar. Vielleicht findet sich noch in den Akten des Generalkommandos zu Koblenz Näheres über die Jesuiten-Kanone. Wenn ich nicht sehr irre, wurde die Kanone dann auch dem englischen Kriegs-

ministerium, aber mit gleichem negativem Erfolge, angeboten.

* * *

Mit dem Eintritte in die Theologie war das Priestertum in greifbare Nähe gerückt, und mit dem theologischen Studium wurde das Versenken in die Dogmen der Kirche für mich Berufspflicht. Und da klafften, wie mit einem Schlage, die Abgründe unter meinen Füßen wieder auf, in deren unheimliches Dunkel mein Auge schon früher flüchtig geblickt hatte, von deren intensiver Betrachtung sie aber durch einen asketisch gut geschulten Willen bisher abgehalten worden waren.

Das Wesen des römisch-katholischen Priestertums, sein mystisch-religiöser Höhepunkt, besteht in der Macht, Brot und Wein in den Leib und in das Blut Jesu Christi zu verwandeln. Durch diese Macht ist der Priester Urheber „der wahren, wirklichen und wesenhaften Gegenwart Christi im Altarsakrament".

Der Glaube an die dauernde Gegenwart Christi in der konsekrierten, in den Tabernakeln der katholischen Kirchen aufbewahrten Hostie gehört zu den am mächtigsten sprudelnden Quellen katholischer Frömmigkeit; aus ihr trinken Millionen täglich Lebensmut und Kraft bei geistigen und körperlichen Leiden. Und in der Tat, wer glaubt, daß er mit dem allgütigen und allmächtigen Gott verkehren und sprechen kann wie mit einem körperlich gegenwärtigen Freunde, für den verlieren die Leiden des Lebens viel von ihrer Schwere. Doch von diesem Glauben, der wie Verklärungsschimmer über dem Leben des katholischen Christen lagert und sich keine genaue Rechenschaft über das Wie der Gegenwart Christi in der Hostie gibt, sondern die Gegenwart schlicht, ohne Grübeleien hinnimmt, ist hier nicht die Rede. Mich haben die Schrecken des Dogmas erfaßt, das den Glauben an die Gegenwart Christi theologisch-wissenschaftlich begründen soll.

Die dogmatische Lehre der Kirche, die aber in ihren Einzelheiten der Masse der Gläubigen unbekannt bleibt, lautet:

1. Nach den Worten des Priesters, die er im Auftrage und gleichsam in der Person Christi über Brot und Wein (für gewöhnlich nur während der Messe) spricht: „Das ist mein Leib" und: Das ist der Kelch meines Blutes", sind Wesen und Substanz von Brot und Wein verschwunden, und an ihre Stelle Wesen und Substanz des Fleisches und Blutes Christi getreten (Transsubstantiation). Die „Akzidenzien" des Brotes und Weines (Gestalt, Farbe, Geruch, Geschmack, Gewicht) bleiben aber, so daß für die menschlichen Sinne sich nichts geändert hat. Die Sinne nehmen nach wie vor nur Brot und Wein wahr, obwohl von Brot und Wein in Wirklichkeit nichts mehr vorhanden ist.

2. Der ganze Leib Christi (Haut, Haare, Nägel, Knochen, alle Gliedmaßen, auch die Geschlechtsteile) ist in der konsekrierten Hostie gegenwärtig, und „begleitenderweise" auch das ganze Blut; und die ganze Blutmenge Christi ist im konsekrierten Weine, und „begleitenderweise" auch der ganze Leib Christi gegenwärtig.

3. Der ganze Leib und das ganze Blut Christi sind nicht nur in der ganzen Hostie und in der ganzen Weinmenge, sondern auch in jedem einzelnen Teile des Brotes und des Weines, so daß, wenn konsekriertes Brot und konsekrierter Wein in Tausende von Teilchen und Tröpfchen geteilt werden, in jedem Teilchen und in jedem Tröpfchen der ganze Leib und das ganze Blut Christi vorhanden sind, und zwar ohne neue Konsekrationsworte, allein durch den physischen Vorgang der Teilung.

4. Ein Zerbeißen des Leibes Christi im Munde des Empfängers ist deshalb auch unmöglich, da ja durch jede Teilung, ob sie durch die Zähne oder auf andere Weise geschieht, gleichsam ein neuer Leib Christi entsteht.

5. Obwohl eine natürliche Zersetzung des konsekrierten Brotes und des konsekrierten Weines unmöglich ist, da die Substanzen von Brot und Wein nicht mehr vorhanden sind, so unterliegen konsekrierte Hostie und konsekrierter Wein doch den natürlichen Zersetzungsursachen wie andere Speisen auch, so daß z. B. im Magen des Empfängers die Zersetzung der geschluckten Hostie und des geschluckten Weines ganz auf die gleiche Weise vor sich geht wie bei jeder anderen Speise. Mit dem Eintritte der Zersetzung verschwindet die Substanz des Fleisches und Blutes Christi, und die Substanzen von Brot und Wein treten wieder an ihre Stelle.

6. Konsekriertes Brot und konsekrierter Wein üben, obwohl Brot- und Weinsubstanz nicht mehr vorhanden sind, die Wirkungen von gewöhnlichem Brot und Wein aus, so daß man sich mit konsekriertem Brote, d. h. mit dem Fleische Christi, sättigen und mit konsekriertem Weine, d. h. mit dem Blute Christi, betrinken kann ebenso wie mit anderem Brot und Wein.

7. Der Priester besitzt die Konsekrationsgewalt ständig und unverlierbar; keine Sünde nicht einmal Abfall von der Kirche kann sie ihm nehmen, so daß auch mir diese Wundermacht noch eignet. Auch ist der Priester für Ausübung seiner unerhörten Gewalt nicht an Ort oder Zeit gebunden; auch außerhalb der Messe steht sie ihm, wenn er will, zur Verfügung. Jeder Priester kann also den gesamten Brotvorrat jedes Bäckerladens und den gesamten Weinvorrat jedes Weinlagers in Fleisch und Blut Christ verwandeln, vorausgesetzt, daß Bäckerladen und Weinlager Naturbrot und Naturwein enthalten, und daß die Konse-

krationsworte in oder vor dem Laden und Lager, also nicht in weiter Entfernung davon gesprochen werden.

Diese priesterliche Wundermacht wird auch durch „Tatsachen“ veranschaulicht. Nur zwei Geschichten, die während meines Theologie-Studiums im Umlauf waren: Während der französischen Revolution fiel ein Priester ab, wurde aber trotzdem geköpft; aus Wut und in gotteslästerlicher Absicht verwandelte er das Brot aller Bäckerläden, an denen er in den Pariser Straßen auf dem Wege zum Schaffot vorüberkam, in den Leib Christi. Ein dem Wein ergebener Priester, der selbst am frühen Morgen eines Trunkes nicht entbehren konnte, verwandelte ein ganzes Faß seines Weinkellers in das Blut Christi, um aus ihm auch schon vor der Messe trinken zu können, ohne das strenge Gebot zu verletzen, nichts vor der Messe zu sich zu nehmen. Denn der konsekrierte Wein gehört, eben weil er nicht mehr Wein, sondern Blut Christi ist, nicht zu den Dingen, die vor der Messe oder Kommunion nicht genossen werden dürfen.

Das ist der wesentliche Inhalt des Dogmas von der „wirklichen Gegenwart Christi im Altarsakrament“. Für mich hat von dieser Lehre, seit ich mit ihr bekannt wurde, das Wort gegolten: „Hart ist die Rede, wer kann sie hören.“

Ich brauche die aufgeführten sieben Punkte nicht zu entwickeln, um glaubhaft zu machen, daß und warum mich Schrecken, ja Entsetzen ergriff ob ihres Inhaltes, und daß schließlich der Unglaube Schrecken und Entsetzen verdrängte. Das soll der Inhalt gewesen sein jener lieblichen Erinnerungsfeier, die Christus beim letzten Mahle, das er mit seinen Jüngern einnahm, einsetzte? Solchen brutalen Sinn soll das damalige Brotbrechen und die Darreichung des Wein-Kelches gehabt haben?

Je näher der Tag heranrückte, an dem ich mit dieser Priestergewalt ausgerüstet werden sollte, um so heftiger wurde mein Widerstreben, um so furchtbarer die Seelenangst. Als der Bischof von Liverpool in der Kirche von Ditton-Hall dann wirklich mich und 12 Mit-Scholastiker im Juli 1886 zu Priestern weihte, da hatte der Glaubenszweifel fast schon mein ganzes Innere erfaßt, und in einem nicht zu beschreibenden Zustande ließ ich die Zeremonien der Priesterweihe über mich ergehen. Vergebens hatte ich meinen Seelenführern die Not meiner Seele geklagt. Stets hieß es: „Es ist der Teufel, der Sie versucht; lassen Sie alles unbeachtet.“

Was habe ich gelitten, als ich, wenige Tage nach der Priesterweihe, im alten Schlosse meiner Vorfahren, Blyenbeck, wohin mich meine Oberen geschickt hatten, vor meiner ganzen Familie (Mutter, Geschwister, sonstige Verwandte) meine „Primiz“ feierte, d. h. die erste Messe las! Noch am Abend vorher und am Morgen, unmittelbar vor Beginn der Messe, war ich zum alten Pater Oswald, der zufällig auch in Blyenbeck war, und dem ich damals Vertrauen schenkte, geeilt und hatte ihm unter bitteren Tränen (es waren wahrhaft tragische Tränen) meine Gewissensängste geschildert. Auch er hatte nur den Hinweis auf den Teufel. So trat ich in der Tat vom „Teufel“ getrieben an den Altar und „verwandelte“ Brot und Wein in Fleisch und Blut Christi.

Sechs volle Jahre habe ich die Last dieses Priestertums mit stetig sich steigernder Beklemmung getragen. Trotzdem suchte ich selbst die schwersten mit dem Dogma von Christi Gegenwart zusammenhängenden Pflichten des Priesters zu erfüllen. Dafür nur ein, aber sehr markantes Beispiel.

Aus der Lehre der Kirche folgt als Pflicht für den Priester, daß, wenn er wahrnimmt, daß konsekrierte Hostien vielleicht durch Feuchtigkeit im Tabernakel oder wegen anderer Ursachen zersetzt zu werden beginnen, er sie genießen soll, falls er nicht sicher ist, daß sie schon ganz zersetzt sind, und somit Christus nicht mehr in ihnen gegenwärtig ist. Als ich eines Morgens in einer Pfarrei, wo ich, wie so oft, priesterliche Aushilfe leistete, vor Lesung meiner Messe Beichte hörte, bekannte eine Frau, sie habe soeben bei Empfang der Kommunion die Hostie nicht hinuntergeschluckt, weil der Gedanke, auch die Geschlechtsteile Christi zu verschlucken, ihr zu fürchterlich gewesen sei; die Hostie habe sie in ihr Gebetbuch gespuckt; dort befinde sie sich noch. Nachdem ich vergebens versucht hatte, sie zum Genießen der Hostie zu bewegen, schien mir nichts übrig zu bleiben, als die ausgespuckte Hostie selbst zu genießen. Ich sagte der halb Verzweifelten, sie möge beim Herausgehen aus dem Beichtstuhle das Gebetbuch mit der Hostie zurücklassen. Aus dem Gebetbuche nahm ich dann die von Speichel durchtränkte, zu breiiger Masse zusammengedrückte Hostie und schluckte sie zusammen mit der Hostie, die ich in der Messe, die ich gleich darauf las, konsekrierte, hinunter.

Aus diesem Vorfall erhellt auch, welche Verheerungen unter den Gläubigen angerichtet werden, wenn der fromme, aber unbestimmte Glaube an die Gegenwart Christi in der Hostie verdrängt zu werden beginnt durch die Kenntnis des Dogmas.

* * *

Auch noch zwei andere Grundlehren des römisch-katholischen Glaubens gerieten während meines Theologiestudiums ins Wanken: die Lehre von

der Dreipersönlichkeit Gottes und die Lehre von der Erbsünde.

Die Trinitätslehre ist Widersinn mit buddhistisch-hellenistischen Anklängen, das Dogma von der durch den „Sündenfall" Adams und Evas verursachten Erbsünde ist gleichfalls Widersinn, verbunden mit anthropomorphen und rohen Vorstellungen.

Lange hat es gebraucht, bis ich zu solcher Erkenntnis mich durchrang. Nachdem sie mir aber einmal aufgegangen war, wurde und blieb es mir unverständlich, daß nicht jeder klar und religiös denkende Mensch beide Lehren von sich tut.

Ein Eingehen auf diese „urchristlichen" Dogmen und die Klarlegung ihrer Widersinnigkeit liegt außerhalb des Rahmens meines Buches. Es genügt, festzustellen, daß Trinitäts- und Erbsünde-Lehre für mich auch Ausgangspforten wurden, durch die ich aus ultramontan-jesuitischer Nacht und Gebundenheit hineinschritt in Licht und Freiheit.

* * *

Noch eine Besonderheit des Scholastikats und überhaupt des ganzen Jesuitendaseins ist zu ererwähnen.

Der Jesuiten-Scholastiker wird in völliger Unwissenheit gehalten über Geschichte und Geschicke seines eigenen Ordens. Daß es innerhalb des Jesuitenordens große Übelstände gegeben hat, weiß er nicht, darf er nicht wissen. Was er hört, ist Lob und Verherrlichung, was ihm gezeigt wird, ist nur Licht, kein Schatten. So lebt er dahin in gänzlicher Ahnungslosigkeit über das Tatsächliche. Mit dem festen Glauben an die Überirdischheit des Ordens, an das fast Göttliche seiner Einrichtungen ist er eingetreten; dieser Wahnglaube wird in ihm lebendig erhalten. Es mag hingehen, daß Angriffe der Gegner ihm nicht zu lesen gegeben werden, obwohl die Verheimlichung nicht zeugt von Ehrlichkeit und Vertrauen. Aber auch mahnende und warnende Stimmen aus dem Orden selbst, die, wie wir gesehen haben und noch sehen werden, in jedem Zeitabschnitte sich vernehmlich machten, dürfen nicht an sein Ohr dringen; es hört nur die schwülstigen, ruhmrednerischen offiziellen „Geschichten" des Ordens, die Geschichten, aber keine Geschichte sind. Ich bin überzeugt, selbst die Aufhebung des Ordens durch Klemens XIV. würde verheimlicht, wenn es möglich wäre. Da es nicht möglich ist, wird sie als eine Verirrung des Papstes hingestellt.

Für die geflissentliche Aussperrung geschichtlicher Wahrheit, gerade mit Bezug auf die Aufhebung, kann ich aus eigener Erfahrung ein grelles Beispiel anführen.

Als ich in Blyenbeck einmal das Amt des Vorlesers bei Tische versah, gab mir der Rektor, der Jesuit Miller, den soeben erschienenen dritten Band der Döllingerschen „Beiträge", in dem die „Denkwürdigkeiten" des Jesuiten Cordara enthalten sind, mit dem Bemerken, die „Denkwürdigkeiten" sollten bei Tische vorgelesen werden, ich solle sie deshalb „präparieren", d. h. mich mit ihrem Inhalte vertraut machen. Kaum eine halbe Stunde später — ich hatte noch nicht Zeit gefunden, in das Buch hineinzusehen — werde ich zu dem Sozius des Provinzials, dem Jesuiten Kurte, gerufen, der mir, im Auftrage des Provinzials, mitteilt, die „Denkwürdigkeiten" Cordaras würden nicht vorgelesen, ich solle das Döllingersche Buch wieder zum Rektor bringen. In sichtlicher Verlegenheit empfing mich der Rektor, murmelte etwas von einem „Irrtume", der untergelaufen sei, und nahm das ominöse Buch wieder an sich. Cordara hat, wie wir wissen, mit großer Liebe zu seinem Orden, aber freimütig über die Ursachen der Aufhebung des Jesuitenordens geschrieben. Die offene Anerkennung von Mißständen durch einen so hervorragenden Jesuiten wie Cordara durften wir Scholastiker nicht erfahren.

Es geht den Jesuiten wie den meisten ultramontanen Katholiken: wie sie nichts hören von den furchtbaren religiösen, politischen und sozialkulturellen Sünden und Schandtaten des Papsttums, so hören auch die Jesuiten nichts von den großen Fehlern und Mängeln ihres Ordens. Und wie Hunderte, ja Tausende von Büchern und Schriften den niemals durch Flecken getrübten Glanz der „Göttlichkeit" über und um das Papsttum verbreiten, so verbreiten den gleichen Glanz schier unzählige Jesuiten um ihren Orden. Lobhudeleien, die von der Wahrheit Sonnenweiten entfernt sind, bilden die tägliche Nahrung der Jünger Loyolas.

Solange der Jesuit dies künstlich erzeugte Licht für echtes Licht der Geschichte hält, kommt er sich selbst schlecht, verderbt vor, wenn er an der Vortrefflichkeit seines Ordens zweifelt, und die ihm in Fleisch und Blut übergegangene Theorie von der Teufelsversuchung wendet er rücksichtslos und mit Erfolg auf sich an, so oft eigene Vernunft und natürliches Erkennen ihre Stimmen erheben. Meistens sind es Zufälligkeiten, die einigen wenigen

die Augen öffnen und sie der Dinge Wirklichkeit schauen lassen. Von den Zufälligkeiten, die bei mir den Vorhang zerrissen, berichte ich weiter unten.

Heute scheint es mir unverständlich, daß ich jahrelang in solcher Vertrauensseligkeit habe dahinleben können; damals waren Vertrauensseligkeit und blind-naiver Glaube die Luft, die ich und meine Mit-Scholastiker atmeten.

Es ist eines der schlimmsten unter den vielen Verbrechen, die der Orden an seinen Mitgliedern begeht, daß er ihnen nicht nur die Wahrheit über seine Geschichte verbirgt, sondern „geschichtliche" Unwahrheit ihnen vortäuscht.

Viertes Kapitel.

Mißstände im Orden.

Für jeden, der Dinge unbefangen sieht, ist es klar, daß es auch im Jesuitenorden wie in jeder menschlichen Einrichtung Übelstände gibt.

Der Jesuitenorden selbst aber will davon nichts wissen: sein Ursprung sei fast göttlich, also nehme auch sein Leben, d. h. seine Geschichte, an der Göttlichkeit teil. Nur in allgemeinen Wendungen geben jesuitische Geschichtschreiber geringere Fehler zu. Die vielen und schweren Gebrechen aber, an denen der Orden gelitten hat und noch leidet, werden vor dem großen Publikum und vor den Ordensmitgliedern verborgen. Und während aus den Geheimpapieren des Ordens, die infolge seiner Aufhebung in staatlichen Besitz gelangt sind und in verschiedenen Archiven und Bibliotheken lagern, große Mißstände uns entgegentreten, verkündet die amtliche Geschichtschreibung der „Gesellschaft Jesu" nach wie vor nichts wie Ruhm, Glanz, Fehlerlosigkeit.

Eine lange Reihe belastender Tatsachen habe ich aus Geheimberichten des Ordens schon angeführt. Dennoch scheint es notwendig, auch noch ein eigenes Kapitel den Mißständen zu widmen, und zwar besonders deshalb, um die ganz und gar verlogene jesuitische Ruhmredigkeit — ich erinnere z. B. an die „Imago primi saeculi" (S. 38—42) — gebührend bloßzustellen. Dank seiner Skrupellosigkeit im „Geschichte"-Schreiben umgibt den Jesuitenorden ein so hell strahlender Nimbus, daß er den blindgläubigen katholischen Massen als etwas Überirdisches erscheint, weit vollkommener noch als irgendeine andere religiöse Gemeinschaft. Und selbst die nicht-katholische Welt läßt sich vielfach durch die Scheinwerfer des Ordens blenden. Zu einem guten Teile sieht auch sie in ihm eine Einrichtung, die über ihre Zugangspforte schreiben könnte: Omne humanum a me alienum puto: Alles Menschliche ist mir fern.

* * *

Jedes größere Gemeinwesen besitzt eine „Zeit der ersten Blüte". Eifer und Begeisterung sind während dieser Zeit besonders lebendig und halten Übelstände und Verfall fern.

Solcher „Erstlinge des Geistes" rühmen sich ganz besonders die religiösen Orden der katholischen Kirche, und in erster Linie der Jesuitenorden. Unverfälschte Geschichte enthüllt aber die bemerkenswerte Tatsache, daß beim Jesuitenorden vom ersten Jahrzehnt seines Bestehens an schwerste Übelstände um sich griffen. So sehr Opfermut und Tatkraft einzelner Jesuiten zu allen Zeiten „Erstlinge des Geistes" (in ultramontanem Sinne) hervorgebracht haben, der Orden als solcher kann sie nicht beanspruchen; ihn drücken Gebrechen und Krankheit die ganze Zeit seines Lebens: Jugend wie Mannesalter.

* * *

Zunächst entnehme ich der Geschichte des Ordens aus verschiedenen Zeiten und verschiedenen Orten Bekundungen, Äußerungen, Tatsachen, die das Vorhandensein ständiger, unausrottbarer Übel beweisen. Dann lege ich das Zeugnis eines zu den Koryphäen des Ordens gehörigen Mannes vor, der schon im ersten jesuitischen Jahrhundert Erneuerung an Haupt und Gliedern fordert und das Vorhandensein von „Geschwüren" und „schlechten Säften", die den ganzen Leib durchseuchen, bekundet.

* * *

Das 54. Dekret der fünften Generalkongregation (1593/1594) klagt:

„Weil zum dauernden Schaden ihrer Ruhe die Gesellschaft über und über genug die schwersten Nachteile erfahren hat, die ungeratene Söhne, Störer des Friedens und Anstifter von Neuerungen ihr bereitet haben, und weil viele Provinzen [des Ordens] immer dringender forderten, daß diese Leute mit gebührenden Strafen gezüchtigt würden, so beschloß die Kongregation usw." Das Dekret gibt dann an, daß die weit verbreiteten „Störungen" sich auf

die wesentlichsten Punkte der Ordenssatzungen beziehen und der religiösen Zucht den schwersten Schaden zugefügt haben.

Trotz des Dekretes, das die Ruhestörer „wie eine Pest aus dem Orden zu entfernen" befahl, blieben die Unruhen. Der Orden allein vermochte das Übel nicht zu beseitigen. Er wandte sich an den Papst, und Paul V. erließ im September 1606 die Konstitution Quantum Religio, worin er die schwersten Strafen den „ungeratenen Söhnen" androht.

Doch schon zwei Jahre darauf (1608) sah sich die 6. Generalkongregation zu einem neuen Dekret (das 2.) gegen die „Unruhestifter" genötigt, und 40 Jahre später (1649—1650) finden wir unter den Dekreten der 9. Generalkongregation wiederum zwei (das 5. und 25.), die sich gegen schwere innere Zerwürfnisse wenden (Instit. Societ. Jesu. Romae 1869, I 258. 267. 333. 337).

Aus einer Instruktion des Ordensgenerals Klaudius Aquaviva vom 31. Juli 1598 an die Oberen:

„Da trotz verschiedener Verordnungen, trotz häufiger Ermahnungen an die Oberen, für ihr Amt Sorge zu tragen, trotz teils feierlicher Visitationen der Provinziale [visitationes: ‚Visiten' nennt die Ordenssprache die regelmäßigen jährlichen Besuche der einzelnen ‚Häuser' der ‚Provinz' durch den Provinzial] teils außerordentlicher Visitationen durch Visitatoren [Visitatoren sind unmittelbar vom General in eine ‚Provinz' ausnahmsweise gesandte Patres zum Zwecke der ‚Visite' der ‚Provinz'] dennoch nicht jene Frucht und jener Zuwachs an Geist und Eifer sich kundgibt, die wir alle wünschen, und die hervorzurufen ich durch besondere Pflicht meines Amtes verpflichtet bin, so kam mir nach Beratung mit den Patres Assistenten der Plan, daß ich mich für einige Wochen von der Stadt [ab Urbe = Rom] zurückziehen sollte, um angespannten Geistes die Wurzeln unserer Mißstände zu erwägen und Heilmittel herbeizuschaffen." Nach solcher Einleitung zählt Aquaviva in sechs Kapiteln bedeutende Fehler und Unterlassungen der Oberen auf. Zumal in bezug auf Gehorsam und Keuschheit (Kap. 4 und 5) macht der Ordensgeneral lange Ausführungen, die auf erhebliche Mißstände nach diesen beiden Richtungen hin schließen lassen (Instit. Societ. Jesu. Romae 1870, II 261—275).

Auch was das Gelübde der Armut betrifft, rügt Aquaviva in einer anderen „Instruktion" vieles; unter anderem den sehr bezeichnenden Mißstand, daß die Scholastiker des Ordens durch Abschreiben von Vorlesungen für auswärtige Studenten sich Geld verdienen und dies unter Zustimmung der Oberen ausgeben (Instructio 1, ad renovationem Spiritus 1, 6: a. a. O. S. 282).

Von Anfang an litt der Jesuitenorden schwer unter Mißständen, die ausgingen von den Beichtvätern, welche der Orden den Fürsten und ihren Frauen zur Verfügung stellte (vgl. S. 58ff.). Man lese die zweifellos zurechtgeschnittene und lückenhafte Schilderung, die der Jesuit Duhr aus den Ordensarchiven gibt von dem Verhalten jesuitischer Beichtväter am bayerischen Hofe (Die Jesuiten an den deutschen Fürstenhöfen des 16. Jahrhunderts, S. 96ff.):

Da verstummen in den vertraulichen Berichten der Ordensoberen die Klagen nicht über das wenig erbauliche Benehmen dieser Ordensmitglieder: sie sind hingegeben der Weichlichkeit, der Völlerei; sie wollen ein freies, ungebundenes Hofleben mit Spiel und Jagd führen, ohne an den Ordensgehorsam und die Ordenszucht gebunden zu sein.

Noch nicht 40 Jahre nach Gründung des Ordens schrieb der Provinzial der oberdeutschen Ordensprovinz, der Jesuit Hoffäus, dem Ordensgeneral Mercurian:

Ich glaube bestimmt, daß wir endlich (!) ernstlich für unsere Ordenszucht in Deutschland sorgen müssen (Duhr S. J., a. a. O. S. 122).

Und er belegt den bemerkenswerten Satz durch sein schon oben (S. 24) besprochenes „Memoriale".

Eine große Zahl von Jesuiten (die Tuba magna, II 292 sagt, es seien mehrere Ordensprovinzen gewesen) überreichte dem Papste Klemens VIII. (1592—1605) eine Denkschrift, worin es heißt:

Wer leugnet, daß in unserer Gesellschaft Übelstände sind, ist blind ... Der General besitzt absolute Gewalt; alles lenkt er nach seinem Gutdünken; er fürchtet nichts; er schreckt die übrigen; große und um die Gesellschaft sehr verdiente Männer unterdrückt er, ja fast tötet er sie (Tuba magna, II, 292 f.).

Aus einer anderen, zur gleichen Zeit von Jesuiten an Klemens VIII. gerichteten Beschwerde ertönt die Klage:

Wer Oberer geworden ist, fürchtet niemand, tut, was er will, behandelt die Untergebenen, wie es ihm beliebt, läßt Gehorsam, Demut, Armut außer acht... Obwohl viele Obere unfähig, ärgernisgebend, ruhestörend sind, so läßt der General sie doch in ihrem Amte, um nicht den Schein auf sich zu ziehen, er habe eine schlechte Wahl getroffen. Daher kommt es, daß so viele gezwungen werden, die Gesellschaft zu verlassen, weil der Ordensgeneral mehr der Lüge der Oberen als der Wahrheit der Untergebenen glaubt... Der General ist der Herr der Herren, er tut, was er will, durch keine Gesetze gebunden, er tötet und macht lebendig,

als ob er Gott wäre (in: Liberius Candidus [Scioppius], Tuba magna, Edit. 4, II 295 f.).

Ein besonders schlimmer Mißstand war die procuratio intercessionum externorum, d. h. der Versuch von Jesuiten, sich durch Einwirkung einflußreicher, außerhalb des Ordens stehender Personen Vorteile und Erfüllung persönlicher Wünsche zu verschaffen. Mehrere Generalkongregationen (die 7., 10. und 16.), welche die Jahre 1615—1730 umfassen, mußten sich mit dieser „Pest" beschäftigen und setzten schwere Strafen für „Interzessions-Versuche" fest. Im 20. Dekret der 7. Generalkongregation (1615/1616) heißt es:

Da die Kongregation gebeten worden ist, ein wirksames Heilmittel vorzusehen, um jene zu bändigen, welche für sich oder für andere die Einwirkung Auswärtiger bei irgend welcher Angelegenheit sich verschaffen, so beschließt die Kongregation diese von den Unsrigen veranlaßten Einmischungen Auswärtiger seien als eine Pest jedes gut eingerichteten Ordens mit allen Mitteln zu unterdrücken. Und nicht ohne großen Schmerz erkannte sie diese allmählich einschleichenden Beschützungen und sah, auf nicht geringfügige Gründe und Anzeichen gestützt, voraus, daß die Gesellschaft allmählich in die schwersten Nachteile und Schäden geraten werde, wenn dem Übel nicht sobald als möglich gesteuert werde. Ernst ermahnt sie deshalb alle Oberen, zur Beseitigung des dem ganzen Körper drohenden Übels jene Sorgfalt anzuwenden, welche die Größe der Krankheit erfordert. — Das 18. Dekret der 10. Generalkongregation (1652) wendet sich abermals gegen „diese Pest", und das 17. Dekret der 16. Generalkongregation bestimmt sogar, daß Übertretungen in diesem Punkte „dem Oberen reservierte Sünden sein sollen", d. h. Sünden, von denen nur der Obere lossprechen kann. Die „Pest" muß also immer weiter um sich gegriffen haben (Instit. Societ. Jesu. Romae 1869, I 296).

Allein schon im Jahre 1665 (14. März) mußte der Ordensgeneral Paul Oliva an die Oberen der einzelnen Ordensprovinzen wieder schreiben:

„Zwei Dinge bereiten mir in meinem dornenvollen Amte große Sorge ... Das erste ist die häufige Übertretung der in Kraft des hl. Gehorsams der ganzen Gesellschaft auferlegten Verbote, und besonders desjenigen, das verbietet, sich um die Einmischung und Gunst von Auswärtigen [einflußreicher, nicht zum Jesuitenorden gehöriger Personen] zu bemühen. Denn obwohl diese Verbote in der Generalkongregation geprüft und gebilligt worden sind, sehe ich doch seufzenden Herzens, daß sie von einigen gering geachtet und ohne Skrupel übertreten werden ... Das zweite, was mich bedrückt, ist die Häufigkeit der so oft verbotenen Besuche bei Frauen" (vgl. S. 42 ff.). Der General verlangt Anwendung schärfster Strafen gegen die beiden Übel (Döllinger-Reusch, Moralstreitigkeiten, II 341 f.).

Daß hier der Ausdruck „einige" ein Euphemismus für sehr viele ist, liegt auf der Hand. Gegen „einige" erläßt ein Ordensgeneral kein Rundschreiben, und noch weniger würde er wegen „einiger" verlangen, wie Oliva am Schlusse seines Schreibens tut, daß die Angelegenheit den Provinzialkongregationen, d. h. der Versammlung der Professen der einzelnen Provinzen, vorgelegt werde.

Aus einem Briefe des Jesuiten Aloysius Pfeil vom 3. April 1681 aus der Mission Maragnon:

Schon längst ist es in Deutschland bekannt, daß in den indischen Missionen nichts schwieriger ist als das Zusammenleben mit einigen der Unsrigen. Ja so ist es (aus dem Münchener Staatsarchiv mitgeteilt von J. Friedrich, a. a. O. S. 34).

Die Worte sind um so gewichtiger, als Pfeil sein Schreiben als streng vertraulich, nur für den Rektor in Ingolstadt, Pater Paintner, und für den Assistenten für Deutschland bestimmt, bezeichnet. Überdies war der Jesuit Pfeil, wie ein Schreiben des Missionsoberen von Maragnon an die „deutsche Ordensprovinz" bezeugt, einer der geachtetsten Missionare (J. Friedrich, a. a. O.).

Schwerste Übel zeitigte auch die durch die Ordenssatzungen vorgeschriebene Denunziationspflicht. In einer der 7. Generalkongregation (1615) überreichten (schon S. 92 erwähnten) Denkschrift sagt der Jesuit Hernando de Mendoza:

[Aus der durch die Regel vorgeschriebenen Angeberei rührt her,] daß viele ihre Ehre verlieren und sich schmählich getäuscht sehen, was den Frieden stört und tödlichen Haß erzeugt (Avis de ce qu'il y a à reformer en la Compagnie des Jésuites. 1615, S. 15).

Und schon lange vor Mendoza klagt der Jesuit Hoffäus, Visitator der oberdeutschen Ordensprovinz:

Seinen bittersten Haß zeigt Satan gegen diese heiligste Regel [der Denunziation], indem er zuweilen die Unsrigen überredet, unser h. Vater Ignatius habe die Regel festgesetzt, um in unserer Gesellschaft das scheußliche Verbrechen der Verräterei zu begünstigen, denn diejenigen, welche denunziert worden sind, pflegen die Denunzianten wie Ver-

räter zu hassen (Reusch, Beiträge: Zeitschrift für Kirchengeschichte 1894, Bd. 15, S. 261).

* * *

Zu diesen aus dem Orden selbst herrührenden Zeugnissen gesellt sich ein anderes, dessen Gewicht erdrückend ist, da es auch von einem Jesuiten herrührt, und zwar von einem Manne, der in mehr als einer Hinsicht zu den hervorragendsten Gliedern des Ordens gehört.

Johann Mariana, der Verteidiger des Tyrannenmordes (darüber unten), ist auch Urheber einer Schrift, die ausführlich die im Orden herrschenden Mißstände darlegt. Marianas Ansehen innerhalb des Jesuitenordens steht fest. Nur zwei Stimmen aus der neuesten Zeit. Der Jesuit Reichmann sagt von Mariana im „Kirchenlexikon":

Herrliche Geistesgaben, eiserner Fleiß, tiefe und ausgebreitete Gelehrsamkeit waren verbunden mit den schönsten Tugenden, mit uneigennütziger Begeisterung für die Ehre Gottes und das Wohl der Mitmenschen, für Wahrheit, Freiheit und Recht (8,800);

und der Jesuit Hurter (Nomenclator litterarius. Innsbruck 1907, 3, 759) spricht ihm „großes Genie" und „schärfstes Urteil" zu.

Die Stellen, die ich vorlege, sind aus der im Jahre 1625 zu Bordeaux erschienenen Ausgabe: „Abhandlung des Paters Johann Mariana, spanischen Jesuiten, übersetzt aus dem Spanischen ins Französische und aus dem Französischen ins Italienische" (Discorso intorno a' grand' errori, che sono nella forma del Governo dei Giesuiti. In Bordeos 1625). Die Schrift ist, wohl durch Machenschaften der Jesuiten (vgl. Teil 1), äußerst selten geworden. Nur eine einzige deutsche Bibliothek (die Universitätsbibliothek zu Breslau) besitzt ein Exemplar. Da bei der Übersetzung auf möglichst wörtliche Übereinstimmung mit dem Original Gewicht gelegt worden ist, hat der Stil gelitten.

Meine Absicht ist, mit Gottes Hilfe die Regierungsart unserer Gesellschaft aufzuschreiben, die großen und häufigen Irrtümer, die darin vorkommen, die Unzuträglichkeiten, die daraus entstehen, sowie die Mittel, die anzuwenden wären, um ihr weiteres Umsichgreifen zu verhindern und sie in geeigneter Weise abzustellen. Wohl sehe ich von ferne die Gefahr, der ich entgegengehe, und merke, daß nicht alle dieses mein Unternehmen billigen werden (Vorrede). Wenn trotzdem jemand weiterlesen will, so wird er sich überzeugen können, daß der Schreiber einer der ältesten der Gesellschaft ist, daß er länger als irgendjemand seine Zeit darin verbracht hat, ohne zu wanken, was, wie ich sagen kann, wirklich erstaunlich ist bei all den Unruhen und Veränderungen, die unter uns einander gefolgt sind, und daß derselbe am Ende seines Lebens seine Seele keiner Gefahr aussetzen möchte dadurch, daß er etwas täte, womit er sich gegen Gott verginge, oder woraus seiner Gesellschaft irgend Schaden erwüchse. Überdies hat er selbst schon vor einiger Zeit den vornehmsten Patres der Gesellschaft insgeheim Mitteilung von diesen Beobachtungen gemacht, sowie bei Gelegenheit auf den Versammlungen und Kongregationen. Sollte demnach der Erfolg jetzt nicht so ausfallen, wie er es über die Maßen wünscht, so kommt vielleicht eine Zeit, wo es nützlich sein wird, die Ursachen so vieler Übelstände zu kennen sowie die Empfindung, die ein Mann, durch dessen Hände so viele Dinge gegangen sind, der so viele Provinzen gesehen und so viele Bücher gelesen hat, über die Art und Weise hat, auf die wir uns jetzt regieren (S. 5f.).... Bekennen wir doch ohne zu erröten, daß in unserer Regierung Mängel vorhanden sind (S. 7)....

Was mich betrifft, so hege ich starken Verdacht, es möchten so verderbliche Wirkungen wohl von anderer Seite ausgehen als nur von einigen geheimen Fehlern, die in der Regierung begangen werden: daß nämlich der Ursprung aller Bitternisse, die wir erfahren, daher stammt, daß bei den ersten Entwürfen und Plänen zu unserer Regierung manche Unregelmäßigkeit und Unordnung mit unterlaufen ist, woraus sich nun so üble Folgen ergeben (S. 14)... Ist es nicht ein Fehler, daß die Regierung auf Kritik und Tadel gegründet ist, eine Galle, die sich durch den ganzen Körper verbreitet, die ihn ganz blaß werden und vor Angst erzittern läßt? So daß niemand seinem Mitbruder trauen kann, aus Furcht, ausgeforscht und angezeigt zu werden, damit jener, auf Kosten anderer, die Gunst der Vorgesetzten und besonders des Ordensgenerals erwerbe (S. 15)... Ein weiteres Anzeichen dafür, daß unsere Regierung durchaus nicht wohl geregelt ist, gewinnt man aus den häufigen Unruhen und Wirren, die sich in der Gesellschaft gezeigt, und die Anlaß gegeben haben zu schweren und langen Verdrießlichkeiten (S. 16).... Große Schwierigkeiten ergeben sich, weil die Kinder unserer spanischen Nation keine Neigung zu diesen Studien haben; besonders aber, weil, bei unserem gewöhnlichen Mangel an guten Lehrern, diejenigen, welche nichts wissen und nichts wissen wollen, zwei oder drei Jahre hindurch Tag für Tag dasselbe lesen — was die Eigentümlichkeit der Unwissenden ist — und ihren Zuhörern Ungeeignetes und Barbarismen beibringen, die sie nachher nicht wieder vergessen können, sowenig wie das übrige, das in diesem zarten Alter ihnen eingeprägt wird. Es ist zweifellos, daß man heute in Spanien weniger Latein versteht als vor fünfzig Jahren. Ich glaube und halte es für ausgemacht, eine der Hauptursachen dieses Übels liegt in dem Umstand, daß die Gesellschaft

sich mit der Ausübung dieser Studien befaßt hat. So daß, wenn die Welt das Schädliche, das daraus entspringt, einsähe, ich nicht daran zweifle, daß durch allgemeine Verfügung unsere Schulen aufgehoben würden, wie man denn bereits früher manchen Versuch dazu gemacht hat (S. 30) . . . Man kann, was die Koadjutoren angeht, nicht schließen, ohne zugleich von den Gütern und Einkünften der Kollegien zu handeln, worin ein neues Übel liegt, welches eine große Unordnung in unserer Regierung enthüllt, die man erkennt, wenn man in Erwägung zieht, daß unsere Passiva sehr hoch und dermaßen angewachsen sind, daß sie in dieser Provinz [Toledo] allein 150000 Dukaten übersteigen (S. 41) . . . Die Regierung durch die Oberen ist unumschränkt und unabhängig, wenigstens von den Untergebenen: jeder tritt mit seinem von dem der anderen abweichenden Plan heran; der eine pflanzt, der andere reißt es heraus; einer läßt Hausgerätschaften anfertigen, der nächste stellt sie beiseite, und so werden große Summen Geldes verbraucht. Der fünfte Grund ist, daß an Reisegeld und Briefporto mehr, als man sich vorstellen kann, verbraucht wird. In Ausgaben geht eine so große Menge Geldes auf, daß ein Provinzial vor einigen Monaten auf einer Provinzialkongregation gesagt hat, er habe die Ausgaben für seine Provinz in nur einem Jahre zusammengestellt, und sie hätten sich auf mehr als 3000 Dukaten belaufen, was unglaublich erscheint, da, bei dieser Rechnung, allein die Ausgaben, wie für Briefporto und Prozesse sich in der ganzen Gesellschaft jedes Jahr auf mehr als 50000 Dukaten belaufen würden (S. 42 f.) . . . Im Kollegium zu Alcalà versicherte mir einer dieser [Laien-] Brüder, daß für die Fabrik, die sie eingerichtet haben, sechs weltliche Koadjutoren allein bei der Verwaltung der Einkünfte beschäftigt seien, was ein großer Übelstand ist (S. 43) . . . Wenn nun einige urteilen, es wäre gut, die Gesellschaft ließe es sich angelegen sein, Korn zu säen, Weinstöcke zu pflanzen, Schaf- und Rinderherden zu halten und aufzufüttern, so bin ich der Ansicht: wie vornehme Leute, die sich nicht zu placken brauchen, um ein Gegengewicht zu haben, sich auf die Quälereien der Alchemie und Astrologie werfen oder sich der Erfindung von Maschinen und Werkzeugen widmen, tun genau dasselbe auch die, welche aus Mangel an Geist, Religion und Demut, womit sie Interesse für unseren Orden bekunden und ihm reichlich dienen würden, sich dahinein verlieren, überspannte Mittel ausfindig zu machen . . . Wenn in manchem Punkte die Meinungen auseinandergehen, so geschieht es hauptsächlich bei den Faktoreien. Abgesehen davon, daß man mit Bezug darauf das Dekret der fünften Kongregation für genügend erachtet hat, wodurch den Unsrigen diese Faktoreien durchaus untersagt werden, herrscht auch kein Zweifel, daß sie von drei Übeln begleitet sind, die man nicht entschuldigen kann. Das erste ist die Gefahr, wohinein die rennen, welche sie verwalten, wegen der Gespräche und des Umganges mit Frauen, und weil sie zu allen möglichen Menschen gehen, die wenig zurückhaltend oder gar liederlich sind, wobei man hauptsächlich beobachtet, wie große und schwere Verirrungen, obwohl sie einige Zeit verborgen bleiben, dennoch am Ende aufgedeckt werden und an den Tag kommen. Das zweite ist, daß dazu viele Menschen angestellt sind, die sich in den Räumen aufhalten, wo die Scholastiker essen, ebenso andere, welche angestrengt arbeiten. Das dritte ist, daß unter so vielen Verwaltungen von Herden, Kleinvieh, Mauleseln und Rindern der Geist der Unsrigen wenig demütig und geistlich wird; denn das Innerliche hält gewöhnlich gleichen Schritt mit dem Äußerlichen; und die Fremden, die solche Ökonomie sehen, müssen natürlich glauben, es lebe das Ganze im Überfluß; was so wahr ist, daß das Haus von Villareio allein dies ganze Königreich mit der Meinung erfüllt hat, wir besäßen große Güter. Und um diese Meinung aufzuheben und völlig auszutilgen, genügt es nicht, zu sagen, dies Haus befinde sich in äußerster Dürftigkeit, da ja die große Menge der Rinder und Maulesel, die zahlreichen Herden an Groß- und Kleinvieh Zeugen des Gegenteils sind (S. 44 f.) . . . Wäre es auch nicht so augenfällig, daß die Meiereien keine großen Einkünfte erzielen, so scheint es, bei so vielen auseinandergehenden Anschauungen, doch geratener, daß unsere Brüder sich dem nähern mögen, was der Einrichtung der Gesellschaft gemäß ist, d. h. der Demut, Bescheidenheit und inneren Ruhe, Tugenden also, die unseren Obliegenheiten notwendig sind und keinem Schaden unterliegen (S. 48) . . . . Ich sage also, daß Ursprung und Wurzel aller bereits aufgeführten Verirrungen und Widerwärtigkeiten in unserer Regierung meiner Meinung nach nichts anderes ist als jene nicht recht gemäßigte Alleinherrschaft. Denn obwohl die Gesetze, die wir haben, an Zahl außerordentlich sind, bedient sich ihrer der Pater General nicht und richtet sich nach keinem, ob er nun Ämter und Würden austeilt, Kollegien einrichtet oder vieles andere tut (S. 50) . . . Der vierte Übelstand ist die geringe Übereinstimmung, die geringe Einigkeit in der Regierung. Es ist wirklich bejammernswert, daß man von keiner Reform sprechen kann, ohne daß sie sofort bekämpft wird, und tausend Drohungen angewendet werden. Dieser Übelstand mag auch andere Ursachen haben; eine ist sicherlich die, daß ein einziger gegen so viele unvollkommene und wohl gar abscheuliche Menschen standhalten und ankämpfen muß, während, um sie zu überwinden, ganze Legionen von Soldaten nötig wären. Der Pater General ist fern, die Provinziale und Rektoren mögen es, aus Furcht vor einem Aufstand, mit niemand verderben, wobei denn alles bleibt, ohne daß einer etwas helfen könnte. Und am besten regiert, wer sich dem Plazet der Partei am besten anzupassen und ihre Launen zu unterstützen weiß; daher kommt es, daß das Ganze in Trümmer und Verfall gerät (S. 54) . . . Der fünfte Übelstand, der dem vorhergehenden folgt, ist der Mangel an Züchtigung, wovon man viele Beispiele grober und ungeheurer Fälle niederschreiben könnte, die stillschweigend hingegangen sind (S. 54)

... Daher entstehen Verräter und Spione, die, wie man sagt, in großer Zahl vorhanden sind, wenn auch unter ehrenvollerem Namen, damit sie beim Übeltun noch Gunst einheimsen; so auch die Schmeichler, ein sehr häufiges Laster und gerade der unrechte Weg zur Abstellung der Unsicherheit, die in unserer Regierung herrscht. Da nun der Pater General, auch wenn er abwesend und fern ist, alles selbst zu Ende führen will, und die ganz verschieden lautenden Briefe einander widerstreiten, so ergeben sich Aufschub und Verzögerungen. Es ist erstaunlich, wieviel Zeit verloren geht, ehe man ein Amt besetzt oder eine Angelegenheit entschieden hat, weil man so fern steht, und so vieles damit zusammenhängt, daß man nicht weiß, wo man beginnen soll. Mit Antworten und Erwiderungen gehen ganze Jahre hin, wodurch Plänen und Begünstigungen, Klagen und Berufungen beim Papste und anderen Machthabern weiter Spielraum gegeben wird. Keinen Schaden von Bedeutung in der Gesellschaft gibt es fast, der nicht aus dieser Quelle fließt, die hinsichtlich der Unordnungen am reichlichsten fließt und dennoch am besten verteidigt wird von denen, welche die Ämter innehaben, so daß niemand an diesen Punkt zu rühren wagt, aus Furcht, man möchte ihn für überspannt und leichtfertig halten (S. 55) ... Ich fürchte gar sehr, daß eine weitere Ursache der oben angedeuteten Widerwärtigkeiten und Unordnungen die Ungerechtigkeit sei, die allmählich, unter mancherlei Vorwand, sich völlig zur Beherrscherin unserer Regierung gemacht hat dergestalt, daß sie, nach Art schlechter Säfte im menschlichen Körper, Leidenschaften und üble Vorgänge erregt (S. 56) ... Die Ämter gibt man und verteilt man an sehr wenige. Zwanzig oder dreißig ungefähr haben die Hauptämter inne, und die übrigen, die nach der allgemeinen Meinung nicht geringere Ansprüche haben, sind aus diesem oder jenem Grunde für immer davon ausgeschlossen. Darin liegt ein sehr großer Mißbrauch, um die Wahrheit zu sagen, der, weil er so viele Jahre hindurch gedauert hat, die Geister in Bitterkeit und Widerwillen erhält, woraus immer Geschwüre entstehen, die unter Umständen zu Unruhen und Änderungen ausfaulen, wie man doch jeden Tag sieht (S. 56 f.) ... Die Wahrheit zu sagen, es ist wohl etwas dagegen geschehen, aber sehr wenig, weil man immer nur um dieselben Personen gekreist ist. Und wie der größere Teil für die Ämter untauglich ist, bleiben die ernsten Männer stets davon ausgeschlossen, und infolgedessen werden sie und andere angewidert und unzufrieden (S. 58) ... Bei den Syndikationen, welche nichts anderes sind als geheime Nachforschungen über Irrtümer und Vergehen anderer, die insgeheim ohne Beweis und ohne die Partei zu hören vor dem Superior angestellt werden, finde ich, daß es eine sehr schwierige Angelegenheit ist wegen der Verschiedenheit der Umstände, die dabei auftreten. Lehnen wir diese Nachforschungen gänzlich ab, so steht die Tür allen Vergehen offen, besonders den geheimen; und nicht nur können sie anders nicht unterdrückt werden, sondern sie werden obendrein noch mehr gefördert. Billigen wir sie aber, so verfällt man wieder in einen anderen Übelstand: daß nämlich auf diesem Wege die Guten belästigt werden, weil der Verleumdung und falscher Anklage freier Spielraum gelassen ist, wodurch diejenigen sehr geschädigt werden, die man bezichtigt hat, noch ehe sie etwas davon wissen, oder die Anklagen als falsch erkannt sind (S. 59 f.) ... Ich wage zu behaupten, daß, wenn die Archive unseres Hauses in Rom sorgfältig durchforscht würden, man keinen einzigen anständigen Menschen fände, wenigstens unter denen, die fern und dem Pater General unbekannt sind: weil alle [durch Angeberei] bemäkelt sind, die einen mehr, die anderen weniger (S. 62) ... Das Übel ist, daß man keine Strafe dagegen anwendet, sondern daß diejenigen, welche bei solchen Maßregeln im Spiele waren, sogar zu den Vertrautesten gehören. Wenn dem so ist, wird es durchaus notwendig sein, daß solche verderbliche Archive verbrannt werden; sintemalen es lange her ist, daß man daraus den Nutzen geschöpft hat, den man sich einbildete, und sie im Gegenteil eine Quelle ständiger Unsicherheit und Verwirrung sind, wodurch der Ruf vieler anständiger Leute sehr geschädigt wird (S. 62) ... Ich sage also, daß, soviel ich weiß, es keine Gemeinschaft gibt, worin man so geringe Belohnungen für die Tugend sieht wie in der unsrigen (S. 64 f.) ... Im Gegenteil sehen wir, daß die Gesellschaft keine Belohnungen für die Wissenschaften aussetzt; und außerdem sind gewisse Anerkennungen durch Grade, die man zu verleihen pflegte, aufgehoben worden. Auf dieselbe Weise wird der Gebildete wie der Ungebildete behandelt; ja hinsichtlich der Ämter wird er sogar für ein Hindernis gehalten, mit der Begründung, tüchtige und gebildete Köpfe leisteten in den Geschäften nichts, oder es sei nicht recht, sie von ihren Studien abzulenken. Man beachte jedoch wohl, daß die wahre Ursache nur diese ist: man will, daß alle gleich seien, und keiner sich hervortue (S. 65) ... Daher kommt es, daß unter so vielen tüchtigen Köpfen, die in die Gesellschaft eintreten (in größerer Menge sicherlich als in andere Religionsgemeinschaften), ungeachtet der Ruhe, die sie während ihrer Studien genießen, nur sehr wenige als literarisch Gebildete oder Gelehrte hinausgehen, obwohl es auch am Mangel passender Stellen liegen mag, wo sie sich betätigen könnten. Ferner herrscht großer Mangel an ausgezeichneten Predigern, da man sieht, daß dieselbe Behandlung dem Guten, wie dem Unbrauchbaren zuteil wird: und da das Vorwärtskommen so beschwerlich ist, so begnügt man sich mit der Mittelmäßigkeit. Man kann das gleiche von der geistlichen Erziehung wie von den humanistischen Studien sagen, welche, da sie sehr zurückgegangen sind, nicht geachtet werden: im Gegenteil, man macht sich gar nichts daraus (S. 65 f.) ... Was die Strafen angeht, so ist es gewiß, daß es keine gibt. Es mag einer tun, was er will, und was ihm beliebt, es wird immer auf dasselbe hinauslaufen. Ich lasse die schweren Vergehen beiseite, die ohne Zweifel verheim-

licht werden (worüber manches zu erzählen wäre), mit der Begründung, sie wären nicht genügend erwiesen. Doch geschieht dies, um kein Aufsehen zu erregen, und damit man in der Welt nicht auch über das reden höre, was nicht offen zutage liegt; zumal die ganze Regierung darauf eingestellt ist, zu vertuschen und Erde auf die Irrtümer zu werfen, als ob Feuer ohne Rauch sein könnte. Nichtsdestoweniger üben sie ihre Strenge an einigen armseligen Geschöpfen aus, die nicht Kraft und Verstand haben, sich zu widersetzen, wovon es nicht an Beispielen fehlt. In anderen Dingen können die Superioren große Übeltaten oder Ungerechtigkeiten begehen, ohne daß man auch nur ihr Kleid antastet. Wenn ein Rektor oder Superior Ungehöriges tut, die Brüder grausam schlägt oder geißelt, die Regeln und Satzungen verletzt, ohne Sinn und Verstand etwas ausheckt oder über den Haufen wirft, die Einkünfte verschwendet oder seinen Angehörigen gibt, so ist die Strafe, die er nach Verlauf vieler Jahre erhält, höchstens die Enthebung vom Amte, wobei es oftmals geschieht, daß seine Stellung noch besser wird. Gibt es jemand, der von irgendeinem Superior weiß, daß er wegen solcher Handlungen bestraft worden sei? Ich habe darüber keine Kenntnis. Zu all diesem könnte man Beispiele anführen, doch ist es nicht angebracht, Personen zu nennen (S. 67) ... Es ist wirklich ein seltsamer Fall und denkwürdig zu sehen, wie die Guten ohne Ursache oder um leichter Dinge willen heimgesucht werden, sogar mit dem Tode, weil man glaubt, sie werden nicht reden und keinen Widerstand leisten, wozu sich beklagenswerte Beispiele anführen ließen; und wie man die Ruchlosen auf sich nimmt, weil sie sich furchtbar und ungeheuerlich machen; woraus erhellt, daß die Regierung übel ist. Und ich erwäge in meinem Sinne: damit Gott die Gesellschaft nicht ganz aufgebe, müßte sie ihm jeden Tag unter die Augen treten, und er müßte uns heimsuchen für die Schmähungen, Kränkungen und Beleidigungen, die ihm angetan werden (S. 67 f.) ... Die Gesetze der Gesellschaft sind auf eine so unmäßig hohe Zahl gestiegen, daß es nicht nur unmöglich ist, sie zu beobachten und alle zu übersehen, sondern auch, sie zu kennen; woraus sich ergibt, daß die ihnen gebührende Achtung verloren geht. Da sind nicht nur Regeln und Satzungen, sondern auch Dekrete und Kongregationen, Inspektionsreisen und vor allem die Erlasse Roms ohne Zahl und ohne Berechnung, wobei ich sicher bin, daß sie die Tausende überschreiten, was doch für so kurze Zeit eine übertrieben hohe Zahl ist (S. 91) ... Wie aber die Zudringlichkeit der Menschen häufig ist, gibt es so ungeschliffene, einfältige Laien, die, weil sie uns mit ihren Almosen und Wohltaten unterstützen, verlangen, daß wir in allen Dingen sofort bereit seien, ihnen mit Rat oder anderem zu helfen, ihre Ehen zu schließen, sie zu beköstigen, ihre Ansprüche bei hohen Herren oder in Prozessen bei den Richtern zu begünstigen und wahrzunehmen, sie sogar mit dem zu versorgen, was ihnen gefällt oder notwendig ist; und das sind die Verrichtungen, womit uns solche Leute beschäftigen. Wie lästig und beschwerlich dies für uns ist, lasse ich erraten. Ich bin überzeugt, eines Tages werden sie verlangen, wir sollen ihnen als Hausmeister, Boten und Hausreiniger dienen, wenn es nicht schon geschehen ist; und sie werden sagen, das seien Werke christlicher Nächstenliebe. Dabei verweltlichen die Unsrigen derart, daß die, welche am meisten in solchen Geschäften bei Freunden, Verwandten und anderen empfohlenen Personen in Anspruch genommen werden, häufiger, als notwendig wäre, von Hause fern sind. Dieser Mißbrauch ist so weit gediehen, daß viele weltliche und geistliche Herren, wohin sie gehen mögen, einige der Unsrigen als sogenannte Beichtiger hinter sich herziehen, gerade als wären sie ihre Kapläne, die in ihren Oratorien Messe zu lesen hätten, ohne daß ein anderes Bedürfnis vorläge, sich ihrer zu bedienen. Allein in der Stadt Valladolid sind mehr als zwölf Patres derart angestellt; und man kann sich denken, daß dies eher aus Staatsgründen und, um sich ein Ansehen zu geben, geschieht, denn aus Frömmigkeit, ganz abgesehen von der Ersparnis, die hinzukommt; da es ja viel billiger ist, sich eines der Unsrigen zu bedienen, als sich von einer Universität eine bemerkenswerte Persönlichkeit kommen zu lassen. Daraus folgen viele Ungehörigkeiten, weil diese Patres unter dem Schutze der Vergünstigungen, die solche bußfertige Herren genießen, sich Dinge herausnehmen, die den Regeln widersprechen, wie man jeden Tag erfährt (S. 96 f.) ... Ich habe mich weit verbreitet, wie ich ebenfalls ohne Zweifel viel unternommen habe mit der Aufdeckung so vieler Irrtümer in unserer Regierung. Und ich gebe jedem, der Lust hat, zu bedenken, ob nicht noch viele andere zu vermerken wären. Je näher ich mich, wie ich glaube, dem Urteile Gottes sehe, um so mehr bemühe ich mich, ihm ähnlich zu werden. Zweifellos wird dieses Werk Gottes [die Gesellschaft Jesu] verdorben werden und äußerster Verheerung anheimfallen, wenn er es nicht mit seiner allmächtigen Hand verwehrt, und seine Kinder, unter Hintansetzung aller Interessen, nicht Ordnung und geeignete Mittel anwenden. Sonst wird das Übel so groß, daß man ins lebende Fleisch wird schneiden müssen (S. 98) ... Ich flehe zu unserem Herrn, daß er Hand anlege an dieses Werk; sonst halte ich es für sehr schwer, das Ganze zu heilen. Und wer immer dieses liest, halte sich gegenwärtig, daß ich als Mensch irren kann; doch die Absicht war gut, und größer, als man sich vorzustellen vermöchte, die Neigung, die mich getrieben hat, diese Last auf mich zu nehmen und dahinzuschreiten unter Lärmen und Verdruß, die notwendigerweise aus Ansichten folgen werden, die dem, was man in dieser Schrift liest, entgegenstehen (S. 101).

Fünftes Kapitel.

Die Aufhebung des Ordens durch Klemens XIV. im Jahre 1773. Markante jesuitische Fälschungen. Urteile über den Orden.

Die im Orden bestehenden Mißstände haben zum päpstlichen Eingreifen und schließlich zu seiner Aufhebung durch Klemens XIV. geführt. Das ist gesichertes Ergebnis geschichtlicher Forschung.

Nach jesuitischer Darstellung allerdings ließ sich der „schwache" Papst gebrauchen „als Werkzeug der bourbonischen Höfe, die den verhaßten Orden vernichten wollten".

Wer das Charakterbild Klemens' XIV. aufmerksam betrachtet, findet nichts von „Schwäche". Zumal in der Angelegenheit des Jesuitenordens hat er mit Ruhe, Klarheit und Bestimmtheit gehandelt, und in keinem Augenblicke des langwierigen Hin und Her hat er Festigkeit eigener Entschließung vermissen lassen, trotz „Drängens der bourbonischen Höfe".

Dies Drängen ist unzweifelhaft. Aber gerade in ihm liegt ein Hauptbeweis der Schuld des Ordens. Viel zu wenig hat man bisher diesen Schuldbeweis gewürdigt.

Waren denn nicht die Jesuiten seit zwei Jahrhunderten allmächtig an den bourbonischen Höfen? Waren nicht seit Generationen Glieder des Jesuitenordens in fast ununterbrochener Reihenfolge Beichtväter der bourbonischen (und ebenso der portugiesischen) Könige und Königinnen? Und doch erhob sich gerade aus den Reichen und Höfen, in denen der Orden fast alleinbestimmenden Einfluß besaß, immer lauter und stürmischer der Ruf nach seiner Aufhebung. Der ursächliche Zusammenhang zwischen dem einen und dem anderen liegt denn doch auf der Hand. Die politische Macht des Ordens, sein Eingreifen in alle inneren und äußeren Verhältnisse der betreffenden Länder war zum Joche geworden für Könige, Regierungen und Volk. Der Wille zur Abschüttelung regte sich. So ist der Jesuitenorden, wie ich schon einmal hervorgehoben habe, seinem eigenen Tun und Treiben zum Opfer gefallen. Die Politik, deren viel verschlungene Fäden er, entgegen seinen Satzungen, in die Hand zu bekommen suchte, ist ihm zum Verhängnis geworden, und diejenigen, die am bereitwilligsten seiner religiösen Führung sich überlassen hatten, wandten sich am heftigsten gegen ihn, als sie das Unheil erkannten, das der Orden, unter dem Deckmantel von Religion, in alle weltliche und politische Kreise brachte. Das ist das wahre Gesicht der bourbonischen „Machenschaften" gegen den „verhaßten" Orden.

Andere Ursachen kamen hinzu. Starr und unveränderlich, jeden Fortschritt ablehnend, war der Jesuitenorden stehen geblieben auf dem Bildungsstandpunkte seiner Entstehungszeit im 16. Jahrhundert. Sit ut est aut non sit galt auch von seinem Schul- und Unterrichtssystem. Das Wehen und Brausen neuer Forderungen drang nicht in die hermetisch abgeschlossenen Räume seiner „Studienordnung"; um ihn her pulsierendes Leben übertrug keinen Keim in sein mit dem Schutte von Jahrhunderten bedecktes wissenschaftliches Erdreich. Lauter und lauter erhoben auch Freunde ihre warnende Stimme. Der Orden hörte nicht. Sich und das Seinige hielt er für vollkommen, keiner Besserung bedürftig. So flutete denn die Zeit über ihn hinweg. Ich werde Zeugnisse dem Orden wohlgesinnter Männer vorlegen, die unzweideutig bekunden, daß, vom Standpunkte richtigen Fortschrittes aus, se n Schicksal verdient war.

Und endlich kamen hinzu alle die Übel- und Mißstände, die wir schon kennen gelernt haben: Sucht nach Ehre, Ruhm und Reichtum, die selbst ein dem Orden so anhängliches Glied wie Cordara als Ursache des hereinbrechenden „Strafgerichtes Gottes" bezeichnet; der aus Verachtung entstehende ewige Streit mit anderen Ordensgenossenschaften; brutaler, nur sein Interesse suchender Egoismus usw. usw.

Niemand hat vollständiger und klarer alle Übelstände des Ordens, welche Ursache der Katastrophe waren, namhaft gemacht als Klemens XIV. in seinem Aufhebungsbreve Dominus ac Redemptor vom 21. Juli 1773. Deshalb lege ich das Aktenstück in seinen entscheidenden Sätzen vor:

Nach kurzer Einleitung über die Aufgabe der Päpste als Stellvertreter Christi, für den Frieden zu sorgen, ergeht sich der Papst in langen Ausführungen über die geistlichen Orden, ihr Wesen, ihren Nutzen, ihre Abhängigkeit vom Papsttume und über das Recht der Päpste, sie, falls die Verhältnisse es fordern, aufzuheben. Aus der Geschichte werden Beispiele der Ausübung des Aufhebungsrechtes angeführt. Dann wendet sich der Papst „dem Regularorden der Gesellschaft Jesu" zu. Seine Stiftung, die vielen Privilegien, die er von früheren Päpsten erhalten hat, werden erwähnt. „Aber aus dem Wortlaute der apostolischen Konstitutionen ersieht man deutlich, daß in dieser Gesellschaft fast schon von Anfang an der Samen der Zwietracht und Eifersucht in verschiedener Form in die Höhe

geschossen ist, nicht allein unter den eigenen Gliedern, sondern auch in bezug auf andere Regulärorden, den Weltklerus, Akademien, Universitäten, öffentliche Gymnasien, ja selbst in bezug auf die Fürsten, in deren Gebieten die Gesellschaft [Jesu] Aufnahme gefunden hatte. Diese Streitigkeiten und Zerwürfnisse entstanden teils über Beschaffenheit und Natur der Gelübde, über den Zeitpunkt der Zulassung zu den Gelübden, über die Gewalt, Mitglieder zu entlassen oder sie zu den heiligen Weihen zuzulassen ohne genügendes Amtseinkommen und ohne feierliche Gelübde, entgegen den Dekreten des Konzils von Trient und unseres heiligen Vorgängers Pius' V.; teils über die absolute Gewalt, die der Generalvorsteher dieser Gesellschaft sich zuschrieb, und über andere Sachen, die sich auf die Regierungsform der Gesellschaft beziehen; teils über verschiedene Lehrpunkte, über die Schulen, über Ausnahmestellungen und Privilegien, von denen die Bischöfe und andere kirchliche und weltliche Würdenträger behaupten, sie seien ihrer Jurisdiktion und ihren Rechten schädlich; schließlich fehlte es keineswegs an schwersten Beschuldigungen, die man den Mitgliedern [dieser Gesellschaft] machte, und welche die Ruhe und den Frieden des christlichen Gemeinwesens störten. Daraus entstanden viele Klagen gegen die Gesellschaft, die, verstärkt durch das Ansehen einiger Fürsten, in Berichten an Paul IV., Pius V. und Sixtus V., unsere Vorgänger verehrungswürdigen Andenkens, gelangten. Darunter befand sich Philipp II. berühmten Andenkens, der katholische König von Spanien, der seine eigenen schwerwiegenden Gründe und die Vorwürfe und Streitpunkte, die von der spanischen Inquisition bei ihm gegen die übermäßigen Privilegien der Gesellschaft und gegen ihre Regierungsform vorgebracht und von einigen durch Wissenschaft und Frömmigkeit hervorragenden Männern aus der Gesellschaft [Jesu] bekräftigt wurden, unserem Vorgänger Sixtus V. vortragen und bei ihm betreiben ließ, daß er eine apostolische Visitation der Gesellschaft beschlösse und anordne. Unser Vorgänger Sixtus billigte die Wünsche und Bestrebungen des Königs Philipp, da er erkannte, daß sie aus höchstem Gerechtigkeitssinne hervorgingen, und er ernannte zum apostolischen Visitator einen durch Klugheit, Tugend und Wissenschaft sehr empfohlenen Bischof und setzte außerdem eine Kongregation einiger Kardinäle der heiligen römischen Kirche ein, die dieser Angelegenheit ihre angespannte Aufmerksamkeit widmen sollten. Aber da Sixtus V. frühzeitig starb, so verflüchtigte sich sein sehr heilsames Vorhaben, und es blieb ohne jede Wirkung. . . . All dieses brachte aber die Vorwürfe und Klagen gegen die Gesellschaft Jesu nicht zum Schweigen; im Gegenteil, mehr und mehr erfüllten die Welt höchst unangenehme Streitigkeiten über die Lehre der Gesellschaft, die sehr viele als dem wahren Glauben und den guten Sitten widerstreitend überführten; auch Uneinigkeiten im Inneren und Feindschaften von außen entstanden, und häufiger wurden die Klagen über die Gier dieser Gesellschaft nach irdischem Gute. Daraus entstanden die sattsam bekannten Unruhen, die den hl. Stuhl mit großer Trauer erfüllten, und die von einigen Fürsten gegen die Gesellschaft gefaßten Pläne. So geschah es, daß die Gesellschaft, als sie von unserem Vorgänger Paul V. eine Bestätigung ihrer Privilegien erbat, sich genötigt sah, zugleich von ihm zu erbitten, daß er bestätige und mit seiner Autorität bekräftige gewisse Dekrete der 5. Generalkongregation, die wörtlich in sein Schreiben vom 6. September 1606 aufgenommen worden sind. In diesen Dekreten heißt es auf das bestimmteste, daß innere Streitigkeiten und Klagen gegen die Gesellschaft von außen die in der Kongregation Versammelten bestimmt haben, folgendes festzusetzen: [folgt Dekret]. Aber zu unserem größten Schmerze haben wir wahrgenommen, daß die schon genannten und noch mehrere andere später angewandte Heilmittel fast gar keine Kraft und Wirkung zur Ausrottung so vieler Unruhen und Anklagen gegen diese Gesellschaft gehabt haben, und daß auch unsere Vorgänger Urban VIII., Klemens IX., X., XI. und XII., Alexander VII. und VIII., Innozenz X., XI., XII. und XIII. und Benedikt XIV., die den ersehnten Frieden der Kirche wiedergeben wollten, sich vergebens in dieser Richtung bemüht haben. Sie erließen sehr heilsame Verordnungen über Nicht-Betreibung von weltlichen Geschäften, sei es außerhalb der Missionen [Missionsgebiete] sei es bei Gelegenheit solcher; gegen schwere Uneinigkeiten und gegen die zum großen Schaden der Seelen und zum Ärgernis der Völker von der Gesellschaft [Jesu] erhobenen Beschuldigungen gegen Bischöfe, kirchliche Orden, fromme Stätten, Genossenschaften aller Art in Europa, Asien, Amerika; gegen Deutung und Anwendung gewisser an einigen Orten zugelassener heidnischer Kultgebräuche, unter Außerachtlassung solcher, die von der Gesamtkirche ordnungsgemäß gebilligt sind, und gegen Lehren, die der apostolische Stuhl als skandalös und den guten Sitten schädlich mit Recht verurteilt hat; gegen andere sehr wichtige und für Bewahrung der Reinheit der christlichen Dogmen sehr notwendige Dinge, Dinge, aus denen jetzt und schon früher zahlreiche Schäden und Nachteile, nämlich Unruhen und Aufregungen in einigen katholischen Gegenden, Verfolgungen der Kirche in Asien und Europa, eine große Betrübnis unseren Vorgängern erwachsen sind. Unter ihnen ging Innozenz XI. notgedrungen so weit, daß er der Gesellschaft verbot, Novizen einzukleiden; Innozenz XIII., daß er die gleiche Strafe androhte; Benedikt XIV., daß er die Visitation der Häuser und Kollegien der Gesellschaft im Gebiete unseres geliebten Sohnes, des Königs von Portugal, vorschrieb. Kein Trost endlich ist dem Stuhle, keine Hilfe der Gesellschaft [Jesu], kein Nutzen dem christlichen Gemeinwesen erwachsen aus dem neuesten apostolischen Schreiben unseres unmittelbaren Vorgängers, Klemens' XIII., das, um einen Ausdruck unseres Vorgängers Gregors X. auf dem Konzil von Lyon zu gebrauchen, mehr erpreßt als erbeten worden

ist, und durch welches die Gesellschaft Jesu sehr gelobt und aufs neue bestätigt wird ... Täglich mehrten sich die Klagen gegen die Gesellschaft [Jesu] ... so weit kam es, daß selbst diejenigen, deren Wohlwollen und Großmut gegen die Gesellschaft erblich ist, unsere geliebten Söhne, die Könige von Frankreich, Spanien und Portugal, gezwungen wurden, die Mitglieder der Gesellschaft aus ihren Ländern zu vertreiben, in der Annahme, gegenüber so vielen Übeln sei dies das letzte und notwendigste Heilmittel, um zu verhindern, daß die christlichen Völker, gleichsam im Schoße der heiligen Kirche selbst, sich gegenseitig reizten und zerfleischten. Da die genannten geliebten Söhne erkannten, dies Mittel werde nichts fruchten und dem christlichen Erdkreise den Frieden nicht bringen, wenn nicht diese Gesellschaft ausgetilgt und ganz und gar unterdrückt werde, so wandten sie sich mit ihren Bitten und Vorstellungen an unseren Vorgänger Klemens XIII., damit er auf diese wirksamste Weise für das Wohl der Kirche sorge. Sein unerwarteter Tod verhinderte aber die Durchführung. Nachdem nun wir auf Petri Stuhl erhoben worden sind, wurden uns die gleichen Bitten vorgelegt, denen sich viele Bischöfe und andere durch Stellung, Wissenschaft und Frömmigkeit ausgezeichnete Männer anschlossen. ... Wir erkannten, daß die Gesellschaft Jesu den Nutzen und die Früchte, für deren Hervorbringung sie gestiftet worden ist, nicht mehr hervorbringen kann ... und daß es, solange sie fortbestehe, kaum möglich sei, der Kirche den wahren und bleibenden Frieden zu geben. Aus diesen gewichtigsten Gründen ... auf Grund genauer Kenntnis und aus der Fülle unserer apostolischen Vollmacht heraus löschen wir aus und unterdrücken die genannte Gesellschaft (Bullarii rom. continuatio. Romae 1841, 4. 607 ff.).

Ich glaube behaupten zu dürfen: in keiner einzigen für weitere Kreise bestimmten jesuitischen Darstellung der Aufhebung des Ordens ist jemals der entscheidende Text des Aufhebungsbreves mitgeteilt worden. Seiten und Seiten werden dort angefüllt mit Ausführungen über und gegen das Breve, auf alle Weise wird sein Ansehen herabgesetzt (selbst daß der päpstliche Spruch „nur" ein Breve und nicht eine Bulle war, wird betont, obschon dies, wie die Jesuiten ganz genau wissen, für Kraft und Wirkung des Aktenstückes gänzlich gleichgültig ist), aber der Wortlaut fehlt. So schreibt der Jesuit Duhr (Jesuitenfabeln[4], S. 404—455) 49 Seiten über die Aufhebung des Jesuitenordens, aber nur 29 Zeilen verwendet er für eine oberflächliche, das Wichtigste auslassende „Inhaltsangabe" des Breves. Man wagt eben auf jesuitischer Seite nicht, die eindrucksvollen Worte des Papstes vorzulegen, da sie für den Orden vernichtend sind.

Die sorgfältige Verheimlichung des Textes, verbunden mit maßlosen Entstellungen und Fälschungen über die Geschichte der Aufhebung, über Person und Charakter Klemens' XIV. haben bewirkt — und das ist ein ungeheuerer und beabsichtigter Erfolg des Jesuitenordens —, daß in der gesamten ultramontan-katholischen Welt das päpstliche Breve vom 21. Juli 1773 als ein fast wertloses Stück Papier betrachtet wird, ja, daß man von Klemens XIV., der geradezu hervorragend war an Geistesgaben und Lebensführung, nur mit Achselzucken wie von einem Irrsinnigen spricht.

Einer der gefeiertsten französischen Jesuiten der neueren Zeit, Berater und Beichtvater der vornehmen Pariser Damenwelt unter Napoleon III., der Jesuit de Ravignan, treibt Unwahrhaftigkeit und Unverschämtheit — das ist das richtige Wort — so weit, daß er in einem vom Jesuitenorden offiziell veranlaßten Werke, das in katholischen Kreisen größtes Ansehen genießt, sogar den unmittelbaren Nachfolger Klemens' XIV., Pius VI., als Zeugen für die Verrücktheit seines Vorgängers anführt:

Il [Pie VI] dit, que la destruction de la compagnie [de Jésus] avait été un vrai mystère d'iniquité; que tout ce qui s'était fait avait été fait injustement et sans égard aux règles prescrites; que le mal qui avait été fait à l'église lui était connu; que de son côté il était très porté à rétablir l'ordre; que, dès qu'il verrait une voie ouverte, il y entrerait de cœur; que Clément XIV n'avait pas seulement été fou après la suppression, mais qu'il l'était déjà avant (Clement XIII et Clement XIV. Paris 1854, S. 77 f.).

Und welches war die wirkliche Ansicht Pius' VI. über Aufhebung des Jesuitenordens und über Klemens XIV.?

Theiner hat drei an die Könige von Frankreich, Spanien und Portugal gerichtete Breven vom 29. Januar, 20. Februar und 11. April 1783 veröffentlicht, wodurch Pius VI. das Aufhebungsdekret seines „glorreichen" Vorgängers feierlich bestätigt:

Er habe nie daran gedacht und werde nie daran denken, dem Aufhebungsbreve seines glorreichen Vorgängers Klemens' XIV. den geringsten Eintrag zu tun; er bedauere tief, daß man einen solchen Verdacht über ihn verbreitet habe; er erkläre alles für null und nichtig, was, sei es in Rußland, sei es anderswo, gegen das apostolische Schreiben Klemens' XIV. [von den Exjesuiten] unternommen worden sei (a. a. O. II 594 f.).

Ferner: Im Jahre 1780 erschien eine aller Wahrscheinlichkeit nach von früheren Jesuiten verfaßte Schrift: Memoria catolica da presentarsi à sua Santita, welche die Unrechtmäßigkeit der Aufhebung des Jesuitenordens und die Nichtigkeit des Aufhebungsbreves Klemens' XIV. zu beweisen suchte. Zunächst ließ Pius VI. die Schrift am 8. Januar 1781 auf dem gewöhnlichen Wege verbieten. Als das nichts half, erließ er gegen sie am 13. Juni 1781 ein Dekret sub annulo Piscatoris, worin es heißt:

Deshalb, aus eigenem Antriebe, aus sicherer Kenntnis, nach reiflicher Überlegung, aus der Fülle unserer apostolischen Gewalt verdammen und verwerfen wir das genannte Memoriale (Memoria) und befehlen, daß es auf dem Campo dei fiori [es ist der Platz, auf dem auch die Ketzer verbrannt wurden] öffentlich durch Henkershand verbrannt werde (Wortlaut des Dekrets und eines großen Teiles der „Memoria" bei Le Bret, Magazin zum Gebrauche der Staaten- und Kirchengeschichte. Ulm 1783, 8, 139 bis 377).

Die gehässigen Ausstreuungen der Jesuiten über Klemens XIV. werden auch als unwahr gebrandmarkt durch das Charakterbild, das der Jesuit Cordara von diesem Papste entwirft. Es findet sich in den schon oft erwähnten (S. 35 f.) vertraulichen „Denkwürdigkeiten":

Ihn [Klemens XIV.] schmückten viele und nicht gewöhnliche Vorzüge des Verstandes, der Wissenschaft, der Tugend. Er besaß vor allem einen wunderbaren Scharfsinn, das nach meiner Meinung größte Lob für einen Fürsten. Auf der höchsten Stufe der Ehre blieb er sich gleich in Demut und Bescheidenheit. Er war sanft, freundlich, mäßig, sich immer gleich bleibend, niemals bei Entschließungen plötzlich, niemals leidenschaftlich. Von der höchsten Würde, die es auf Erden gibt, eignete er sich nichts anderes an als die Sorgen der Herrschaft. Seiner Familie gab er nichts.... Stets hat Ganganelli gelebt wie ein guter Mönch, in Ehrfurcht vor der Gottheit; niemals hat übler Ruf sich an ihn herangemacht. Einige nennen ihn heilig und lassen seine Heiligkeit durch Wunder bestätigt sein.... Ich spreche ihm keine über die gewöhnliche hinausgehende Heiligkeit zu. Ernsten Studien war er so ergeben, daß er in den Wissenschaften hervorleuchtete.... Ich füge hinzu, daß er der Gesellschaft Jesu stets sehr freundschaftlich gesinnt war. Das haben die Jesuiten in Mailand, Bologna, Rom früher offen bekannt. Auch steht fest, daß, wo immer er gewesen, er sich als Freund der Jesuiten und als ihr Vertrauter erwiesen hat (Döllinger, Beiträge 3, 59 f.).

Was soll ferner die Betonung, daß der Papst im Aufhebungsbreve nicht als „unfehlbarer" Papst gesprochen habe? Gewiß! Aber hat Paul III. als „unfehlbarer" Papst gesprochen, als er den Jesuitenorden bestätigte? Sind die unzähligen päpstlichen Erlasse und Entscheidungen in disziplinären, rechtlichen und liturgischen Anlegenheiten „unfehlbar"? Und doch unterwirft man sich ihnen ausnahmslos mit Ehrfurcht und unbedingtem Gehorsame. Hier aber, beim Breve Dominus ac Redemptor, obwohl es ausgestattet ist mit aller Feierlichkeit des Kurialstiles, gibt mangelnde „Unfehlbarkeit" den Grund ab, es verächtlich zu machen und seinen Urheber für verrückt zu erklären.

Ja, der Jesuitenorden ist ein ergebener Diener seines päpstlichen Herrn — wenn es ihm paßt.

Über die „Ergebenheit", die ich schon oben gekennzeichnet habe, noch einiges mit Bezug auf die Aufhebung.

Das Verhalten der Jesuiten war vielfach skandalös. In Schmähschriften und Schmähpredigten (der Jesuit Brillière in Paris: Theiner, a. a. O. II 468) ließen sie ihren Haß gegen Klemens XIV. aus. Die Schriften erschienen meistens — echt jesuitisch — anonym. Ganz besonders tat sich der deutsche Jesuit Feller hervor:

Er blies förmlich in die Sturmtrompete gegen das Aufhebungsbreve und überschwemmte alle Zeitungen nicht allein in Deutschland, sondern auch in Holland und Belgien mit den giftigsten Artikeln gegen den Papst und den hl. Stuhl, noch ehe die Entscheidung in dieser Sache getroffen war. Dieser erhitzte Ordensmann hatte (wie wir schon früher sahen) die ausgebreitetste Korrespondenz mit den Jesuiten, besonders von Frankreich und Italien, die ihm die empörendsten Lügen über den Hergang in der Jesuitenfrage zusandten, die er alsdann mit seiner ausschweifenden Phantasie nur noch mehr ausmalte und sie alsdann in den erwähnten Blättern der Öffentlichkeit überlieferte. Alle Bemühungen des so edlen und der Gesellschaft sonst so ergebenen Monsignor Caprara, apostolischen Nuntius in Köln, waren vergebens, um den Feller zur Besonnenheit zu bringen. Schon am 22. Juli berichtete dieser Prälat dem Kardinal-Staatssekretär aus Köln in geheimen Ziffern: Die unanständige und ungerechte Weise, in der der Zeitungsschreiber von Köln [der Jesuit Feller] von der Beschlußnahme Sr. Heiligkeit in Betreff der Jesuiten spricht usw. (Theiner, a. a. O. II 391).

Theiner (a. a. O. II 392 ff.) teilt mehrere von Feller in der „Zeitung von Köln" (heutige Kölnische Zeitung?) veröffentlichte Artikel (vom 10., 24. September und 4. Oktober 1773) mit, die allerdings an Bosheit gegen den Papst nichts zu wünschen übrig lassen. Der Jesuit wird

aus Wut über Rom sogar zum Gallikaner, indem er die Entscheidung eines Konzils gegen den Papst anruft.

Der Nuntius Caprara protestierte feierlich beim Magistrate von Köln gegen die empörenden Artikel, und die Redaktion der „Zeitung von Köln" veröffentlichte am 22. Oktober 1773 eine Abbitte, weil die Artikel „einen skandalösen Eindruck" gemacht hätten.

Der „Skandal" war in der Tat so stark, daß auch der Nuntius in Wien, Kardinal Visconti, sich am 24. Oktober 1773 über „die Bosheit und Unverschämtheit dieses Korrespondenten", den er ausdrücklich als ehemaligen Jesuiten bezeichnet, beim Reichskanzler Fürsten Colloredo in bitteren Worten beschwerte und forderte, daß „dem aufrührerischen Zeitungsschreiber Stillschweigen auferlegt werde" (Theiner, a. a. O. II 395 f.).

Feller begnügte sich aber nicht mit Schmähartikeln gegen das Papsttum, er fälschte auch Briefe, die lange Zeit hindurch eine wichtige Rolle im Verteidigungssysteme der Jesuiten gegen das Aufhebungsbreve gespielt haben, und auf die sich noch mit Emphase Crétineau-Joly zur Herabsetzung Klemens' XIV. beruft.

Nach dem Tode Klemens' XIV. wurden nämlich zwei Schreiben der Erzbischöfe von Paris und Arles an den Papst von Deutschland aus (mit dem Druckorte Amsterdam) in Umlauf gesetzt, worin diese sehr geachteten Prälaten unter Lobeshäufung auf den Jesuitenorden scharf Stellung nehmen gegen das Breve, ja den in ihm enthaltenen Befehlen in fast schismatischer Weise den Gehorsam verweigern. Theiner (a. a. O. II 471 ff.) weist die Unechtheit der Briefe schlagend nach und macht es sehr wahrscheinlich, daß der Jesuit Feller in Verbindung mit dem italienischen Jesuiten Bolgeni Urheber der Fälschung ist.

Eben erwähnte ich, daß, aus Wut über die Aufhebung seines Ordens, der Jesuit Feller echt gallikanische Ansichten über das Papsttum aufstellte. Seinem Beispiele folgten in corpore die Jesuiten in Heidelberg, die wie vor, so nach der Aufhebung Herren der Universität blieben. Am 29. August 1774 ließen sie bei einem akademischen Festakte Thesen aufstellen und verteidigen, die

> an Kühnheit fast alles übertreffen, was je Simon Richer, die feurigsten Gallikaner, Febronius und die künftigen Josephiner gegen die Autorität der Kirche, des Papstes und des Episkopates gelehrt haben (Theiner, a. a. O. II 490).

Der Nuntius in Köln, Caprara, berichtete über die skandalösen Thesen nach Rom und verlangte die Bestrafung der rebellischen Exjesuiten, besonders des Jesuiten Ignaz Hartung, der dem akademischen Akte präsidiert hatte (Theiner, a. a. O. II 492).

Sehr energisch schritt die gewiß nicht jesuitenfeindliche Kaiserin Maria Theresia gegen die Herabsetzung des Papsttums durch die Exjesuiten ein. Die zwei giftigsten Schmähschriften: Amicalis defensio Jesuitarum und Causales cogitationes et argumenta super processus contra Jesuitas, die von Jesuiten in Ungarn verbreitet wurden, ließ sie öffentlich verbrennen (Theiner, a. a. O. II 492).

In Schlesien glaubten die Exjesuiten, vielleicht im Vertrauen auf das Verhalten Friedrichs des Großen, alles wagen zu dürfen. Sie gebärdeten sich, als existiere ein Aufhebungsbreve überhaupt nicht. Der Koadjutor des Breslauer Bischofs, der sich ihren Anmaßungen widersetzte, hatte so schwere Anfeindungen durch sie zu erdulden, daß Klemens XIV. selbst sich genötigt sah einzugreifen. Er ließ ihm durch den Kardinal Corsini am 15. Januar 1774 seine Entrüstung über das Verhalten der Jesuiten, „dieser Söhne des Mißtrauens", ausdrücken und ihn auffordern, den skandalösen jesuitischen Versuchen sich mit Kraft zu widersetzen. Zugleich schrieb Klemens XIV. an den Erzbischof von Prag, damit er die zu seinem Sprengel gehörigen Glatzer Jesuiten zum Gehorsame zwänge.

Welche Formen der Widerstand der schlesischen Jesuiten und der Jesuiten überhaupt angenommen hatte, zeigen zwei Schreiben des Kardinals Bernis an den Herzog von Aiguillon vom 5. Januar und vom 9. Februar 1774:

> „Wir haben hier vernommen, daß die Exjesuiten Schlesiens einen Generalvikar für die Zeit der Gefangenschaft des Exjesuiten Ricci [des Ordensgenerals zur Zeit der Aufhebung] gewählt haben. Diese wahrhaft schismatische Handlung hat bei vernünftigen Personen einen lebhaften Eindruck gemacht. Selbst die fanatischen Anhänger wagen nicht, diesen Schritt zu rechtfertigen, der zu deutlich dartut, daß die Exjesuiten von Schlesien keine andere Autorität anerkennen als die, welche ihren Interessen und Ansichten günstig zu sein scheint. Der Papst war über dieses Benehmen mehr skandalisiert als verwundert und hat mir hierbei ins Gedächtnis zurückgerufen, was er mir vor einiger Zeit gesagt hatte: ‚daß das Aufhe-

bungsbreve nur zu sehr gerechtfertigt sein würde'.

Der Papst hat erfahren, daß sich viele Exjesuiten zu Genua, in Holland, in Schlesien und an den Grenzen von Rußland versammeln. Angesichts dieser Umtriebe und Intrigen ist Se. Heiligkeit mehr denn jemals entschlossen, das Aufhebungsbreve mit aller Festigkeit aufrecht zu erhalten und hält dafür, daß der förmliche Ungehorsam des größeren Teiles dieser säkularisierten Ordensleute alle Tage mehr den Vorteil, die Gerechtigkeit und die Notwendigkeit der Aufhebung einer Gesellschaft dartut, die so unruhig ist und sich so wenig der Autorität des Oberhauptes der Kirche unterwirft" (bei Theiner, a. a. O. II 496 f.).

Auch in Weißrußland wurden die Jesuiten unter dem Schutze der Kaiserin Katharina II. zu Rebellen gegen das Papsttum. Um ihre Widersetzlichkeit zu bemänteln, erdichteten sie zwei päpstliche Breven vom 7. und 29. Juni 1774, die ihnen die Fortexistenz in Rußland erlaubt hätten. Der Exjesuit Benislawski, Propst des Kapitels von Mohilew, hatte sogar die Kühnheit, die Mär zu verbreiten, Klemens XIV. habe ihm bei einer Audienz im Jahre 1782 gesagt:

„Ich bestätige die in Weißrußland bestehende Gesellschaft Jesu. Ich bestätige sie, ich bestätige sie."

Und diese Fälschung findet sich als „Tatsache" in den Werken der Jesuiten Cahour und Curci und des Jesuiten-Advokaten Crétineau-Joly (Cahour S. J., Des Jésuites par un Jésuite. Paris 1844, II 288 ff.; Curci S. J., Una divinazione sulle tre ultime opere di Gioberti. Parigi 1848, II 550 ff.; Crétineau-Joly, a. a. O. V 491).

So ist der von den Exjesuiten gegen das Papsttum wegen des Aufhebungsbreves erregte Sturm ein neuer Beweis (vgl. S. 19 ff.) für die Hohlheit und Brüchigkeit jesuitischer Ergebenheitsversicherungen für Rom. Offiziell überbietet sich der Orden in Beweisen „hingebender Liebe", „unbedingten Gehorsams", „inoffiziell" wühlt er gegen den „Stuhl Petri", sobald der Stuhlinhaber ihm entgegen ist.

Bei diesem Urteile verkenne ich keineswegs die harte Lage, in die damals die Jesuiten versetzt waren: ihr an Glanz, Macht, Reichtum, Einfluß fast unerreicht dastehender Orden wurde vernichtet. Das war für die Mitglieder ein furchtbarer Schlag, gegen den ihr Gefühl sich aufbäumte. Natürlich, menschlich war also der jesuitische Widerstand. Aber der Jesuitenorden will mit seiner Askese übernatürlich und übermenschlich sein?! Und diese Askese hat gänzlich versagt. Christlicher Heroismus — „christlich-heroisch" im ultramontan-katholischen Sinne — war bei all den offenen und geheimen Machenschaften gegen Rom nicht vorhanden.

Schmähliches Fiasko hat dabei auch der jesuitische Gehorsam gemacht. Man lese die Ordensgrundsätze über den Gehorsam und vergleiche sie mit dem Verhalten der Jesuiten bei der Aufhebung. Oder wollen die Jesuiten behaupten, daß der Papst nicht der Obere des Ordens ist, daß ihm nicht „blinder Gehorsam" gebührt; daß seinen Anordnungen gegenüber das eigene Urteil nicht zurückzustellen sei? Oder wollen sie die Befehle des Aufhebungsbreves als offenbare „Sünde" hinstellen, d. h. als den einzigen Fall, in dem man nach den Ordenssatzungen dem Befehle des Oberen, der „Christi Stelle vertritt", nicht zu gehorchen braucht?

* * *

Das Kapitel von der Aufhebung des Jesuitenordens gibt auch Gelegenheit, einige besonders markante Fälschungen jesuitischer Koryphäen an den Pranger zu stellen.

Obwohl der Jesuit Karlos Sommervogel in seiner großen Bibliographie des Jesuitenordens (Bruxelles-Paris 1892, III 606 ff.), die als wissenschaftliches Werk ersten Ranges gepriesen wird, dem Jesuiten Feller und seinen literarischen Arbeiten 25 Quartspalten widmet, übergeht er dessen oben (S. 90 f.) geschilderte antipäpstliche journalistische Tätigkeit völlig.

Das ist schlimm. Weit schlimmer ist aber, was auch hier der Jesuit Duhr, der offizielle Geschichtschreiber der deutschen Ordensprovinz, leistet.

Duhr bringt Zeugnisse bei zum Beweise, daß die Zustände im Orden keinen Grund zur Aufhebung geboten hätten, alles sei in bester Ordnung gewesen. Als ersten und gewichtigsten Zeugen führt er den Jesuiten Cordara (S. 35 f.) an:

Ein allgemeines Urteil fällt Cordara, der durch seinen Aufenthalt in Rom, seine vielen Verbindungen und sein Amt als Geschichtschreiber des Ordens wohl in der Lage war, sich ein richtiges Urteil [über die Zustände im Orden] bilden zu können (Jesuitenfabeln[4], S. 426).

Ganz recht! Aber gibt Duhr etwa die oben mitgeteilte Stelle aus Cordaras Denkwürdigkeiten wieder, wo dieser genaue Kenner des Ordens die Aufhebung als ein „Strafgericht Gottes"

bezeichnet, das über den maßlosen jesuitischen Hochmut hereingebrochen ist? Legt Duhr etwa Cordaras Klagen vor über Verweichlichung der Ordensmitglieder, über ihre Verachtung anderer Orden usw.? Nichts davon! Als ob sie nicht existierten, unterschlägt Duhr die umfassenden, Seiten füllenden vernichtenden Urteile seines Ordensbruders und druckt dafür einige Sätze als „allgemeines Urteil“ Cordaras ab, die ein kurzes Lob enthalten, und die zudem in ihrer größeren Hälfte sich nicht einmal auf den Orden, sondern auf Cordara selbst beziehen. Und diese wenigen Worte Cordaras, die gegenüber seinen gleich darauf folgenden, von Duhr unterdrückten Ausführungen quantitativ wie qualitativ vollständig verschwinden, nennt Duhr „das allgemeine Urteil“ Cordaras!

Duhr fälscht weiter.

In Österreich, schreibt er, rief das Aufhebungsbreve beim katholischen Volke allenthalben Trauer und Mitleid hervor, wie die hervorragendsten österreichischen Geschichtschreiber wiederholt betonen. ‚Die Gesellschaft Jesu‘, sagt Freiherr von Helfert, ‚war populär im vollsten Sinne des Wortes‘ (Jesuitenfabeln[4], S. 443).

Damit ist der Historiker Helfert unter die Gegner des Aufhebungsbreves eingereiht, und der Leser der Duhrschen „Fabeln“ (seinem Buche konnte er keinen besseren Namen geben) ahnt nicht, daß das Urteil Helferts, und zwar an der von Duhr mit dreister Stirne angeführten Stelle, über den Jesuitenorden und seine die Aufhebung veranlassenden Mißstände ganz anders lautet. Helfert schreibt:

Die Geistlichkeit war ihnen [den Jesuiten] mißgünstig, einige Orden haßten die Gesellschaft mit unversöhnlichem Eifer, die Behörden wollten nichts mit ihr zu tun haben, nicht wenige Staatsmänner waren den Jesuiten abgeneigt.... Die Mißgunst der Geistlichkeit, der Widerwille der Behörden, die Abneigung vieler Staatsmänner war nichts weniger als ohne Grund. Dem Klerus konnte die gewaltige Anziehungskraft, welche die Societät von ihrem ersten Beginne auf Kosten der übrigen Geistlichkeit geübt, und das entschiedene Übergewicht, dessen sich dieselbe im Beichtstuhle wie im Lehramte bemächtigt hatte, nicht gleichgültig sein. Die Kirchenfürsten konnten auf eine geistliche Körperschaft nicht gut zu sprechen sein, die nicht selten der ausgesprochensten Mißbilligung, dem offensten Verbote zum Trotze anstößige Lehrsätze aufrecht erhielt, bedenkliche Lehrbücher, sobald sie nur einen aus ihrer Mitte zum Verfasser hatten, in ihren Schulen zu gebrauchen fortfuhr und dem Befehle der außerhalb des Ordens stehenden geistlichen Oberen zwar nicht offenen, aber desto ausgiebigern stillschweigenden Ungehorsam entgegensetzte. Die Nichtbeobachtung der Regierungsbefehle, welche zeitgemäße Änderungen in der bisherigen Lehrart, im Schulplane, in der Verwendung des Personalstandes der Gesellschaft [Jesu] bezweckten, war eine allbekannte Sache (dazu gibt Helfert in einer Anmerkung ein Wort Gerhard van Swietens [S. 240] wieder: J'ai porté plusieurs fois des ordres de sa Majesté, l'imperatrice Marie Thérèse, au R. P. Provincial, au R. P. Recteur des Jésuites. On m'a promis, qu'on observera les ordres de sa Majesté avec toute soumission, et on fit cependant tout le contraire sans aucun scrupule).... Verteidiger der damaligen Jesuitenschulen haben sich wohl auch in der Behauptung gefallen, der Orden sei gerade zu einer Zeit aufgehoben worden, wo er sich habe aufraffen wollen, den Bedürfnissen der geänderten Zeitverhältnisse nachzukommen und wo sich unter seinem Nachwuchs ein Geist zu regen begonnen habe, den man auf keine Weise würde haben unterdrücken können. Es mag dahingestellt bleiben, wieviel Wahres an dieser Behauptung sei: gewiß ist, daß der Orden bis zum Zeitpunkte seiner Auflösung nichts Nachhaltiges getan hat, was jene Annahme rechtfertigen könnte. Die Jesuiten hatten offenbar die Zeit der Überfahrt versäumt.... Sie verschlossen zum eigenen Nachteil ihre Augen vor den veränderten Anforderungen der Zeit und hielten sich mit anachronistischer Konsequenz an Lehrsätze und Vorschriften, die unter ganz anderen Verhältnissen vor hundert und zweihundert Jahren ihren ersten Kollegien gegeben waren.... Im Schoße des Ordens war die Spannkraft seiner früheren großen Zeit erlahmt, und von außen konnte ihm ein neuer Geist nicht eingehaucht werden. Der Orden hielt sich eximiert von der ordentlichen Gewalt der Diözesanbischöfe, er glaubte in Studien- und Erziehungswesen seine Sache besser zu verstehen als die Organe der Regierung, er folgte darum weder den einen noch den anderen oder gab sich nur den Schein, die erhaltenen Befehle zu vollziehen und lenkte alsbald in die alten Bahnen wieder ein.... So konnte denn nicht ausbleiben, was da kam. Wo von irgendeinem öffentlichen Organe dem dringenden Rufe der Zeit hartnäckig das Gehör verweigert wird, da wendet sich entweder die öffentliche Meinung von ihm ab und sieht sich nach anderen Stützen um, oder das starre Festhalten an überlebtem Wesen beschwört eine gefährliche Gegenströmung hervor. Bei dem Jesuitenorden des 18. Jahrhunderts trat gleichzeitig das eine wie das andere ein. Von allen, welchen die Besserung des vaterländischen Schulwesens am Herzen lag, auch wenn sie nicht unter ihre Widersacher zählten, ward die Auflösung der Gesellschaft [Jesu] als Notwendigkeit angesehen, um den Boden frei zu machen und das große Endziel zu erreichen.... Man kann daher, zum mindesten in unseren Ländern, mit vollem Grunde sagen: Der

Jesuitenorden stockte, ankt, fiel, als er verlernt hatte, der geänderten Zeit das zu werden, was er der früheren war (Die Gründung der österreichischen Volksschule durch Maria Theresia. Prag 1860, S. 279—284).

So sieht die Geschichtschreibung des Jesuiten Duhr aus, des vom Orden bestellten Mitarbeiters an den Monumenta Germaniae paedagogica. So sieht jesuitisches Schrifttum überhaupt aus: trotz scheinbarer Wissenschaftlichkeit ist auf jesuitische Wissenschaft kein Verlaß; wo immer Dinge berührt werden, die dem Orden oder der von ihm verfochtenen Sache unbequem, schädlich sind, da versagen Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit vollständig, und an ihre Stelle tritt skrupellose, rücksichtslose Fälschung.

* * *

Zur Erörterung über die Aufhebung des Ordens gehören, als Ergänzung, Werturteile über ihn, abgegeben von bedeutenden Männern verschiedener Zeiten. Sie bestätigen und unterstreichen alles von mir Gesagte; sie werfen neues und grelles Licht auf die im 4. Kapitel dargelegten Mißstände und auf die zusammenfassende Verurteilung Klemens' XIV. in seinem Aufhebungsbreve; sie lassen klar erkennen, daß die Vernichtung des Ordens im Jahre 1773 natürliche Folge der von Beginn an in ihm wirkenden Fehler und Übelstände war.

Auch Urteile aus der Zeit nach Wiederherstellung des Ordens im Jahre 1814 lege ich vor, um zu zeigen, daß der aus der Asche gestiegene „Phönix" der gleiche geblieben ist; aus dem über ihn hereingebrochenen „Strafgerichte Gottes", wie der Jesuit Cordara die Aufhebung nennt, hat er nichts gelernt.

* * *

Schon wenige Jahre nach ihrer Gründung, noch zu Lebzeiten ihres Stifters, mußte die Gesellschaft Jesu sich von der Pariser Sorbonne (am 1. Dezember 1554) sagen lassen:

Diese neue Gesellschaft, die sich in besonderer Weise die ungewohnte Bezeichnung vom Namen Jesu beilegt . . . schwächt ganz und gar die schwierige, fromme und sehr notwendige Übung der Frömmigkeit, der Enthaltsamkeit und der Strenge . . .; sie bringt Verwirrung in die kirchlichen und weltlichen Stände, verursacht in der Bevölkerung Klagen, Prozesse, Eifersucht, Streitigkeiten und Zwiespalt. Deshalb, nach genauer Untersuchung aller dieser Sachen und vieler anderer, erscheint diese Gesellschaft gefährlich für den Glauben, fähig, den Frieden der Kirche zu stören, den Ordensstand umzustürzen und eher geeignet zu zerstören als aufzubauen (bei Crétineau-Joly, a. a. O. I 320).

Dem Urteile schlossen sich an der Erzbischof von Paris und mehrere französische Bischöfe.

Der Kardinal-Erzbischof von Prag, Graf Harrach, wandte sich im Jahre 1633 in einer Eingabe an Papst Urban VIII., worin er sich aufs schärfste gegen die Absicht der Jesuiten wendet, die Prager Universität der erzbischöflichen Aufsicht zu entziehen und sie ihrem Orden zu unterstellen (vgl. S. 21). Der Erzbischof, selbst ein Schüler der Jesuiten, aus dem „Collegium germanicum" hervorgegangen, nennt die Absicht

„einen plötzlichen Einbruch in die kirchlichen Rechte, verübt von Religiosen unter Anrufung der politischen Gewalt. Dem Orden sollen künftig alle Schulen des Königreiches unterstehen"; er bezeichnet das Vorgehen der Jesuiten als „die Quelle von Streitigkeiten, von jenen [den Jesuiten] hervorgerufen, die ein so großes Verlangen nach Herrschaft haben über Geistlichkeit und Volk" (die Eingabe ist abgedruckt in: Tuba magna, II 299—309).

Der uns schon bekannte Johann Palafox, Bischof von Los Angelos, später Bischof von Osma, richtete zwei Denkschriften an Papst Innozenz X. (25. Mai 1647 und 8. Januar 1649) gegen die Jesuiten:

Wo hat jemals ein Orden so viele Zänkereien und Prozesse mit anderen Religiosen, mit dem Klerus, mit Bischöfen, mit weltlichen und zwar katholischen Fürsten gehabt? Kein Orden hat jemals so viele Streitigkeiten, als die eine Gesellschaft Jesu mit der ganzen Welt gehabt hat. . . . Wo hat jemals ein anderer Orden gleich im Anfang und nach noch nicht erfüllten fünfzig Jahren seiner Stiftung und sozusagen im ersten Eifer nötig gehabt, vom Statthalter Christi scharf bestraft und zu größerer Demut angewiesen zu werden, wie Klemens VIII. mit der Gesellschaft im Jahre 1592 verfahren mußte. Wo hat ein anderer Orden, nachdem er von seinem ersten Eifer nachgelassen, mit Schriften und Beispielen einiger Professoren so große Lauigkeit in betreff des Wuchers, der Kirchengebote, ja selbst der Gebote Gottes und überhaupt aller Regeln des christlichen Lebens eingeführt. Ich meine hier hauptsächlich die christliche Lehre, welche die Jesuiten so sehr verdorben haben, daß, wenn man ihnen glaubt, die ganze Moral in Probabilismus und in ein willkürliches Wesen ausartet. . . . Wo hat jemals, solange es Religiosen gibt, ein anderer Orden eine öffentliche Bank gehalten, Geld auf Wucher geliehen, in seinen eigenen Häusern Fleischbänke gehabt und andere schändliche und für Ordensmänner unanständige Gewerbe getrieben?

Wo hat ein anderer Orden öffentlichen Bankrott gemacht und zum Ärgernisse der Laien zu Wasser und zu Lande öffentlich Handel getrieben? Wahrlich dies nur zu weltliche Betragen kann nicht von demjenigen kommen, der im Evangelium sagt: Niemand kann zugleich Gott und dem Mammon dienen. Die ganze große und bevölkerte Stadt Sevilla, Heiligster Vater, schwimmt in Tränen. Witwen und Waisen, verlassene Jungfrauen, Priester und Weltliche rufen mit Jammern, daß sie von den Jesuiten elend betrogen worden sind, welche von ihnen 400000 Dukaten entliehen, zu ihrem Privatnutzen verwendet und dann einen schändlichen Bankrott gemacht haben. Da sie um deswegen vor Gericht berufen und zum Ärgernisse Spaniens einer so schändlichen Tat, die bei jedem Privatmenschen den Tod verdient hätte, überführt worden sind, wandten sie ihr möglichstes an, um sich vermöge der geistlichen Immunität dem weltlichen Richter zu entziehen.... Die ganze Kirche in China, Heiligster Vater, seufzt und beklagt, daß sie von den Jesuiten nicht so fast unterrichtet als verführt worden, daß man ihr die Gebote der Kirche und das Geheimnis des Kreuzes Jesu Christi verborgen gehalten, daß man ihr heidnische Gebräuche erlaubt und christliche Gebräuche mehr verdorben als eingeführt habe; daß die Lehre der Jesuiten Heiden zu Christen und Christen zu Heiden gemacht, daß von ihnen Gott und Belial sozusagen in einer Kirche und auf einem Altar aufgestellt worden; daß also unter der Larve des Christentums Götzen angebetet, oder besser, unter der Larve des Götzendienstes unsere heilige Religion verspottet und entehrt werde.... Ich besitze einen ganzen Band jesuitischer Apologien, in denen sie die schändliche Art, den Glauben in China zu predigen, wegen welcher sie von den Dominikanern und Franziskanern beim heiligen Stuhle verklagt worden sind, eingestehen. Einer aus ihnen, Diego Morales, Rektor des Kollegiums zum hl. Joseph auf Manila, verteidigt diese Dinge, die von Ew. Heiligkeit am 12. September 1645 und in 17 Dekreten der Kongregation de propaganda fide verdammt worden, mit unglaublicher Halsstarrigkeit (a. a. O. S. 118 ff.).

Tomek, der Geschichtschreiber der Prager Universität, sagt:

Die Blütezeit des Jesuitenordens war für Böhmen die Zeit des tiefsten Verfalls der Nationalbildung überhaupt und der Wissenschaften insbesondere, und dem Einflusse des Ordens war es vorzüglich zuzuschreiben, daß nach den schweren Schlägen einer innern Umwälzung und eines langwierigen, verheerenden Krieges [des 30 jährigen], welche den Verfall herbeigeführt hatten, das Wiederaufwachen vom Todesschlaf mehr als ein Jahrhundert lang aufgehalten wurde (Geschichte der Prager Universität. Prag 1849, S. 290).

* * *

Obwohl Leibniz häufig in Ausdrücken großer Wertschätzung von einzelnen Jesuiten spricht und überhaupt dem katholischen Ordenswesen freundlich gegenübersteht, kommt er doch zu folgendem allgemeinen Verwerfungsurteile über den Jesuitenorden:

Il y a bien de desordre dans leur gouvernement, et ce ne sont plus ces Jésuites qui vivoient au commencement de ce siècle, habiles et scavants tout ensemble; le nombre de vrais et scavans parmy eux est très petit; je n'ay sceu trouver un seul dans les pays de l'Empreur et du Duc de Bavière qui ait une connoicance profonde de l'histoire, comme il y en avait autrefois ... C'est une chose célèbre, qu'un Ordre si grand et si fameux est tellement dechu, le merite n'est gueres consideré parmy eux et il ne veulent que de gens d'intrigues (Schreiben vom 14. Juli 1690 an den Landgrafen Ernst von Hessen-Rheinfels. Rommel, Leibniz und Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels. Frankfurt 1847, 2, 224 f.; vgl. auch die oben S. 68 mitgeteilte Äußerung von Leibniz über das politische Treiben der Jesuiten).

Was während des jahrelangen Kampfes, den der Geschichtschreiber der bayerischen Landesuniversität, Prantl, neuerdings dargelegt hat, von den Ingolstädter Professoren in den mit dem „Geistlichen Rat" [zu München] geführten Verhandlungen [am Ende des 16. Jahrhunderts] gegen die Jesuiten vorgebracht wurde, ist so scharf und zugleich so treffend, daß es zu dem Besten gehört, was wider den Orden zur Zeit seines Emporkommens von unzweifelhaft katholischer Seite [den Ingolstädter Professoren] überhaupt gesagt worden ist:

Bald wird über offenbare Verleumdungen geklagt, welche die Jesuiten gegen die Universität zu üben lieben, sowie über ihre Begierde, alles an sich zu reißen; bald weisen die Professoren auf die Gefahr hin, daß es die Väter in Ingolstadt wie in Dillingen treiben, daß Rektor und Professoren nur noch als Büttel und Schergen der Jesuiten figurieren sollen; bald wird ihnen vorgeworfen, daß sie unrechtmäßig die Ehre Gottes im Munde führen und scandalum, scandalum bis nach Rom rufen, auch wenn die Universität lediglich im Sinne der Notwehr handelt. „Wenn nicht die neuen Prätensionen", sagt die Universität in einer Vorstellung vom 11. Juli 1572, „zurückgeschlagen werden, kommen sie sicher jedes Jahr und jeden Monat wieder, bis sie dem Herzog das ganze Schulregiment abgefragt haben. Denn sie stellen sich überhaupt auf gleichen Fuß mit dem Landesherrn, wie wenn dieser nur ein Kontrahent in einem Vertrage wäre und die Hofräthe (richtiger wohl geistliche Räthe) haben ihre freie Verfügung

bereits eingebüßt, da die Jesuiten zuerst immer in Rom anfragen; ja durch die Langmuth der Patrone des Ordens sind den Jesuiten bereits derart die Hörner gewachsen, daß sie von sich aus beliebige Resolutionen erlassen." Früher hatte die Universität gebeten, man möge den Jesuiten ein für allemal unübersteigbare Schranken setzen, jetzt erkennt man, daß auch das nicht helfen würde: „Denn dies Ungeziefer kriegt dennoch durch": „Isti caniculi semper subrepunt" . . . Wer gegen sie [die Jesuiten] redete, wurde verketzert; Verdacht der Ketzerei aber war eine gefährliche Sache. Nachdem verschiedene sehr angesehene Männer vom Hofe aus diesen Grunde verjagt worden waren, schwiegen die anderen. Für eine große Klasse der Bevölkerung gab es noch andere Rücksichten, um von den alles belauschenden Jesuiten nur respektvoll zu sprechen. War es doch sogar in Ingolstadt, wie der Vizekanzler der Universität im Vertrauen klagte, damals schon gefährlicher, über den Pförtner der Jesuiten als über den Regenten selbst zu reden (Historische Zeitschrift, 31, 374 f.: Kluckhohn, Die Jesuiten in Baiern).

Kardinal-Erzbischof Migazzi von Wien, im übrigen nichts weniger als den Jesuiten feindlich, gesteht doch:

„Es haben die Patres Societatis [Jesu] im Anfang ihrer Einsetzung wegen ihren Eifer und Bemühungen großes Lob verdienet, allein gleichwie alle übrige menschliche Einrichtungen ihren Wachsthum und Abnahm haben, also haben die Patres Societatis das nämliche Schicksal in ihren Verrichtungen erfahren" (aus dem Archiv der k. k. Studien-Hof-Kommission: Kink, Geschichte der kaiserlichen Universität Wien. Wien 1854, I 420).

Piaget (Essai sur l'organisation de la Compagnie de Jésus. Paris 1893, p. 235 ff.) schreibt mit überlegener Sachkenntnis:

Wenn man denkt an die Hingabe der Jesuiten für die katholische Sache, an ihre unermüdliche Arbeit; an ihren tatsächlichen und allmächtigen Einfluß, so taucht von selbst eine Frage auf: Welches sind die Erfolge ihrer Anstrengungen? Und erstaunt findet man, daß die Erfolge in keiner Weise dem entsprechen, was man von dieser fähigen und kraftvollen Organisation zu erwarten berechtigt ist. In den Missionen unter den Heiden und Ungläubigen haben sie gemäß ihren „Jahresberichten" die Eingeborenen zu Tausenden bekehrt und getauft . . . Was ist von diesem mit bewundernswerter Beharrlichkeit betriebenen Werke geblieben? In Japan nichts; in China die wenig erbauliche Erinnerung an Gebarungen und Anpassungen an vorgefundene Zivilisation [Piaget spielt hier an auf die vom Papsttume scharf verurteilten Anpassungen der Jesuiten an heidnische Gebräuche, vgl. S. 21]; in Indien ähnliche Anpassungen und Streit mit der katholischen Autorität; in Abessinien, wo sie sich als Herren fühlten, ein kurzer Aufenthalt und dann die Vertreibung; in Amerika die Erinnerung an eine wesentlich kaufmännische Kolonisation, die als einzige Spur eine geographische Bezeichnung zurückgelassen hat; in Europa haben sie wirksam die katholische Gegenbewegung im 16. Jahrhundert unterstützt und der Kirche die südlichen Länder erhalten; sie haben eine gewisse Zahl von Protestanten in den Schoß der Kirche zurückgeführt, aber zahlreiche Übertritte zum Protestantismus haben sie nicht verhindern können. Die Länder, die sie protestantisch vorfanden, sind es bis heute geblieben. Trotz eines 200jährigen Kampfes haben sie bis zu ihrer Aufhebung nicht vermocht, über den Gallikanismus zu triumphieren. Die ultramontane Richtung, weit entfernt, die herrschende in der Kirche zu sein, war damals in Mißkredit geraten. Die päpstliche Allmacht war fast nur dem Namen nach anerkannt. Döllinger übertrieb nicht, als er sagte: „Die Jesuiten haben keine glückliche Hand gehabt; der Segen Gottes ruhte nicht auf ihren Unternehmungen; sie haben mit Eifer, mit Hingabe gebaut, aber nur zu häufig hat ein Sturmwind ihre Bauten bis auf die Fundamente weggefegt." In der Tat, wie viele Rückzüge, besiegelt durch die vom Papste verfügte Aufhebung des Ordens!

Welcher Ursache ist dieser völlige Mißerfolg am Schlusse so vieler Scheinerfolge zuzuschreiben? Ich kann mich täuschen, aber mir scheint, daß der Jesuitismus nirgendwo eine echt religiöse Erweckung war, eine Erneuerung innerer Frömmigkeit, die allein ihm für sein Werk eine dauerhafte Grundlage hätte geben können. Ohne Zweifel gibt es unter den Jesuiten fromme und echt christliche Leute; aber der Orden als solcher beschäftigt sich hauptsächlich mit äußeren Übungen der Religion, und diese Kalenderfrömmigkeit, wie St. Simon sie nennt, schafft kein neues Leben im Menschen, befördert nicht die Herrschaft Christi und kann nicht einen tatsächlichen und entscheidenden Einfluß auf diejenigen ausüben, die sich ihr hingeben. Ich gehe gewiß nicht so weit, das grausame Urteil zu unterschreiben, das Cousin im handschriftlichen Nachlasse von Pascal gefunden hat: „Menschen ohne Worthalten, ohne Ehre, ohne Wahrhaftigkeit, doppelten Herzens und doppelter Zunge, ähnlich dem Amphibien-Wesen der Fabel" (Journal des savants, Octobre 1842, p. 612), aber sie haben zu sehr die schönen Worte des heiligen Franziskus vergessen: „Schmeichelt euch nicht vollkommen zu sein, weil ihr Werke vollbringt, die auch ein Böser vollbringen kann: er kann fasten, seine Gebete sagen, sein Fleisch kreuzigen, nur eines ist ihm unmöglich: treu zu sein dem Herrn." Infolge der Anweisungen der [Jesuiten-]Beichtväter macht sich deutlich ein Wiederaufleben dessen bemerkbar, was man „fromme Werke" nennt: Fasten, Prozessionen, Wallfahrten, Almosen und Feindschaft gegen die Ketzer; durch ihre Kasuistik, „die den Sünder nicht zur Verzweiflung bringen will", mit ihrer „leichten

Moral" verschafften sie sich Anhänger, machten sich volkstümlich, füllten sie ihre Kirchen, ihre Noviziate, ihre Schulanstalten. Aber hat der überwiegende Einfluß, den sie erlangten, die Sittenlosigkeit des 17. und 18. Jahrhunderts [in Frankreich] vermindert oder aufgehalten? Muß man nicht vielmehr sagen, daß die Sittenverderbnis gerade in jene Bevölkerungsklassen sich hineingefressen hat, die in ihren Schulen herangebildet worden sind? Merkwürdig, gerade jenes Geschlecht, welches die Jesuiten herangebildet haben, war es, das gegen sie aufstand und ihre Abschaffung durchsetzte ... Der wesentlich äußerliche Erfolg ihres Ordens, durch den sie selbst getäuscht wurden, zeitigte schädliche Folgen. Sie wurden erfüllt, und zwar von Anfang an, mit einem ungeheueren Stolze, nicht als einzelne, aber als Gesamtheit. Es ging hier wie mit dem Gelübde der Armut: die einzelnen blieben arm, und viele aus ihnen übten Demut, der Orden besaß ungeheueren Reichtum und nährte ungemessenen Stolz ... Vom Augenblick an, wo nach ihrer Überzeugung die Ausbreitung ihres Ordens als das beste Mittel erschien, den Sieg des wahren Glaubens herbeizuführen, wo die Arbeit für die Ausbreitung des Ordens ihnen gleichbedeutend dünkte mit der Arbeit für „die größere Ehre Gottes" nahm dieser Ausdruck für sie eine viel engere Bedeutung an, als für uns: er bedeutete: die größere Ehre des Ordens, seine Ausbreitung, seinen Sieg... Diese Anhänglichkeit an den Orden nahm, vielleicht ihnen selbst unbewußt, einen egoistischen Charakter an, der an das Verhalten der Templer erinnert, und der sie Mittel benutzen ließ, die nicht immer durch den Zweck gerechtfertigt waren ... Hieraus entsprang die Hinneigung zu den Großen, zu Ministern, Fürsten; hieraus, unter Vorspiegelung vollständiger politischer Gleichgültigkeit, das weltlich-politische Wesen („Aulizismus"), über das sich Aquaviva beklagt, und das er nicht auszurotten vermochte ... Aus der gleichen Ursache stammen die oft sehr geschickten Maßnahmen, um aus ihren Schülern die vornehmen, reichen, talentvollen in ihre Gesellschaft zu bekommen, Maßnahmen, die sie oft in wenig erbauliche Prozesse verwickelten und bittere Klagen der Eltern hervorriefen.

Was Piaget von den allgemeinen Mißerfolgen des Jesuitenordens und von ihren Ursachen sagt, betont Abbé Georgel, früher selbst Jesuit, für Portugal:

Es gab in Europa, ja selbst in beiden Welten kein Land, in welchem der Jesuitenorden so sehr verehrt, so mächtig und fest gegründet war als in den der portugiesischen Herrschaft unterworfenen Ländern und Königreichen. Seitdem der Wundertäter Franz Xaverius, der vom hl. Ignatius nach Lissabon gesandt worden war, die Herrschaft und den Handel dieser Krone in Indien, Japan und China ausgebreitet und befestigt hatte, dadurch daß er die Grenzen des Christentums durch die Wunder seines Apostolats erweiterte; seitdem die Küsten von Afrika und die ungeheueren Flächenräume Brasiliens durch die Arbeiten, durch den Schweiß und das Blut der Jesuitenmissionare für die Portugiesen befruchtet worden, hat der Hof von Lissabon nie aufgehört, dieser Gesellschaft alle jene Gunstbezeugungen zu erweisen, die nur immer unbegrenztes Zutrauen und tief eingreifenden Einfluß bekunden. Sie waren am Hofe nicht allein die Leiter der Gewissen und des Wandels der Prinzen und Prinzessinnen der königlichen Familie, sondern auch der König und seine Minister zogen sie bei den wichtigsten Angelegenheiten zu Rate. Keine Stelle wurde in der Verwaltung des Staates oder der Kirche ohne ihre Zustimmung und ihren Einfluß vergeben, so zwar, daß der hohe Klerus, die Großen und das Volk untereinander wetteiferten, sich um ihre Gunst zu bewerben. Wie kam es also, daß gerade von Portugal der erste Stoß ausging, der dies prächtige Gebäude erschütterte und zertrümmerte? (Mémoires pour servir à l'histoire des évènements de la fin du XVIII. siècle. Paris 1817, I 16 f.)

Georgel hätte die weitere Frage stellen können: Wie kam es, daß gerade die Bischöfe Portugals die Aufhebung des Ordens in Hirtenbriefen, oft mit scharfen Wendungen gegen die Jesuiten, guthießen?

Der Luzerner Domherr und Professor der katholischen Theologie J. B. Leu:

Eine andere Klasse von Jesuitenfreunden ... besteht aus trägen und faulen Seelen, welche hauptsächlich deswegen in der gegenwärtigen Zeit sich unheimlich finden, weil sie mit dem christlichen Geiste, der die menschliche Bildung, Wissenschaft und Kultur vorwärts treibt, nicht fortgeschritten sind. Solche mögen sich nicht die Mühe geben, alles zu prüfen und das Gute zu behalten; sondern sie wollen behalten, was sie einmal haben, und möchten daher gerne auch das christliche und kirchliche Leben erstarren lassen, damit sie mit ihren mechanischen Abrichtungen und toten Formen, aus denen sie den belebenden Geist entschwinden ließen, noch etwas gelten, oder wohl gar den Ton angeben können ... In dem Jesuitenorden glaubt diese Klasse ihre Richtung und ihre Tendenz wieder zu finden, und wer will ihr diese Hoffnung rauben oder verargen? (Beitrag zur Würdigung des Jesuitenordens. Luzern 1840, S. IV.)

Johann Adam Möhler, einer der erleuchtetsten Katholiken des 19. Jahrhunderts, Theologieprofessor zu Tübingen und Verfasser der „Symbolik":

Die menschliche Seite des Christentums wurde von den Jesuiten vorzüglich ins Auge gefaßt ... Überhaupt war es das Menschliche, was dem Orden allmählich am meisten gefiel und worin er sich am Ende ganz verwickelte. Daher auch die Einmischung desselben in die Politik, das Aufbieten aller nur möglichen menschlichen Hilfsmittel für seine Zwecke ... Die Jesuiten nahmen größtenteils eine allzu politische Richtung an, und das Menschliche nahm viel zuviel, im Gegensatz gegen das Göttliche, die Aufmerksamkeit bei ihnen in Anspruch. Daher die Erscheinung, daß wir bei den Jesuiten wohl große Mathematiker, Altertumsforscher, Kritiker antreffen, doch keinen tieferen Philosophen, keine eigentlich spekulativen Köpfe finden. Diese Erscheinung darf nicht so erklärt werden, als hätte sich der Orden geflissentlich gegen die philosophischen Bestrebungen erklärt, vielmehr ging diese Erscheinung unwillkürlich aus dem ganzen Geiste des Ordens hervor; aus jenem Geiste nämlich, den er im Verlauf der Zeit sich einhanchen ließ. Der zu sehr nach außen gekehrte Sinn vermochte in das innere und ewige Wesen der Dinge nicht einzudringen ... Die Richtung des Jesuitismus war, das läßt sich nicht leugnen, für die Kirche gefährlich, und ihrem Bestreben mußte Einhalt getan werden (aus Kollegienheften, von Möhler im Jahre 1831 zu Tübingen diktiert, bei: J. B. Leu, a. a. O. S. 11. 21 ff.).

Der Würzburger katholische Kirchenhistoriker Johann Bapt. Schwab:

Nicht sowohl den Intrigen der bourbonischen Minister oder der Tätigkeit eines Geheimbundes und der Anklage des zweideutigen Charakters ihrer moralischen Grundsätze sind sie [die Jesuiten] erlegen, als dem Geiste der Zeit, der, auf allen Kulturgebieten nach Lösung der hemmenden Fesseln und Erweiterung des Gebietes der Erkenntnis ringend, überall ihre Hände gegen sich fand, auf der Kanzel wie im Beichtstuhle, im Hörsaale wie im Kabinett des Fürsten, in der Literatur wie innerhalb der Schranken des Familienlebens; alles sah sich von ihnen verdächtigt, was nicht ihr Zeichen trug. Daher die Erscheinung, daß gerade die bedeutendsten ihrer Schüler gegen sie auftraten, wie in Würzburg Mich. Ignaz Schmidt, Oberthür, Onymus, Berg. Letzterer sprach in seinen Vorträgen über Kirchengeschichte nur das Urteil des gebildeteren Teils des Publikums aus, wenn er von der Erziehung des Ordens sagte, daß alles der Gleichförmigkeit wegen maschinenmäßig eingerichtet werde: „Die Erziehung wird mechanisch, das Gedächtnis erhält das Übergewicht vor der Vernunft; Pedanterei im Geschmack, Legalität in den Sitten, Aberglaube in der Religion; das Ganze ist Abrichtung, Furcht die Triebfeder; Leute, die sich zu allem brauchen lassen, entstehen wohl so, aber keine Genies" (Franz Berg, geistlicher Rat und Professor der Kirchengeschichte an der Universität Würzburg, Ein Beitrag zur Charakteristik des kathol. Deutschlands im Zeitalter der Aufklärung. Würzburg 1869, S. 21 f.).

Sebastian Merkle, Professor der katholischen Theologie an der Universität Würzburg (er war vor wenigen Jahren Universitätsrektor), hat — und das ist sehr bemerkenswert — dies Urteil Schwabs billigend übernommen (Merkle, Die katholische Beurteilung des Aufklärungszeitalters. Berlin 1909, S. 17).

Reinhold Baumstark († 27. Januar 1900 als Landgerichtspräsident zu Mannheim), jahrelang Führer der Badener Katholiken in der zweiten Kammer zu Karlsruhe:

Die Großartigkeit der Verdienste, welche die Gesellschaft Jesu sich um die katholische Kirche erworben hat, kann von niemand bestritten werden, auch nicht von dem heftigsten Gegner des Christentums ... Aus diesen Gründen mußte es mich unendlich schmerzen, diese herrliche Kerntruppe des Katholizismus angegriffen, zerstreut, aus dem deutschen Vaterlande vertrieben zu sehen. ... Meine Teilnahme ward auf eine harte Probe gestellt, indem mir aus der Mitte des Jesuitenordens der Antrag zukam, gegenüber der von Bluntschli geführten Angriffskolonne, als schriftstellerischer Verteidiger der gefährdeten Ordensgesellschaft aufzutreten. Lebhaft erinnere ich mich der Stunde, in welcher ich dalag, kämpfend mit diesem Gedanken, mit mir selbst, mit meinem klopfenden Herzen, mit meiner Liebe und mit meiner Vernunft. Ich lehnte ab. ... Denn ich kann es nicht leugnen, ich war im Grunde genommen überzeugt, daß der Geist des Jesuitenordens, wenigstens für die gegenwärtige geschichtliche Epoche, mit den Interessen meines Vaterlandes unvereinbar sei. ... Wo die Gesellschaft Jesu innerhalb moderner Staaten auftritt, da ist ihre Wirksamkeit tatsächlich, sie mag nun wollen oder nicht, unvereinbar mit dem innersten Wesen unserer Zeit. ... Der Jesuitismus vermag sich nicht zu erheben über den Standpunkt der weltlichen Macht, der politischen Herrschaft, des äußerlichen Zwanges. ... Auf diesen verhängnisvollen Wegen läuft die Gesellschaft Jesu Gefahr — was sie sicherlich nicht will — fremdartigen und unchristlichen Elementen Einfluß zu gestatten auf den Kultus, auf die Disziplin, und schließlich sogar auf Moral und Dogma. ... Für die Spanne der Zeit, welche zu erleben mir vergönnt sein kann, vermag ich in dem Jesuitismus nichts anderes zu erblicken, als die mächtigste und echteste Verkörperung des Ultramontanismus, oder, was für mich dasselbe ist, des politischen Katholizismus, also derjenigen Geistesrichtung innerhalb der katholischen Kirche, auf deren Überwindung mein ganzes Stre-

ben und Trachten gerichtet ist.... Der Jesuitismus hat aus dem Beichtvater der katholischen Kirche, d. h. dem Priester, welchem jeder Katholik wenigstens einmal im Jahre vor dem Empfange der österlichen Kommunion seine Sünden bekennen soll, den Seelenführer herausgebildet, d. h. denjenigen Priester, welcher im Beichtstuhl und außerhalb desselben das ganze Tun und Lassen des einzelnen Menschen nicht nur unter dem Gesichtspunkt der Erlaubtheit oder Sündhaftigkeit, sondern auch unter den Gesichtspunkten der Zweckmäßigkeit, der Klugheit, des Erfolges leitet und beherrscht.... Das ganze Leben wird von ihm [dem durch die Jesuiten eingeführten Beichtverkehre] nach und nach umsponnen und beherrscht, die äußere Gesetzmäßigkeit, Tadellosigkeit und Frömmigkeit tritt in hohem Grade in den Vordergrund, aber das, was des Menschen höchsten, ja einzigen Wert ausmacht, die freie Selbstbestimmung, die Innerlichkeit, die eigentliche sittliche Persönlichkeit, das geht dabei zugrunde (Schicksale eines deutschen Katholiken. Straßburg 1885, 2. Aufl., S. 88ff. 147f.).

Purcell, der Biograph des Kardinals und Erzbischofs von Westminster, Manning (s. 1. Teil), macht über die Stellung Mannings zum Jesuitenorden und über sein Urteil über ihn wertvolle Mitteilungen:

„Die unfreundlichen Beziehungen zwischen Kardinal Manning und den Jesuiten in England während der ganzen Zeit seines Wirkens als Erzbischof von Westminster sind offenes Geheimnis.... Kardinal Mannings Widerstand gegen die Jesuiten dauerte bis zu seinem Tode. Während seines Episkopats blieb den Jesuiten die Errichtung auch nur einer einzigen Schule innerhalb der Diözese von Westminster untersagt ... Sei es aus Klugheit, sei es aus Nächstenliebe, sei es aus Verlangen den Schein der Einigkeit unter den Katholiken aufrecht zu erhalten, enthüllte er die Gründe, die ihn zu seiner Handlungsweise gegen die Jesuiten bestimmten, nicht (Life of Cardinal Manning. London 1895, II 767f.).

In einer im Sommer 1890 niedergeschriebenen, nach seinem Tode aufgefundenen Denkschrift zählt Manning „neun Hindernisse" auf, die, seiner Ansicht nach, den Fortschritt des Katholizismus in England aufhalten. Das neunte „Hindernis" ist lakonisch überschrieben: S. J.: Gesellschaft Jesu (Societas Jesu). Leider hat Purcell geglaubt, gerade diese Ausführungen nicht mitteilen zu sollen, „weil sie schmerzlich wären für noch lebende Personen, oder hier [England] und anderswo Streit hervorrufen würden" (I, VII). Das Gesamturteil Mannings über die Jesuiten läßt sich aber aus anderen Äußerungen feststellen; z. B.:

„Die Einwirkung der Gesellschaft [Jesu] auf den Klerus äußert sich in seiner Verarmung, sowohl in bezug auf Personen als auf Geld, und in Herabdrückung des geistigen Niveaus. Ihre [der Gesellschaft Jesu] ‚Aneiferung' macht sich hauptsächlich bemerklich in Ehrgeiz und Einmischung. Aber nur wahre Güte und Liebe vermögen auch bei anderen Güte und Liebe hervorzubringen" (a. a. O. II 766). „Die Jesuiten sind Papalisten auf Grund ihres Gelübdes; im Inneren aber sind sie weniger Papalisten als Anti-Episkopalisten" (The Nineteenth Century, Oktober 1896, S. 540). Purcell berichtet ferner (a. a. O.), daß Manning wiederholt geäußert habe: „Wegen der Tätigkeit der Jesuiten in England und Rom sehe ich ein zweites Jahr 1773 [Aufhebungsjahr des Jesuitenordens] für sie herannahen"; und die Aufhebung selbst bezeichnete er als „Werk der Hand Gottes" (a. a. O.).

Mannings Gegnerschaft gegen die Jesuiten fand ihren schärfsten Ausdruck in dem Prozesse, den er und andere englische Bischöfe gegen sie in Rom anhängig machten (1885—1887) und gewannen, wodurch den Jesuiten untersagt wurde, ohne Erlaubnis der Diözesanbischöfe Schulen zu errichten (a. a. O. II 508ff.).

Monsignore Talbot, einer der verdienstvollsten katholischen Geistlichen Englands, schrieb im März 1866 an Kardinal Manning:

Während ich in London war, habe ich Ihnen nicht von Pater Gallwey [Jesuit] und von den übrigen Jesuiten gesprochen. Ihr Einfluß in London ist höchst verderblich und sollte unschädlich gemacht werden. Die hervorragendsten katholischen Laien sind, an Händen und Füßen gebunden, in ihren Händen. Pater Gallwey ist ein ehrgeiziger Mann. Der Wahlspruch der Jesuiten: „Zur größeren Ehre Gottes" sollte geändert werden in: Zur größeren Ehre der Gesellschaft Jesu (a. a. O. II 388[2]).

Zu diesen Urteilen, deren Zahl beliebig vermehrt werden kann, gesellt sich das schon oben (S. 34. 35f.) von mir mitgeteilte überaus gewichtige Urteil des Jesuiten Cordara, das der Jesuit Duhr in schamloser Weise teils gefälscht, teils unterschlagen hat (S. 92f.). Cordara stimmt insofern mit Helfert (S. 93), Manning, Baumstark, Möhler, Leu, Schwab und Merkle überein, als er die Aufhebung seines geliebten Ordens als aus triftigen Gründen hervorgehend bezeichnet, wenn er auch die Gründe, entsprechend seinem religiös-asketischen Standpunkte, ausschließlich dem religiös-asketischen Gebiet entnimmt.

* * *

Den Urteilen selbst, die meistens von guten und sehr guten Katholiken stammen, braucht eine Er-

läuterung nicht hinzugefügt zu werden; alle vorhergehenden Kapitel enthalten ihre ausreichende Rechtfertigung.

Sechstes Kapitel.

Die Studien im Scholastikat. Stellung des Jesuitenordens zur Wissenschaft.

Das Scholastikat ist, wie sein Name besagt, für den jungen Jesuiten die Zeit der Studien; sie teilen sich ein in humanistische, philosophische und theologische.

Allen Studien liegt zugrunde die offizielle „Studienordnung“: Ratio atque Institutio studiorum Societatis Jesu (Institutum Societ. Jesu. Romae 1870, II 469—549).

Eine Charakteristik der „Studienordnung“ habe ich schon im 1. Teile gegeben, Dort ist gezeigt worden, wie rückständig, alle Zeitbedürfnisse unbeachtet lassend, die vom 16. bis tief ins 19. Jahrhundert (1832) unverändert fortbestehende Lehr- und Schulordnung des Jesuitenordens ist. Ferner habe ich dort gezeigt, daß auch die im Jahre 1832 angebrachten „Verbesserungen“ als wirkliche Fortschritte und als zweckentsprechende Anpassung an Forderungen der Neuzeit nicht bezeichnet werden können. Wie kann eine „Studienordnung“, die aus dem Jahre 1599 stammt, die nach 233 Jahren zum ersten Male wenige Zusätze und geringfügige Änderungen erfährt, und die heute, im Jahre 1910, noch gelten soll, auch nur den mindesten Anspruch auf Wert erheben?

Allerdings, ihr „Wert“ — vergessen wir das nicht — soll gar nicht bemessen werden nach ihren Wirkungen auf die Außenwelt oder auf die Wissenschaften selbst. Der Jesuitenorden hat für seine Einrichtungen nur einen Wertmesser: das Ordensinteresse. Dieser „Zollstab“ liegt auch der „Studienordnung“ zugrunde, und an ihm gemessen ist ihr „Wert“ unermeßlich. Denn in seiner „Studienordnung“ besitzt der Jesuitenorden ein machtvolles Werkzeug, wissenschaftliche Aufklärung von seinen Mitgliedern fernzuhalten oder sie ihnen nur insoweit zukommen zu lassen, als die Ordenszwecke es nützlich und nötig machen.

I. Die humanistischen Studien.

Wie der Orden seine Scholastiker humanistische Studien betreiben läßt, und wie er sie dann, absolut unzulänglich ausgebildet, als Lehrer der ihm anvertrauten Jugend in seinen Unterrichtsanstalten auftreten läßt, geht aus meiner eigenen Erfahrung im Kollegium zu Wynandsrade und in der jesuitischen Erziehungsanstalt zu Feldkirch hervor. Dort ist auch die wichtige, den „Humanismus“ des Jesuitenordens kennzeichnende Tatsache hervorgehoben worden, daß der Orden aus sich selbst heraus seinen für das humanistische Lehrfach bestimmten Scholastikern fachmännisch-philologische Durchbildung nicht gibt, sondern daß er sich zu diesem primärsten Erfordernisse humanistischer Ausbildung zwingen läßt durch äußere Verhältnisse, d. h. durch die kategorische Forderung der Staaten, daß Lehrer philologische, durch Prüfungen abgeschlossene Fachbildung besitzen müssen. Da hieß es für den Jesuitenorden: Vogel, friß oder stirb. Und er „fraß“ das verhaßte staatliche Gebot, d. h. er schickte seine Scholastiker notgedrungen auf Universitäten in philologische Vorlesungen. Ohne staatliches Eingreifen hätte der Orden seine „philologische“ Methode ruhig fortgeführt.

Auch wie es um die Früchte der Jesuiten-Philologie bestellt ist, zeigen die im 1. Teile berichteten Tatsachen.

Doch ganz abgesehen von solchen Tatsachen, erhebt sich die allgemeine Frage: Was hat der Jesuitenorden seit seinem Bestehen philologisch geleistet? Hier ist ein absolutes Minus vorhanden: nur Jesuiten mit ihrer unwahrhaftigen Ruhmredigkeit ist es möglich, von „Leistungen“ zu sprechen, ja sie sogar zu rühmen. Kann man es Leistungen nennen, wenn hier und da auch einmal ein Jesuit ein nicht unbrauchbares philologisches Buch schreibt, wenn auch einmal von jesuitischer Seite ein griechischer oder lateinischer Klassiker mit nicht unbrauchbaren Anmerkungen herausgegeben wird.

Fast 400 Jahre besteht der Jesuitenorden; fast 400 Jahre lang hat er vielfach ausgezeichnetes Menschenmaterial nach seiner „Studienordnung“ geformt, unter steter Betonung des Wertes, den er auf humanistische Ausbildung legt: und das Ergebnis der 400 jährigen Tätigkeit? Auf die Hälfte eines Oktavblattes lassen sich die Namen derjenigen Jesuiten samt ihren Werken schreiben, die in der Geschichte der Philologie Erwähnung verdienen. Kein Großer, kein Vorwärtsbringer, kein Bahnbrecher befindet sich unter ihnen; alle sind Durchschnittsphilologen, wie sie zu Hunderten auf Universitäten, Gymnasien usw. sich auch finden, nur mit dem Unterschiede, daß Uni-

versitäten und Gymnasien neben dem Durchschnitte auch zahlreiche philologische Größen aufweisen.

Ohne es zu wollen, unterstreichen die Jesuiten diese für ihren Orden blamable Tatsache durch das Rühmen, das sie erheben und nicht verstummen lassen, wenn irgendwann und irgendwo ein Jesuit philologisch etwas geleistet hat. Der Jesuit Balde mit seinen lateinischen Oden, der Jesuit Fox mit seiner Erklärung der Demosthenischen „Kranz-Rede" und wenige andere sind die ewig wieder hervorgeholten Prunkstücke aus den seit vier Jahrhunderten vollgepfropften „philologischen" Magazinen des Jesuitenordens. Tritt die armselige Dürftigkeit dieser „Magazine" dadurch nicht mit verstärkter Klarheit zutage?

Der ganze wissenschaftliche Unwert der jesuitischen Philologie wird in seiner Grundursache dadurch charakterisiert, daß die Ordenssatzungen die humanistischen Studien ausdrücklich nur als Hilfswissenschaften der Theologie, nicht als selbständig zu betreibende Wissenschaft bezeichnen:

Weil die theoretische und praktische Theologie Kenntnisse in den humanistischen Wissenschaften, im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen erfordert, so sind auch hierfür geeignete Professoren in genügender Zahl anzustellen (Constit. Societ. Jesu, IV 12, 2).

Diese wenigen Bemerkungen, zusammen mit den Ausführungen des 1. Teiles, genügen, um Betrieb und Erfolge der philologischen Studien innerhalb des Jesuitenordens ins rechte Licht zu setzen.

* * *

Zu den jesuitisch-humanistischen Studien gehört aber auch die „Rhetorik", und bei ihr muß ich etwas verweilen, nicht weil die theoretische und praktische Ausbildung in der Beredsamkeit etwas Besonderes böte — sie ist eine dem Hauptzweige jesuitischer Tätigkeit, der Predigt, entsprechende —, nein, in der „Rhetorik" werden auch Klassiker gelesen, und so kommt die Stellung des Ordens zu den muttersprachlichen Klassikern in ihr zum Ausdruck, und deshalb ist nochmaliges Eingehen auf diesen zur Kennzeichnung des Jesuitismus und seiner Einwirkung auf die ihm anvertraute Jugend hervorragend wichtigen Punkt geboten.

Aus seiner Internationalität heraus lehnt der Jesuitenorden vaterländische Schriftsteller intensiv ab. Das ist eine aus dem Wortlaute der jesuitischen „Studienordnung" und aus allen pädagogischen Schriften des Ordens in die Augen springende Tatsache. Besonders scharf, bis zu blindem, in brutaler Form sich äußerndem Hasse, ist die Ablehnung der deutschen Klassiker durch die „deutschen" Jesuiten (vgl. Teil 1).

Als Beweis lege ich Auslassungen von zwei „deutschen" Jesuiten vor, die beide, wenn auch in verschiedener Weise, innerhalb der katholischen Kreise Deutschlands großes Ansehen besitzen, und die auf das Urteil dieser nach vielen Millionen zählenden Kreise tiefgehenden Einfluß üben.

Der Jesuit Freiherr Ludwig von Hammerstein, einer der fruchtbarsten und gelesensten Volksschriftsteller des katholischen Deutschland, schreibt in seiner Schrift: Das preußische Schulmonopol mit besonderer Rücksicht auf die Gymnasien:

„Die eigentliche Begeisterung auf modernen Schulen gilt, wie gesagt, naturgemäß den deutschen Klassikern und dem Ideenkreise, in welchem sich diese bewegen. Den ersten Platz unter diesen beansprucht wohl Goethe. Und welches ist das Ideal, das in Goethes Person der deutschen Jugend vorgestellt wird? Goethe selbst zeigt es uns in jenem Bilde, welches er von sich (dem Faust) über sein Tun und Treiben entrollt:

,Ich bin nur durch die Welt gerannt,
Ein jed' Gelüst ergriff ich bei den Haaren;
Was nicht genügte, ließ ich fahren,
Was mir entwischte, ließ ich ziehen.' usw.

Das also ist Goethe! Wie er ,ein jed' Gelüst bei den Haaren ergriff', zeigt der Katalog seiner unlauteren Liebschaften, die er als Knabe, als Jüngling, als verheirateter Mann und als Greis von mehr als achtzig Jahren mit Unverheirateten und Verheirateten unterhielt, und bei denen er seine Opfer suchte aus der Reihe der Fabrikmädchen, Kellnerinnen, Schauspielerinnen, Pfarrerstöchter, adeligen Fräuleins usw. In diesem Sinne schrieb er in seinen ,Zahmen Xenien':

,Ich wünsche mir eine hübsche Frau,
Die nicht alles nähme gar zu genau,
Doch aber zugleich am besten verstände,
Wie ich mich selbst am besten befände.'

Das ist Goethe! Das ist das Lebensideal, welches man unseren Gymnasiasten heute vorstellt... Stellt man nur die bekanntesten unter seinen Liebschaften zusammen, so gibt es bereits einen ganzen Katalog. Gretchen, Friederike, Lotte, Charlotte von Stein, Corona Schröter, Christiane Vulpius, Minna Herzlieb usw. Das also ist Goethe, das ist der Mann, welcher die erste Stelle einnimmt unter den Heroen unserer Literatur, unter diesen Heroen, für welche der Kultusminister von Gosler die Jugend ,mit dankbarer Hochachtung' erfüllen läßt, dessen wertvollste Dichtungen

‚als einen unverlierbaren Schatz im Gedächtnis zu bewahren eine nationale Pflicht jedes Gebildeten sein soll‘, eine Pflicht, für deren Erfüllung die Schule zu sorgen habe. Das ist der Mann, welchen Kultusminister Dr. Falk nicht bloß als Muster der Sprache und des Stils, sondern als Lehrer ‚echt christlicher, nationaler und humaner Bildung empfiehlt‘. Das ist also der Mann, für welchen die Herzen der Jugend auf preußischen Schulen sich begeistern müssen. Da ist es dann freilich kein Wunder, wenn Glaubens- und Sittenlosigkeit an den Gymnasien einreißt. Selbstverständlich kommt es mir nicht entfernt in den Sinn, den poetischen Wert mancher Goethescher Dichtungen herabzusetzen. Im Gegenteil, ich schätze diesen Wert, aber behaupte, daß gerade das Schöne und Bestechliche bei Goethe ihn als Ideal der Jugend nur um so gefährlicher und verderblicher macht. Gift in einem Geschirr voll Spülicht- oder Seifenwasser wird niemand trinken; aber Gift in einem Becher Zypernwein oder Muskateller ist gefährlich, und das um so mehr, wenn der Wein von kompetenter Seite als Ideal gepriesen wird, als ein Getränk, welches zu trinken ‚nationale Pflicht jedes Gebildeten‘ sei (S. 56 ff.). So steht es mit Goethe, dem Hauptideal der modernen Schule. Seinen Kollegen Schiller und Lessing will ich noch einige kurze Andeutungen widmen. Schiller ist jedenfalls ein minder ungeeignetes Jugendideal als Goethe, als geeignet kann ich indessen auch ihn nicht betrachten. Seine ‚Räuber‘ und sein ‚Fiesco‘ werden der Jugend zum mindesten keine konservativen Prinzipien einhauchen, ebensowenig ‚Tell‘ mit seiner Verherrlichung des Tyrannenmordes. Auch hinsichtlich des sechsten Gebotes hatte Schiller bekanntlich seine lockere Periode. Es wird die Jugend wohl nicht für Christentum und keusche Sitten begeistern, wenn Schiller in den ‚Göttern Griechenlands‘ sagt:

‚Da ihr noch die schöne Welt regieret,
An der Freude leichtem Gängelband,
Selige Geschlechter noch geführet,
Schöne Wesen aus dem Fabelland!
Ach, da euer Wonnedienst noch glänzte,
Wie ganz anders, anders war es da!‘ usw.

Das klingt freilich ein wenig verführerischer als die Lehren vom Kreuze und vom Gekreuzigten ... So also dachte Schiller über das christliche Sittengesetz und den christlichen Monotheismus! Daß solche Äußerungen nicht vereinzelt dastehen, ist jedem Kenner der deutschen Literatur genugsam bekannt. — Freilich wußte ja Schiller auch andere Saiten des Herzens anzuschlagen, allein als Ideal der Jugend ist er darum nicht minder gefährlich. Der Mann, welcher als Dichter der ‚Glocke‘ oder des ‚Wallenstein‘ das Herz der Jugend gewonnen, wird nur allzu leicht zum Verführer am Glauben und an der christlichen Sitte durch seine ‚Räuber‘, durch ‚Kabale und Liebe‘, durch die ‚Götter Griechenlands‘ und ähnliches.

In betreff Lessings bemerke ich, daß ‚Emilia Galotti‘ mit ihrer Maitressenwirtschaft und ‚Minna von Barnhelm‘ mit ihren Liebestăndeleien eher geeignet sind, Romanhelden, blasierte Lebeleute und Nichtstuer heranzubilden als ernste, charaktervolle Jünglinge. Die Spielwut Lessings ist eben auch kein Empfehlungsbrief für ein Ideal ... Wie so ganz anders erscheinen solchen Idealen gegenüber die Ideale der alten Schule! Während Lessing nach Gold hungert, um seiner Spielwut zu frönen, erwählt ein heiliger Franz von Assisi die äußerste Armut. Während Lessing dahin strebt, durch seine Schriften das Christentum zu vertilgen, erobert ein heiliger Franz Xaver durch seine apostolischen Worte ganze Königreiche für Christus und das christliche Sittengesetz. — Während Goethe sein Leben zu einer Kette von Ausschweifungen gestaltet, wirft sich ein heiliger Benediktus in die Dornen, um durch freiwillig übernommene Schmerzen die Versuchungen des Fleisches zu überwinden. Welche dieser beiden Klassen von Idealen waren mit richtigerem pädagogischen Takte gewählt, die der alten Schulen der Kirche oder die der modernen säkularisierenden Schule des Staates? (S. 59 ff.). Der alles Christentum, allen Glauben zerstörenden Wirksamkeit Lessings stehen Schiller und Goethe hilfreich zur Seite. Schiller erklärt:

‚Welche Religion ich bekenne? Keine von allen, die du mir nennst. Und warum keine? Aus Religion!‘

Schiller sagt also hiermit von allen objektiv bestehenden Religionen, insbesondere vom Christentum, welcher Konfession auch immer, sich vollständig los. Noch nicht 30 Jahre alt, war er mit dem Christentum längst zerfallen und hatte sich dafür mit den pantheistischen Lehren des Juden Baruch Spinoza vertraut gemacht. Die Religion gab ihm kein Resultat und keine Überzeugungen in übersinnlichen Dingen, und selbst in dieser Beziehung auf die Moralität war sie ihm ausgesprochenermaßen dem Effekte, nicht dem Werte nach nur ein Surrogat der wahren Tugend ... Und Goethe? Goethe ist nach Bedürfnis alles, was man will, oder vielmehr, was seine epikuräische Laune ihm eingibt, d. h. er ist im Grunde jeder festen religiösen Überzeugung bar (S. 73 f.). Gilt es, den Katholizismus noch ganz besonders zu verunglimpfen, so stellt auch Schiller mit seinem ‚Don Carlos‘, seiner ‚Geschichte des dreißigjährigen Krieges‘ sich ein. Ebenso Lessing, welcher den katholischen, protestantischen und jüdischen Schülern deutscher Gymnasien ein schmeichelhaftes Bild des katholischen Klerus und der katholischen Moral wiederum in seinem ‚Nathan‘, und zwar in dem berüchtigten Gespräch zwischen dem Patriarchen und dem Tempelherrn entrollt (S. 76). Goethe, Schiller, Lessing, das sind also die drei größten Sterne am Himmel der modernen deutschen Klassiker, jene Sterne, vor welchen die Gymnasiasten mit dankbarer Hochachtung erfüllt werden sollen. Ihnen gleichen meistens die Heroen zweiten Grades“ (S. 81).

Zum Jesuiten Hammerstein gesellt sich der Jesuit Alexander Baumgartner.

Baumgartner (ein Schweizer) gilt als die große literarische Autorität des Ordens: Dichter, Essayist, Kritiker und vor allem vom Orden bestellter Klassikerforscher. Ist der Jesuit Hammerstein Volksschriftsteller, der seine Kapuzinaden über die deutschen Klassiker in die Massen schreit, so ist der Jesuit Baumgartner (nach dem Urteile der Jesuiten und der deutschen Katholiken) „der ästhetisierende, feinsinnige Beurteiler, der geläuterte Forschungsergebnisse in seinen Lessing-, Schiller- und Goethe-Monographien vor dem Leser ausbreitet“. Sein Urteil über die Klassiker ist also zur Kennzeichnung des Geistes, mit dem der Jesuitenorden unseren Literaturheroen gegenübersteht, von ganz besonderer Bedeutung.

Ich entnehme die Baumgartnerschen Beurteilungen zweien seiner Schriften: Goethe und Schiller. Weimars Glanzperiode und: Der Alte von Weimar. Beide Schriften sind als sogenannte „Ergänzungshefte“ zu der jesuitischen Zeitschrift: Stimmen aus Maria-Laach (Heft 33—36) erschienen. Dadurch hat der Jesuitenorden, der die Zeitschrift herausgibt, die Schriften in besonders enge Beziehung zu sich gebracht.

„. . . An wen immer die Laura-Oden gerichtet sein mögen, ob an die verwitwete Hauptmännin Vischer, bei der Schiller wohnte, oder an eine andere ähnliche Muse: eine derartige Poesie setzt im Zusammenhang mit anderen Umständen ein ziemlich wildes und wüstes Leben voraus. In Mannheim geriet Schiller in das sittenlose Treiben der dortigen Schauspieler hinein, so daß ihm später die Schauspielererlebnisse in Goethes ‚Wilhelm Meister‘ nichts Neues, sondern vielmehr Selbsterlebtes zu bieten schienen. Daneben verliebte er sich in Margaretha, die Tochter des Buchhändlers Schwan, und ließ sich mit der verheirateten Charlotte von Kalb in ein so leidenschaftliches Verhältnis ein, daß er sie sogar schließlich zur Ehescheidung drängte. In Bauerbach huldigte er mit törichter Liebe einer anderen Charlotte, der Tochter seiner Wohltäterin von Wolzogen, in Dresden fesselte ihn ein Fräulein von Arnim. In Weimar knüpfte er das Verhältnis mit Frau von Kalb öffentlich nochmals an, während er gleichzeitig daran dachte, sich mit einer Tochter Wielands zu verehelichen, und die Doppelliebe zu den Geschwistern Lengefeld war nicht frei von Verfänglichkeit, bis er endlich ‚Lotte‘ zur Frau erkor. Das waren für zehn Jahre gewiß genug Abenteuer.

Eins dieser Verhältnisse hat Schiller später selbst eine ‚miserable Leidenschaft‘ genannt und damit den Charakter seines Jugendlebens als eine Kette von Verirrungen gezeichnet. Auf die Tugendtiraden in seinen ersten Dramen ist nicht viel zu geben, da er schon als Karlsschüler die Maitresse des Herzogs, Franziska von Hohenheim, wiederholt in der überschwänglichsten Weise als ‚Ideal der Tugend‘ gepriesen hat, und die jungen Leute wußten, was diese Franziska war. Während der junge Goethe mehr weich und weibisch war, zeigt sich der junge Schiller wilder, leidenschaftlicher und stürmischer. Immerhin vergeudete er nicht so viel Zeit in unendlichen sentimentalen Weiberkorrespondenzen, warf sein Sinnen und Streben nie so rückhaltslos an Mädchen und Frauen weg wie der ‚Hätschelhans‘ der Frau Aja.... Eine tiefere philosophische und religiöse Bildung besaß Schiller ebensowenig als Goethe.... Die Philosophie des Aristoteles und Plato hatte er nie gründlich studiert, geschweige jene des Mittelalters, des Descartes, Baco oder Leibniz. Die religiösen Eindrücke und der fromme Glaube seiner Kindheit waren ihm im Taumel seines Theatertreibens fast ganz abhanden gekommen. Er war Freigeist. Die katholische Kirche war ihm ein noch unbekannteres Land als Spinoza. Seinen schriftstellerischen Ideenvorrat hatte er nicht weiter her als aus der seichten Aufklärungsliteratur jener Tage: Zeitschriften, Romanen, Schauspielen, einer Literatur, die fast noch ganz vom Einflusse Rousseaus, Voltaires, Diderots und der übrigen ‚Philosophen‘ beherrscht war. — Von Geschichte studierte Schiller eklektisch, was er gerade, von der Hand in den Mund, für seine dramatischen Projekte oder sonst brauchte, um Aufsätze zu schreiben. In Bauerbach mußte er mit den Büchern vorlieb nehmen, die ihm sein Schwager, der Bibliothekar Reinhold, verschaffte; in Mannheim rissen ihn Theatersorgen aus der erforderlichen Muße; erst in Dresden und Leipzig erweiterte und vertiefte sich sein Studium ein wenig. Da begann er ernstlich Kant zu lesen und sah sich ausführlichere Werke über den dreißigjährigen Krieg und die niederländische Revolution an. Auch da war aber sein Studium nicht dasjenige eines Gelehrten, dem es in aller Ruhe um Erforschung der Wahrheit zu tun ist, sondern dasjenige eines Brotliteraten, der nach pikanten Geschichtsstoffen herumstöbert, um seine ‚Revue‘ zu füllen, und sein Honorar zu verdienen“ (Goethe und Schiller. Weimars Glanzperiode. S. 36—38).

„So sehr auch Goethes wirkliche Verdienste Anerkennung heischen, so darf man dieselben doch nicht übertreiben, wie es nur zu oft geschieht. Seine glänzenden Geistesanlagen, seine Körperkraft und sein langes Leben, seine günstigen Lebensverhältnisse, das waren lauter Talente, die er sich nicht selbst gegeben hat. Er hat sie jahrelang teilweise oder fast ganz brach liegen lassen oder an unbedeutende Ziele verschwendet. Die Begründung und erste Gestaltung der neueren klassischen Literatur ist nicht sein Werk. Die mühsame, schwierige Pionierarbeit haben andere, vorab Klopstock und seine Schüler, Wieland, Lessing und

Herder, vollzogen. Die bedeutendsten und fruchtbarsten Impulse hat Goethe selbst von Herder erhalten. Auch untergeordnete Talente, wie Lavater und Merck, haben mächtig auf ihn eingewirkt, Lenz, Klinger und die übrigen Sturm- und Drangpoeten ihn wesentlich gefördert, Wieland und Knebel seine Tätigkeit bis ans Ende anregend begleitet. Als er im Hof- und Geschäftsleben von Weimar fast der Prosa anheimfiel, rief ihn Schiller in das Reich der Poesie zurück, und dem anregenden Verkehr mit ihm verdankt er großenteils seine zweite Blüteperiode. Noch ehe dieselbe vorüber war, eröffneten die Romantiker den Blick in die gesamte Weltliteratur. Goethe konnte sich nur hinsetzen und die schon gereiften Früchte sammeln. Sein Ruhm als Kunstforscher und Archäologe ruht großenteils auf Joh. Heinrich Meyers Kenntnissen und Papieren, und, soweit er die christliche Kunst betrifft, auf den Mitteilungen Boisserées. Seine naturwissenschaftlichen Arbeiten waren von einer ganzen Schar dienstbarer Geister bedingt, die er als Günstling des Herzogs, Minister und Präsident der Oberaufsicht zur Verfügung hatte, wie von einer Menge von Gelehrten, die er in seinen Dienst zu ziehen wußte. Dafür, daß das weimarische Staatsschiff unter seiner Leitung nicht strandete, sorgten Schmidt, Voigt, Fritsch, Gersdorff und andere erprobte Leute. Die Hauptlast der Theaterverwaltung trugen Kirms, Vulpius und andere Subalterne. Novitäten lieferten erst Iffland und Kotzebue; ihren idealen Aufschwung erhielt die Weimarer Bühne durch Schiller. Schiller organisierte die Horen, die Xenien und den Musenalmanach; Goethe erntete wiederum die Früchte. Iffland machte es ihm möglich, durch seinen Epimenides die Schlappe gutzumachen, die er sich durch seinen Mangel an Patriotismus zugezogen hatte; Alexander von Humboldt war artig genug, seine Geologie nicht auf eine ernstere, wissenschaftliche Probe zu stellen. Durch sein Verhältnis zu Jena kam ihm nicht bloß der Ruf der Romantiker, sondern auch jener der deutschen Philosophen Fichte, Schelling, Hegel zugute. Er war nicht, wie Schelling meinte, ein Pharos, der ganz Deutschland mit seinem eigenen Licht erleuchtete, sondern nach Bulwers richtigerem Vergleich ein großer Refraktor, der von überall her Licht empfing und es, allerdings verstärkt und vereinigt, dann weithin in die Ferne sandte. . . . Goethes Kunstaufsätze sind sämtlich von der heutigen Kunstwissenschaft überholt; seine Aufsätze zur Literatur enthalten viele geistreiche, kritische und ästhetische Bemerkungen, aber sie gehören eben der Vergangenheit an und bieten immer nur literaturgeschichtliche Fragmente. Die Frankfurter Rezensionen sind in keckem, übermütigem Ton gehalten, die späteren atmen eine vornehme Gönnerschaft; eine gediegene objektive Kritik enthalten weder die einen noch die anderen. Auch die biographischen Schriften über Winckelmann und Hackert bieten kein besonders großes Interesse. Der eine ist ein unbedeutender Maler; der große Kunstforscher aber ist durchaus unzureichend, teilweise unrichtig dargestellt.

Der wirklich klassischen Prosaschriften sind im Grunde wenige; es sind die vier Romane: Werthers Leiden, Wilhelm Meisters Lehrjahre, die Wahlverwandtschaften und Wilhelm Meisters Wanderjahre — dann die Novelle und die Novellensammlung: Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter (sechs Novellen und ein Märchen) — endlich die selbstbiographischen Schriften: Dichtung und Wahrheit, die italienische Reise, die Schweizerreisen, die Reisen am Rhein und Main, die Campagne in Frankreich und die Belagerung von Mainz. Die Annalen sind schon wieder bloße Skizzen und Bruchstücke.

Die Prosasprüche Goethes, die einen reichen Schatz von geistreichen Ideen und Bemerkungen vereinigen, wurden erst nach seinem Tode gesammelt. Sie enthalten nach seiner eigenen Bemerkung ‚Eigenes und Fremdes‘, und das Eigene ist gar oft auch angeeignet.

Wenn auch ein Torso, ein Bruchstück schon die Meisterhand verraten kann, so zeigt sich doch die volle Hervorbringungskraft, das Genie und der Fleiß des Künstlers erst im vollendeten, abgerundeten Meisterwerk. Bei Calderon und Shakespeare braucht man keine Fragmente zu sammeln: die völlig abgeschlossenen durchgeführten Kunstwerke füllen eine ganze Reihe von Bänden. Bei Goethe ist es nicht so. Das Kleine und Fragmentarische nimmt ebensoviel, ja bedenklich mehr Raum ein als das Große, Bedeutende. Da sind eine ganze Reihe von Dramen, die Goethe schreiben wollte, aber nicht geschrieben hat: Der ewige Jude, Mahomet, Prometheus, Nausikaa, Elpenor, Die Aufgeregten usw. Auch Pandora ist nur Fragment und Die Natürliche Tochter die Einleitung zu zwei anderen Stücken, die im Schema erstickten. Da sind eine Menge Prologe, Epiloge, Theaterreden, Maskenzüge — die Kleinigkeiten tragen das Gepräge eines genialen Dichters, aber schließlich sind es doch nur Kleinigkeiten. Die burlesken Satyrspiele und Farcen der Geniezeit, die in Italien ausgeglätteten Singspielchen erheben sich wenig über dieses Niveau. Der Großkophta und Der Bürgergeneral sind Mittelmäßigkeiten. Auch Stella und Clavigo sind keine Schöpfungen eines Genius. Egmont ist eine in der Liebe versumpfte historische Tragödie, Götz trotz seines tiefen literaturgeschichtlichen Einflusses eine verfehlte Nachahmung Shakespeares. Schon die drei Bearbeitungen zeigen die innere Schwäche der Tragödie. Mahomet und Tankred sind Voltaires, nicht Goethes Eigentum. Wirklich großartige, geistig bedeutende, künstlerisch vollendete dramatische Werke hat Goethe in den 82 Jahren seines Lebens bei all seinem Genie nur drei geschrieben: Iphigenie, Tasso, Faust.

Von den größeren epischen Werken ist nur eins vollendet: Hermann und Dorothea. Reinecke Fuchs ist eine bloße Bearbeitung, die Achilleis ein schwaches Bruchstück. Nun bleiben noch die Elegien, die Epi-

gramme und Sprüche, der Westöstliche Divan, die Balladen und die lyrischen Gedichte. Von den letzteren sind über ein Drittel Gelegenheitsgedichte, weit über ein Drittel Liebesgedichte. Der Divan besteht weit über die Hälfte wieder aus Liebesgedichten. Stellt man einerseits das Didaktische, andererseits die Liebespoesie zusammen, so bleibt in der Mitte nicht viel übrig: Gott, Welt, Vaterland, Kunst, Geschichte, überhaupt alles Ideale ist sehr dürftig bedacht...... Das beherrschende Grundprinzip des glänzend begabten Dichters ist keine vom Himmel stammende und gen Himmel strebende Inspiration, es sind nicht die christlichen Ideale, sondern der mächtige Eros des heidnischen Altertums, eine um das Ewige und Göttliche unbekümmerte Lebenslust und Genußsucht, die sinnliche Liebe in ihrem vollen Frühlingszauber und Jugendreiz wie in dem trüben Sturm und der öden Zerrissenheit, die sie nach kurzem Genuß im Menschenherzen zurückläßt.

Bei Goethes Lyrik kann hierüber wohl kaum ein Zweifel sein. Bis auf einen geringen Bruchteil ist sie nur ein Liebeslied, das in allen Akkorden und Melodien, Tonarten und Tonstufen die verschiedenen Phasen, Glück und Unglück der Liebe besingt. Die Elegien führen das Thema weiter bis an die Grenzen, wo der Realismus schön zu sein aufhört, das Tagebuch und die Walpurgisnacht noch weit darüber hinaus. Die vier Romane behandeln dasselbe Thema in weiterem Rahmen. Glühende Liebessehnsucht, Liebeslust und Liebesleid — eine Weiber-Manns-Atmosphäre nach Fr. Vischers Ausdruck — schwebt drückend schwül über allen. Der Faust ist dicht von derselben Luft gesättigt; denn Gretchen und Helena sind es schließlich, um welche sich Fausts ganzes Sinnen und Trachten dreht. Tasso ist ein Liebesschwärmer wie Faust und Werther. Selbst Hermann und Dorothea sind von jener Liebesluft nicht unberührt geblieben. Unter Goethes Hand gestaltet sich der Götz schließlich zum Ehebruchsdrama, Egmont zur Liebestragödie, Achilles selbst zum verliebten Schwärmer. Im Großkophta wird eine Verführung, in der Stella die Bigamie breit ausgemalt, in der Pandora die Schwärmerei eines verliebten Greises gefeiert. In den fastnachtsmäßigen Jugendspäßen macht sich des Dichters Leidenschaft in derben Zoten Luft, in den Singspielen tändelt und wiegt sie sich in reizenden Duetten, in der Marienbader Elegie und im Schlusse des Faust versucht sie sich auch noch sehnsüchtig in den Himmel hineinzuliebeln.... Liest er gerade Rousseau, so schwärmt er für die Natur; liest er Voltaire, so schwärmt er für Kultur; liest er Spinoza, so bekommt er eine intuitive Gottesidee, durch welche man in jedem Einzelwesen das All sieht; hört er von Leibniz, so sieht er überall Monaden; und kommt man auf Aristoteles, so werden die Monaden zu Entelechien. Nirgends aber wird klar, nüchtern, fest gesagt, was Natur, Kultur, Gott, intuitive Gotteserkenntnis eigentlich bedeutet, was man unter Monaden und Entelechien zu verstehen hat. Über Kants kategorischen Imperativ machte sich Goethe ebenso lustig wie über Fichtes Ich und Nicht-Ich, und Schellings Büchlein über die Kabiren war ihm viel interessanter als dessen Naturphilosophie. So wenig er sich konsequent an Spinoza anschloß, so wenig an Schelling oder Hegel. Er verabscheute nicht nur jeden philosophischen Idealismus, sondern überhaupt jedes System.... Von seinem Leben beleuchtet, stellt sich auch seine Dichtung als eine bloße Verherrlichung des allergewöhnlichsten Erdentreibens, kleinlicher Eitelkeit, törichter Theaterabenteuer und Liebschaften, egoistischer Selbstbewunderung und sinnlicher Genußsucht dar; sie zeigt aber kein Verständnis für das Leben der Völker, für die Erhabenheit der göttlichen Offenbarung und der Kirche, keine Spur von Gottesfurcht und Gottesminne, wie sie die mittelalterlichen Sänger erfüllten. Dieser egoistische Halbgott steht aber nicht mehr allein vor uns, sondern mit dem ganzen Schwarme der ihn anbetenden Epigonen, welche längst alle diplomatischen Spinnengewebe des geheimnistuerischen Greises zerrissen haben, seine wollüstigen Liebeslieder als die höchste, wahre Poesie, seinen Naturalismus als die erhabenste Weltanschauung, sein Heidentum als ‚geläutertes Christentum', seine unentschuldbaren, sittlichen Verirrungen als Lebensideale vergöttern und den Inbegriff seiner Irrtümer als die Hochblüte unserer ‚nationalen Bildung' jedermann zum Studium und zur tatsächlichen Aneignung anempfehlen.... Welche Gefahr für Religion und Sitte hierin liegt, bedarf wohl keines ausführlicheren Nachweises mehr. Goethes Poesie und sein Leben sprechen deutlich genug. Mögen auch gewissenhafte Lehrer seine Werke nur in sehr beschränkter Auswahl erklären, so gewährt dieses doch nur wenig Schutz, da seine Werke überall im Umlauf, überall zu haben sind, in wohlfeilen Klassiker- und Volksausgaben, in zierlichen Salonbänden, reich ausgestattet in den herrlichsten Prachtausgaben. Seine Lieder werden gesungen, seine Dramen gespielt, seine Helden und Heldinnen, er selbst und die ganze Schar seiner Geliebten sind in allen Schaufenstern zu treffen. Um seine Dichtungen zu verstehen, braucht man keine fremde, keine alte Sprache zu erlernen. Seine Ideen und Ideale gehen nur selten über die Vorstellungen des allergewöhnlichsten Publikums hinaus, und wo das der Fall sein sollte, stehen schon zahlreiche Kommentare bereit, welche unter dem Schein philologischer Gelehrsamkeit seine Liebesgeschichten weiter erzählen. Mit dem Ansehen des größten Dichters und Klassikers umkleidet, als der Wohltäter, als der Ruhm der Nation betrachtet, dringt Goethe in alle Kreise des Lebens ein, mit dem berückenden Zauber der schönen Form zieht er, einem ‚Rattenfänger' gleich, alle Herzen an sich, besonders die Frauen und die Jugend. Er predigt Unglauben und Unsitte nie so keck, so frech wie Voltaire, Wieland, die neueren französischen Naturalisten, sondern stets verschleiert, mild, gewinnend, ver-

führerisch, in anscheinend harmloser Gestalt, stets mit Beimischung von Gutem und Wahrem, Halbwahrem und Halbgutem. Er untergräbt Glauben und Sitte der Jugend, ohne daß sie sich deshalb der Verführung bewußt wird. Soll das Gift seiner heidnischen Lebensgrundsätze nicht in immer weitere Kreise dringen, so ist es fürwahr hohe Zeit, daß alle, welchen ein Einfluß auf die Jugend und deren Erziehung vergönnt ist, diese Gefahr ernstlich beherzigen und ihre Kräfte vereinigen, um derselben zu steuern.

Vor allem ist klar, daß die Lektüre und das Studium Goethes wieder nach den Grundsätzen einer wahrhaft christlichen Pädagogik beschränkt werden muß, welche auf Religion und sittliche Bildung mehr Gewicht legt als auf schöne Form, Stil und Sprache. An dem heutigen Goethekultus kann und darf sich die Schule nicht beteiligen, wenn sie christlich bleiben will. Sie muß vielmehr die irrigen Anschauungen berichtigen, die jener Kultus notwendig erweckt. Alle Vorsichtsmaßregeln, alle Chrestomathien, alle purgierten Schulausgaben helfen nichts, wenn man dabei den Dichter der ‚Iphigenie' usw. aus schlecht verstandenem Nationalgefühl oder ästhetischer Überschätzung mit Fluten des Lobes überschüttet; wenn man statt besserer Autoritäten unaufhörlich für jeden, selbst für den banalsten Gedanken ‚Eckermanns Gespräche' und Verse aus Goethe zitiert; wenn man alle Ästhetik und Poetik auf Goethe gründet; wenn man ihn unaufhörlich mit Dante, Shakespeare und Calderon zusammenstellt und dabei der Jugend feierlich zu verstehen gibt, daß er als Dichter alle diese früheren Dichter weit hinter sich zurückgelassen habe, daß ‚unser Goethe' überhaupt der größte Dichter und Universalmensch, der Höhepunkt aller Kultur sei. Und doch hat Goethe nicht so viel von scholastischer Theologie und Philosophie gewußt, um auch nur Dantes ‚Göttliche Komödie' notdürftig zu verstehen; er hat keine einzige Tragödie geschrieben, die sich als eigentliches Bühnenstück mit den Meisterwerken Shakespeares und Calderons vergleichen läßt.... Sage man, statt jener unaufhörlichen Lobsprüche, es der Jugend offen heraus, wie tief Goethe als Mensch steht, wie hohl und oberflächlich seine Weltanschauung, wie unsittlich und verderblich seine Lebensgrundsätze waren, wie wenig er als Naturforscher und Kunstautorität zu bedeuten hat. Sage man es der Jugend, wie er nach dreißig Jahren törichter Irrfahrt zur Poetik des Aristoteles griff und als Mann von fünfzig Jahren, zum größten Nutzen seiner poetischen Entwicklung, endlich jene Kunstregeln studierte, welche seit Jahrhunderten an allen katholischen Unterrichtsanstalten die Grundlage der Poetik bildeten. Erkläre man der Jugend das unruhige, fragmentarische Treiben des jungen Goethe — den ungeheueren Schaden, den ihm die Zersplitterung seiner Kräfte gebracht hat. Erkläre man der Jugend die Schwächen und Fehler der Goetheschen Poesie im Gegensatz zu den Alten, zu Shakespeare und Calderon. Es gibt kaum ein Zitat aus Goethe, das sich nicht ebenso gut durch eins aus den alten Klassikern oder aus den trefflichsten katholischen Schriftstellern ersetzen ließe!

Warum immer Goethe? Goethe? — Nichts als Goethe? Was ist denn im Grunde für die Wahrheit der sieben Sakramente gewonnen, wenn dieser weimarische Hofrat, der Gemahl der tanzlustigen Christiane Vulpius, sie schön fand, aber nicht daran glaubte?

Was helfen seine Skizzen der Flucht nach Ägypten, wenn dieselben nur dazu dienen sollen, unsere Jugend in die unsaubere Gesellschaft Wilhelm Meisters einzuführen? Was hat er über die Alten, über die Bibel, über Religion, Kunst, Literatur und Leben Gutes gesagt, was man nicht bei katholischen Denkern, Dichtern, Künstlern und Schriftstellern richtiger und reiner, sehr oft auch schöner und besser gesagt finden könnte? Warum glauben wir den gewissenhaftesten katholischen Gelehrten und Forschern erst dann, wenn Goethe oder Eckermann seinen Segen dazu gesprochen?... Die Kirche ist gegen schöngeistige Werke nie mit jener Strenge aufgetreten, welche sie gegen strikt theologische und philosophische Werke irrigen und schädlichen Inhalts auszuüben pflegt. Goethes Werke sind nie ausdrücklich und namentlich auf den römischen Index gekommen. Man hat sie den allgemeinen Vorschriften desselben überlassen, wie die Päpste der Renaissance einst die Schriften eines Boccaccio, Valla, Beccadelli und Poggio dem Gewissen des einzelnen überließen. Damit ist den Schriften Goethes indes durchaus kein Freipaß ausgestellt. Abgesehen von zahlreichen Stellen, welche die Forderungen christlicher Zucht und Sitte schwer verletzen, sind sie durchgängig von den gefährlichsten Irrtümern durchsäuert, an welchen unsere moderne Zeit krankt, und welche das vatikanische Konzil in seinen verpflichtenden Beschlüssen ausdrücklich verworfen hat. Jener Naturalismus, Pantheismus und religiöse Indifferentismus, in welchem Goethes gesamte Poesie wurzelt, und welcher sich in seinen Prosaschriften deutlich genug breit macht, ist von der Kirche selbst für immer gebrandmarkt. Unberührt oder nur leicht berührt von diesen Irrtümern sind nur wenige seiner Werke; in schroffster Fassung treten sie ebenfalls nur in verhältnismäßig wenigen auf; bei weitem die meisten aber sind in anmutigster und verlockendster Form davon durchtränkt und deshalb ganz dazu angetan, die religiösen Begriffe zu verflachen und zu verdunkeln, den christlichen Glauben zu schwächen und zu untergraben. Je nach der Klarheit, Treue und Festigkeit eines jeden wird sich dieser Einfluß sehr verschieden modifizieren.... Sehr viel ist für echte christliche Bildung gewonnen, wenn wir von dem nahezu götzendienerischen Kult des großen Dichters wieder zu einer nüchternen, vernünftigen und gerechten Würdigung seines Lebens und seiner Werke zurückkehren, wenn wir ihn kennen, wie er

wirklich war, und wenn wir ihn nicht mehr achten, als er es verdient. Der Zauber seiner Liebeslieder wird gewaltig gedämpft, wenn man sein Verhältnis zu den Frauen einmal im nüchternen Lichte der Wahrheit besehen hat. Die Wertschätzung seiner pantheistischen Faseleien wird sehr herabgestimmt, wenn man die festen Grundsätze einer gründlichen Philosophie und die Lehre des Christentums dagegenhält. Sein Ruhm als Naturforscher und Kunsttheoretiker wird um so mehr erbleichen, je mehr man unabhängig von ihm diese Wissenszweige betreibt. Niemand wird so töricht sein, den untreuen Liebhaber Friederikens und der Frau von Stein, den Genossen der tanzsüchtigen Christiane Vulpius, den greisen Anbeter einer Ulrike von Levezow für das wirkliche Ideal eines deutschen Mannes, für ein nachahmenswertes Vorbild zu halten. Die Frauen werden die lockenden Sirenentöne seiner Liebespoesie mit jenem edlen Hochsinn von sich weisen, mit welchem eine heilige Agnes den unlauteren Bewerber von sich stieß. Jünglinge und Männer werden einen Werther, Wilhelm Meister und Faust nicht mehr als Typen echten deutschen Geistes nehmen, sondern als dichterische Gestalten einer sittlich sehr herabgekommenen Zeit. Sie werden die Scheinuniversalität Goethes dann mit der wirklichen Universalität der katholischen Wissenschaft vergleichen und sich leicht überzeugen, daß ein Angelo Secchi [Jesuit] mehr von der Natur des Lichtes und von der Einheit der Naturkräfte, ein Raphael Garrucci und ein de Rossi mehr von christlicher Kunst, ein Reichensperger und Pugin mehr von den Gesetzen der Gotik, ein Janssen[1] (!!) mehr von deutscher Art, Geschichte und deutschem Volksgeist, ein Peter Cornelius und Eduard von Steinle mehr von Rafael und der italienischen Malerei, ein Joseph von Görres mehr von der Mystik[2] und von den deutschen Volksbüchern, ein Friedrich von Schlegel mehr von der Weltliteratur, ein Lorinser mehr von Calderon, ein Kardinal Wiseman mehr von Shakespeare verstanden hat als Johann Wolfgang Goethe nebst Heinrich Meyer, Wilhelm Riemer, Peter Eckermann und ihrem ganzen übrigen kritisch philologischen Kometenschweif.

Sobald man aufgehört haben wird, dieses schillernde Goethe-Meteor für einen universellen Leitstern wahrer Weltanschauung, Lebensweisheit und Wissenschaft zu halten, wird man auch bald am Himmel der deutschen Literatur wieder andere Sterne zu erkennen und besser zu würdigen wissen" (Der Alte von Weimar, S. 271 f. 272 ff. 274 f. 278. 281 ff. 284 ff.).

Man weiß nicht, soll man bei diesen jesuitischen Werturteilen über Lessing, Schiller, Goethe mehr staunen über die inferiore Auffassung, die in ihnen sich offenbart, oder über den Haß, der Gift speit gegen große Geister, weil sie mit ihrem Lichte die Menschheit erleuchten und sie so dem Einflusse des Jesuitismus entziehen. Wo immer man übrigens Baumgartners dickleibige Goethe-Monographie aufschlägt, treten die gleiche Verkleinerungssucht, die gleiche anschwärzende Böswilligkeit zutage. Einige Proben:

„Es ist recht charakteristisch für Goethe, daß er bei diesem Stück [Shakespeares König Johann] sich wenig für dessen große politische, kirchenpolitische und patriotische Motive interessierte, nicht für die leidenschaftlich gewaltigen Männerrollen, nicht für die ergreifenden Rollen der Königinnen Eleonore und Konstanze, sondern vorwiegend nur für die zwei rührenden Szenen des Prinzen Arthur, und zwar nicht als Rolle eines harmlosen, unglücklichen Königssohnes gedacht, wie ihn Shakespeare dachte, sondern — für ein Mädchen in Knabenkleidern — Christiane Neumann. Auf sie kam jetzt alles in dem Stück an. Sie spielte gut. Als ‚Hubert' indes in der Probe mit der Zange herankam, um sie — den Prinzen — zu blenden, zeigte sie nicht genug Angst. Da riß der Direktor Goethe dem ‚Hubert' die Zange aus der Hand, stürzte auf Christiane los und machte dabei so schreckliche Augen, daß diese in Ohnmacht fiel. Nun erschrak Goethe selbst, kniete bei ihr nieder, und als sie wieder zu sich kam, gab es einen Kuß. Das ist die Hauptszene aus Goethes fast vierzigjähriger Theaterdirektion, wie sie in allen Goethebüchern und selbst in den Literaturgeschichten im Lichte der Verklärung geschildert wird. Sie beweist schlagend den tiefgreifenden Gegensatz zwischen dem männlich-universellen, echten Dramatiker William Shakespeare und dem lyrischen Mädchenverehrer Wolfgang Goethe, den dieser Kuß mehr interessierte als König Johann und alle übrigen Könige von England, Irland und Schottland zusammen."

Von Goethes Stellung zur französischen Revolution sagt der Jesuit:

„Und Goethe? Goethe war in Verlegenheit. Als echter Schüler Rousseaus und Voltaires, als dezidierter Nichtchrist und Heide mußte er es folgerichtig nur billigen, daß man mit der alten Ordnung der Dinge gründlich und vollständig aufräumte, die Könige, die alte Aristokratie und die Pfaffen guillotinierte, die Ehe und alle anderen Überreste der sieben Sakramente abschaffte, das ganze Leben säkularisierte, um recht bald in ganz Europa griechische Republiken einzuführen, mit möglichst vielen schönen Göttern und Hetären, Philosophen und Poeten, Malern und Bildhauern, Pläsier und Kunstgenuß. Das war

---

[1] Der bekannte ultramontane Geschichtsfabrikant.

[2] Görres hat ein halb wahnwitziges Buch über „Mystik" geschrieben; vgl. mein Werk: Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit, I 235—245.

seine Religion und Weltanschauung. Als gemütlicher Frankfurter Bürger wünschte er aber doch auch, im Frieden zu essen und zu schlafen; als weimarischer Geheimrat begehrte er eher Vermehrung als Verminderung seiner Besoldung; als Freund eines Herzogs hätte er lieber eine Königskrone auf dessen Kopf, als ihn ohne Kopf gesehen. Die französische Republik gestaltete sich gar nicht nach dem Vorbilde des perikleischen Athen, sondern nach dem ungemütlichen Säbelregiment römischer Aufwiegler, Triumvirn und Tyrannenmörder. Man schrieb nicht Gedichte, sondern Proskriptionslisten. Man feierte keine olympischen Spiele, man schnitt Köpfe ab. Die Freigeister in Paris begnügten sich nicht damit, ohne Ehebund eine Vulpius ins Haus zu nehmen und ihre Bübchen von einem Herrn taufen zu lassen, der selbst kaum mehr recht an Christus glaubte, um anderen Leuten Sand in die Augen zu streuen; sie fanden es für besser, Leute, die sich an solchen Dingen ärgerten, zu guillotinieren, ihr Geld einzusacken und die Welt neu einzurichten. Das ging nicht in Weimar. Alles Gewaltsame war dem Herrn Geheimrat zuwider. Wer sollte seinen Tasso lesen, wenn es keine Herzoginnen und Hofdamen mehr gab? Wer sollte über seinen Werther weinen, wenn die Welt so arg gefühllos wurde?"

Selbst die ergreifenden Strophen Goethes auf Schillers Gedächtnis müssen Baumgartner dazu dienen, den Verhaßten zu bemakeln:

Schillers Gegensatz zu der in Weimar vorherrschenden Richtung wurde zwar auch noch in einer weiteren Strophe bezeichnet, aber durch den Gedanken: ‚Er war unser!‘ freundlich ausgeglichen. Es war ein feiner Staatsstreich. Schiller war damit an den Triumphwagen seines einstigen Rivalen für immer festgebannt" (Goethe und Schiller, S. 82f. 118f.).

Über Goethes „Lebensroman" heißt es:

„Als er sechzig Jahre alt war und auf sein Leben zurückblickte, lag denn auch ein Roman vor ihm, wie ihn unter Tausenden kaum einer erlebt. Die Namen Gretchen, Friederike, Lotte, Lili, Charlotte von Stein, Corona Schröter, Christiane Vulpius, Minna Herzlieb bezeichnen nur die hauptsächlichsten Phasen. Für manchen lebhafteren und leidenschaftlicheren Charakter hätte eins dieser Verhältnisse hingereicht, in Leben und Dichtung für immer Schiffbruch zu leiden. Dem elastischen Diplomaten war es aber nicht nur gelungen, einen dieser Romane an den anderen zu knüpfen, sondern dabei vom einfachen Advokaten zum Freund und Minister eines Herzogs emporzusteigen, den Ruhm des ersten deutschen Dichters zu erwerben und mit nahezu allen berühmten Persönlichkeiten seiner Zeit in Berührung zu treten. Der Liebhaber des Frankfurter Schenkmädchens und der Pfarrerstochter von Sessenheim stand vor Napoleon als einer der großen Männer der Zeit, und anstatt Lilis goldenen Herzchens trug er jetzt das Kreuz der Ehrenlegion. Der Rückblick auf Kindheit und Jugend hatte für den glücklichen Parvenu den vollen Reiz, den ein Wanderer empfindet, der auf den verschlungensten Pfaden zu ungeahnter Höhe emporgelangt. Mit wahrer Wollust blickte er auf den zurückgelegten Weg zurück. Es war der wunderlichste Roman, viel interessanter als ‚Wilhelm Meister‘. Er fühlte, daß er jedem Mädchen, mit dem er einst getändelt, jetzt europäische Berühmtheit verschaffen könnte" (Der Alte von Weimar, S. 67).

Besonders bezeichnend sind auch folgende Stellen:

„Seine wankelmütige Weiberliebe, sein schnödes Verfahren gegen die Frau von Stein, sein Konkubinat mit Christiane Vulpius, sein Fiasko in der Politik, seine ans Kindische grenzenden Dilettanterien in wissenschaftlichen Dingen, seine gröbsten Lästerungen gegen Christus und das Christentum, sein in manchen Fällen widerlich zutage tretender Egoismus, der Schwindel mit dem Bergwerk in Ilmenau, die frühere unwürdige Behandlung Schillers, die unfreundliche Zurücksetzung Herders und Wielands, die charakterlose Haltung bei den verschiedenen Wendungen der deutschen Politik, die schmachvolle Verehrung Napoleons, die vaterlandslose Gleichgültigkeit für den deutschen Freiheitskampf, die vornehme Verachtung aller volkstümlichen, demokratischen Regungen, die stolze Verweigerung gesetzlicher Rechnungsablage, die steifste und lächerlichste Pedanterie im Leben wie die ungebundenste Leichtfertigkeit in der Poesie — alles, alles ward ihm vergeben, weil er ein Genie war, und weil die öffentliche Meinung Deutschlands sich in seinem Dichterruhm geschmeichelt fühlte. . . . Als die literarischen Wallfahrten nachließen, hatte Goethe in Karlsbad und Marienbad längst ein Rendezvousplätzchen gefunden, um als hoher Aristokrat mit der diplomatischen Welt und der Hautevolee von Deutschland und Österreich zusammentreffen. Von Fürstinnen, Gräfinnen und Baroninnen ward der einstige Jahrmarktsschreier von Plundersweiler jetzt um Stammbuchverse gebeten. . . . So hat Goethe seine eigene Jugend- und Blütezeit, seine langjährigen dramaturgischen Bemühungen im Verein mit Schiller, die Weimarer Hofbühne und die Glanzperiode Weimars selbst zu gutem Schluß auf den Entenpfuhl gesetzt. Es war alles Gewackel und Geschnatter. . . . Dazu berichtet der 72jährige Freund [Zelter] dem Rekonvaleszenten [Goethe], der noch eben am Rande des Grabes stand, von den ‚verwünschten Theaterballetten und dem kleinen Opernzeug‘, seiner ersten Sängerin, ‚dem angenehmen Mädchen mit schönster Stimme, unverwüstlicher Lust, Folgsamkeit und Keckheit‘, und von zwei Wiener Tänzerinnen, ausgezeichnet ‚durch Wohlgestalt, Leichtigkeit und Anmut in den wunderlichsten Sprüngen und Stellungen‘ usw. usw., im lüsternsten und leichtfertigsten Stile. An solchen Nachrichten

tröstete sich der greise Dichter über den Verlust seines einzigen Sohnes. Denn Zelter war sein intimster Vertrauter und wußte, womit er aufzuheitern war. Ein späterer Brief Goethes vom 8. Juli 1831 bezeugt, daß Zelter das Richtige getroffen, und daß das wollüstige Bild einer Danae noch jetzt den alten Götterverehrer in das höchste Entzücken versetzte" (Der Alte von Weimar, S. 149 f. 151. 192. 202).

„Das ist Goethe" in jesuitischer Darstellung!

* * *

Übrigens muß ich den Jesuiten Baumgartner gegen sich selbst, d. h. gegen das, was er über Goethe und die übrigen Klassiker veröffentlicht hat, etwas in Schutz nehmen. So ganz seine innerste Meinung sind die wüsten Urteile denn doch nicht. Baumgartners nicht zu leugnendes poetisches Talent hatte ihn zu wesentlich höherer Auffassung des „Alten von Weimar" geführt, und er hatte die Auffassung auch niedergeschrieben, veröffentlichen mußte er aber eine andere: diejenige, welche die Ordenszensur ihm vorschrieb.

Im Jahre 1887, nach Vollendung meiner theologischen Studien in Ditton-Hall, wurde ich als „Schriftsteller" nach Exaeten versetzt, wo damals die Redaktion der Stimmen aus Maria-Laach war. Hauptredakteur (und zugleich Vizerektor des ganzen Hauses) war der Jesuit Jakob Fäh. Fäh erzählte mir nun eines Tages, die Zensur habe gefunden, daß Baumgartner mit einem viel zu günstigen Gesamturteil über Goethe seine Monographie geschlossen habe; das Manuskript sei ihm zurückgesandt worden (Baumgartner war damals im Kollegium zu Blyenbeck) mit dem Bedeuten: das Urteil über Goethe müsse nach der ungünstigen Seite hin wesentlich umgestaltet werden. Ich fragte erstaunt: „Wird denn Baumgartner das tun?" Fäh antwortete: „Aber selbstverständlich." Und er tats!

Das Vorkommnis zeigt ein doppeltes: den Haß des Jesuitenordens gegen Goethe und die Macht jesuitischer Zensur und jesuitischen Gehorsams. Nicht umsonst sagen die Ordenssatzungen:

„Alles, was uns befohlen wird, sollen wir für gerecht halten; jede entgegenstehende Meinung und Ansicht sollen wir in einem gewissen blinden Gehorsam verleugnen, und zwar soll dies geschehen in bezug auf alles, was vom Oberen angeordnet wird, wo nicht definiert werden kann, daß irgendeine Art von Sünde vorliegt. . . . Wer sich Gott ganz darbringen will, muß außer dem Willen auch den Verstand opfern, so daß er nicht nur dasselbe will, sondern auch dasselbe denkt wie der Obere und sein Urteil dem des Oberen unterwirft".

II. Die philosophischen und theologischen Studien.

In sich und richtig aufgefaßt sind Philosophie und Theologie getrennte, selbständige Wissenschaften (soweit man bei Theologie, auch bei evangelischer, überhaupt von Wissenschaft sprechen kann, was ich in nur sehr beschränktem Maße zugebe). Philosophie, jesuitisch aufgefaßt, ist aber ganz und gar abhängig von Theologie; ja sie ist ihre „Magd" und „Dienerin".

„Die Philosophieprofessoren [bestimmt der 8. Kanon der 3. Generalkongregation] sollen die Philosophie so lehren, daß sie sie zur Magd und Dienerin der echten scholastischen Theologie, die unsere Satzungen uns anempfehlen, machen: ut verae theologiae scholasticae, quam nobis commendant Constitutiones, ancillari et subservire faciant" (Instit. Societ. Jesu. Romae 1869, I 477).

Deshalb behandle ich Philosophie und Theologie des Jesuitenordens im selben Abschnitte.

* * *

Da ich die Stellung des Jesuitenordens zur Wissenschaft im allgemeinen im nächstfolgenden Abschnitte behandle, so spreche ich hier nur von jenem Geiste, der über den spezifisch jesuitischen Studien lagert.

Was die Philosophie angeht, so sei zunächst auf dasjenige verwiesen, was ich schon im 1. Teile aus den Ordenssatzungen, aus der „Studienordnung" und aus den Dekreten der Generalkongregationen mitgeteilt habe über den grundsätzlichen Standpunkt, den der Jesuitenorden in der Philosophie einnimmt: unentwegtes Festhalten — aufs neue feierlich ausgesprochen im Jahre 1883! — am peripathetischen System des Aristoteles († 322 vor Christus), unter teilweiser Anwendung dieses Systems sogar auf Fragen der Naturwissenschaft und unter Erneuerung von Beschlüssen, die von Generalkongregationen des Ordens im 18. Jahrhundert (1706 und 1751) zugunsten des aristotelischen Systems gefaßt worden sind.

Sehr charakteristisch ist die Begründung des Festhaltens an Aristoteles:

Deshalb ist dieser Philosophie anzuhangen, weil sie der Theologie nützlicher ist (Congreg. 23 vom Jahre 1883, decr. 15: 1. Teil, S. 78).

Von diesem aristotelischen Standpunkte aus ist es selbstverständlich, daß die gesamte neuere Philosophie arg vernachlässigt wird. In dürftigen Thesen werden Geister wie Descartes, Leibniz, Spinoza, Kant, Hegel, Fichte, Schelling, Schopenhauer, E. von Hartmann usw. abgetan. Ein paar Syllogismen, und ein Kant, ein Descartes usw. liegt besiegt am Boden.

Besonders lebhaft steigt gerade hier das schon in der „Einleitung" ausgedrückte Bedauern in mir auf, bei meinem Austritt aus dem Orden alle schriftlichen Aufzeichnungen zurückgelassen zu haben. Aus den „Codices" der jesuitischen Studienzeit hätte ich ein anschauliches und lehrreiches Bild entwerfen können von der Behandlungsweise, die der neuzeitlichen Philosophie im philosophischen Bildungsgange des „modernen" Jesuiten zuteil wird.

Die Werke der neueren Philosophen bekamen wir nicht in die Hand. Das Wenige, was unsere „Codices" über sie brachten, bildete für uns den Gesamtinhalt ihrer Veröffentlichungen. In den uns zur Verfügung stehenden Handbibliotheken standen ausschließlich jesuitische Autoren. Es geht hier wie bei der Frömmigkeit und Askese des Ordens: Jesuiten, Jesuiten, Jesuiten und nichts als Jesuiten.

Beschämung und Empörung erfassen mich, wenn ich daran zurückdenke, daß ich als dreißigjähriger Mensch mich mit den schlecht gekochten Bettelsuppen gutgläubig zufrieden gab, die der Orden mir als Extrakt der Denkarbeit jener großen Geister vorsetzte. Zumal Kant wurde in einer alles übersteigenden Oberflächlichkeit behandelt. Den großen Mann lernte ich erst kennen, als ich im Jahre 1888, vom Jesuitenorden geschickt, in Berlin weilte. Dort, frei von polizeilicher Aufsicht, vertiefte ich mich in ihn. Er wurde mein hauptsächlichster Befreier, der mein Inneres weitete und meinen Gedanken neue, ungekannte Horizonte eröffnete. Wie habe ich ihm nicht Abbitte geleistet, daß ich als Jesuiten-Scholastiker so armselig von ihm gedacht hatte! Aber meine Schuld war es ja nicht.

Treffend und zugleich mit höchster Autorität zeichnet die Stellung des Jesuitenordens zur Fortentwickelung der Philosophie über Altertum und Mittelalter hinaus der Ordensgeneral Peter Beckx in seinem amtlichen Schreiben vom 15. Juli 1854 an den österreichischen Kultusminister, den Grafen Leo Thun:

„Wie könnte man zu einer Philosophie, wie sie sich in unseren Tagen gezeigt hat, Zutrauen fassen, wie von ihr mit Zuversicht Erkenntnis und Begründung der Wahrheit erwarten, da die vier großen Schulen derselben, welche unter Kant, Fichte, Schelling und Hegel eine nach der anderen den größeren Teil Deutschlands für sich gewonnen hatten, sich in pure (so!) Gottlosigkeit auflösten und eine nach der anderen aufgegeben wurden, dabei aber, ohne der religiösen und politischen Ausartungen zu gedenken, einen Zustand von Zweifel, Unsicherheit und fast allgemeiner Verwirrung zurückgelassen haben, in welchem man zwar noch fortfährt untereinander zu streiten, dabei aber einer den anderen kaum zu verstehen scheint. Allein welches ist die Ursache dieses Zustandes? Keine andere, als daß man den Boden, welchen die genannten vier Schulen der wahren Philosophie entrückt haben, noch nicht wiedergefunden hat und ihn, ohne den eigentlichen Grund des Übels zu erfassen oder eingestehen zu wollen, auf immer neuen Wegen sucht und so von einem Irrsale in das andere fällt. Die wahrhaft katholischen Universitäten waren jederzeit über die Grundlage der Philosophie [das aristotelische System] unter sich einig und im klaren" (Monatsblatt für katholisches Unterrichts- und Erziehungswesen, 12. Jahrg. Münster 1857, S. 294).

Und 20 Jahre später charakterisiert der Jesuit Ebner in einer offiziellen Streitschrift gegen den Prager Universitätsprofessor Joh. Kelle die gesamte neuere Philosophie mit den schnöden Worten:

„Heillose Phantastereien, Begriffsverwirrungen, törichte Anmaßungen und Charlatanerien in flunkernde, hohle Phrasen, in einen widerlichen, unverständlichen Jargon gehüllt; Systeme, die ebenso die gesunde Vernunft wie Gott und das Christentum befehden, die im Grunde alle auf den Materialismus und Pantheismus hinauslaufen und vielleicht in der neuesten Zeit mit den haarsträubenden Absurditäten und Blasphemien der ‚Philosophie des Unbewußten', dieser monströsen Mißgeburt, ihren Höhepunkt und — gebe Gott — auch ihren Abschluß erreicht haben" (Beleuchtung der Schrift des Herrn Dr. Johann Kelle: Die Jesuitengymnasien in Österreich, S. 595f. Linz 1874).

Auch folgende Tatsachen reden eine deutliche Sprache:

Der Ordensgeneral Piccolomini erließ im Jahre 1661 eine „Verordnung für die höheren Studien", die auch heute noch in den offiziellen Ausgaben der Ordenssatzungen sich unverändert vorfindet (z. B. römische Ausgabe vom Jahre 1870, II 550ff.). In ihr heißt es: „Der Studienpräfekt sorge dafür, daß die aristotelischen Definitionen der Ursprünge, der Ursachen, der Natur,

der Bewegung, des Kontinuums, des Unendlichen genau erklärt werden, und daß nach der Reihenfolge des Aristoteles aus diesen Dingen dasjenige durchdisputiert werde, was sich auf die Naturphilosophie bezieht. Im Buche [des Aristoteles] über den Himmel übergehe man nicht die Natur, die Eigenschaften und den Einfluß der Himmel auf die sublunarischen Körper. Beim ersten Buche über die Zeugung soll gut durchgenommen werden, was Aristoteles lehrt über das Entstehen und Vergehen."

Auf eine Anfrage der oberrheinischen Ordensprovinz erklärte sich der Ordensgeneral Gonzalez unter Androhung schwerer Strafen gegen das Eindringen „neuer philosophischer Ansichten" in die Schulen des Ordens (Monum. Germ. paedagog., 9, 122).

Sein Nachfolger, der Ordensgeneral Tamburini, verbot für den Orden 30 Sätze aus den Schriften Descartes' und Leibniz' (Monum. Germ. paedagog., 9, 122f.).

Noch bis zum Jahre 1832 galt für den gesamten dreijährigen philosophischen Kursus Aristoteles als „Textbuch" (Monum. Germ. paedagog., 16, 464).

* * *

Und welcher Geist waltet in der Theologie? Der der mittelalterlichen Scholastik, speziell der Geist des im Jahre 1274 gestorbenen „Fürsten der Scholastik", des Thomas von Aquin.

Die „zweite Regel für den Lehrer der Theologie" aus der „Studienordnung" lautet:

„Die Unsrigen sollen in der scholastischen Theologie der Lehre des hl. Thomas ganz und gar folgen, sie sollen ihn als ihren eigenen Lehrer betrachten und allen Fleiß darauf verwenden, daß die Zuhörer möglichste Zuneigung zu ihm fassen."

Diese aus dem Jahre 1599 stammende Bestimmung wird aber noch überboten durch das im Jahre 1883 erlassene 15. Dekret der 23. Generalkongregation des Ordens:

„Da vor einigen Jahren unser heiligster Herr, Leo XIII., durch die Enzyklika Aeterni Patris vorgeschrieben hat, wie die Studien der christlichen Schulen, unter Führung des englischen Lehrers [Doctor angelicus ist der offizielle Titel des Thomas von Aquin], zur alten Weisheit zurückzuführen sind, so hält es die Gesellschaft Jesu, zum ersten Male seit Erlaß der Enzyklika zur Generalkongregation versammelt, für angezeigt, durch öffentliche und feierliche Kundgebung ein vollgültiges Zeugnis ihres kindlichen Gehorsams und ihrer Zustimmung zu geben. In der Überzeugung also, sie könne Seiner Heiligkeit nichts Angenehmeres und für die Erfüllung seiner Wünsche nichts Nützlicheres tun als das von unseren Vätern schon längst in dieser Hinsicht Festgesetzte aufs neue festzusetzen, beschließt die Kongregation auf Antrag des sehr ehrwürdigen Generalvorstehers: das, was von unserem hl. Vater Ignatius in seinen Satzungen (p. 4, c. 14, n. 1) und von der 5. Generalkongregation im 41. und 56. Dekret vorgeschrieben worden ist, soll vollständig in Kraft bleiben: nämlich die Unsrigen sollen den hl. Thomas ganz und gar als ihren eigenen Lehrer betrachten und sollen verpflichtet sein, ihm in der scholastischen Theologie zu folgen" (Monum. Germ. paedagog., 2, 118).

Ein Punkt ist hier der Beachtung besonders wert.

Während die „Studienordnung" vom Jahre 1599 in derselben Regel (2. Regel für den Professor der Theologie), in der sie Thomas von Aquin als überragende Autorität hinstellt, noch die Einschränkung macht:

„das sei nicht so zu verstehen, daß man in gar keinem Punkte von ihm abweichen dürfe",

läßt der Kongregationsbeschluß vom Jahre 1883 die Einschränkung fallen und wandelt die mildere Ausdrucksweise der „Studienordnung" in ein verpflichtendes Gesetz:

sie [die Jesuiten] sollen verpflichtet sein, ihm [Thomas von Aquin] in der scholastischen Theologie zu folgen: eumque in scholastica theologia sequi teneantur.

Ein Wort auch über die Enzyklika, auf die sich der Kongregationsbeschluß stützt. Es ist jene vom 4. August 1879, worin Leo XIII. die Erneuerung der Philosophie und Theologie im Geiste der Scholastik gebietet und Thomas von Aquin als den Führer dabei aufstellt:

„. . . Unter den Lehrern der Scholastik ragt weit hervor der Fürst und Meister aller, Thomas von Aquin . . . Es gibt kein Gebiet der Philosophie, das er nicht scharfsinnig und gediegen zugleich behandelt hätte . . . Es ist ihm gelungen, daß er allein alle Irrungen der Vorzeit überwunden und siegreiche Waffen geliefert hat für alle Irrtümer, die im Wechsel der Zeiten noch entstehen werden." Nachdem der Papst die Lobsprüche der früheren Päpste über Thomas von Aquin angeführt hat, fährt er fort: „Aber ein höchstes und ihm ganz eigentümliches Lob, das kein anderer katholischer Theologe mit ihm teilt, ist ihm dadurch geworden, daß die Väter auf der Kirchenversammlung zu Trient, mitten im Versammlungssaale selbst, zugleich mit den Büchern der hl. Schrift und den Dekreten der Päpste, die ‚Summa' des hl. Thomas [sein Hauptwerk betitelt sich Summa theologica] auf dem Altare aufzulegen geboten, um aus ihr Rat, Beweise und Aufschlüsse zu schöpfen . . . Auch

die bürgerliche Gesellschaft . . . würde viel mehr Ruhe und Sicherheit gewinnen, wenn auf den Akademien [Universitäten] und in den Schulen eine gesündere und dem kirchlichen Glauben mehr entsprechende Lehre vorgetragen würde, wie sie die Werke des hl. Thomas von Aquin enthalten . . . Wir mahnen dringend Euch Alle, Ehrwürdige Brüder, . . . zum Wachstume aller Wissenschaften die goldene Weisheit des hl. Thomas wieder einzuführen und so weit als möglich zu verbreiten . . ."

Diese Kundgebung bildete, wir wir gesehen haben, für den Jesuitenorden den äußeren Anlaß, das alte Ordensgesetz über die Bewahrung des Thomas-Geistes in Philosophie und Theologie in verschärfter Form aufs neue zu verkünden. Aber noch mehr! Enzyklika des Papstes und Kongregationsbeschluß des Ordens bilden ein Ganzes, haben ein und denselben Ursprung: den Jesuitenorden. Denn Verfasser der Enzyklika Aeterni Patris ist der „deutsche" Jesuit Josef Kleutgen. So erzählte mir, als er Provinzial der „deutschen" Ordensprovinz war, der Jesuit Meschler. Ein gewichtiger Beweis nicht nur für die feste Verankerung der jesuitischen Theologie in der „Summa" des mittelalterlichen Mönches, sondern auch für die stille, aber gewaltige Macht, die der Jesuitenorden über das Papsttum ausübt. Er schreibt „an alle Patriarchen, Primaten, Erzbischöfe und Bischöfe der katholischen Welt, die in Gnade und Gemeinschaft mit dem apostolischen Stuhle stehen" [ständiger Kopf aller päpstlichen Enzykliken]; er weist den katholisch-theologischen Studien aller Länder die Bahnen an, die sie zu wandeln haben; er ist somit das große Hemmnis für zeitgemäße Weiterentwickelung katholischen Denkens. Und zweifellos ist die Enzyklika über die Erneuerung der Philosophie und Theologie nach den Grundsätzen und Lehren des Thomas von Aquin nicht die einzige, die den Papst zum Unterzeichner und den Jesuitenorden zum Verfasser hat.

* * *

Wenn ich dem Jesuitenorden das starre Festhalten an aristotelischer Philosophie und thomistischer Theologie zum Vorwurfe mache, so will ich dadurch in keiner Weise die Geistesgröße eines Aristoteles und Thomas von Aquin herabsetzen. Beide ragen hoch empor — der heidnische Grieche höher noch als der christliche Mönch — unter den Geistesheroen aller Zeiten. Beide waren schöpferische Genies, denen der menschliche Geist an Anregung und Vertiefung viel verdankt. Und so eng das Gebiet auch war, das Thomas von Aquin bearbeitete — er war ultramontan-katholischer Theologe im engsten Sinne —, auf diesem Gebiete hat er Schachte gegraben und Höhen aufgetürmt, die, vom Standpunkte metaphysisch-ultramontaner Spekulation aus betrachtet, bewundernswert sind. Aber um die individuelle Größe des Stagiriten und des Aquinaten handelt es sich hier nicht; sondern darum, daß ein geistig und wissenschaftlich lebendig sein wollender Organismus, der Jesuitenorden, seinen Geist und seine Wissenschaft immer noch schöpft aus Quellen, die vor Jahrhunderten, ja vor Jahrtausenden flossen, und daß er durch diesen rückwärts gerichteten Sinn der Fortentwickelung sich feindselig zeigt und das Beschreiten neuer Bahnen schroff ablehnt.

Freilich, der Orden hat eine gute Entschuldigung: er ist ultramontan, und deshalb ist Fortschritt in der Erkenntnis für ihn unmöglich, ebenso unmöglich wie auch für die große ultramontanisierte katholische Kirche, deren Teil er ist. Aber, wenn das est ut est aut non est für den Jesuitenorden selbst und von seinem Standpunkt aus auch alles erklärt und alles entschuldigt, die nichtjesuitische, nicht ultramontane Welt kann die Entschuldigung bei objektiver Beurteilung des Ordens nicht gelten lassen; sie muß sagen: für dich und deine Existenz sind deine Grundsätze zwar notwendig, aber in sich sind sie rückständig und enthalten die Leugnung wissenschaftlichen Lebens.

* * *

Schon oben habe ich hervorgehoben, welchen Wert der Orden für seinen philosophisch-theologischen Schulbetrieb auf die scholastisch-syllogistische Form legt. Und mit Recht, denn diese Form ist mehr als Form; sie ist das sinnfällige Bild des Geistes, der die jesuitischen Studien beherrscht.

Die 13. Regel des Lehrers der Philosophie aus der „Studienordnung", und zwar aus der „neuen" vom Jahre 1832 lautet:

„Schon vom Beginne der Logik an sollen die jungen Leute [die Scholastiker] so angeleitet werden, daß sie sich beim Disputieren über nichts mehr schämen als darüber, daß sie von der [syllogistischen] Form abgewichen sind, und der Lehrer verlange nichts nachdrücklicher von ihnen, als die Innehaltung der Disputationsgesetze und den vorgeschriebenen Wechsel zwischen Angriff und Verteidigung."

Unfruchtbarkeit, Mangel an Vorwärtsbewegung, die der Scholastik von ihrem Entstehen an bis heute anhaften, sind nicht so sehr in der Starrheit des kirchlichen Dogmas begründet — die seit 1000 Jahren definierten Glaubenssätze (Dogmata) sind an fünf Fingern zu zählen — als vielmehr in der starren formalistisch-syllogistischen Bearbeitung, welche kirchliche Philosophie und Theologie in den scholastischen Schulen erfahren. In dieser hermetisch verschlossenen, den Modergeruch von Jahrhunderten bergenden Form fehlen für Leben die ersten Voraussetzungen: Luft und Licht.

Ist es nicht eine bemerkenswerte, das Verdammungsurteil dieses Formalismus in sich schließende Tatsache, daß alle Weiterentwickelung philosophischen und theologischen Denkens sich außerhalb der syllogistischen Form vollzogen hat und vollzieht? Innerhalb des ehernen scholastischen Gehäuses drehen sich, von Syllogismen mechanisch gestoßen, die uralten, versteinerten „Distinktionen" auf der spitzen Spindel eines concedo, transeat, nego, subdistinguo. Der Strom des Lebens flutet an dem Gehäuse vorüber.

Für die scholastisch-syllogistischen Disputationen gilt voll der mephistophelische Ausspruch:

Denn eben wo Begriffe fehlen,
Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.

* * *

Ein Weiteres kommt hinzu: der Gebrauch der lateinischen Sprache für alle Vorlesungen und Disputationen.

Man mag — und mit Recht — die straffe logische Gliederung des Lateins noch so hoch einschätzen, man mag — wiederum mit Recht — in ihm ein geeignetes Hilfsmittel für wissenschaftlichen internationalen Verkehr erblicken: dennoch ist es zweifellose Wahrheit, daß der ausschließliche Gebrauch des Lateins bei philosophischen und theologischen Spekulationen auf den Geist der Forschungen hemmend, lähmend, erstarrend wirken muß. Wie freies, lebendiges, fruchtbringendes Denken nur in der Muttersprache, d. h. in einer dem Gedanken leicht und natürlich handbaren Form möglich ist, so auch das Aussprechen des Gedachten. Wer eine tote Sprache als Ausdrucksmittel für seine innersten und tiefsten Erkenntnisse wählt, verzichtet von vornherein darauf, die Erkenntnisse zu wahrer allseitiger Entfaltung gelangen zu lassen, er beschneidet sie in ihrem Entstehen. Frei sich entwickelnde Erkenntnis muß sich auch einer lebendigen, geschmeidigen, entwickelungsfähigen Form bedienen. Scholastische Philosophie und Theologie bedienen sich deshalb einer toten Sprache, weil sie selbst tot, d. h. entwickelungsunfähig sind, weil sie auf Jahrhunderte und Jahrtausende alten Erkenntnisstandpunkten (Aristoteles und Thomas von Aquin) regungslos verharren; und sie verharren darauf, weil (auch noch andere Gründe sind dafür vorhanden) sie sich einer toten Sprache bedienen. Philosophisches und theologisches Leben in Latein zu fassen ist unmöglich. Kant oder Fichte, Schleiermacher oder Biedermann, von Neueren ganz zu schweigen, lateinisch zu übersetzen, ist Widerspruch in sich. Nur wo der Lehre nichts zugefügt, nichts genommen werden darf, nur wo der Fluß der Zeit das Mittelalter nicht verdrängt, ist Latein als Ausdrucksmittel am Platze, wie es auch am Platze ist als Inschriftsprache auf monumentalen Grabdenkmälern.

* * *

Außer solchen grundsätzlichen Einschränkungen des philosophischen und theologischen Forschens und systematischen Hemmungen der Beweglichkeit des Geistes gibt es im Jesuitenorden noch eine große Zahl von Sonderbestimmungen, die alle den einen Zweck verfolgen: Unterbindung der geistigen Freiheit, Schaffung einer und derselben Wissenschaft bei allen Ordensgliedern. Die Hervorbringung „geräuschlos rollender, gleichmäßig abgerundeter Kugeln" ist Hauptsache auch in der jesuitischen Wissenschaft.

* * *

Als Universalmittel endlich, jeden wissenschaftlichen Sondertrieb, jeden Schritt auf neuen Wegen unmöglich zu machen, verfügt der Orden über eine scharfe und umfassende Bücherzensur.

Schon die 11. Generalkongregation setzte im 18. Dekret die schwersten Strafen (Amtsentsetzung, Kassierung des aktiven und passiven Wahlrechts) fest für diejenigen, die ohne Erlaubnis Bücher herausgeben. Unter „Büchern" seien zu verstehen auch „Schriftchen, lose Blätter und alles, was durch den Druck ans Licht kommt" (Instit. Societ. Jesu. Romae 1869, I 350; vgl. auch Constit. VII, 4, 11).

Für dogmatische Werke sind vier, für exegetische, kirchengeschichtliche und philosophische Werke drei, für alle übrigen Bücher, Schriften, Artikel zwei Zensoren erforderlich. Der Zensur unterliegen nicht nur der Text, sondern auch Vorrede und Titel des Werkes. Außer den Generalzensoren in Rom werden für jede Ordensprovinz besondere Zensoren ernannt; sie sollen sich von der hohen Wichtigkeit ihres Amtes

durchdringen (Regulae Revisorum general., reg. 1. 2. 15: Instit. Societ. Jesu. Romae 1870, II 71 ff.).

Endlich hat der Ordensgeneral Peter Beckx (S. 110) am 11. Mai 1862 eine umfangreiche „Verordnung" erlassen, welche gegenwärtige Theorie und Praxis der jesuitischen Bücherzensur darstellt, unbeschadet jedoch der eben angeführten Bestimmungen. Die wichtigsten Punkte der „Ordinatio" lauten:

1. Wer etwas herausgeben will, hat es zuvor dem Provinzial zu zeigen, damit dieser sehe, ob die Herausgabe nützlich sei. 2. Der Provinzial soll darüber den General verständigen. 3. Billigt der Provinzial das Geschriebene, so soll er es den Zensoren übergeben. 4. Die Zensoren sind vom Provinzial zu ernennen; sie sollen dem Verfasser des Geschriebenen unbekannt bleiben, wie dieser ihnen. 5. Die Zensoren sollen die Regeln der römischen Generalrevisoren genau beobachten. 6. Bücher über die Verfassung der Gesellschaft Jesu, über ihre Rechte und Privilegien, ebenso solche, die der General sich besonders zur Zensur vorbehalten hat, dürfen nur nach Begutachtung durch besondere vom General ernannte Zensoren herausgegeben werden. 7. Urteilen die Zensoren einstimmig, daß eine Schrift herausgegeben werden könne, „weil sie in ihrer Art die Mittelmäßigkeit um ein nicht Geringes übertreffe", so soll der Provinzial sofort die Erlaubnis zur Herausgabe geben. Sind die Meinungen der Zensoren geteilt, so soll der Provinzial die Sache dem General zuschicken. 8. Die Zensoren sollen ihre Urteile dem General und Provinzial einschicken. 9. Was nach dem Urteile der Zensoren zu ändern ist, sollen sie anmerken, wobei sie hervorheben sollen, was sie als wesentliche, was als unwesentliche Änderung betrachtet wissen wollen. 10. Die Bemerkungen der Zensoren können dem Verfasser (ohne Namensnennung) mitgeteilt werden. 11. Alles, was immer irgendein Mitglied der Gesellschaft Jesu, sei es mit Namen oder anonym, schreibt, auch Thesen, Vorreden, Widmungsbriefe, Titel, Aufschriften, unterliegt der Zensur. 12. Ebenso Artikel in Zeitungen oder Zeitschriften. 13. Wird eine schwer schädliche Verleumdung gegen die Gesellschaft Jesu verbreitet, so ist es gestattet, daß, wenn der Provinzial nicht um Rat gefragt werden kann, der Lokalobere die Erlaubnis gibt zu ihrer Zurückweisung, die aber auch zuvor von zwei geeigneten Patres durchgesehen werden muß. 14. Der Provinzial kann den Lokaloberen die Prüfung der von Schulen herausgegebenen Ankündigungen usw. überlassen. 15. Auch die Neuherausgabe von Werken, ebenso Übersetzungen unterliegen der Zensur. 16. Kein Verlagskontrakt soll geschlossen werden, bevor nicht das ganze Werk zensuriert ist (Instit. Societ. Jesu. Romae 1870, II 253 ff.).

Fast allen von Jesuiten verfaßten Werken ist die Ordenszensur in Form einer vom betreffenden Provinzialoberen unterzeichneten „Druckerlaubnis" aufgeprägt. Aus besonderen Gründen kann dies Zensurzeichen auch fortgelassen werden. Der Wortlaut der jesuitischen „Druckerlaubnis" (wenigstens für die „deutsche" Ordensprovinz) ist stereotyp; z. B.:

„Da das Werk mit dem Titel: ‚Biologie und Entwicklungstheorie', dritte Auflage, verfaßt von Erich Wasmann, Priester der Gesellschaft Jesu, einige Revisoren der nämlichen Gesellschaft, die dazu beauftragt waren, durchgesehen und seiner Veröffentlichung zugestimmt haben, so geben wir die Erlaubnis, daß es, falls es denen, die es angeht, gut erscheint, gedruckt werden darf. Zur Beglaubigung dient dies von uns unterzeichnete und mit unserem Amtssiegel versehene Schreiben. Exaeten, den 29. Juli 1906. Pater Karl Schaeffer S. J., Vorsteher der deutschen Ordensprovinz."

Ich habe die „Druckerlaubnis" gerade dieses Werkes vorgelegt, weil es nicht theologischen sondern naturwissenschaftlichen Inhalts ist, und weil sein Verfasser, der Jesuit Erich Wasmann, sich auf Grund dieses Werkes dreist in die Reihen frei forschender Wissenschaftler drängt. Gleich die erste Seite seines Buches zeigt aber handgreiflich, wie es mit seiner „freien" Forschung bestellt ist: die Zensoren und der Provinzial der Ordensprovinz, d. h. Theologen, entscheiden, ob die biologischen Ausführungen gedruckt werden dürfen.

Wie mit diesem Buche, so ist es mit allen anderen, sie mögen über Geschichte, Kunst, Mathematik, Astronomie, Botanik, Zoologie, Physik oder über sonst was immer handeln: ehe sie erscheinen, waltet in ihrem Manuskripte der Rot- oder Blaustift des theologischen Zensors seines Amtes, und der Provinzial, meistens ein Mann, der von Profanwissenschaften so gut wie nichts versteht (die Provinzialoberen, die ich hatte, die Jesuiten Hövel, Meschler, Lohmann, Ratgeb, besaßen nur die philosophisch-theologische Bildung des Ordens), entscheidet, ob das Manuskript veröffentlicht werden darf.

Wenn man einwendet: der Orden muß so handeln, um seine innere Geschlossenheit zu bewahren, denn Denk- und Lehrfreiheit würden als zentrifugale Kräfte ihn auseinandersprengen, so erwidere ich: gewiß, aber eine durch Gesetz und Strafandrohung geschaffene Einheit und Einerleiheit der Denk- und Lehrweise, verbunden mit scharfer Bücherzensur, sind der Grabstein für wahres wissenschaftliches Streben, lassen freie, ungebrochene Fortentwickelung menschlicher Erkenntnis nicht zu. Wo wissenschaftliche Betätigung Zwecken dienstbar gemacht wird, die außerhalb der Wissenschaft liegen, da kann diese Betätigung echte

Wissenschaft nicht hervorbringen. Nun aber dient alles im Jesuitenorden, und an erster Stelle die von ihm, rein äußerlich betrachtet, intensiv betriebene Wissenschaft, den Ordenszwecken, vor allem der Kräftigung seines eigenen inneren Lebens, der Ausbreitung seiner Macht, der Vertiefung seines Einflusses auf die Menschen und weiterhin der Festigung der römischen Kirche mit all ihren weltlich-politischen Herrschaftsansprüchen. Krasse Tendenzwissenschaft aber ist keine Wissenschaft, wenn auch — ich komme darauf gleich zu sprechen — einzelne Leistungen einzelner Jesuiten wissenschaftlich sein können und sind. Aber das sind Ausnahmen gegen die Regel, es ist Wissenschaft, nicht weil sie vom Jesuitenorden, sondern obwohl sie von ihm stammt, es sind wissenschaftliche Zufälle.

* * *

Unbarmherzig ist der Orden, wenn wissenschaftliche Leistungen von Mitgliedern in den Rahmen seiner „Wissenschaft" nicht passen. Zensur und Strafgewalt arbeiten dann unerbittlich.

In den Jahren 1890 und 1891 war ich selbst Bücherzensor für die „deutsche" Ordensprovinz (vgl. S. 114; diese Stellung zeugt für mein wissenschaftliches Ansehen innerhalb des Ordens), ich weiß also genau, wie es bei der jesuitischen Zensur zugeht. Da wird, wenn das Ordensinteresse entgegensteht, nicht die mindeste Rücksicht genommen auf persönliche Freiheit; auf feststehende Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung, auf individuelle Begabung: die Zensur streicht, und der Verfasser unterwirft sich; die Strafgewalt züchtigt und der Gezüchtigte verstummt.

Im letzten Jahre meines theologischen Studiums schrieb ein talentvoller, mit naturwissenschaftlichen Fragen sich besonders beschäftigender Mitscholastiker, der Jesuit Breitung, einen Aufsatz für das jesuitische Organ: Zeitschrift für katholische Theologie (erscheint in Innsbruck) über die Sündflut. Breitung hielt die ethnographische Allgemeinheit der Flut, d. h. daß alle damaligen Menschen (außer Noah und seiner Familie) umgekommen seien, aufrecht, ließ aber, gestützt auf die geo- und paläontologischen Forschungsergebnisse, die geographische Allgemeinheit der Flut fallen, d. h. er gab zu, daß nicht die ganze Erde, sondern nur die ganze bewohnte Erde überflutet gewesen sei. Der Artikel hatte die Provinzzensur passiert, in Rom, bei der Oberzensur des Ordens, fand er aber keine Gnade: es war eine „neue, gegen die Schrift verstoßende Lehre" (Galileis Lehre war bekanntlich auch „neu und gegen die Schrift verstoßend"). Der Ordensgeneral Anderledy erließ ein Dekret, das die Ansicht von der geographischen Begrenztheit der Sündflut verbot. Als der Jesuit Breitung seine Studien beendet hatte, wurde er nicht, wie man wegen seiner Begabung und seiner Vorstudien allgemein erwartete, mit Naturwissenschaften beschäftigt, sondern er wurde zum Lehrer der untersten Klassen im Kollegium zu Ordrupshoj (Dänemark) gemacht. Dort war er „unschädlich". Was er jetzt wissenschaftlich treibt, weiß ich nicht.

Einige Jahre später hatte der belgische Jesuit Hahn, Professor der Naturwissenschaft am Kollegium zu Arlon, ein Werk über die spanische Heilige Teresia a Jesu veröffentlicht und war zu dem Ergebnisse gekommen, daß einige auffallende Erscheinungen im Leben dieser Nonne, die bisher für Wunder und „göttliche Gnadenerweise" gehalten worden waren, hysterischer Natur seien. Das Werk wurde sogar von einer spanischen katholischen Akademie preisgekrönt. In Rom dachte man wiederum anders. Man zensurierte das Buch, und der Orden entfernte den Verfasser aus seiner naturwissenschaftlichen Tätigkeit.

Einer der berühmtesten Theologen des Jesuitenordens in der Gegenwart ist der Jesuit Dominico Palmieri. Auch er geriet in seinen theologischen Forschungen (ich weiß nicht mehr, um welchen Punkt es sich handelte, jedenfalls aber nicht um einen, der dogmatisch, d. h. durch höchste kirchliche Lehrautorität „unfehlbar" festgelegt war) mit der Zensur in Konflikt und mußte infolgedessen vom Katheder herabsteigen.

* * *

Auch noch ein Wort über meine eigenen Studien; sie waren erfolgreich. Sämtliche philosophische und theologische Examina bestand ich gut, auch das letzte zweistündige examen rigorosum. Eigentlich soll man über die Examensergebnisse nichts erfahren, dennoch sickert manches durch, und mir hat obendrein der Provinzialobere Jakob Ratgeb mitgeteilt, daß ich das letzte Examen — also auch alle früheren — „sehr gut" bestanden habe und in via ad Professionem, auf dem Wege zur Profeßablegung sei. Ich hatte also „denjenigen Grad von philosophischer und theologischer Durchbildung erreicht, der genügt, um beide Fächer zur Zufriedenheit lehren zu können".

Meine wissenschaftliche Qualifikation innerhalb des Jesuitenordens erwähne ich deshalb, weil schon bald nach meinem Austritte von ultramontan-jesuitischer Seite Zweifel über sie öffentlich ausgestreut wurden und selbstverständlich bereitwilligst Glauben fanden. Was erzählt man nicht und was glaubt man nicht von einem „Apostaten"?! Die Kölnische Volkszeitung, wohl von den

Jesuiten inspiriert, ging sogar so weit, mich als geistesgestört hinzustellen. Ecrasez l'infame!

III. Stellung des Ordens zur Wissenschaft.

Diese Stellung ist eigentlich schon im vorigen Abschnitte genügend gekennzeichnet. Aber da der Jesuitenorden sich in besonderer Weise als wissenschaftlich hinstellt, und da auch in der nicht-ultramontanen Welt diese Vorstellung über ihn weit verbreitet ist, so scheint ein nochmaliges Eingehen auf den Gegenstand von anderen, mehr allgemeinen Gesichtspunkten aus gerechtfertigt.

Selbstverständlich sind die Grundsätze, welche die römische Kirche über ihre Auffassung von Wissenschaft, von Geistesfreiheit, von freier Forschung aufstellt, auch die Grundsätze des Jesuitenordens.

Diese Grundsätze sind ausgesprochen in zahllosen amtlichen Kundgebungen des Papsttums, von denen ich nur wenige der neuen und neuesten Zeit nenne:

1. Kölner Provinzialkonzil (tit. 1, c. 6) vom Jahre 1860 (vom Papste ausdrücklich bestätigt); 2. Schreiben Pius' IX. an den Erzbischof von München vom 21. Dezember 1863; 3. Syllabus Pius' IX. vom 8. Dezember 1864; 4. Vatikanisches Konzil vom Jahre 1870; 5. Konstitution Leos XIII. Officiorum ac munerum vom 25. Januar 1897; 6. Motu proprio Pius' X. vom 18. Dezember 1903; 7. Syllabus Pius' X. vom 3. Juli 1907; 8. Enzyklika Pius' X. (gegen den „Modernismus") vom 8. September 1907. (Der Wortlaut der Kundgebungen in meiner Schrift: Die katholisch-theologischen Fakultäten im Organismus der preußischen Staatsuniversitäten. Leipzig, Breitkopf und Härtel, S. 22—38).

Alle Kundgebungen decken sich inhaltlich mit dem „unfehlbaren" Ausspruche des vatikanischen Konzils:

„So jemand sagt, die menschlichen Wissenschaften dürften so frei sich entwickeln, daß ihre Behauptungen, auch wenn sie der geoffenbarten Glaubenslehre widersprechen, für wahr zu halten seien, und die Kirche könne sie nicht verurteilen, der sei im Banne" (sess. 3, c. 4 de fid. et rat., can. 2).

Praktisch angewendet werden die wissenschaftlichen Grundsätze Roms im Index, dessen Regeln Leo XIII. im Jahre 1900 neu faßte und als Damoklesschwert über der gesamten katholisch-wissenschaftlichen Produktion anbrachte.

Dazu kommt das endgültige Entscheidungsrecht Roms bei sogenannten „dogmatischen Tatsachen" und „dogmatischen Texten", wodurch weite Gebiete der Geschichtswissenschaft der freien Forschung entzogen werden (vgl. meine Schrift: Die katholisch-theologischen Fakultäten im Organismus der preußischen Staatsuniversitäten, S. 39—46).

Die selbstverständliche, stillschweigende Anerkennung der autoritativen römischen Lehre über die Gebundenheit aller Wissenschaften genügte dem Jesuitenorden aber nicht. Und so erklärte er in seiner 23. Generalkongregation vom Jahre 1883 (12. Dekret):

„Da bei einer solchen Menge von Irrtümern, die überall umherschleichen und in unserer Zeit häufig vom römischen Stuhle verdammt worden sind, zu fürchten ist, daß auch einige der Unsrigen von dieser Pestseuche erfaßt werden, so erklärt die Generalkongregation, daß unsere Gesellschaft der in der Enzyklika Quanta cura vom 8. Dezember 1864 von Pius IX. verkündeten Lehre anhange, und daß sie verwerfe, wie sie stets verworfen hat, alle im Syllabus desselben Papstes verworfenen Irrtümer. Weil aber von einigen Provinzen [des Ordens] verlangt worden ist, daß der sogenannte liberale Katholizismus namentlich verworfen werde, so stimmt die Generalkongregation diesem Verlangen von Herzen zu und empfiehlt dem sehr ehrwürdigen Pater General dringend, dafür Sorge zu tragen, daß diese Pest mit allen Mitteln von der Gesellschaft [Jesu] ferngehalten werde" (Monum. Germ. paedagog., 2, 117).

Damit hat der Orden seine Zustimmung feierlich ausgesprochen zu der von Rom aus betriebenen Vernichtung der Lehr- und Lernfreiheit; er hat so den „Modernismus" (als „liberalen Katholizismus") schon vor seinem Entstehen in Acht und Bann getan, und wie er Acht und Bann durchführt, hat die Gegenwart gesehen am tragischen Geschick der Jesuiten Tyrell und Bartoli.

* * *

Die Stellung des Ordens zur Wissenschaft bildet den Gesamtinhalt eines Buches, das, mit „Druckerlaubnis" des Ordens und der Kirchenbehörde versehen, der Jesuit Dr. Joseph Donat, k. k. Professor an der Universität Innsbruck, im Jahre 1910 veröffentlicht hat: „Die Freiheit der Wissenschaft, ein Gang durch das moderne Geistesleben" (Innsbruck). Das Buch bietet nichts Neues; auch ist es keine Einzelerscheinung (es gibt viele dieser Art), aber es enthält die alte Gegnerschaft zur freien Forschung, die alte Unterwerfung unter römische Zensur in neuester Form:

„Wer sich zur christlichen [d. h. katholischen] Weltanschauung bekennt, für den ist diese Freiheit von Wissenschaft und Denken [unmittelbar vorher ist sie charakterisiert als die Freiheit von Syllabus und Index] unannehmbar (S. 63). Hier [im Gegensatze zur Kirche] liegt der tiefere Grund, warum heute Tausende, denen der Kantische Autonomismus im Denken zum Nerv ihres geistigen Lebens geworden ist, von einer Leitung durch Offenbarung und Kirche nichts wissen wollen. Sie können den Gedanken nicht mehr fassen, daß ihre Vernunft von einer äußeren Autorität [dem Papsttume] die Wahrheit unweigerlich annehmen soll (S. 88 f.). Es ist nicht die Wissenschaft, gegen welche die Kirche auftritt, sondern der Irrtum; nicht die Wahrheit, sondern die Emanzipation des menschlichen Geistes von der Unterwerfung unter Gottes Autorität, welche im falschen Kleide der wissenschaftlichen Wahrheit auftritt (S. 123). Ist es ein unfehlbarer Glaubenssatz, der [seinem wissenschaftlichen Ergebnisse] entgegensteht, so ist für den gläubig gesinnten Forscher der Konflikt bald behoben. Er weiß dann, was er von seiner Hypothese zu halten hat, daß sie kein wahrer Fortschritt, sondern Verirrung ist ... So stehen die philosophischen Irrtümer der Neuzeit fast durchgängig unfehlbaren Glaubenssätzen, meist Fundamentallehren der christlichen Religion entgegen. Das ist auch der Rechtstitel, auf Grund dessen Offenbarung und Kirche auch an den Forscher mit der Verpflichtung herantreten, seine Ansichten nicht in Gegensatz kommen zu lassen zu Glaubenslehren: weil zwischen Glauben und Vernunft niemals ein Widerspruch bestehen kann ... Sieht der katholische Forscher seine wissenschaftliche Ansicht durch eine nicht unfehlbare Erklärung [z. B. Entscheidung einer römischen Kardinalskongregation, wie im Falle Galilei] getroffen, so wird er noch einmal in selbstloser Unparteilichkeit seine Ansichten vor Gott prüfen. Wenn er sich ruhig sagen muß, daß seine Gründe nicht so schlagend sind, um einer so hohen, vom hl. Geiste geleiteten Autorität [der römischen Kardinalskongregation] gegenüber standhalten zu können, so wird er demütig dem natürlichen Vergnügen, an seiner Ansicht festhalten zu dürfen, entsagen, eingedenk dessen, daß wahre Weisheit überzeugt ist von der Irrtumsfähigkeit des menschlichen Geistes und gern bereit ist, von einer gottgeleiteten Autorität Belehrung anzunehmen (S. 128 f.). Was an der modernen Kultur gut und nützlich ist, bleibt vom Syllabus unberührt; er trifft lediglich das, was an unserer Zeit und ihren leitenden Ideen antichristlich ist. Nicht die Freiheit der Wissenschaft wird verurteilt, sondern jene liberale Freiheit, welche das Joch des Glaubens abschüttelt (S. 193). Die kirchliche Büchergesetzgebung [der Index] setzt sich also hauptsächlich aus zwei Faktoren zusammen: erstens aus der Forderung der Präventivzensur: gewisse Bücher müssen vor ihrer Veröffentlichung einer Prüfung unterworfen werden; zweitens aus dem Verbot bereits erschienener Bücher S. 203). Der katholische Gelehrte, der Verständnis für die übernatürliche Sendung seiner Kirche hat, wird mit demütigem Vertrauen ihrer Leitung [in der Wissenschaft] sich hingeben (S. 207). Wer überzeugt ist, daß auch für unser Geschlecht noch der christliche Glaube das höchste Wahrheitserbe der Vergangenheit ist, welches ihm erhalten bleiben muß, der wird keinen Anstoß daran nehmen, daß die Kirche [in Anwendung ihrer Indexgewalt] auch vor Männern wie Kant, Spinoza, Schopenhauer, Strauß nicht zurückschreckt (S. 209). Rankes ‚Römische Päpste' stehen auf dem Index, weil in ihnen Verfassung und Lehre der katholischen Kirche herabgesetzt werden, nicht wegen dessen, was sie Wahres über die Päpste enthalten" (S. 213).

Ein Seitenstück zu den Lehren des österreichischen Jesuiten liefert der „deutsche" Jesuit Hilgers, der in einem umfangreichen Werke (638 Seiten in groß 8°) aus dem Jahre 1904: Der Index der verbotenen Bücher (Freiburg) die Notwendigkeit und Nützlichkeit dieser die Wissenschaft überwachenden römischen Zensurbehörde, besonders für unsere Zeit, erweist. Hilgers schreibt über die verpflichtende Kraft des Index:

„Durch die Neuausgabe des Index im Jahre 1900 hat die Kirche ihre Gesetzgebung nicht bloß den Zeitverhältnissen zweckmäßig angepaßt, sondern auch im Bewußtsein ihres Rechtes wie ihrer Pflicht aller Welt kundgetan und aufs neue den Katholiken aller Zungen nachdrücklich eingeschärft. Alle Katholiken aller Länder werden sich im Gewissen verpflichtet fühlen, diese Gesetzgebung treu zu beobachten, wie dies der Wortlaut dieser Konstitution entschieden verlangt und ein weiteres Dekret der Indexkongregation noch ausdrücklicher fordert ... Die Präventivzensur hat die Begründung ihrer Berechtigung und Zweckmäßigkeit ebenso wie das Bücherverbot in dem göttlichen Lehr- und Hirtenamt der Kirche. Diese Maßregel der Kirche kennzeichnet sich nicht bloß als Liebe der Mutter zu den Gläubigen, sondern auch als väterliche Vorsorge den Schriftstellern und Verfassern gegenüber, die [durch die Präventivzensur] davor bewahrt bleiben, Unkraut zu säen ... Unter den schwersten Strafen ist es verboten, Dynamit auch nur feilzuhalten. Ist es zu große Strenge, wenn da die Kirche durch ihre Gesetze die Buchhändler ermahnt, daß alle verbotenen Bücher nur nach Einholung der leicht zu erlangenden kirchlichen Erlaubnis feilgeboten und nur an diejenigen verkaufsweise ausgehändigt werden, von denen die Verkäufer selber vernünftigerweise annehmen können, daß sie diese Bücher erlaubterweise verlangen? ... Man darf darum wohl behaupten, daß die Männer der Wissenschaft, wie Professoren der Theologie und Geschichte [Philologen waren schon früher genannt] gleich den übrigen verpflichtet sind, bei der kirchlichen Obrigkeit Dispens vom Bücherverbot einzuholen (a. a. O. S. 25. 42. 43. 51).

Wie schon hervorgehoben, sagen beide Jesuiten weder etwas Neues noch auch etwas Verwunderliches. Im Gegenteile: neu und verwunderlich wäre, wenn Jesuiten nicht so sprächen; denn der ultramontan-kirchliche Standpunkt fordert solche Ansichten. Es bedarf aber keines weiteren Beweises, daß sie unvereinbar sind mit freier Wissenschaft; und deshalb habe ich die Donat-Hilgerschen Ausführungen vorgelegt.

* * *

Steht aber diesem allem nicht entgegen der ungeheuere wissenschaftliche Betrieb, den der Jesuitenorden tatsächlich entwickelt? Wie kein zweiter Orden der römischen Kirche ist er wissenschaftlich tätig, und nicht wenige Jesuiten haben Nennenswertes in verschiedenen Wissenschaften geleistet. Jesuitische Theorie mag also gegen die Wissenschaft gerichtet sein, jesuitische Praxis ist für sie.

Die Beseitigung des Einwandes läßt die eingeborene konstitutionelle Unwissenschaftlichkeit des Ordens noch mehr hervortreten.

Wo ist unter den unzähligen schriftstellernden Jesuiten — der Jesuit Sommervogel füllt mehrere Quartbände mit ihren Namen und Werken — auch nur ein einziger, der in derjenigen Wissenschaft, die wie keine andere Prüfstein freien, schöpferischen Denkens ist, in der Philosophie, auch nur einen einzigen neuen Gedanken produziert, auch nur eine einzige neue Fernsicht erschlossen hat? Hier klafft, trotz ganzer Bibliotheken von durch Jesuiten geschriebenen Foliobänden über Philosophie, ein Vakuum, das beredtere Sprache spricht als jede Argumentation. Über die Scholastik, über Thomas von Aquin und die übrigen ist kein Jesuit hinausgekommen. Die dickleibigen Werke eines Suarez, Sanchez, Becanus, Molina, de Lugo und, um neuere und neueste zu nennen, eines Tongiorgi, Palmieri, Liberatore, Kleutgen, Pesch, Frick, Lehmen sind nichts anderes als endlose Wiederholungen und Abwandlungen der philosophischen Gedanken des 12., 13. usw. Jahrhunderts, die selbst wieder Ausflüsse aristotelischen Denkens sind. Ob das jesuitische philosophische Werk in Rom oder in Madrid, in Paris oder Lissabon, in Deutschland, in Belgien oder in England erschienen ist, ob es aus dem 16., aus dem 19. oder aus dem 20. Jahrhundert stammt, der Inhalt ist, trotz aller Verschiedenheit von Form und Sprache, überall der gleiche. Diese Unfruchtbarkeit, dies vollständige Fehlen gebärender Geisteskraft ergibt sich mit eiserner Notwendigkeit aus der Stellung, die der Orden der Philosophie satzungsgemäß anweist. Sie ist, wie wir gesehen haben, die „Magd", die „Dienerin" der Theologie; jesuitisch-ultramontane Theologie aber ist wesentlich stationär, entwickelungsunfähig. Wie sollte, wie könnte da die „Magd" hinauswachsen über die Herrin, wie könnte sie eigene Wege wandeln, während sie doch durch blinden Gehorsam und zahlreiche Vorschriften angekettet ist an den Gürtel ihrer Brotgeberin? Ich wiederhole: für die wissenschaftliche Richtung einer Organisation ist ihre Stellung zur Philosophie (falls sie diese überhaupt betreibt) als der am meisten auf die pfadfindende Tätigkeit des Geistes angewiesenen Wissenschaft der Prüfstein; und auf diesem Prüfsteine erweist sich jesuitische Wissenschaftlichkeit nicht als Edelmetall, zum mindesten nicht als selbstgeschürftes. Sie ist „alte" Weisheit, wenns hoch kommt mit neuem Aufputze, meistens nicht einmal mit diesem.

Was die Theologie betrifft, so liegt die Sache noch einfacher. Sie wandelt „gebundene Marschrouten", auf Ziele los, die von vornherein feststehen. Bei ihr wohnen also Freiheit und Wissenschaft gewiß nicht.

Dasselbe ist zu sagen von allen Wissenschaften, die, sei es tatsächlich, sei es durch Machtgebote Roms, „mit Philosophie und Theologie zusammenhängen": Moralphilosophie (Ethik), Moraltheologie, Sozialpolitik, Nationalökonomie. Da sehen wir gleichfalls: quantitativ dicke Bücher, qualitativ minimale Leistungen. Auch hier dreht sich der Jesuit im Kreise, dessen Mittelpunkt die Autorität, dessen Peripherie das Denken der Vorzeit ist. Zwar versteht er es, auch neuzeitliche Verhältnisse und Dinge in diesen Kreis hineinzuziehen, er versteht es vor allem, durch Belesenheit und Zitierkunst seinen Werken den Schein von wissenschaftlichem Forschen und echt gelehrter Arbeit zu geben — zu großer Fertigkeit haben es darin die „deutschen" Jesuiten Cathrein und die Gebrüder Tilmann und Heinrich Pesch gebracht —, bei näherem Zusehen findet man aber, daß die „modernen" Ethiker, Nationalökonomen und Sozialpolitiker in uralten Gleisen einherfahren und ihr wissenschaftliches Gefährt nur modern ausstaffieren.

Nun zu den anderen Wissenschaften und freien Künsten. Es gibt keine, an die der Jesuitenorden sich nicht herangemacht hat, und es gibt manche, die von Jesuiten gefördert worden sind. Sie sind am Werke in der Astronomie, Mathematik, Geo-

logie, Paläontologie, Assyriologie, Zoologie, Botanik, Biologie, Physik, Optik, Akustik, Chemie, Philologie, Literatur, Geschichte, Sprachwissenschaft, Kunst in allen ihren Formen, Archäologie, selbst über Luftschiffahrt schreibt ein Jesuit des 20. Jahrhunderts (Balthasar Wilhelm S. J., Die Anfänge der Luftschiffahrt). Und auf vielen dieser Gebiete bewegen sie sich mit scheinbarer Freiheit, forschen, bringen Neues zutage, arbeiten also, so will es scheinen, wissenschaftlich.

Diese scheinbare geistige Freiheit hat zunächst ihren Grund in den Wissenschaften selbst, sie sind zum großen Teil (z. B. Astronomie, Mathematik, Botanik, Kunst, Archäologie, Optik, Akustik, Physik, Chemie) nicht oder nicht so sehr im Banne von Philosophie und Theologie; „alte Weisheit", auf die alles zurückgeführt werden muß, gibt es da kaum, der forschende Jesuit ist also verhältnismäßig frei, und so kann er Neues und Gutes zutage fördern. Selbst auf dem Gebiete der Profan- und Kirchengeschichte lassen die kirchlichen und jesuitischen Grundsätze der Detailforschung noch manchen Spielraum. Und so sehen wir auch hier hervorragende jesuitische Leistungen. Ich erinnere an eine Unzahl kleinerer Monographien, Artikel in gelehrten Zeitschriften und vor allem an große Sammelwerke, z. B. an die Acta Sanctorum, die Konziliensammlung des Jesuiten Labbe, die Collectio Lacensis usw. Bei Taxierung solcher Leistungen auf ihre Wissenschaftlichkeit darf man aber niemals aus dem Auge lassen, 1. daß sie alle Tendenzschriften sind, d. h. daß sie nicht aus unabhängigem, voraussetzungslosem Forscherdrange heraus entstanden sind, sondern aus der Tendenz, dem Orden und der Kirche nützlich sein, „die katholische Wahrheit" verteidigen zu wollen, und 2. daß jede von ihnen, der Artikel so gut wie der Folioband, die Ordenszensur passieren muß, ehe sie veröffentlicht werden darf.

* * *

Es ist eine durch jesuitische Ruhmredigkeit weit verbreitete, aber durchaus falsche Meinung, daß der Jesuitenorden vieles und Großes für die Wissenschaft geleistet habe. Vergegenwärtigt man sich den langen Bestand des Ordens, seine im Laufe der Jahrhunderte nach vielen Tausenden zählenden Mitglieder aus den besten Bevölkerungsklassen, alle mit talentvoller Anlage, die Geschlossenheit mit welcher der Orden arbeitet, und vergleicht man mit solchen in sich wissenschaftlichem Streben überaus günstigen Vorbedingungen die Ergebnisse, so erscheinen sie überaus dürftig, trotz mancher guter Einzelleistung.

Nie und nirgends ist der Orden ein wirklicher Förderer der Wissenschaft gewesen, geschweige, daß er ihr neue Wege erschlossen hätte. Das Gegenteil ist der Fall: stets war er, als Ganzes aufgefaßt, ein Hemmschuh für wissenschaftlichen Fortschritt. Darüber legen Geschichte und sachkundige Männer nur ein Zeugnis ab. Der gewiß nicht jesuitenfeindliche Geschichtschreiber der Wiener Universität, Kink, gesteht doch:

„Ein weiterer Mißgriff, den sie [die Jesuiten] bei der Methode ihres Unterrichtes begingen, war die Nachgiebigkeit gegen die Scholastik, der sie je länger je mehr die Zügel schießen ließen . . . Auf den Lehrstühlen nahm diese Erscheinung sichtlich überhand; insbesondere nachdem die Sozietät [Jesu] die unbestrittene Hegemonie über die übrigen Orden und über die Weltgeistlichkeit erlangt hatte, war die gewiegte Ruhe des ausschließlichen Besitzes und die Fernhaltung aller Kontrolle schon aus psychologischen Gründen den Anlaß zur Verweichlichung und ein Hindernis ferneren Fortschreitens, für welches ein äußerer Antrieb nicht mehr da war. Da sie nun der Scholastik . . . Aufnahme bei sich gegönnt hatten, so drängten sich die Mißbräuche, welche dieser Methode gleichsam eingeboren waren, erst unmerklich, dann aber immer deutlicher und ungeschminkter hervor. Dahin gehörte eine unfruchtbare Dialektik, die sich in Aufstellung und Verfechtung obstruser Sätze gefiel, mit rechthaberischer Zähigkeit eine billige Verständigung zurückwies, manchmal auch unter Anrufung des Parteigeistes der ganzen Körperschaft an dem einmal Ausgesprochenen festhielt, ja in einzelnen Fällen durch künstliche Wendungen der Unterordnung unter höhere Autorität zu entschlüpfen suchte . . . Man warf ihnen endlich sogar eine Relaxation in ihrem Systeme der Ethik und in der Handhabung der Disziplin vor; so wie denn schließlich gewichtige Stimmen sich erhoben, welche, ohne alle Feindseligkeit im Prinzipe, den Ausspruch taten, daß sie, was ihre Schuleinrichtungen betreffe, dem Verfalle sich nicht zu entziehen vermocht hätten" (Geschichte der kaiserlichen Universität Wien. Wien 1854, I 414—420).

In einer Eingabe vom 5. November 1757 an die Kaiserin Maria Theresia sagt van Swieten:

„Die Tatsachen haben bewiesen, daß die Studien an der Universität [Wien] dahinsiechten, seit die Gesellschaft [Jesu] dort inkorporiert wurde . . Folglich ist klar, daß die Gesellschaft [Jesu] das Ziel nicht erreicht hat, welches die beiden Kaiser [Ferdinand I. und II.] im Auge hatten. Im Gegenteile, alle Universitäten, auf denen sie [die Jesuiten] ihre Herrschaft ausgeübt haben, sind gänzlich verfallen. Graz, Olmütz, Tyrnau sind dafür

schlagende Beweise. Gewiß wäre es unendlich viel besser gewesen, wenn die Gesellschaft [Jesu] niemals mit der Universität vereinigt worden wäre" (bei Kink, a. a. O. I 490).

Auch Maria Theresia selbst hatte von der Wissenschaft der Jesuiten keine allzu hohe Vorstellung. Als die Studienhofkommission ihr im Jahre 1775 vorschlug, eine Akademie der Wissenschaften zu begründen und den Anfang zu machen mit den drei Jesuiten Hell (Astronomie), Schärfer (Physik), Mako (Mathematik) und dem Professor Jacquin, bemerkte sie:

„Ohnmöglich könnte mich resolviren, eine academie des sciences anzufangen mit 3 Exjesuiten und ein zwar wackern Professor der Chymie, wir würden lächerlich in der Welt ... Abbe [Jesuit] Hell finde ich nicht stark genug; was Schlechteres als andere schon existirende Akademien lohnte weder der Kosten noch der Mühe" (aus dem Archiv der k. k. Studien-Hof-Kommission mitgeteilt von Kink, a. a. O. I 510).

Ein anschauliches Bild von der wissenschaftlichen Rückständigkeit des Jesuitenordens an der Universität Freiburg i. B. gibt Schreiber Geschichte der Albert-Ludwigs-Universität zu Freiburg. Freiburg 1868, 2, 421 ff.). Aus den Akten legt er Themata vor, die dort im Laufe der Jahre von den Jesuiten in öffentlichen Disputationen aufgestellt worden waren:

Am 17. September 1621: Wie konnte dem arianischen Könige Theodorich des von ihm unschuldig hingerichteten Symmachus' Haupt im Kopfe eines gekochten Fisches erscheinen? Durch welche Kraft oder Gnade vermochte es Boethius, sein von demselben Könige abgeschlagenes Haupt, damit noch sprechend, in seinen Händen zur nächsten Kirche zu tragen? Welcher Art waren jene Feuertöpfe, in welche dieser Theodorich nach seinem Tode von Papst Johannes und Symmachus geschleudert wurde, und wodurch wurde ihr Feuer unterhalten? Am 26. April 1623: Wurde der Leichnam Kaisers Julian durch natürliche Kraft von der Erde ausgeworfen? Am 12. Juni 1623 stritten sich 36 Magistranden darüber: Ob und wo ein Niedergang zur Hölle sei? Ob das Gewürm, das der Verdammten Leiber zernagt, durch Naturkraft im Feuer leben könne? Ob es probabel sei, daß vom Höllenfeuer Quellen erwärmt und die Metalle gekocht würden? Am 7. September 1629: Ob die Schlußfolge probabel sei: er verwendet keine Sorgfalt auf seinen Anzug, also ist er ein Genie? Am 23. Juli 1658: Welcher Promotor hat der Jungfrau Maria die Magisterwürde erteilt? Ist der Mantel, womit Maria ihre Schützlinge deckt, der philosophische? War der Blitz, der das Rad, womit die h. Katharina zerfleischt werden sollte, verbrannte, ein natürlicher? Am 13. Juli 1711: Ist der Philosoph oder der Dichter in größerer Gefahr zu lügen? Am 29. Januar 1729: Zeigt die Wünschelrute auf natürliche Weise Schätze an? Heilt die Waffensalbe durch natürliche Sympathie die Wunden von Abwesenden? Warum kocht das Blut in einem erschlagenen Menschen auf, wenn sich ihm der Mörder nähert? Am 17. August 1743: Wurden die heutigen Zustände schon von Aristoteles vorhergesehen und von dem vorjährigen Komet angekündet?

Man mag dem Geschmacke der Zeit, dem damaligen wissenschaftlichen „Zopfe" noch so sehr Rechnung tragen, die geschmacklose Unwissenschaftlichkeit solcher Disputationsthemata bleibt bestehen. Als die Jesuiten sich selbst und ihre Schüler mit dieser Kost regalierten, war die übrige Welt, in der Kepler, Galilei, Newton, Leibniz, Descartes usw. lebten und wirkten, längst über solche monströse Abgeschmacktheiten hinaus (vgl. auch oben S. 109 ff.). Selbst Studenten lehnten sich gegen diese „Wissenschaft" auf. So berichten die Akten, daß am 4. Juli 1743 der Doktorand Frehner seinem Promotor, dem Jesuiten Eder,

„die hl. Barbara mit ihren Fragen vor die Füße warf und beifügte: er mache ihm darauf" (Schreiber, a. a. O. 2, 425).

* * *

Ein persönliches Erlebnis veranschaulicht, welcher Geist selbst in den höchsten wissenschaftlichen Kreisen des Jesuitenordens umgeht.

Einst kam während der mittäglichen Erholungsstunde im Garten von Exaeten das Gespräch auf die Schöpfungsgeschichte. Ich sprach die Ansicht aus, Geologie und Paläontologie lehrten deutlich, daß die Entstehung der Erde mit ihrer Flora und Fauna nicht wenige Tage, sondern lange Zeiträume beansprucht haben müsse. Der Jesuit Lehmkuhl, die moraltheologische Berühmtheit des Ordens, widersprach mir heftig: die Erdschichten, die Versteinerungen usw. bewiesen gar nichts gegen die Sechstage-Schöpfung, denn Gott könne dies alles, ohne daß es jemals Wirklichkeit gewesen sei, in das Erdinnere hineingeschaffen haben. Und als ich fragte, ob er auch die Koprolithen als Schöpfungen Gottes bezeichnen wolle, bejahte er mit Entschiedenheit! Außerdem verklagte mich Lehmkuhl beim Rektor des Hauses wegen „liberaler Ansichten".

* * *

Über eine Eigenschaft jesuitischer Wissenschaft ist noch ein besonderes Wort zu sprechen.

Wissenschaft ohne objektive Wahrheit (soweit diese überhaupt zu erreichen ist) und ohne subjektive Wahrhaftigkeit ist unmöglich. Der Forscher muß die als wahr erkannten Ergebnisse seiner

Forschung, mögen sie ihm angenehm oder unangenehm sein, so wiedergeben, wie er sie gefunden hat. Ändert, modelt er mit Rücksicht auf bestimmte Ziele oder auf seine eigene religiöse, politische usw. Stellung, so wird er zum Fälscher.

Die Wissenschaft des Jesuitenordens nun ist auf allen Gebieten, wo das Interesse des Ordens und der römischen Kirche in Betracht kommt, ein rücksichtsloser und raffinierter Fälscher.

Eine schwerwiegende Anschuldigung, aber angesichts der Tatsachen durchaus berechtigt.

Als Beweis lege ich nur eine, aber qualitativ umfassende Stichprobe vor: die Schriftstellerei des „deutschen" Jesuiten Duhr.

Ich darf es bei dieser einen Probe bewenden lassen, weil Duhr der von der „deutschen" Ordensprovinz offiziell bestellte Historiograph des Ordens ist, dem die Ordensarchive zur Verfügung stehen, und dessen zahlreiche ordensgeschichtliche Schriften von der Ordenszensur gutgeheißen sind. Gerade bei Duhrs Schriften haben wir es also nicht mit einer Privatleistung, sondern mit einer Ordensleistung, mit Ordensgeschichte zu tun, wie der Jesuitenorden selbst sie schreibt und verbreitet.

Ich kann mich verhältnismäßig kurz fassen. Zunächst weise ich hin auf die vielen Stellen dieses Werkes, an denen ich dem Jesuiten Duhr Unwahrhaftigkeit und Fälschung nachgewiesen habe.

Zahlreiche Fälschungen Duhrs sind auch in meinem Werke: Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit (Leipzig, Breitkopf und Härtel, 5. Auflage) aufgedeckt:

I 451[1]! 452[1]! 477[1]! 478[2]. 481[1]! 495ff.! 499f.! 553[1]! 598[1]! 625[1]. 690ff.!!

Scharf geht der Münchener Historiker Sigmund Riezler mit dem Jesuiten Duhr ins Gericht (Historische Zeitschrift, Neue Folge, 48 Bd., S. 215—256). Er weist ihm Tendenz und Unaufrichtigkeit in Fülle nach.

Besonders reiches Material zur Beurteilung Duhrscher Wahrheitsliebe enthalten die Duhrschen „Jesuitenfabeln" (4. Auflage, Freiburg 1904). Wenige Proben:

Um die Monita secreta (oben S. 7f.) als Fälschung zu erweisen, betont Duhr (a. a. O. S. 100) den Gegensatz zwischen dem 4. Kapitel der Monita über die politische Tätigkeit der Jesuiten und der offiziellen „Instruktion" des Ordensgenerals Aquaviva für die Fürstenbeichtväter, worin politische Tätigkeit scheinbar verboten wird (oben S. 58f.). Aber Duhr verschweigt, daß es neben dieser offiziellen „Instruktion" auch noch eine geheime gibt, die ganz andere Anweisungen enthält. Das Verschweigen ist um so bezeichnender, als Duhr sich für die offizielle „Instruktion" Aquavivas auf Dudik beruft; und gerade Dudik ist es, der die geheime „Instruktion" Aquavivas veröffentlicht hat (oben S. 60).

Mit Vorliebe zitiert Duhr den österreichischen Forscher Gindely für die Jesuiten. Was aber Gindely gegen die Jesuiten schreibt, wird unterdrückt. Besonders auffällig tritt die durch Schweigen bewirkte Fälschung der Meinung Gindelys hervor bei Besprechung der Stellung und des Einflusses, den der Jesuit Lamormaini als Beichtvater auf Kaiser Ferdinand II. ausübte (oben S. 62ff.). Durch ein längeres Zitat aus Gindely „beweist" Duhr, wie wohltätig und durchaus religiös Lamormainis Einfluß auf den Kaiser gewesen sei (a. a. O. S. 686). Er verschweigt aber das Urteil Gindelys über Lamormainis Tätigkeit bei der ersten Absetzung Wallensteins (oben S. 63), ebenso wie er Dudiks archivalische Enthüllung über Lamormainis entscheidenden Einfluß bei der zweiten Absetzung des Friedländers als nicht existierend übergeht (oben S. 62f.).

Über die Schrift Jacobis: Das Thorner Blutgericht 1724 (Halle 1896; vgl. oben S. 13f.) schreibt Duhr: „Der neueste protestantische Historiker der Thorner Vorgänge, der Thorner Prediger Jacobi, meint: ‚Mit welcher Wut wäre nach allem Vorangegangenen der Reichstag über den König hergefallen, wenn er die Verurteilten begnadigt hätte.' Wenn das selbst vom Könige gilt, so muß erst recht dies Moment zur Entschuldigung der Jesuiten hervorgehoben werden" (a. a. O. S. 575). Also Duhr kann sich „zur Entschuldigung der Jesuiten" auf eine Äußerung des „neuesten protestantischen Historikers der Thorner Vorgänge" berufen. Effektvoll und — gefahrlos! Denn wer unter den Duhrschen Lesern greift wohl zur Schrift Jacobis? Tut man es aber, so zeigt sich, daß die Stelle bei Jacobi vollständig also lautet: „Alle Urkunden und Akten beweisen, daß das Urteil von den Jesuiten und dem polnischen Reichstag herbeigeführt wurde. Der polnische König hatte, wie in allen Stücken, so auch in diesem fast nichts zu sagen. Mit welcher Wut usw. Behnes Berichte beweisen, daß der König wiederholt, aber vergeblich für Thorn Fürsprache einlegte, indem er von polnischen Senatoren, insonderheit dem Kanzler zurückgewiesen wurde. Die Jesuiten hätten die Verurteilten retten können, wenn sie den zur Klausel gemachten Eid nicht schwuren. Sie leisteten ihn, trotzdem der Nuntius Santini denselben verbot. Sie tragen daher die Hauptschuld an diesen Justizmorden" (a. a. O. S. 177).

Im Abschnitt über die Pulververschwörung (a. a. O. S. 845f.), an der die Jesuiten stark beteiligt waren, erwähnt Duhr nicht einmal das grundlegende Werk des Engländers Jardine (A narrative of the Gunpowder Plot. London 1857). Zweifellos deshalb nicht, weil, wie wir sehen werden, Jardine aus

den Akten sehr Ungünstiges über den Jesuiten Garnet, Provinzial der englischen Ordensprovinz, mitteilt.

Bei Besprechung der Stellung des Jesuiten Lamormaini, Beichtvater Kaiser Ferdinand II., übergeht Duhr (a. a. O. S. 684 ff.) vollständig die Forschungen Dudiks (oben S. 62 f.), obwohl sie ganz neues Licht über das Verhältnis des Jesuiten zum Kaiser verbreiteten; freilich für den Jesuitenorden ungünstiges Licht, und deshalb das Schweigen des „Historikers" Duhr. Die Furcht vor diesem ungünstigen Lichte ist auch der Grund, weshalb Duhr in einer Sonderschrift sich nur mit den jesuitischen Beichtvätern an deutschen Fürstenhöfen des 16. Jahrhunderts beschäftigt (Die Jesuiten an den deutschen Fürstenhöfen des 16. Jahrhunderts Freiburg i. B. 1901). Lamormainis umfassende politische Tätigkeit am Wiener Hofe begann erst 1624, fällt also nicht ins 16. Jahrhundert, gehört also, wie Duhr noch ausdrücklich hervorhebt (a. a. O. S. 56), nicht mehr der ihn „beschäftigenden Periode" an.

Im Kapitel: „Ignatius von Loyola hat den Jesuitenorden zur Ausrottung des Protestantismus gegründet" (a. a. O. S. 1—33) bringt Duhr alles Mögliche vor, um zu beweisen, der Jesuitenorden sei nicht gegen den Protestantismus gegründet worden, unterschlägt aber die oben (S. 11 f.) mitgeteilte, sehr bezeichnende Stelle aus der Bulle Urbans VIII. vom Jahre 1623, durch welche Ignatius von Loyola „heilig" gesprochen wurde. Die Unterschlagung ist um so bemerkenswerter, weil eine Heiligsprechungsbulle zu den wichtigsten Aktenstücken des Papsttums gehört. Aber das ist ja eben der Grund der Unterschlagung. So etwas darf der Duhrsche Leserkreis nicht erfahren.

Um die „Wohltätigkeit" der Jesuiten gegen arme Studenten in möglichst günstiges Licht zu setzen (vgl. Teil 1), fälscht Duhr den Originaltext einer „Verordnung" für das Profeßhaus zu Wien vom Jahre 1635. Während es in der „Verordnung" heißt (Monumenta Germ. paedagog., 16, 245): „Über die Überbleibsel von Speisen, die an der Türe des Profeßhauses der Gesellschaft Jesu zu Wien an arme Studenten zu verteilen sind": de reliquiis ciborum usw., gibt Duhr (a. a. O. S. 380) als wörtlichen Text (in Anführungszeichen) an: „Über die Verteilung von Speisen" usw. Die „Überbleibsel" hätten den „wohltätigen" Eindruck beeinträchtigt.

Die Blütenlese — sie ist lange nicht vollständig — über Betätigung von Wahrheitsliebe in Duhrschen Schriften kann ich nicht besser abschließen als mit Duhrschen Worten:

„Fälschung bleibt Fälschung und durchaus verwerflich, auch wenn dadurch der heiligste Zweck beabsichtigt oder gefördert werden sollte" (Duhr S. J., Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge. Freiburg 1907, Vorwort S. V).

„Befinden wir einen Autor in einer Beziehung unzuverlässig, so müssen wir alle seine Angaben, die in den Bereich dieser Beziehung fallen, zunächst für entsprechend unzuverlässig halten" (Jesuitenfabeln. 4. Auflage, S. 785).

Der Jesuit Duhr ist Typus! Wie er, so sind sie alle. Auf von Jesuiten herausgegebene Werke, Aktenstücke usw. ist kein Verlaß. Das jesuitische Axiom: Der Zweck heiligt die Mittel (s. folgenden Abschnitt) ist oberster Grundsatz jesuitischer Schriftstellerei. Der „Zweck", den Orden zu verteidigen, Günstiges über ihn zu berichten, „heiligt" jede Fälschung.

Siebentes Kapitel.

Die Jesuitenmoral.

I. Allgemeines.

Sind wir überhaupt berechtigt, von „Jesuitenmoral" zu sprechen? Ist nicht das, was man so nennt, ein und dasselbe mit der offiziellen Moral der ultramontanisierten römisch-katholischen Kirche? Beide Fragen sind zu bejahen, und gerade in der Bejahung der scheinbar sich ausschließenden Fragepunkte liegt die intensive Betonung der Wirklichkeit, Gefährlichkeit und Macht des Begriffes: Jesuitenmoral.

Auf keinem anderen Gebiete ist es nämlich dem Jesuitismus so gelungen, dem Katholizismus seine Herrschaft aufzuzwingen, als auf dem Gebiete der Moraltheologie. Die Entwickelung, welche die Beichtstuhlpraxis, d. h. die Beherrschung des privaten und öffentlichen Lebens der Katholiken vom Beichtstuhle aus, seit dem Ausgange des 16. Jahrhunderts innerhalb der römischen Kirche genommen hat — und die Beichtstuhlpraxis ist das, was sich unter dem Worte „Moraltheologie" birgt —, ist wesentlich von den Moraltheologen des Jesuitenordens herbeigeführt worden. Die gegenwärtige katholische Moral ist Jesuitenmoral durch und durch.

Ihren äußeren, sehr markanten Ausdruck findet die wichtige Tatsache darin, daß die größte moraltheologische Autorität, welche die römische Kirche besitzt, Alfons Maria von Liguori († 1787), den Gregor XVI. (1839) als „Heiligen" auf die Altäre erhoben und dem Pius IX. (1871) Rang und Würde eines „Kirchenlehrers" verliehen hat, nichts anderes ist als der Kommentator der Moraltheologen des Jesuitenordens, besonders der beiden einflußreichsten, Busenbaum und Lacroix (Näheres über Liguori und sein Abhängigkeits-

verhältnis von der Jesuitenmoral in meinem Werke: Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 3. Aufl., II 70—157).

„Die Lehre Liguoris", sagt der offizielle Geschichtschreiber des Jesuitenordens, Crétineau-Joly, „ist identisch mit der Lehre der Theologen der Gesellschaft [Jesu] . . . Seine Kanonisation war also die Rechtfertigung der Kasuisten der Gesellschaft [Jesu] und namentlich Busenbaums" (Histoire des Jésuites, 6, 231). Und triumphierend erklärt der Jesuit Montezon: „Die Lehre der Jesuiten ist bei feierlicher Gelegenheit von der Kirche als gegen jeden Tadel geschützt anerkannt worden durch das Urteil, das über die Moraltheologie Liguoris bei seinem Seligsprechungsprozeß gefällt worden ist. Denn wenn auch die Jesuiten dabei nicht ausdrücklich genannt werden, so betrifft das Urteil doch direkt ihre Theologie, die der ehrwürdige Bischof [Liguori] zu der seinigen gemacht hat . . ." Nihil censura dignum [nichts Tadelnswertes, nichts gegen Glauben oder Sitten Verstoßendes findet sich in der Moraltheologie Liguoris] heißt es in dem Dekret [der Riten-Kongregation vom 14. Mai 1803], und später erklärte ein anderes römisches Tribunal [„die heilige Poenitentiarie" am 5. Juli 1831], jeder Beichtvater dürfe ohne weitere Prüfung sich nach allen Entscheidungen Liguoris richten. Das ist eine vollständige und feierliche Apologie der Lehre der Jesuiten" (bei Saint-Beuve, Port-Royal, I. 526: Döllinger-Reusch, Moralstreitigkeiten, 1 356).

Somit ist die von jesuitischer Seite stets wiederholte und als Schutzschild vorgeschobene Behauptung, eine „Jesuitenmoral" gibt es nicht, die Moral des Jesuitenordens ist die der katholischen Kirche, nur scheinbar war. Die wirkliche Wahrheit ist, daß die Moral des Jesuitenordens zur Moral der katholischen Kirche geworden ist. Wie der Ultramontanismus seit rund einem Jahrtausend (seit den Zeiten Gregors VII.) den Katholizismus auf dogmatischem, kirchenpolitischem und allgemein kulturellem Gebiete beherrscht, so beherrscht seine potenzierte Form, der Jesuitismus, seit vier Jahrhunderten die Moral des Katholizismus.

Ein besonders beweiskräftiges Zeugnis für diese Beherrschung liegt aus neuerer Zeit in einer Erklärung vor, welche die Professoren des bischöflichen Priesterseminars zu Mainz im Jahre 1868 zugunsten der „Moraltheologie" des französischen Jesuiten Gury abgegeben haben, und in der es heißt:

„Nur die Tatsache wollen wir konstatieren, daß das genannte Lehrbuch an zahlreichen Unterrichtsanstalten Deutschlands, Italiens, Frankreichs, Belgiens, Englands und Nordamerikas im Gebrauche ist" (Darmstädter Allgem. Kirchenzeitung. 1868, Nr. 41).

Wie die Herrschaft sich anbahnte, festigte und bis zur heutigen Stunde aufrecht erhalten wird, kann hier nicht dargelegt werden. Sie besteht, und Etappen auf ihrem Siegeszuge sind mit ihren moraltheologischen Werken die Jesuiten (ich führe sie in alphabetischer, nicht chronologischer Reihenfolge auf): Amicus, Azor, Ballerini, Burghaber, Busenbaum, Cardenas, Castropalao, Coninck, Eskobar, Fillinci, Gobat, Gury, Haunold, Hurtado, Lacroix, Laymann, Lehmkuhl, Lessius, Lugo, Mazotta, Moya, Palmieri, Reuter, Sabetti, Sanchez, Scaramelli, Schmalzgrueber, Stoz, Tamburini, Valentia, Vasquez, Vogler, Voit, Zaccaria und viele andere.

* * *

Ich muß mich mit Ausschnitten aus der Jesuitenmoral begnügen. Für Ausführliches, besonders über Probabilismus, Kasuistik und Beichte, verweise ich auf den 2. Band meines Werkes: „Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit" (Leipzig, Breitkopf und Härtel, 3. Aufl.). Die Ausschnitte wähle ich selbstverständlich mit Rücksicht auf Charakteristik des Jesuitenordens, d. h. ich lege solche moraltheologische Grundsätze des Ordens vor, aus denen die Grundauffassung seiner Moral und Ethik erkennbar wird, wobei ich, um möglichst alles in diesem einen Kapitel unterzubringen, „Moral" und „Ethik" im weitesten Sinne fasse.

* * *

Von Ausschnitten aus Abhandlungen über sechstes Gebot und Ehe sehe ich hier ab. Den häßlichen Gegenstand, d. h. häßlich gemacht durch die jesuitische Moraltheologie, habe ich ausführlich behandelt in meinem eben genannte Werke (II 299—410).

Der Jesuitismus hat Liebe und Ehe, die herrlichsten Quellen menschlichen Glückes und menschlicher Vollkommenheit, durch die „seelsorgliche" und „moraltheologische" Behandlung, die er ihnen zuteil werden läßt, mit Schlamm und Kot überdeckt; er hat das menschlich-natürliche und deshalb edle Geschlechtsleben durch seine moraltheologischen Untersuchungen degradiert, und weil er dies unter dem Deckmantel des Christentums getan hat und tut, schändet er damit zugleich das Christen-

tum selbst. Einer, der, nach eigenem Geständnisse, in geschlechtlichen Perversitäten bewandert war, der spätere römische Monsignore Ludovico Sergardi und Freund Alexanders VIII. legt dafür Zeugnis ab:

„Die Moraltheologie ist so weit gekommen, daß man unverdorbene Jünglinge davor warnen muß, sich mit ihr zu beschäftigen, sonst geraten sie in schändliche Fallstricke und verfallen der Unkeuschheit. Denn welche Schändlichkeiten werden nicht durch die Moraltheologen dem Publikum vorgelegt?! Unter allen Bordellen der Suburra [Bordellstraße des päpstlichen Rom] wird man keines finden, das nicht züchtig genannt werden kann im Vergleiche zu dem Inhalte jener Bücher. Ich selbst, der ich Anführer sittenloser Jünglinge war und meine Jugend häufig durch Unkeuschheit entweiht habe, gestehe, daß ich beim Lesen des Sanchez [einer der bedeutendsten Moraltheologen des Jesuitenordens, dessen Hauptwerk über die Ehe noch heute innerhalb des Jesuitenordens als ‚klassisch' gilt] mehr als einmal rot geworden bin, und daß ich aus seinen Schriften mehr Scheußlichkeiten gelernt habe, als ich von der ausgeschämtesten Hure hätte lernen können. Naso, der Lehrmeister der Liebeskunst, der freche Horaz und der wollüstige Tibull erscheinen, verglichen mit Sanchez, geeignet, einem Erziehungshause für junge Damen vorzustehen. Bei jenen verschleiert wenigstens die witzige Ausdrucksweise die Schlechtigkeit, bei ihm rasen unvermischte Wollust und nackte Begierlichkeit" (Ludov. Sergardii Orationes. Lucca 1783, S. 205: Döllinger-Reusch, a. a. O. I 117).

* * *

Den Ausschnitten aus jesuitischen Abhandlungen über grundlegende Fragen der Moral und Ethik schicke ich Urteile über die Jesuitenmoral voraus von Männern, deren Sachkenntnis und gut katholische Gesinnung außer Zweifel steht. Als einzigen Nicht-Katholiken führe ich Leibniz an. Seine Bedeutung als Persönlichkeit, als Kenner und als nicht unfreundlicher Beurteiler des Jesuitenordens rechtfertigt gerade seine Heranziehung.

Auch Jesuiten lasse ich über die Moral ihres Ordens zu Worte kommen, da ihre Ansicht in dieser Frage offenbar von besonderem Gewichte ist.

II. Grundlehren jesuitischer Ethik und Moral.

1. Unwahrhaftigkeit.

Schon wiederholt habe ich hervorgehoben, daß zum Wesen des Jesuitismus eine alles durchsetzende Unwahrhaftigkeit gehört. Sie ist ein feines Gift, das seine Wahrhaftigkeit, Treue und Glauben ertötende Wirkung im ganzen Organismus des Ordens ausübt.

Das Regierungssystem des Ordens, aufgebaut auf gegenseitige Überwachung, auf Geheimberichte, Spionage, Angeberei widerstreitet menschlich-christlicher Einfachheit und Klarheit und erzeugt notwendig Mißtrauen, Argwohn und schließlich bewußte und unbewußte Unwahrhaftigkeit.

So ist durch die Ordenssatzungen der Boden vorbereitet, auf dem dann die moraltheologischen Lehren über Erlaubtheit von Mentalrestriktionen, von Zweideutigkeiten aller Art, von halben und dreiviertel Wahrheiten leicht Wurzel fassen und üppig in die Höhe schießen. Diese Lehren sind Fleisch und Blut des jesuitischen Gesamtkörpers, sind mehr oder weniger ethisch-moralischer Grundstock der einzelnen Jesuiten.

Wie sehr dem Jesuitismus jeder Sinn für Wahrhaftigkeit abhanden gekommen ist, zeigt sich in erstaunlicher Weise gerade dort, wo er gegen Unwahrhaftigkeit und Lüge einzutreten scheint.

„Glaubenssatz ist", schreibt z. B. der Jesuit Delrio, Theologieprofessor an den Universitäten von Salamanca und Graz, „daß eine Lüge (die diesen Namen verdient) etwas in sich und schlechterdings sittlich Böses ist. Jedoch beachte: etwas anderes ist es, etwas Falsches zu sagen, und etwas anderes ist es, etwas Wahres zu verbergen, so, wenn wir uns nicht einer Lüge, sondern einer Doppelsinnigkeit bedienen. Schlau und erlaubt war das Wort eines Lütticher Richters, der einer alles leugnenden, hartnäckigen Hexe sagte: wenn sie ausreichend die Wahrheit gestände, so würde er ihr, solange sie lebe, aus öffentlichen oder aus eigenen Mitteln, täglich Speise und Trank gewähren und dafür sorgen, daß ihr ein neues Haus gebaut werde, indem er unter ‚Haus' das hölzerne [Gerüst] mit den Bündeln und mit dem Stroh verstand, auf dem sie verbrannt werden sollte. Andere [erlaubte Doppelsinnigkeiten] gibt Sprenger [ein Dominikanermönch] an die Hand: man behandle den Schuldigen ehrenvoller als üblich und lasse angesehene und unverdächtige Männer zu ihm, die oft sich mit ihm auch über verschiedene und fremde Dinge unterhalten und schließlich ihm zuversichtlich raten, die Wahrheit zu gestehen, indem sie ihm versprechen, der Richter werde ihm Gnade angedeihen lassen, und sie würden die Vermittler sein; dann komme der Richter hinzu und verspreche, Gnade walten zu lassen; darunter verstehend: für sich oder für den Staat, für dessen Erhaltung alles, was geschieht, gnadenreich ist. Es könne auch der Richter [dem Angeschuldigten] sagen: er rate ihm gut, und ein Geständnis sei für ihn sehr nützlich, auch um sich das

Leben zu erhalten. Denn das ist sehr wahr vom ewigen Leben verstanden, das wahres Leben ist" (Disquisitionum magicarum libri sex. Coloniae 1679, p. 768).

Und diese Anleitung zu schändlichen Lügen in Prozessen, bei denen es sich um Tod und Leben handelt, passieren anstandslos die Ordenszensur, welche bei Delrios Werk obendrein noch ausgestellt ist von einem der berühmtesten Jesuiten des 16. und 17. Jahrhunderts, Oliverius Manaräus, der seine Druckerlaubnis stützt „auf das Urteil gewichtiger und gelehrter Theologen des Ordens". Ja ein Jesuit des 20. Jahrhunderts, der uns sattsam bekannt gewordene Jesuit Duhr, lobt sogar seinen Ordensgenossen Delrio,

weil er sich scharf gegen die Richter wendet, die durch falsche Vorspiegelungen und Lügen die Hexen zum Geständnis bringen wollen (Die Stellung der Jesuiten in den deutschen Hexenprozessen. 'Vereinsschrift der „Görresgesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland". Köln 1900, S. 44).

Bis heute findet also der Jesuitismus — denn auch Duhrs Schrift ist durch die Ordenszensur gegangen — in der schmählichen Arglist und Lüge des Lütticher Richters und in den Ratschlägen des Jesuiten Delrio keine Lüge und keine Unwahrhaftigkeit!

Bei solcher Auffassung von „Lüge" nimmt es nicht wunder, die hervorragendsten Moraltheologen des Jesuitenordens ungeheuerliche Lehren über Zweideutigkeiten aufstellen zu sehen:

Der Jesuit Cardeñas: „Sanchez (Jesuit) gibt zwei Arten von Doppelsinnigkeiten an, die er beide für vollkommen erlaubt erklärt. Erstens, wenn ich beim Gebrauch von in sich doppelsinnigen Worten, sie in einem Sinne anwende, während mein Zuhörer glaubt, ich wende sie im anderen Sinne an. Ist kein genügender Grund vorhanden, die Wahrheit zu verbergen, so ist der Gebrauch einer solchen Doppelsinnigkeit zwar unerlaubt, aber keine Lüge. So z. B., wenn jemand einen Franzosen (hominem natione gallum) getötet hat, so kann er, ohne zu lügen, sagen, er habe keinen Hahn (gallum) getötet, indem er dasselbe Wort in der Bedeutung von ‚Hahn' nimmt. Dahin ist auch die Doppelsinnigkeit zu rechnen: non est hic, d. h. je nachdem man es auffaßt: er ist nicht hier und er ißt nicht hier. Daß Innozenz XI. diesen Gebrauch der Doppelsinnigkeit nicht verdammt hat, ist gewiß. Denn er verurteilt nur die mit Mentalrestriktionen verbundene Doppelsinnigkeit, die dadurch entsteht, daß man innerlich etwas hinzufügt; bei den aufgeführten Doppelsinnigkeiten wird aber innerlich nichts hinzugefügt, denn die verschiedenen Bedeutungen (gallus, est) liegen in den Worten selbst. Die zweite Art der erlaubten Doppelsinnigkeit besteht darin, daß zwar die Worte aus sich einen Doppelsinn nicht haben, daß sie aber durch die Umstände des Ortes, der Zeit, der Personen eine andere Bedeutung erhalten. So wird vom hl. Franziskus erzählt, daß, als einst Räuber, die an ihm vorübergekommen waren, von den Häschern gesucht wurden, er ihnen auf die Frage, ob sie vorbeigegangen seien, geantwortet habe, sie seien hier nicht hergekommen, indem er dabei seine Hände in die Ärmel steckte. Und das war ganz der Wahrheit gemäß geantwortet, denn durch die Ärmel waren die Räuber nicht gegangen. So hätte er auch, seinen Fuß auf einen Stein stellend, sagen dürfen: hier sind sie nicht durchgekommen, denn durch den Stein sind sie nicht gegangen. Eine Mentalrestriktion liegt in diesem Falle nicht vor, denn dadurch, daß der Fuß auf dem Steine steht, wird das betreffende Wort [„durchkommen", „durchgehen"] auf den Stein bezogen. Hierhin gehören auch jene Worte, die aus sich nur eine Bedeutung haben, die aber durch die verschiedene Art, sie zu gebrauchen, doppelsinnig sind, ohne Mentalrestriktion. So z. B. das Wort ‚Wissen', welches eigentlich die unfehlbare Kenntnis bedeutet, oft aber auch für fehlerhafte Kenntnis angewandt wird. Umgekehrt bedeutet ‚Nichtwissen' den Mangel unfehlbarer Kenntnis, wird aber häufig gebraucht für das Fehlen jedweder Kenntnis. Hat also jemand von anderen gehört, Petrus habe einen Diebstahl begangen, und antwortet er, darüber befragt, ich weiß nicht, d. h ich habe keine unfehlbare Kenntnis davon, so lügt er nicht. Suarez und Lugo [die bedeutendsten Theologen des Jesuitenordens] führen auch folgendes Beispiel an: Wer nur ein Brot besitzt, das zu seinem Lebensunterhalt notwendig ist, antwortet der Wahrheit gemäß demjenigen, der ein Brot von ihm begehrt, ich habe keins, denn er hat wirklich keins, das er geben könnte, und in diesem Sinne ist er gefragt worden. Aus diesen verschiedenen Arten, sich der Doppelsinnigkeit zu bedienen, die wir als erlaubt vorgeführt haben, lassen sich alle Gewissensängste und Zweifel beseitigen. So kann ein ehebrecherisches Weib, wenn sie von ihrem Manne, unter Androhung des Todes, über den Ehebruch befragt wird, ohne Lüge und ohne Mental restriktion antworten: Ich habe deine Ehre nicht verletzt, denn „verletzen" bedeutet eine materielle Verwundung, die der Ehre nicht beigebracht werden kann. Auch kann sie ihren Ehebruch leugnen, indem sie dies Wort in dem Sinne nimmt, in welchem es häufig in der hl. Schrift gebraucht wird, nämlich als Götzendienst. Wer von der Polizei über den Verbleib eines Verbrechers gefragt wird, kann die Antwort des hl. Franziskus geben, die wir oben mitgeteilt haben. Wer vom Richter eidlich befragt wird, wieviel er von einer bestimmten Ware, die ungerecht hoch verzollt ist, besitze, kann schwören, er besitze einen erheblich geringeren Teil davon, als er wirklich hat; und auf vielfache Weise läßt sich zeigen, daß das kein Meineid ist. Erstens, wenn er schwört, er habe z. B. 20 Krüge Öl, so leugnet er dadurch nicht, daß er noch mehrere habe, zugleich sagt er die Wahrheit, da er ja 20 Krüge

besitzt. Zweitens kann er schwören, daß er nicht mehr als 20 besitze, denn dem Richter gegenüber, der nur nach der Menge Öl fragt, die verzollt werden muß, sagt er damit die Wahrheit. Da nämlich nach der Voraussetzung der Zoll ungerecht hoch ist, so ist es wahr, zu sagen, man habe nicht mehr [hinzudenkend] nämlich als verzollt werden muß (Crisis theologica. Venetiis 1710, IV 120ff.).

Der Jesuit Laymann: „Zweideutigkeiten sind keine Lügen. Zweideutigkeiten sind Redeweisen mit doppeltem Sinn, von denen der Sprechende den einen, der die Wahrheit enthält, beabsichtigt und so nicht lügt, auch wenn der Angeredete die Worte im anderen falschen Sinne versteht und so getäuscht wird. Denn dann bewirkt der Sprechende die Täuschung des Angeredeten nicht, sondern läßt sie nur zu ... Obwohl die Ansicht probabel ist, daß jeder promissorische Meineid eine Todsünde ist, so ist die entgegengesetzte Ansicht doch probabeler ... Obwohl ein doppelsinniger Eid, wenn eine gerechte Ursache vorliegt, die Wahrheit zu verbergen, kein Meineid ist, ja sogar jeder moralischen Verschuldung entbehrt, so ist er doch, ohne gerechte Ursache, gewissermaßen ein Meineid und unerlaubt. Drei Behauptungen sind in diesem Leitsatze enthalten: 1. Ein doppelsinniger Eid ist kein Meineid, denn der eine Sinn des doppelsinnigen Ausdruckes ist nach der Voraussetzung richtig; wer also diesen Sinn mit einem Eide bekräftigt, begeht keinen Meineid. Ja sogar, wenn ein Ausdruck nicht wirklich doppelsinnig ist, sondern wenn er aus sich oder aus den Umständen nur einen Sinn und zwar den falschen hat, so liegt doch kein Meineid vor, wenn der Schwörende nicht die Absicht hat, diesen falschen Sinn zu erhärten, sondern den anderen, der aber den von ihm beschworenen Worten nicht entspricht. Denn Meineid liegt nur dann vor, wenn Gott als Zeuge für etwas Falsches angerufen wird: wer aber in der eben angegebenen Weise schwört, ruft Gott nicht für das Falsche an, was er äußerlich ausspricht, sondern für das Wahre, was er in seinem Inneren zurückbehält." Laymann gibt allerdings zu, daß, wer so schwört, eine Lüge und meistens eine schwere Sünde begeht. Er fährt dann fort: „2. Daß ein doppelsinniger Eid zuweilen von aller Schuld frei ist, wird auf die gleiche Weise bewiesen. Denn der eine Sinn der zweideutigen Redeweise ist wahr, also kann er, wenn es nötig ist, mit einem Eide bekräftigt werden ... Aus Satz 2 ergibt sich: Wer ein Darlehn zurückgegeben hat, darf vor Gericht, wenn er keine anderen Beweise hat, schwören, er habe einen Darlehnsvertrag überhaupt nicht abgeschlossen, d. h. indem er dabei denkt: so, daß er das Darlehn zweimal erstatten solle. So lehren probabel Covarruvias, Azor und Suarez. Wer durch schwere Bedrohung veranlaßt oder ohne den inneren Willen, sich zu binden, einer Frau gesagt hat: ich nehme dich zum Weibe, kann, vom Richter darüber gefragt, unter Eid leugnen, solche Worte gebraucht zu haben, indem er den Schwur so versteht, daß er freiwillig zugestimmt habe, sie zur Ehe zu nehmen. Wer unter Eid gefragt wird, ob er aus einem Orte komme, der fälschlich als pestverseucht gilt, darf schwören, er komme nicht daher, indem er dabei denkt: „aus dem pestverseuchten Orte" (Theologia moralis. Liber quartus, tract. 3, cp. 14. Edit. Monach. 1625, II 165. 174. 176. 177).

Der Jesuit Tamburini (nicht wörtliche Wiedergabe, weil zu umfangreich): „Ist es erlaubt, beim Eide die Worte in einem anderen als dem gewöhnlichen Sinne zu gebrauchen? Darf man z. B. schwören, man habe diese Nacht nicht geschlafen, indem man hinzudenkt: bekleidet; man habe keinen Ehebruch begangen, indem man hinzudenkt: öffentlich? Ja, denn Gott wird in diesen und ähnlichen Fällen zum Zeugen der Wahrheit angerufen. Ist es erlaubt, beim Schwören den Worten einen ganz anderen Sinn zu geben, den sie auch mit Mentalrestriktion nicht haben können? Z. B. ich schwöre: ich habe nicht geschlafen, indem ich darunter verstehe: ich habe nicht gegessen. Es ist probabel, daß dies erlaubt ist; denn obwohl das nicht bei mir steht, den Worten eine ganz andere Bedeutung zu geben, und obwohl dies zu tun töricht ist, so ist diese Kinderei doch keine Sünde, außer es betreffe den Schaden eines Dritten. Ist es erlaubt, zur Erlangung des Doktorgrades auf einer Universität zu schwören, man habe die vorgeschriebenen Bedingungen erfüllt, obwohl man sie nicht erfüllt hat? Ja, solch ein Schwur ist erlaubt, wenn man die für den Doktorgrad nötigen Kenntnisse besitzt. Denn erstens, für einen solchen Eid liegt eine gerechte Ursache vor, nämlich die Erlangung des Doktorgrades durch einen Würdigen, und zweitens, durch einen solchen Eid wird nicht nur niemand geschädigt, sondern der Staat erlangt sogar einen Vorteil, indem er so einen würdigen Doktor mehr besitzt. Auch diejenigen, die einen solchen Falscheid wissentlich entgegennehmen, versündigen sich nicht gegen ihre beschworenen Pflichten. Auch ist es nicht unerlaubt, für die Entgegennahme eines solchen Eides eine mäßige Summe Geldes anzunehmen, da dann das Geld als Entschädigung für die Bemühungen bei der Entgegennahme des Eides betrachtet werden kann. Petrus schuldet dem Titius 100 Goldstücke. Darf Titius vor Gericht schwören, er habe die Summe von Petrus erhalten, obwohl er sie nicht erhalten hat, sondern nur willens ist, sie als erhalten zu betrachten? Ja. Hast du nur äußerlich etwas mit einem Eide versprochen, ohne innerlich zuzustimmen, so kannst du ohne Sünde handeln, als ob du gar nicht geschworen und gar nichts versprochen hättest. Ein Zeuge, der vom Richter über ein noch geheimes Verbrechen befragt wird oder über ein Verbrechen, das, wenn bekannt gemacht, ihm selbst Schaden bringen würde, kann schwören, er wisse nichts von diesem Verbrechen (obwohl er es doch weiß), indem er hinzudenkt: so daß ich es dir sagen müßte. Ein Geistlicher oder auch andere, die gegen einen Geistlichen als Zeugen vernommen werden, können vor dem weltlichen Richter schwören, er habe ein bestimmtes Verbrechen nicht begangen, obwohl er es

begangen hat, indem sie hinzudenken, so daß ich es dir gestehen müßte. Denn ein weltlicher Richter ist für einen Geistlichen immer unzuständig" (Theolog. mor. Edit. Venet. 1726, 81. 82. 92).

Die Jesuiten Ballerini-Palmieri: „Die allgemeine Lehre der Theologen ist, daß man aus gerechter Ursache sich auch beim Eide der Doppelsinnigkeit und Zweideutigkeit bedienen darf. Und in der Tat, bei der Doppelsinnigkeit entspricht, was äußerlich kund gegeben wird, der inneren Auffassung des Schwörenden, und somit ist die für den Eid nötige Wahrhaftigkeit vorhanden. Der Hörende wird zwar getäuscht, aber wir lassen nur zu, daß er sich selbst in Irrtum führt. Es ist erlaubt, etwas Falsches laut zu beschwören, wenn man leise einen Zusatz macht, wenn nur irgendwie wahrgenommen werden kann, daß ein Zusatz gemacht wird, obwohl der Sinn des Zusatzes nicht verstanden wird" (Opus theolog. morale. Prati 1892, II 415. 418).

Der Jesuit Lehmkuhl, dessen „Moraltheologie" in zahlreichen Priesterseminarien Deutschlands, Englands, Frankreichs, Italiens, Hollands usw. dem Unterrichte für die angehenden Beichtväter zugrunde liegt: „Lügen ist stets sündhaft ... Frei von Lüge ist aber häufig die Mentalrestriktion; deshalb (so!) ist es zuweilen erlaubt und notwendig, zuweilen unerlaubt, sich ihrer zu bedienen. Unter Mentalrestriktion versteht man die Zurückbehaltung des Sinnes der Worte oder seine innerlich gemachte Bestimmung. Das kann auf verschiedene Arten geschehen: 1. wenn die Worte ihrer Bedeutung gemäß in sich zweideutig sind, so daß der Sprechende ihnen einen bestimmten Sinn geben muß; 2. wenn die Worte nicht aus sich zweideutig sind, wohl aber durch die Umstände des Ortes, der Person, der Zeit einen vom nächstliegenden verschiedenen Sinn zulassen; z. B. läßt der Ausdruck: ‚ich weiß nicht' aus den Umständen den Sinn zu: ‚ich weiß es nicht, so daß ich es mitteilen kann'; 3. wenn die Worte weder in sich noch aus den Umständen einen solchen Sinn haben, sondern nur durch innerliche Hinzufügung einen anderen Sinn erhalten, z. B. wenn jemand, gefragt, ob er in Köln gewesen sei, antwortet: ‚ich war dort' und dabei denkt: ‚im Geiste'. Die letzte Art des Sprechens, die aus nur innerlichem Vorbehalte besteht, ist niemals erlaubt, sondern ist lügnerisch. Die zwei anderen Arten sind bei entsprechendem Grunde erlaubt, denn wie die Worte gesprochen werden — und sie müssen mit ihren Umständen zusammen genommen werden — bringen sie den wahren Sinn, den der Sprechende innerlich hat, zum Ausdruck, wenn auch nicht klar und bestimmt. Daß sie aber vom Hörer nicht in ihrem vollen Sinne verstanden werden, wird vom Sprechenden beabsichtigt, und zwar mit Recht, und daß sie vielleicht positiv falsch verstanden werden, wird zugelassen. Etwas von der Wahrheit wird also verheimlicht, was aus gerechter Ursache oft geschehen darf, ja muß ... Sooft ich mich erlaubterweise der nicht lediglich innerlichen Restriktion bedienen darf, darf ich, je nach Wichtigkeit des Grundes, auch mit dieser Restriktion schwören" (Theologia moralis. Edit. 6, 1890, I n. 772. 773).

Hierher gehörig sind auch die lehrreichen Äußerungen Lehmkuhls über Verleumdung: Unter Berufung auf Alfons von Liguori und den Jesuiten Busenbaum erklärt er es für Todsünde, „einen Priester oder frommen Ordensmann als Lügner zu bezeichnen, während es nur läßliche Sünde ist, einem Militär, der ein freieres Leben führt, Liebesabenteuer und Rachsucht nachzusagen. Schwer sündhaft ist es auch nicht, von einem, der schon in anderer Beziehung anrüchig ist, ein ähnliches oder verwandtes Vergehen zu erzählen, z. B. von einem, der als Trinker bekannt ist, zu sagen, er streite sich mit seiner Frau, oder von einem Räuber, er habe einen Meineid geleistet ... Wer würde es für eine schwere Verleumdung halten, zu sagen, man halte einen Atheisten fähig, jedes Verbrechen heimlich zu begehen?" (a. a. O. n. 1178. 1179).

Der Jesuit Gury (oben S. 123): „Anna hat einen Ehebruch begangen; ihrem Mann, der Verdacht schöpft und fragt, gibt sie zum ersten Male die Antwort, sie habe die Ehe nicht gebrochen; das zweite Mal antwortet sie, nachdem sie von der Sünde schon losgesprochen war: ‚Ich bin nicht schuldig eines solchen Verbrechens'; endlich das dritte Mal, da der Gatte noch weiter in sie dringt, leugnet sie geradezu den Ehebruch und sagt: ‚Ich habe keinen begangen', indem sie darunter versteht einen solchen Ehebruch, den ich zu offenbaren verpflichtet wäre, oder: ‚Ich habe keinen dir zu offenbarenden Ehebruch begangen.' Ist Anna zu verurteilen? In dem dreifachen Falle, der erwähnt wurde, kann man Anna von einer Lüge entschuldigen. Denn im ersten Falle konnte sie sagen, sie habe die Ehe nicht gebrochen, weil dieselbe ungebrochen dasteht. Im zweiten Falle konnte sie sagen, sie sei rein vom Verbrechen des Ehebruches, denn nach der Beichte und dem Empfang der Lossprechung war ihr Gewissen nicht mehr mit demselben belastet, da sie die moralische Gewißheit hatte, es sei ihr dasselbe verziehen. Ja, sie konnte diese Aussage selbst unter Eidschwur machen: nach Liguori, Lessius, den Salmanticensern, Suarez und der gewöhnlichen Ansicht. Im dritten Falle konnte sie auch nach wahrscheinlicher Meinung ableugnen, einen Ehebruch begangen zu haben, in dem Sinne nämlich, daß sie gehalten wäre, es dem Gatten zu offenbaren" (Casus conscientiae, I 182 f. Parisiis 1892. 8. Edit.).

* * *

Solche Theorien werden seit alter Zeit im Jesuitenorden praktisch verwertet. Einige berühmt gewordene geschichtliche Vorkommnisse mögen als Belege dienen.

Der Jesuit Garnet (oben S. 31. 44), Provinzial der englischen Ordensprovinz, bediente sich,

wie er in einem Briefe „an die Väter und Brüder der Gesellschaft Jesu" selbst schreibt, der Zweideutigkeiten, um in dem Verhöre vor seinen Richtern nicht der Teilnahme an der Pulververschwörung überführt zu werden (Wortlaut des Briefes bei Jardine, A narrative of the Gunpowder Plot. London 1857, p. 203[1]). In einem Briefe vom 20. März 1606 sagt Garnet: „Zweideutigkeiten sind erlaubt in Fällen der Verteidigung, oder wenn es sich handelt um Abwendung von Ungerechtigkeit, von Verlusten oder um Erlangung von Vorteilen, ohne daß anderen Unheil zugefügt wird. Nehmen wir z. B. an ich komme von London, wo die Pest herrscht, und will nach Coventry. Bevor ich eingelassen werde, werde ich gefragt, ob ich von London komme, und vielleicht verlangt man einen Eid von mir, daß ich nicht von London komme. Wenn ich überzeugt bin, daß ich keine Ansteckung mitbringe, so ist es mir erlaubt, zu schwören, ich käme nicht von London, vorausgesetzt, daß es für mich sehr wichtig ist, nach Coventry hineinzukommen" (Jardine, a. a. O. S. 233 f.).

Garnet bekannte in einem Schreiben an seinen Mitschuldigen, den Jesuiten Greenway, daß er aus der Beichte des Verschwörers Catesby von der Pulververschwörung gewußt habe, und daß er verpflichtet gewesen sei, seine Kenntnis mitzuteilen (dasselbe Bekenntnis legt er ab in einer eigenhändig geschriebenen „Erklärung" an den Gerichtshof). Der Brief wurde aufgefangen, und die Richter befragten ihn über Existenz und Inhalt des Briefes. Garnet antwortete: „Auf mein Priestertum erkläre ich, daß ich niemals einen Brief oder Briefe geschrieben, noch eine Botschaft an Greenway gesandt habe, seit er in Coughton ist; diese Erklärung gebe ich ab ohne Zweideutigkeit." Als ihm dann sein Brief gezeigt, und er gefragt wurde, wie er seine dreiste Lüge rechtfertigen wolle, erwiderte er: „Er habe nichts getan, was er nicht habe tun dürfen; es sei schlecht von den Richtern gehandelt, diese Frage unter Berufung auf sein Priestertum an ihn zu richten, während sie doch seinen Brief besaßen. Denn wenn er das gewußt hätte, hätte er den Brief nicht abgeleugnet. Aber unter der Voraussetzung, die Richter hätten seinen Brief nicht, habe er ihn abgeleugnet, wie er auch jeden anderen Brief, den er geschrieben, ableugnen würde" (Jardine, a. a. O. S. 244 f.).

Auf Grund der noch vorhandenen Protokolle urteilt Jardine (a. a. O. S. 237), der scharfsinnige Durchforscher jener Verhältnisse, über des Jesuiten Garnet Verhalten vor Gericht: „Er hat jede Kenntnis der Pulververschwörung geleugnet, bis er seiner Zusammenkünfte mit [dem Jesuiten] Hall überführt wurde; und auch diese Zusammenkünfte leugnete er so lange, bis er erkannte, daß sein Leugnen ihm selbst schade. Später, durch die Aufdeckung seiner Falschheit beschämt und verwirrt, gab er zu, er habe gesündigt, es sei denn, Zweideutigkeit entschuldige ihn! Vom Anfange bis zum Ende des Prozesses handelte er in genauer Übereinstimmung mit den Grundsätzen, die er später bekannte: niemals etwas zuzugeben, bis es bewiesen sei, und niemals zu zögern, die offenbarsten Unwahrheiten zu sagen und sie mit feierlichen Eidschwüren zu bekräftigen, falls die Unwahrheiten geeignet wären, ihn zu entlasten" (a. a. O. S. 237).

Und von diesem Manne schreibt das bischöflich approbierte, von Professor Buchberger herausgegebene „Kirchliche Handlexikon" (München 1907, I 1594): „Garnet war ein unvergleichlicher Mann an Kenntnissen und Heiligkeit". Ein neuer Beweis mehr, wie sehr die offizielle römische Kirche sich der Jesuitenmoral angepaßt hat.

Der Jesuit Gerard erzählt: „Sie [die Richter] fragten mich, ob ich die Königin [Elisabeth] als wirkliche Herrin und Königin von England anerkenne. Ich antwortete: ‚Ich erkenne sie als solche an'. ‚Was', sagte Topcliffe, ‚trotz der Exkommunikation und Absetzung durch Pius V.?' Ich antwortete: ‚Ich erkenne sie als unsere Königin an, obwohl ich weiß, daß eine solche Exkommunikation vorliegt.' ‚Denn ich wußte', fährt der Jesuit fort, ‚daß die Wirksamkeit der Exkommunikation durch eine Erklärung des Papstes so lange suspendiert war, bis die Ausführung sich ermöglichen ließ'" (The Live of Fr. John Gerard. London 1882, p. 225).

Der katholische Theologe Taunton bemerkt zu dieser zynisch-naiven Äußerung mit Recht: „Sie zeigt, welcher Verlaß auf gewisse Treuerklärungen zu setzen ist" (a. a. O. S. 165).

Die schamlose Unwahrhaftigkeit der Antwort des Jesuiten fällt allerdings mehr auf das Papsttum als auf die jesuitische Moral zurück. Denn Gregor XIII., ein besonderer Freund der Jesuiten, hatte in der Tat die Absetzungsbulle seines Vorgängers Pius V. auf die von Gerard angegebene Weise „authentisch interpretiert", und in einer Audienz vom 14. April 1580 den nach England abreisenden Jesuiten Parsons und Campion die „Interpretation" mit auf den Weg gegeben (The Jesuits Memorial, p. XXVI und Harleian Miscellany. 4th Edition, II, 130).

Der Jesuit Robert Southwell hatte die Tochter seines Gastwirtes, bei dem er sich vor den Häschern der Königin Elisabeth von England verborgen hielt, angewiesen, auf die Frage: ob Robert Southwell im Hause ihres Vaters sei, mit „Nein" zu antworten und die Antwort mit einem Eide zu bekräftigen. Sie solle, um das „Nein" wahr zu machen, hinzudenken: er ist nicht so im Hause meines Vaters, daß ich ihn anzeigen müßte (Taunton, a. a. O. S. 168).

Ein besonders krasses Beispiel für die jesuitische Fähigkeit, Ja und Nein über den gleichen Gegenstand zu sagen, bietet das Verhalten der Pariser Jesuiten in bezug auf ein Buch ihres Ordensgenossen Santarelli: Tractatus de haeresi etc. Dies Buch, mit Approbation des Ordensgenerals Vi-

telleschi im Jahre 1625 erschienen, lehrte die gewöhnliche Lehre des Ordens von der Obergewalt des Papstes über die Könige und Fürsten und verteidigte die Ansicht, die Bulle Unam sanctam, welche diese Lehre dogmatisch festlegt, sei nicht aufgehoben durch das zugunsten Frankreichs erlassene Meruit Klemens' V. Die Pariser Sorbonne verurteilte das Buch. Das französische Parlament zitierte am 14. März 1626 den Provinzial der Pariser Jesuiten und sechs andere Patres vor seine Schranken, um sie über das Buch zu vernehmen. In dem dabei aufgenommenen Protokolle heißt es: „Billigen Sie das schlechte Buch von Santarelli? Im Gegenteil, wir sind bereit dagegen zu schreiben und alles, was er sagt, zu bestreiten. Wissen Sie nicht, daß diese schlechte Lehre von Ihrem General zu Rom approbiert worden ist? Ja, aber wir hier können nichts für diese Unklugheit und tadeln sie auf das entschiedenste. Glauben Sie, daß der Papst den König exkommunizieren und absetzen und seine Untertanen vom Eide der Treue entbinden kann? Wie sollte der Papst den König, den ältesten Sohn der Kirche und der gewiß nichts tun wird, was den Papst nötigen könnte, exkommunizieren? Aber Ihr General, der das Buch approbiert hat, hält das Gesagte für richtig; sind Sie denn anderer Meinung? Der General, der in Rom wohnt, kann nicht anderes als approbieren, was die römische Kirche approbiert. Und Ihre Überzeugung? Ist eine ganz andere. Und wenn Sie in Rom wären, was würden Sie tun? Wir würden es machen, wie die, welche dort sind (Reusch, Der Index, II¹ 351 f.).

In einem Briefe vom 7. März 1688, schreibt der Beichtvater Ludwigs XIV., der Jesuit La Chaise, an den politischen Günstling Jakobs II. von England, den Jesuiten Petre:

„Einer unserer Väter in jenem Königreiche [England], nämlich Vater Parsons, hat ein Buch geschrieben gegen die Thronfolge des schottischen Königs in England. Vater Creighton, auch aus unserer Gesellschaft (S. 52) und hochgehalten bei vielen der Unsrigen, hat die Sache des schottischen Königs verteidigt in einem Buche: ‚Die Gründe des schottischen Königs gegen das Buch des Vaters Parsons', und obwohl sie Gegner zu sein scheinen, verstehen sie sich sehr gut. Denn dies ist geschehen auf Befehl unseres Generals, damit, wenn das schottische Haus ausgeschlossen wird, man der Regierung, die dann herrscht, das Buch des Vaters Parsons zeigen kann, wenn aber der schottische König den Thron besteigt, man sein Wohlwollen erlangt, indem man ihm das Buch des Vaters Creighton zeigt, so daß, wie auch immer die Münze fällt, es zum Vorteile der Gesellschaft ist" (Collection of Papers relating to the present juncture of affairs in England. Third collection, S. 27. London 1689).

Ob der Brief in dieser Form echt ist, steht nicht fest. Fest steht aber die Existenz der beiden in ihm erwähnten, sich gegenseitig widersprechenden Schriften der Jesuiten Parsons und Creighton (Sommervogel S. J., Bibliothèque de la Compagnie de Jésus. Bruxelles - Paris 1895—1900, 6, 303; 9 [Supplément], 148), und in dieser Tatsache liegt der Beweis für die in dem Briefe zu klassischem Ausdruck gebrachte Doppelzüngigkeit des Ordens. Und auf sie kommt es an. Der Brief — falls er nicht echt ist — wäre dann, ähnlich wie die Monita secreta (oben S. 7 f.), die scharf pointierte, satyrische Hervorhebung des jesuitischen Doppelspieles.

Am 24. Dezember 1613 schlägt der Jesuit Adam Contzen, Theologieprofessor in Mainz dem Jesuiten-Kardinal Bellarmin brieflich vor: man möge, um die Aufmerksamkeit von einer gegen den Papst Paul V. gerichteten Schrift abzulenken (sie beweist, daß die Wahl des Papstes simonistisch, also ungültig gewesen sei), unter dem Namen eines protestantischen Prädikanten eine Supplicatio an den König von England oder an die holländischen Generalstaaten schreiben, worin die Notwendigkeit eines kalvinistischen Konzils bewiesen werde (Döllinger-Reusch, Moralstreitigkeiten, I 550 und II 262).

Auch der Jesuit Hugo Roth gab sich in seiner gegen den Dominikaner Jakob Gravina im Jahre 1631 anonym veröffentlichten Schrift: Cavea turturi structa den Anschein eines holländischen Kalvinisten. Er sagt in einem Briefe an den Jesuiten Forer, es sei nicht gut, wenn er, Roth, als Verfasser der Schrift gegen Gravina genannt würde, weil dadurch zum Ärgernisse des Volkes bekannt werde, daß Ordensleute sich untereinander befehden (Döllinger-Reusch, Moralstreitigkeiten, I 584; II 309).

Höchst charakteristisch ist der unter dem Namen „Die Schufterei von Douai" (la fourberie de Douai) von den Jesuiten gegen Ende des 16. Jahrhunderts angestellte Versuch, die ihnen mißliebige, weil jansenistisch gerichtete katholisch-theologische Universität von Douai zu vernichten.

Ein Professor von Douai, P. de Ligny, wurde in einen geheimnisvollen Briefwechsel verwickelt. Der Briefschreiber, der sich den Anschein gab, der Jansenistenführer Antoine Arnauld zu sein (er unterzeichnete stets Antoine A. und ließ die Antworten nach Brüssel, dem damaligen Aufenthaltsorte Arnaulds, schicken), wandte sich scharf gegen die Jesuiten und trat warm für die Jansenisten ein. Zweck des Briefwechsels war, Ligny und die übrigen Professoren von Douai als Jansenisten zu entlarven. Der Zweck wurde erreicht: Ludwig XIV. setzte die Professoren Laleu, Rivette, Ligny und Malpaix ab und verbannte sie nach verschiedenen Orten Frankreichs. Der abgefeimte Briefschreiber, „der der Religion einen so ausgezeichneten Dienst erwiesen hatte", war aber nicht Antoine Arnauld, sondern ein Jesuit, wahrscheinlich der Jesuit Lallemand, der, wie Sainte-Beuve (Port royal 5, 464) berichtet,

noch als Greis sich rühmte avec jubilation, qu'il avait imaginée, filée et conduite à la fin, qu'il se proposait, la fameuse fourberie de Douai.

Die „Fourberie de Douai" erregte ungeheueres Aufsehen. Alle anständigen Leute waren einstimmig in ihrer Verdammung. Leibniz urteilt über sie: „Die Betrügerei von Douai ist ein sehr böses Stück und ein sehr schlechtes Beispiel. In der Juristensprache kann man es als stellionatus (raffinierter Betrug) bezeichnen. Aber trotz allem glaube ich nicht, daß die Jesuiten viel Nutzen davon haben werden; denn wenn, wie es den Anschein hat, die Sache gerichtlich weiter betrieben wird, so wird es zur Vergleichung der Handschriften kommen, und es wird sich leicht ergeben, daß es nicht die Handschrift des Herrn Arnauld ist, und die Jesuiten von Douai werden gezwungen sein, zu sagen, wie sie zu den Schriftstücken gekommen sind. Außerdem weist die Intrige mehrere Anzeichen von Falschheit auf, so daß ich nicht sehe, zu was ein solches mit so viel List ausgeführtes Schelmenstück dienen soll, außer Lärm bei Unwissenden zu erregen ... Ich glaube nicht, daß diese Streitigkeiten [die Douaier Angelegenheit] der römisch-katholischen Religion zur Last gelegt werden; man weiß zu gut, daß es überall Menschlichkeiten gibt, und die Jesuiten haben zu viele Beweise ihres rachsüchtigen Charakters gegeben, als daß man sie frei von menschlichen Leidenschaften hielte. Ihre Generaloberen müßten ohne Zweifel starke Mißbilligung äußern gegen diejenigen, die das Stück von Douai gespielt haben, in welchem sich sehr Unanständiges vorfindet ... Aber es scheint, daß zwei Erwägungen die Oberen (ein so großes Mißbehagen sie auch, wie ich gern glaube, empfinden) abhalten: erstens glauben sie, daß ihre Strafen dem Rufe der Gesellschaft [Jesu] schaden würden; zweitens haben sie von den sogenannten Jansenisten eine so schlechte Meinung, daß sie sich über die Sache als über einen der Kirche geleisteten Dienst freuen, obgleich sie nicht alle Umstände billigen [Leibniz macht also den Jesuiten deutlich die Befolgung des Grundsatzes: „Der Zweck heiligt die Mittel" zum Vorwurfe]. Wäre ich an Stelle dieser Oberen, ich würde Herrn Arnauld Genugtuung gewähren" (Briefe vom 12. September und 9. Oktober 1691 an Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels: Rommel, Leibniz und Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels. Frankfurt 1847, II 306, 326).

Die Jesuiten selbst dachten aber über eine „Genugtuung" sehr anders, wie die eben mitgeteilte Äußerung des Hauptschuldigen, des Jesuiten Lallemand, beweist.

Arnauld suchte sich die „Genugtuung" selbst zu verschaffen, indem er mehrere „Klagen" gegen die Jesuiten veröffentlichte. In einer von ihnen heißt es: „Ich wende mich an Sie, meine hochwürdigen Patres ... Es bleibt mir nur übrig, Sie vor den Richterstuhl aller ehrlichen Leute der Welt, die schon so entrüstet sind über die Spitzbüberei des falschen Arnauld, zu zitieren, damit, wenn nichts anderes imstande ist, Sie einzuschüchtern, doch die Furcht vor öffentlicher Infamie Sie zu einer Änderung ihres Verhaltens nötige ... Es gibt nur ein Mittel für Sie, die Ehre Ihrer Gesellschaft zu retten: geben Sie Gott die Ehre und erkennen Sie an, daß alle diejenigen von den Ihrigen, die sich an dieser unseligen Intrige beteiligt haben, sehr schlecht gehandelt haben (Seconde Plainte de M. Arnauld, aux R. R. P. P. Jésuites, abgedruckt bei Arnauld, 31, 453 ff.; die Belege über den „falschen Arnauld" bei Reusch, Beiträge zur Geschichte des Jesuitenordens. München 1894, S. 169 bis 195).

Auch den Dominikaner Concina, einen der schärfsten Gegner ihrer Morallehren, suchten die Jesuiten durch einen hinterlistigen Streich unschädlich zu machen. Ein so unverdächtiger Zeuge wie der Jesuit Cordara (oben S. 35) berichtet darüber: „Während so der Kampf gegen die Jesuiten tobte [von Concina hauptsächlich entfacht], erschien plötzlich aus geheimem Druckorte eine scharfe Schrift mit dem Titel: ‚Widerruf des Concina', in welcher Concina, seine Übeltaten bereuend, die gegen die Jesuiten vorgebrachten Anklagen zurücknahm, sich lasterhafter Bosheit anklagte und sich unbarmherzig mit vielen und verschiedenen Schandtaten bedeckte. Niemand war es zweifelhaft, daß die Schrift, die sofort in der ganzen Stadt [Rom] verbreitet und wegen ihres satyrischen Witzes eifrig gelesen wurde, einen Jesuiten zum Verfasser habe" (Denkwürdigkeiten: Döllinger, Beiträge 3, 10).

* * *

Ist es zu verwundern, wenn dieser unwahrhaftige und heimtückische Geist aus den Lehrbüchern der Moraltheologie und aus der „ruhmreichen" Geschichte des Ordens seinen Weg auch ins tägliche Leben des Jesuiten findet? Seit im zweiten Jahre meines Noviziats der Verdacht über Heimliches, Verstecktes, Lichtscheues in mir wach geworden war, hat er mich nicht mehr losgelassen, und vielfache Erfahrungen ließen mich erkennen, daß in der „Gesellschaft Jesu" das Wort Jesu: „Euere Rede sei ja ja und nein nein" keine Gültigkeit habe, daß vielmehr die Worte des echten Jesuiten voll seien von Nebenbedeutungen und Restriktionen. Besonders gegen fünf einflußreiche Jesuiten, die meine Oberen waren, wurde im Laufe der Jahre das Mißtrauen in die Aufrichtigkeit ihrer Werke und Worte unüberwindlich stark: Meschler, Nix, Ratgeb, Hövel, Pütz.

Was ein Untergebener, zumal ein so gänzlich abhängiger wie der Untergebene im Jesuitenorden, in einer Unwahrhaftigkeits-Atmosphäre leidet, die, von seinen Vorgesetzten ausgehend, ihn umhüllt, läßt sich in Worten nicht ausdrücken.

Und dies Leiden spürte nicht etwa bloß ich. Auch auf viele andere drückte es wie ein Alp. Aber nur selten, nur ganz vorübergehend wagt einer dem anderen von seinen Empfindungen zu sprechen. Hat doch der eine wie der andere Recht und Pflicht, alles, was er hört, dem Oberen zu hinterbringen. Freunde, in deren Busen man, unbesorgt vor Verrat, Kümmernisse und Seelenängste ausschütten kann, gibt es im Jesuitenorden nicht. Die Ordenssatzungen haben den Treubruch zum Gesetz gemacht. Und doch habe ich einmal die Klage über die den Orden durchziehende Unwahrhaftigkeit in erschütternder Weise von einem Mit-Jesuiten vernommen, freilich von einem Sterbenden, der nichts mehr zu hoffen, nichts zu verlieren hatte.

Im Jahre 1889 oder 1890 starb zu Exaeten an Schwindsucht der Jesuit Niemöller. Häufig habe ich ihn besucht; er sprach vertraulich mit mir. Einmal sagte er mit heiserer, röchelnder Stimme: „Wissen Sie, was mir das Schwerste im Orden gewesen ist, was härteste Seelenqualen mir verursacht hat? Das Gefühl, von einem System umgeben zu sein, das voll ist von Hinterhältigkeit. Aber wir müssen glauben, daß unser Urteil sich irrt," setzte er hastig hinzu, „denn die Kirche hat ja den Jesuitenorden mit seiner Theorie und Praxis gebilligt." Ich gab dem Armen keine Antwort, denn die Autorität der Kirche, an die er sich noch anklammern konnte, war damals für mich schon ins Wanken geraten. Jahrelang hatte diese „Autorität" auch meine Verurteilung der jesuitischen Unwahrhaftigkeit verhindert.

Eines Nachmittags stand ich in der Bibliothek zu Exaeten; es muß im Jahre 1887, vielleicht auch 1888 gewesen sein. Das Gerücht war unter uns verbreitet, das in der Nähe, an der Maas gelegene Gut Oosen sei als Erholungsvilla von der deutschen Ordensprovinz angekauft worden. Da trat der „Sozius" des Provinzialoberen, der Jesuit Pütz, auch in die Bibliothek. Zuverlässigere Auskunft konnte niemand geben, und so fragte ich ihn, ob das Gerücht auf Wahrheit beruhe, d. h. ob das Gut angekauft sei oder angekauft werde. Ohne jedes Zögern antwortete er: „Aber nein, wo denken Sie hin?" Am folgenden Tage wurde bekannt gemacht, Oosen sei angekauft, und zwar war der Kauf notariell abgeschlossen worden am Vormittage des Tages, an dessen Nachmittage der Jesuit Pütz, der die Tatsache des Ankaufes genau kannte, den Kauf so entschieden verneint hatte.

Die Mentalrestriktion, die der Jesuiten-Kardinal Franzelin mir riet anzuwenden bei Ablegung des Beamteneides, als ich in den preußischen Justizdienst trat, habe ich schon im 1. Teile mitgeteilt; und oben habe ich erzählt, mit welcher Unwahrhaftigkeit der Jesuitenobere zu Blyenbeck (ich selbst war übrigens leider auch daran beteiligt) meinem Onkel, dem Freiherrn Felix von Loë, ein „Magistermahl" verheimlichte.

Das alles sind kleine Züge aus dem täglichen Leben — ich könnte sie leicht vermehren —, die aber gerade wegen ihrer Kleinheit und Alltäglichkeit besonders deutlich zeigen, wie sehr Unwahrhaftigkeit in Fleisch und Blut des Jesuiten übergegangen ist. Er fühlt nicht mehr, daß Vorbehalte, Restriktionen usw. Unehrlichkeiten sind, daß sie gegen Treu und Glauben verstoßen. Die „klassischen Moraltheologien" seines Ordens lehren ihre Erlaubtheit, Ordensmitglieder, deren „Tugend" und „Heiligkeit" die Geschichte des Ordens rühmend hervorhebt, üben „Fourberien" und bedienen sich der Mentalrestriktionen, weshalb also solchen Lehren und Beispielen im Alltage nicht folgen?

2. Der Zweck heiligt die Mittel.

Ich mag mich täuschen, aber meinem Empfinden nach lagern die tiefsten Schatten der Jesuitenmoral hier.

Der oft genannte Satz: „Der Zweck heiligt die Mittel" findet sich in dieser schnöden Form nicht in den moraltheologischen Lehrbüchern des Ordens. Sein Sinn, d. h. daß in sich schlechte, verwerfliche Mittel durch den guten Zweck, den man mit ihnen erreichen will, „geheiligt", d. h. erlaubt werden, ist aber eine der Grundlehren jesuitischer Moral und Ethik.

Es ist bekannt, daß um diesen Satz viel und heftig gestritten worden ist. Der Jesuit Roh setzte für seinen Nachweis aus moraltheologischen Schriften des Ordens einen Preis von 1000 Gulden aus. Die Sache kam nicht zum Austrage. Im April 1903 wiederholte der Zentrumsabgeordnete Kaplan Dasbach in einer Volksversammlung zu Rixdorf die Rohsche Auslobung unter Erhöhung der Summe auf 2000 Gulden. Ich nahm Herrn Dasbach beim Worte, veröffentlichte das mir beweiskräftig erscheinende Material aus jesuitischen Schriften in der von mir herausgegebenen Zeitschrift „Deutschland" (Juli 1903) und forderte den Auslober, Herrn Dasbach, auf, die 2000 Gulden zu zahlen. Er weigerte sich. Ich klagte gegen ihn auf Zahlung beim Landgerichte in Trier (Dasbachs Wohnsitz). Das Gericht erklärte die Sache für eine Wette, die einen klagbaren Anspruch nicht begründe. Auf meine Berufung an das Oberlandesgericht zu Köln wurde ich von diesem durch Urteil vom 30. März 1905 mit der Klage abgewiesen: Die von mir vorgelegten Stellen aus jesuitischen Autoren enthielten den Satz: „Der Zweck heiligt die Mittel" weder formell noch materiell. Revision beim Reichsgericht einzulegen widerriet mein Rechtsbeistand, da dort eine materielle Behandlung der Sache nicht mehr stattfinde, sondern lediglich über Formfehler des früheren Urteils befunden werde.

Das Kölner Urteil habe ich in der „Zeitschrift für Kirchengeschichte" (Bd. 27, S. 339 ff.) in seinen Hauptsätzen mitgeteilt, es kritisiert und dabei die begründete Vermutung ausgesprochen, daß es in wesentlichen Teilen unter jesuitisch-theologischem Beistande zustande gekommen sei. Aber selbst dieses halb jesuitische Urteil enthält den Satz: „Mag man über die Moral, die sich in diesen Fällen kundgibt, denken wie man will" usw.

Die ganze Angelegenheit mit allen Belegstellen (lateinisch und deutsch) aus den Schriften der führenden Moraltheologen des Jesuitenordens ist ausführlich behandelt in meiner Schrift: Der Zweck heiligt die Mittel. Eine ethisch-historische Untersuchung nebst einem Epilogus galeatus (3. Auflage. Berlin 1904, C. A. Schwetschke und Sohn), auf die ich verweise.

Hier lege ich nur wenige Stellen vor.

Der Jesuit Becanus:

„Ob es Ärgernis geben heißt, wenn man jemand das geringere Böse anrät, damit er das größere unterlasse? Oder, wie andere die Frage stellen. Ob es erlaubt sei, das geringere Böse anzuraten, um das größere zu verhindern? Insonderheit, ob ich dem Peter, der einen Ehebruch begehen will, raten dürfe, einfache Unzuchtsünde zu begehen, in der Absicht, daß der Ehebruch verhindert werde? Ebenso ob ich demjenigen, der einen ganzen Schatz stehlen will, raten dürfe, daß er sich mit einem Teil desselben begnüge? Einige glauben, es sei nicht erlaubt, denn man soll nicht das Böse tun, damit Gutes daraus entstehe, wie der Apostel im Römerbriefe 3, 8 sagt, oder was dasselbe ist: es ist nicht erlaubt, ein schlechtes Mittel anzuwenden, um einen guten Zweck zu erreichen; so ist es nicht erlaubt, Geld zu stehlen, um davon Almosen zu geben; es ist nicht erlaubt, zu lügen, um jemand zum katholischen Glauben zu bekehren. Andere sind gegenteiliger Ansicht, wie Dominicus Soto, Sylvester [Prierias], Navarrus, Adrianus, Johannes Medina bei Vasquez. . . . Dazu kommt ein Beweis aus der Vernunft: Es ist erlaubt, dem Petrus, der entschlossen ist, zu sündigen, den Rat zu geben, daß er eine weniger große Sünde begehen möge, ohne das Objekt dieser geringeren Sünde zu bezeichnen. Und doch hat dieser Rat zur Folge, daß, wenn er vorher zum Ehebruch entschlossen war, ihm jetzt der Rat gegeben wird, lieber einfache Unzucht zu begehen. Diese letzte Ansicht ist so zu verstehen: Wenn ich den Peter gewillt und entschlossen sähe, einen Ehebruch zu begehen, um seine Wollust zu befriedigen, und ich könnte ihn nicht anders von seinem Vorhaben abbringen, als indem ich ihm an Stelle des Ehebruches einfache Unzucht anriete, so wäre erlaubt, die einfache Unzuchtsünde anzuraten, nicht insofern sie Sünde ist, sondern insofern sie die Sünde des Ehebruches verhindert, der sonst geschehen würde. In diesem Sinne redet auch Augustinus, wenn er sagt, beides sei Sünde, Mord und Ehebruch, dennoch aber, wenn jemand entschlossen sei, eins von beiden zu begehen, so möge er eher Ehebruch wählen als Mord. Dasselbe sage ich vom Dieb oder Räuber, der fest entschlossen ist, dem Peter den ganzen Vorrat an Goldwaren zu stehlen. Denn, wenn ich ihn auf andere Weise nicht hindern kann als nur durch den Rat, sich mit der Hälfte zu begnügen, so ist es erlaubt, ihm den kleineren Diebstahl anzuraten, damit er den größeren unterlasse. Der Grund ist, weil, wer solches rät, dem Peter kein Unrecht tut, sondern ihm vielmehr eine Wohltat erweist; er bewirkt nämlich, daß Petrus die Hälfte seines Besitzes behält, den er sonst ganz verloren hätte" (Opera omnia. Mogunt. 1649, Partis secundae tract. 1, c. 27, qu. 4, p. 396 ff.).

Der Jesuit Laymann:

„In bezug auf die Sünde des Ärgernisgebens besteht eine andere berühmte Frage, ob man nämlich jemand, der den festen Entschluß gefaßt hat, eine größere Sünde zu begehen, anraten darf, eine kleinere Sünde zu begehen, wenn er von seinem Entschluß nicht anders abgebracht werden kann, als indem man ihm irgendeine kleinere Sünde angibt und anrät? Es bejahen diese Frage der Abt de Tudeschis, Hadrian VI., Navarrus, Soto, Bartolom. Medina, Rodriquez, Molina, Sanchez, Becanus und Vasquez. Die Grundlage dieser Ansicht ist, weil der Anrater nicht absolut zum sittlichen Übel oder zur Sünde rät, sondern nur unter der Bedingung: wenn du durchaus entschlossen bist, zu sündigen, so rate ich dir, daß du unter Beiseitelassung der größeren Sünde, z. B. des Gattenmordes, eine andere kleine Sünde begehest, nämlich, daß du noch eine zweite Gattin hinzunehmest. So wird nur angeraten, was gut ist; da bei der Wahl zwischen zwei Übeln, wenn eines von beiden überhaupt gewählt werden soll, die Wahl des kleineren Übels gut ist. . . .

Die entgegenstehende Ansicht wird verteidigt von Cajetan, G. Biel, Azor, Covarruvias, Valentia, Sa. Bei dieser letzten Ansicht, welche ich für die richtige halte, ist folgende Einschränkung anzubringen: Es ist erlaubt, die kleinere Sünde anzuraten, wenn sie als Teil formell oder virtuell in der größeren Sünde enthalten ist, die der Betreffende zu begehen fest entschlossen ist. Dann verleitet nämlich der Anrater den Betreffenden nicht zur Sünde, sondern bringt ihn von einem Teil der Sünde ab, da er ihn von der ganzen Sünde nicht abbringen kann, und er rät das kleinere Übel an, nicht insofern es ein Übel, sondern insofern es ein geringeres Übel, eine Verminderung des Übels ist, und diese Verminderung ist gut, weil sie formell und nicht nur dem Grade nach dem sittlich Bösen entgegengesetzt ist. Beispiele dieser Art sind: Wenn jemand beschlossen hat, Ehebruch zu begehen, so darf ihm angeraten werden, daß er lieber mit einer Unverheirateten Unzucht treibe, weil die sittliche Bosheit der Unzucht formell im Ehebruch enthalten ist wie der Teil im Ganzen.

Auf gleiche Weise darf man dem, der den Titius

ungerechterweise aller seiner Habe berauben will, anraten, daß er sich mit einem geringeren Raube zufrieden gebe. Ferner darf man dem, der mich oder einen anderen Unschuldigen umbringen will, raten, nur mit der Faust oder einem Stock zu prügeln oder eine Hand abzuhauen, denn eine solche körperliche Verletzung ist in der Ermordung eines Menschen schon mit eingeschlossen.... Hierbei muß jedoch die Vorsicht obwalten, daß man nicht einer dritten Person irgendeinen leiblichen oder seelischen Schaden zufüge.... Endlich bemerkt Valentia mit Recht, demjenigen, der eine größere Sünde zu begehen im Begriffe stehe, dürfe man, wenn er auf andere Weise nicht abgehalten werden könne, die materielle Möglichkeit oder Gelegenheit zur geringeren Sünde darbieten, nicht indem man dazu rate, sondern sich bloß zulassend verhalte, gemäß dem, was ich oben gesagt habe" (Theol. mor. Monach. 1625, I 470ff.).

Der Jesuit Castropalao:

„Ob man die Sünde des Ärgernisses begehe, wenn man einem anderen Gelegenheit zur Sünde bietet oder die gebotene Gelegenheit nicht beseitigt, obwohl man es könnte? Wenn du die Gelegenheit zur Sünde nicht entfernst in der Absicht, daß der andere sündige, so ist es klar, daß du selbst sündigst wegen des Umstandes des bösen Zweckes. Fraglich bleibt, ob du in dem Falle von der Sünde entschuldigt wirst, wenn dich irgendein guter Zweck dazu triebe? — Beweggrund kann sein entweder, damit der Betreffende in der Sünde ertappt und gestraft, oder damit er gebessert werde, oder damit du dich vor Schaden sicher stellest. Wenn du nämlich aus irgendeinem der genannten Beweggründe handelst, dann scheint es von deiner Seite nicht ein Zustimmen zur Sünde des anderen zu sein, sondern ein Zulassen. Allein hierauf ist zu sagen: Wenn du die Sünde des anderen nur zu dem Zwecke zuläßest, damit er darin ertappt und gestraft werden könne, dann sündigst du selber, denn darin scheint kein genügender Grund zu liegen, der ein solches Zulassen erlaubt machte. Die Strafe ist nämlich nicht etwas, was an sich erstrebenswert wäre, da sie nur wegen begangener Sünden auferlegt werden kann; ja, wenn du, bevor noch die Sünde begangen ist, die Strafe der Sünde willst, so liegt darin ein stillschweigendes Wollen der Sünde elbst. So ist die Ansicht des Medina .., Sanchez .., Bonacina. Sie sagen nämlich, die Wächter seien einer Todsünde schuldig, welche sich verbergen, um von den Reisenden, welche gesetzwidrig die Grenze überschreiten, Strafgeld zu erzwingen, was recht hart ist. Wenn du aber die Sünde des anderen zuläßest, damit er dabei ertappt und gebessert werde, so ist es erlaubt, das folgt aus dem, was wir bei Behandlung der Zurechtweisung im sechsten Punkte gesagt haben, denn dann scheint die sicher erwartete Besserung des Sünders ein genügender Grund zu sein, der die Zulassung der Sünde versittlicht. So lehren außer den oben genannten Theologen Navarrus .., Navarra .., Valentia .., Sanchez, der wieder andere anführt, Bonacina ..., Molina ..., Joh. Sanchez ... Doch muß die Aussicht auf Besserung ungefähr sicher feststehen, denn nur so kann die Hoffnung auf dauerhafte und gründliche Besserung das Zulassen der vorliegenden Sünde ausgleichen. Zweitens sage ich, daß du, um dich sicher zu stellen, eine Sünde zulassen darfst. Aus diesem Grunde darf ein Ehemann, der seine Frau wegen Ehebruches in Verdacht hat oder heimlich dessen gewiß ist, Zeugen mit sich nehmen, damit er den Ehebruch beweisen nd die Ehescheidung heibeiführen kann. Da nämlich dem Ehemann durch den Ehebruch der Frau die schwerste Beleidigung zugefügt wird, wenn er gezwungen ist, mit ihr zusammen zu leben, so darf er dieses Unrecht abwehren, und da kein anderer gangbarer Weg für diese Abwehr sich zeigt, außer er lasse die Sünde zu und erhärte sie durch Zeugen, so darf er sie zulassen und Zeugen hinzuziehen.. So lehren Navarra, Sanchez, Bonacina und Molina. Es entsteht die Schwierigkeit, ob es wegen der genannten Zwecke erlaubt ist, den Sündern die Gelegenheit zur Sünde darzubieten? Eine gewöhnliche Ansicht verneint die Erlaubtheit, denn das heißt nicht, eine Sünde zulassen, sondern bei ihrer Begehung mitwirken, so lehren Emanuel Sa ..., Sanchez ..., Bonacina. Darum sei es, so folgern Bonacina und Sanchez, dem Ehemann nicht erlaubt, mit seiner Gattin dahin überein zu kommen, daß sie ihrem Liebhaber, der ihre Keuschheit zu verletzen sucht, entgegenkomme und Zeit und Ort angebe, nicht um den Ehebruch zu begehen, sondern damit jener auf seinem bösen Vorhaben ertappt werde. Denn ein solches Entgegenkommen sei die stillschweigende, ja die ausdrückliche Zustimmung zu dem beabsichtigten Ehebruch, was an sich unerlaubt ist. Petrus Navarra hält es jedoch, wenn auch in seltenen Fällen, für erlaubt, Sündern die Gelegenheit zur Sünde darzubieten. Zum Beweis läßt sich sagen: Erstens kann eine Gelegenheit zur Sünde dargeboten werden durch ein indifferentes Mittel. Dies ist z. B. der Fall, wenn der Vater, der den stehlenden Sohn ertappen will, den Schlüssel wie aus Vergeßlichkeit im Geldschranke stecken läßt oder Geldstücke an einen Ort legt, wo der Sohn sie leicht wegnehmen und dann der Wegnahme überführt werden kann; dann, sage ich, vollzieht der Vater eine indifferente Handlung. In diesem Falle ist das auch die Ansicht des Joh. Sanchez und anderer. Ebenso scheint eine Frau nicht zu sündigen, wenn sie einem Versucher gegenüber, dessen Zudringlichkeit sie sich nicht erwehren kann, einen zweideutigen Ausdruck gebraucht, den der Versucher für Zustimmung nimmt, der aber in der Tat keine Zustimmung von ihrer Seite ist. Wenn sie nämlich zum Versucher sagt: ‚Es ist mir recht, wenn du um diese Zeit und Stunde kommst, die Tür wird offen sein', so sind das gleichgültige Ausdrücke, und obwohl sie dem Versucher als Zustimmung zum Ehebruch gelten, so sind sie das doch nicht. Also kann sie erlaubterweise sich so ausdrücken, da sie zur Zweideutigkeit einen genügenden Grund hat. Ferner zugegeben, daß der

Ausdruck unter den gegebenen Umständen dem Versucher als Zustimmung zum Ehebruch erscheinen könne, so ist er doch, wenn man die Sache wohl erwägt, eine Zustimmung nicht; denn ein solcher Ausdruck wird oft gebraucht, nicht damit der Ehebruch geschehe, sondern damit derjenige, der ihn im Schilde führt, bestraft werde. Die Frau sagt ja nicht: ‚Ich bin zufrieden, daß du dein schlechtes Vorhaben ausführst', sondern bloß: ‚Ich bin zufrieden, daß du diese Nacht kommst.' Diese Worte können nicht nur bezeichnen, er möge kommen zum Ehebruch, sonder ebenso gut: er möge nur kommen, um seine Strafe zu empfangen, damit so die Frau die Zudringlichkeit abwehre und ihre Ehre verteidige ... Ob man die Sünde des Ärgernisses begehe, wenn man dem, der im Begriffe ist, eine schwere Sünde zu begehen, anrät, eine leichtere zu begehen? ... Es ist sicher erlaubt, jemand, der fest entschlossen ist, ein schweres Vergehen zu verüben, ein kleineres Vergehen anzugeben, damit er so von der Verübung des größeren abgehalten werde. Z. B. darfst du demjenigen, der Sodomie begehen will, eine einfache Unzuchtsünde nahelegen, und demjenigen, der morden will, um dabei zu stehlen, darfst du vorstellen, wie er durch Wucher Geld erwerben könne; denn durch diesen Hinweis verleitest du nicht unmittelbar zur Begehung der Unzucht noch zum Wucher, sondern du weisest nur den Weg, auf dem die größere Sünde vermieden werden kann, und obwohl der Weg sittlich schlecht ist, so bestimmst du den anderen nicht, daß er ihn betrete, sondern du sagst nur, das sei der Weg zur Vermeidung der größeren Sünde, was wahr ist. So lehren Covarruvias, Cajetan, Valentia, Sanchez, Lessius und die gleich noch zu nennenden Theologen ... Die Schwierigkeit beginnt also, wenn die Frage ist, ob es erlaubt sei, jemand, der entschlossen ist, eine schwere Sünde zu begehen, ausdrücklich anzuraten un ihn zu überreden, daß er eine kleinere Sünde begehe, wenn er auf andere Weise nicht zurückgehalten werden kann. Die erste Ansicht lehrt, es sei erlaubt, denn du überredest in diesem Falle den anderen nicht absolut zur geringeren Sünde, sondern nur unter der Voraussetzung, daß er die schwere Sünde begehen will. Im Falle aber, daß er die schwerere Sünde begehen will, ist es gut, ihn zu überreden, daß er sich mit Begehung der kleineren Sünde begnüge, denn dadurch wird seine eigene und Gottes Sache zweckmäßig gewahrt. Also sündigst du nicht. So lehren Sanchez, der noch mehrere anführt, Lessius ..., Rebellus ..., Molina ..., Bonacina ..., Vasquez ... Die zweite Ansicht lehrt, es sei keinesfalls erlaubt, die geringere Sünde demjenigen anzuraten, der die größere begehen will. Denn auch das Anraten der kleineren Sünde ist immerhin ein Raten zur Sünde: ein Komparativ setzt nämlich einen Positiv voraus. Anraten aber zu etwas, was absolut sündhaft ist, ist unerlaubt; also. Ferner, die freie Wahl der geringeren Sünde ist niemals erlaubt, auch wenn sie von einem geschieht, der noch so sehr entschlossen ist, die größere Sünde zu begehen. Also ist auch der Rat dazu niemals erlaubt. Niemals kann nämlich ein Rat zu etwas erlaubt sein, was selbst nicht erlaubt ist. So lehren die Theologen: Cajetan, Covarruvias, Sylvester, Emanuel Sa, Valentia und Konrad Summenhart. In dieser Sache geht mein Urteil dahin, daß die erste Ansicht richtig sei, wenn derjenige, welchem man zur geringeren Sünde rät und ihn dazu überredet, schon bereit ist, nicht nur die größere, sondern auch die kleinere zu begehen. Denn dann rät man nicht das kleinere Böse, sondern das Unterlassen des größeren an; auch bestimmt man den Willen des Sünders nicht zum kleineren Bösen, sondern man hält ihn vielmehr ab von der Begehung der größeren Sünde, das wird an folgendem Beispiel klar: Peter ist entschlossen, den Franz zu töten, um ihn zu bestehlen; du überredest ihn, daß er sich mit dem Diebstahl begnüge und von der Tötung abstehe; er will einen Mord begehen, du überredest ihn, daß er sich mit einer Verwundung begnüge. Bei diesem Rate fügst du niemand Schaden zu: nicht dem Peter, denn du sorgst dafür, daß seine Seele nicht mit so vielen Verbrechen befleckt werde; nicht dem Franz, da du ja seine Sache vorteilhaft führst. Daraus folgt: es ist dir erlaubt, nicht nur dem Peter in diesem Falle den Diebstahl anzuraten, sondern auch bei der Tat materiell zu helfen, denn du hilfst nicht bei einer Tat, die in sich unerlaubt und schlecht ist, sondern die vielmehr, soweit sie von dir ausgeht, gut und ehrbar ist, denn sie geht hervor aus der stillschweigenden und vorausgesetzten Zustimmung des Besitzers, von dem vorausgesetzt wird, daß er, um den Tod zu vermeiden, dir die Erlaubnis gibt, den Dieb zu unterstützen, damit durch diese Unterstützung seine Tötung verhindert werde. So lehren Sanchez, Bonacina und Vasquez" (Operis moralis, pars prima, tom. 1, p. 476—478. Ed. Lugd. 1669).

Der Jesuit Escobar:

„Ich weiß, daß ein guter Zweck zuweilen von der Sünde des Ärgernisses entschuldigt: so frage ich denn, ob ein Ehemann entschuldigt werden kann, der seiner des ehebrecherischen Umgangs verdächtigen Gattin die Gelegenheit bietet, um sie auf der bösen Tat zu ertappen und so zu bessern. Sanchez verneint es, der andere Sanchez aber bejaht es mit Wahrscheinlichkeit, denn das ist kein formelles Mitwirken zur Sünde, sondern ein Zulassen derselben, indem man bloß den Gegenstand der Sünde darbietet, um einen größeren Schaden zu verhindern. Darf man das geringere Böse anraten, um den Nächsten, der sich auf andere Weise nicht abbringen läßt, vom Schlimmeren abzuhalten? Hurtado de Mendoza sagt: Nein, wenn einer bloß zu dem schlimmeren Bösen entschlossen sei und an das geringere gar nicht denke; es sei z. B. nicht erlaubt, den zur einfachen Unzuchtsünde aufzufordern, der zum Ehebruch und nur zu diesem entschlossen sei, weil dann der Anrater in Wirklichkeit die Ursache der Unzuchtsünde wäre. Sa verneint es absolut, weil man nichts Böses tun soll, damit Gutes daraus entstehe. Ich aber, ein-

gedenk des Loth, der seine Töchter den Sodomitern anbot, um diese von ihrer abscheulichen Begierde abzuwenden, billige die entgegengesetzte Ansicht, denn hier handelt es sich nicht um eine absolute Anstiftung, sondern um eine bedingte, daß nämlich derjenige, der gewillt ist, die größere Sünde zu begehen, eher die kleinere wähle und so Gott weniger beleidige ... Darf man dem, der im Begriffe ist, einen Armen zu bestehlen, raten, daß er einen Reichen bestehle? Wir antworten: Ja; dies folgt dem Sinne nach aus dem, was Lessius sagt. Aber wenn es bei der Ansicht des Hurtado de Mendoza bleiben soll, so kann man ihm bloß vorstellen, ein Diebstahl bei einem Reichen sei eine weniger große Sünde. Endlich behauptet er, wer so rate, sei zum Schadenersatz verpflichtet. Dies bestreite ich mit Sanchez, der behauptet, dem Betreffenden dürfe man raten, er möge bei einem Reichen, aber ohne eine Person zu bezeichnen, stehlen. Vasquez aber sagt weiter, man könne auch raten, bei diesem Reichen, mit Bezeichnung des Mannes, zu stehlen, weil dieser vernünftigerweise nicht ungehalten sein könnte über den Ratgeber, vorausgesetzt, daß der Dieb auf andere Weise nicht von der Bestehlung des Armen abgebracht werden kann" (Liber theolog. mor. Parisiis 1656, p. 801 f.).

Der Jesuit Tamburini:

„Wenn du bei einem anderen eine Sünde zulässest zum Zwecke, daß er sündige, wer könnte da zweifeln, daß du sündigst? Die Schwierigkeit ist aber, ob du, der du die Sünde verhindern kannst, sie zulassen darfst mit Rücksicht auf einen guten Zweck. Wir müssen unterscheiden. So Sanchez und Bonacina, der sich auf Navarrus und Turrianus beruft. Läßt man die Sünde zu mit der sicheren oder doch sehr wahrscheinlichen Hoffnung, daß der Nächste, in der Sünde ertappt, sich bessern werde, z. B. daß der Sohn, vom Vater auf dem Diebstahl ertappt, nicht mehr stehle, oder damit sich jemand sicher stelle, z. B. daß ein Ehemann seine Frau im Ehebruch ertappe in Gegenwart von Zeugen, auf deren Zeugnis gestützt, er die Aufhebung der ehelichen Gemeinschaft anstreben könne, so läßt er es ohne Sünde geschehen, auch wenn er es hindern könnte. Dabei ist aber immer vorausgesetzt, daß es einen anderen Weg nicht gebe, auf dem jene guten Zwecke erreicht werden können. Grund dieser Lehre ist, weil jene sichere Hoffnung und diese Notwendigkeit, sich sicher zu stellen, genügender Beweggrund sind für die fragliche Zulassung ... Du stellst die Frage: Da es erlaubt ist, eines guten Zweckes wegen, eine Sünde in der eben gesagten Weise zuzulassen, ist es dann auch erlaubt, positiv eine Gelegenheit zur Sünde herbeizuführen? Ist es z. B. dem Vater erlaubt, den Schlüssel im Geldschrank stecken zu lassen, damit der Sohn, welcher stiehlt, beim Stehlen ertappt werde, um ihn zu bessern? Ist es zweitens dem Ehemann erlaubt, seiner Frau zu sagen, sie solle mit ihrem Liebhaber durch eine zweideutige Wendung abmachen, daß dieser zu einer bestimmten Stunde komme (daß man nicht sagen darf, der Liebhaber solle zum Sündigen kommen, ist sicher, denn dann läge die Einwilligung in die Sünde klar vor), damit der Liebhaber ertappt und gebessert werden kann? Ist es drittens dem Herrn erlaubt, mit seinem Diener abzumachen, daß dieser von den Sachen des Herrn zu demjenigen Diebe bringe, der den Diener zum Stehlen veranlaßt, damit so der Dieb mit den gestohlenen Sachen erwischt werde und dann den Diener nicht mehr zum Stehlen versuche? Diesen Fall scheint das Gesetz Si quis servus [des römischen Rechtes] zu erlauben. Antwort: Sanchez und Bonacina sagen, daß dies und ähnliches nicht erlaubt sei, da jenes Gelegenheirbieten ein stillschweigendes, ja ausdrückliches Wollen der Sünde oder ein Einwilligen in sie ist. Auch bietet in dem dritten Falle das Gesetz keine Stütze, denn dieses hat wegen einer gewissen Vermutung nur Geltung vor dem menschlichen Richter. Für erlaubt, wenn auch selten (d. h., wie ich es verstehe: wenn ein nicht geringfügiger Grund vorliegt), erklärt es Petrus Navarra bei dem gleich zu zitierenden Castropalao, welcher dieser Ansicht nicht wenig zuneigt ... sie lehren, jenes Gesetz habe auch vor dem Gewissen Gültigkeit ...

Zur Sünde auffordern, zu ihr raten, ist [im allgemeinen] Sünde, das bezweifelt niemand. Eine schwierige Frage ist es aber, ob jemand zuweilen zu einer geringeren Sünde, z. B. zum Diebstahl, zur einfachen Unzucht den auffordern darf, der ganz und gar entschlossen ist, eine größere Sünde, z. B. Mord oder Ehebruch zu begehen, wenn kein anderer Weg zu entdecken ist, ihn gänzlich von der Sünde abzubringen, was in diesem Abschnitte immer zu unterstellen ist.

Einige verneinen die Frage, so Valentia, Sa .., Cajetan ..., denn [sagen sie] auch jene kleinere Sünde bleibt Sünde. Ein Komparativ setzt ja einen Positiv voraus, und so bleibt es eine Aufforderung zur Sünde, die nie erlaubt ist. Ferner, das Auswählen einer kleineren Sünde mit Übergehung einer größeren ist immer eine sittliche Schuld, wenn auch eine kleinere; also auch das Anraten oder die Aufforderung dazu.

Einige gestatten es, so Sanchez, der noch viele andere Namen nennt; man kann noch hinzufügen Bonacina ..., Basilius de Leon ..., Vasquez und andere. Denn jene kleinere Sünde ist zwar in sich Sünde, das wird vorausgesetzt; allein verglichen mit der größeren Sünde, d. h. zu dem Zwecke gewollt, damit die größere Sünde nicht begangen werde, erhält sie eine gewisse abschätzbare Gutheit, die in dem Nichtvorhandensein einer größeren Bosheit besteht. Wenn man also den Nächsten unter den genannten Umständen zu dieser Wahl auffordert, so fordert man ihn zu etwas Gutem auf. Obwohl also mit Rücksicht auf denjenigen, der die Sünde begeht, diese kleinere Sünde absolut böse ist, weil es ja doch bei ihm steht, auch diese kleinere Sünde zu unterlassen,

so trifft das nicht für den Anrater oder Aufforderer zu, der vielmehr klug handelt, indem er seinen Nächsten von dem größeren Bösen abwendig macht; denn diese Abkehr oder Abwendigmachung vom Bösen ist gut" (Theolog. moral. Edit. Venet. 1726, I 151 ff.).

Der Jesuit Voit:

„Was die schwierige Frage angeht, ob es eine Sünde des Ärgernisses sei, eine geringere Sünde demjenigen anzuraten, der sonst sicher eine größere begehen würde, so antworten Valentia und Sa, es sei nicht erlaubt, denn auch die kleinere Sünde bleibe Sünde, also sie anzuraten bleibe stets etwas in sich Schlechtes; Laymann, Dicastillo und andere antworten mit einer Unterscheidung: wenn das kleinere Böse im größeren enthalten sei, und das größere Böse nicht anders verhindert werden könne, so sei es erlaubt, das kleinere Böse anzuraten, weil dann nicht die kleinere Sünde angeraten und beabsichtigt werde, sondern nur beabsichtigt werde, daß derjenige, der zum größeren Bösen entschlossen sei, einen Teil davon unterlasse. Es sei aber nicht erlaubt, das geringere Böse anzuraten, wenn es in dem größeren Bösen in keiner Weise enthalten ist, z. B. demjenigen, der zu einem Mord entschlossen ist, anzuraten, sich zu betrinken; denn das hieße, einen zur Sünde bestimmen, zu der man in keiner Weise entschlossen war. Im ersteren Falle wird nicht jenes Böse schlechthin angeraten, sondern es wird als Mittel gewählt, das größere Böse zu verhindern; Sanchez mit gewichtigen Theologen erklärt es für erlaubt, das geringere Böse, obwohl es nicht im größeren enthalten ist, anzuraten, weil auch dann das Böse nicht als solches angeraten wird, sondern nur als Hinderungsmittel für das größere Böse. ... Wer die Gelegenheit zur Sünde nicht entfernt [obwohl er es kann] zu dem Zwecke, damit jemand ertappt, gebessert werde und bereue, sündigt nicht, denn das heißt nicht zur Sünde verleiten, sondern es heißt, eine Sünde gestatten als Mittel zur Verhinderung von vielen Sünden" (Theolog. mor. Edit. Lugdun. 1850, I 402. 406).

Aus diesen Stellen ergibt sich:

1. Das Anraten einer geringeren Sünde, das Gelegenheitbieten, das Anreizen zu ihr ist sittlich erlaubt, wenn es geschieht, um eine größere Sünde zu verhindern. 2. Die Verhinderung der größeren Sünde wird klar und deutlich als „guter Zweck" bezeichnet. 3. Da Anraten zur Sünde, sei sie auch noch so klein, in sich schlecht ist, so stellt die Jesuitenmoral den Grundsatz auf: ein in sich schlechtes „Mittel" (Anraten, Gelegenheitbieten zur kleineren Sünde) wird sittlich erlaubt, wird „geheiligt" durch den „guten Zweck" (Verhinderung der größeren Sünde).

Daß dies der Inhalt der vorgelegten moraltheologischen Grundsätze ist, wird durch keine Tüfteleien aus der Welt geschafft. Im Gegenteil, die Tüfteleien, welche die Jesuiten Becanus usw. anwenden, um dies Ergebnis zu verschleiern, lassen es für jeden gesund empfindenden Menschen nur um so klarer hervortreten. Und gerade mit Rücksicht auf die Tüfteleien, die eine Ungesundheit des sittlichen Empfindens sondergleichen bekunden, habe ich mit der oben aufgestellten Behauptung recht, daß hier die tiefsten Schatten der Jesuitenmoral sich finden.

3. Der Fürstenmord.

Der uns schon bekannte Jesuit Juan Mariana, eine „Zierde" seines Ordens, hat mit bis dahin ungekannter Offenheit und Ausführlichkeit die Lehre von der Erlaubheit des Fürsten- (nicht bloß Tyrannen-) Mordes in seinem im Jahre 1599 zu Toledo erschienenen Buche: „Vom Könige und seiner Erziehung" (De rege et regis institutione) aufgestellt. Das Buch trägt die Druckerlaubnis des Ordens, datiert: „Madrid, den 2. Dezember 1598":

„Ich Stephan Hojeda, Visitator der Gesellschaft Jesu für die Provinz Toledo, gebe, kraft besonderer Vollmacht unseres Generals Claudius Aquaviva, die Erlaubnis, daß die drei Bücher ‚über den König und seine Erziehung', von Pater Johann Mariana aus derselben Gesellschaft verfaßt, gedruckt werden, weil sie vorher gebilligt worden sind von gelehrten und gewichtigen Männern unseres Ordens."

Im 6. Kapitel des ersten Buches nun heißt es:

„Neulich ist in Frankreich ein edles Denkmal aufgerichtet worden, aus dem zu ersehen ist, wie wichtig es ist, daß die Gemüter beruhigt sind ... Heinrich III., König von Frankreich, liegt da, von der Hand eines Mönches getötet, das Zaubermittel des Messers ist ihm in die Eingeweide gestoßen worden. Ein häßliches, aber denkwürdiges Schauspiel, daß die Fürsten [„principes", nicht etwa tyrannos] lehren soll, daß gottlose Wagnisse nicht ungestraft bleiben ... Jakob Klemens ... studierte im Kolleg seines Dominikanerordens Theologie. Als er, auf seine Anfrage, von den Theologen erfahren hatte, ein Tyrann könne mit Recht getötet werden ..., begab er sich am 31. Juli 1589 in das Feldlager ... Am 1. August, der den Ketten des Apostels Petrus geweiht ist, ging er, nach Lesung der Messe, vom Könige, der aus dem Bette aufstand und noch nicht vollständig angezogen war, gerufen, zu ihm. Unter wechselseitigen Gesprächen trat er näher heran, um scheinbar einen Brief zu überreichen, und brachte ihm mit einem unter Heilkräutern verborgenen Messer eine tiefe Wunde in der Nähe der Blase bei. Hervorragende Geistesmächtigkeit rühmenswerte Tat! ... Die hereinstürzenden Höflinge bedeckten ihn [den Mönch] mit Wunden ..

Mit seinem Blute hat er [der Mönch] die Freiheit seines Vaterlandes und Volkes erkauft; trotz Schlägen und Wunden freute er sich sehr. Durch die Tötung des Königs hat er sich einen großen Namen gemacht. ... So ging Klemens zugrunde, Frankreichs ewige Zier, wie die meisten glauben ...... Über die Tat des Mönches herrscht nicht eine Meinung. Während viele ihn loben und der Unsterblichkeit wert halten, tadeln ihn andere durch Klugheit und Gelehrsamkeit Hervorragende: es sei nicht jedem erlaubt, auf eigene Autorität hin, einen vom Volke abgesetzten König ... zu töten ... Und sie bekräftigen das mit vielen Beweisen und Beispielen ... So lehren diejenigen, welche die Partei des Tyrannen ergreifen. Die Sachwalter des Volkes haben aber nicht geringere und nicht weniger zahlreiche Beweise. Gewiß ist, daß ein König vom Gemeinwesen, von welchem er seine königliche Gewalt hat, wenn die Umstände es erfordern, vor den Richterstuhl gerufen und, wenn er die Heilung verschmäht, seiner Fürstenwürde entkleidet werden kann ... Auch sehen wir, daß von alters her diejenigen, welche Tyrannen getötet haben, in hohen Ehren standen ... Ich sehe, daß die Philosophen und Theologen darin übereinstimmen, daß ein Fürst, der mit Gewalt und Waffen, ohne Recht und ohne Zustimmung des Volkes einen Staat besetzt hat, von jedem des Lebens und der Herrschaft beraubt werden darf. Da er ein öffentlicher Feind ist und das Vaterland durch viele Übel bedrückt und in Wahrheit und Wirklichkeit Art und Namen eines Tyrannen besitzt, so möge er auf jede Weise beseitigt werden, und er ziehe aus die Gewalt, die er gewaltsam besessen hat ... Wenn ein Fürst die Gewalt besitzt durch Zustimmung des Volkes oder durch Erbrecht, so sind seine Laster und Lüste zu tragen, solange er jene Gesetze der Ehrbarkeit und Scham, an die er als Person gebunden ist, verletzt. Denn nicht leichtfertig soll man Fürsten wechseln ... Wenn er aber den Staat zugrunde richtet ... dann darf man darüber nicht stillschweigend hinwegsehen. Aufmerksam ist aber zu erwägen, wie die Absetzung eines solchen Fürsten zu geschehen hat ... Jener Weg scheint am gangbarsten und sichersten, wenn die Ermächtigung der öffentlichen Versammlung gegeben wird, in gemeinsamer Beratung zu beschließen, was zu tun sei ... Wenn dann der Fürst sich bessert, halte ich dafür, daß er wieder einzusetzen ist, und schärfere Mittel nicht anzuwenden sind. Wenn er aber die Heilmittel von sich weist ... so ist es erlaubt, nach gefälltem Urteile, ihn der Herrschaft zu berauben ... Und wenn sich der Staat auf andere Weise nicht schützen kann, so ist es, nach dem Rechte der Selbstverteidigung und gemäß eigener Autorität, gestattet, den als öffentlichen Feind erklärten Fürsten durch das Eisen zu töten. Und diese Befugnis steht auch jedem Privaten zu, der nach Ablegung der Hoffnung auf Straflosigkeit, unter Preisgabe des eigenen Heiles, versuchen will, dem Staate zu helfen. Du fragst, was zu tun sei, wenn die Befugnis der öffentlichen Versammlung [der Stände?] aufgehoben ist, was häufig der Fall sein kann. Nach meiner Ansicht bleibt die Sache die gleiche ... und wer, den öffentlichen Wünschen entsprechend, den Fürsten zu töten versucht, der hat nach meiner Ansicht nicht unrecht gehandelt. Das wird hinreichend durch die Beweise bestätigt, die ich an letzter Stelle schon gegen den Tyrannen vorgebracht habe. So ist also nur die Tatfrage, wer als Tyrann anzusehen sei, strittig; die Rechtsfrage, daß ein Tyrann getötet werden darf, ist klar ... Es ist für die Fürsten ein heilsamer Gedanke, daß, wenn sie den Staat bedrücken und durch Laster und sittliche Schändlichkeit unerträglich werden, ihr Leben unter dem Eindrucke steht, daß sie nicht nur mit Recht, sondern unter Ehre und Ruhm getötet werden dürfen ... Wenn alle Hoffnung [auf Besserung des Fürsten] geschwunden, wenn der Staat und die Heiligkeit der Religion in Gefahr steht, wer ist so von Klugheit verlassen, der nicht bekännte, daß es recht sei, die Tyrannei abzuschütteln durch Gesetz und Waffen? ... Das ist meine Ansicht, aus aufrichtigem Geiste hervorgegangen; da ich als Mensch irren kann, so bin ich dankbar, wenn jemand etwas Besseres vorbringt. Ich schließe die Abhandlung mit dem Worte des Tribuns Flavius, der, der Teilnahme an der Verschwörung gegen Nero überführt und gefragt, weshalb er seinen Eid vergessen habe, antwortete: ‚Kein Soldat war dir treuer zur Zeit, da du geliebt zu werden verdientest, als ich. Ich habe angefangen, dich zu hassen, als du Mutter- und Gattenmörder, Rennfahrer und Brandstifter wurdest.‘ Soldatischer und tapferer Geist! (a. a. O. S. 65—80).

Im Kapitel 7 stellt Mariana die Frage: ‚Ist es erlaubt, einen Tyrannen durch Gift zu töten?‘ Er schreibt:

„Dies ganze pestilenzialische und verderbliche Geschlecht [der Tyrannen] aus der Gemeinschaft der Menschen auszutilgen, ist ruhmreich. Auch Glieder werden abgeschnitten, wenn sie faul sind, damit sie nicht den übrigen Körper anstecken: so muß auch diese bestialische Grausamkeit in Menschengestalt vom Staate getrennt und durch das Eisen abgeschnitten werden ... Die Frage ist nur die, ob man einen öffentlichen Feind und Tyrannen auch durch Gift und todbringende Kräuter töten darf? Diese Frage hat vor einigen Jahren ein Fürst in Sizilien an mich gerichtet, als ich dort Theologie lehrte ... Nach meiner Ansicht darf man dem Feinde weder ein schädliches Mittel noch Gift in Speise oder Trank mischen. Aber eine Einschränkung besteht: [erlaubt ist die Tötung durch Gift] wenn derjenige, der getötet werden soll, nicht gezwungen wird, das Gift zu trinken, sondern das Gift ohne seine [des zu Tötenden] Mitwirkung von außen angewandt wird. So z. B., wenn dem Gifte so große Kraft innewohnt, daß ein mit ihm bestrichener Stuhl oder Rock die Kraft zum Töten erhält“ (a. a. O. S. 81—85).

Mariana hat also nicht, wie von jesuitischer Seite behauptet wird, nur „Tyrannen, Usurpatoren“ im Auge, sondern auch rechtmäßige Fürsten (principes), die „tyrannisch“ regieren.

* * *

Das Verhalten des Ordens der Lehre Marianas gegenüber ist äußerst lehrreich.

Die Billigung der Lehre durch die Ordenszensur auf Grund einer Prüfung durch „gelehrte und gewichtige“ Theologen haben wir schon kennen gelernt (S. 136). Erst volle sieben Jahre nach Erscheinen des Buches scheint der Ordensgeneral Aquaviva in einem Schreiben an die französische Ordensprovinz einen Tadel über den Inhalt ausgesprochen zu haben. Allein der Tadel ist so allgemein gehalten und ohne Nennung irgend welches Namens ausgesprochen, daß er als gegen Mariana gerichtet nicht mit Sicherheit bezeichnet werden kann. Und doch, wie leicht wäre es dem Ordensgeneral gewesen, hätte er Marianas Lehre wirklich mißbilligen und zensurieren wollen, Mißbilligung und Zensur in wirkungsvoller Weise kund zu geben und die Weiterverbreitung des Buches zu verhindern!

Statt dessen erscheint im Jahre 1605 zu Mainz (typis Balthasaris Lipii, impensis haeredum Andreae Wechelii) ein Neudruck des Marianaschen Buches. Und es kann nicht bezweifelt werden, daß diese Ausgabe zum mindesten unter stillschweigender Gutheißung der Jesuiten, die damals in Mainz fast allmächtig waren, veröffentlicht worden ist. Ja, die Weglassung der schlimmsten Worte Marianas über den Mörder Heinrichs III. („Galliens ewiger Ruhm“), eine Weglassung, die, wie Reusch treffend hervorhebt, „wohl schwerlich durch den protestantischen Verleger veranlaßt worden ist“ (Beiträge zur Geschichte des Jesuitenordens. München 1894, S. 7), macht den Schluß auch auf positive Mitwirkung der Jesuiten bei der Neuherausgabe fast zwingend. Selbst der Jesuit Duhr gibt als „möglich“ zu, „daß die Änderungen der Mainzer Ausgabe von einem Jesuiten herrühren“ (Jesuitenfabeln[4], S. 739).

Unwiderlegt und unwiderleglich bleibt somit, was Isaak Casaubonus schon im Jahre 1611 an den Jesuiten Fronton Le Duc schrieb: „... Die Wechelschen Erben sind Kaufleute und machen auf literarische Kenntnisse keinen Anspruch. Ihnen wurde von einem angesehenen Jesuiten mitgeteilt, das zu Toledo mit Approbation gedruckte Buch des Mariana solle vervollkommnet zum öffentlichen Besten herausgegeben werden; von ihnen werde nichts weiter verlangt als die Bestreitung der Druckkosten; im übrigen brauchten sie sich um nichts zu kümmern, denn das Buch werde zu Mainz durch die Patres der Gesellschaft Jesu herausgegeben. Gesagt, getan. Die Wechelschen Erben gaben, wie jener gesagt, das Geld her, alles andere besorgten die Jesuiten“ (Casauboni Epistolae. Edit. 2. Magdeburg 1666, S. 728 f.).

Am 14. Mai 1610 erfolgte Heinrichs IV. Ermordung durch Ravaillac. Ein Sturm der Entrüstung gegen Marianas Lehre erhob sich in Frankreich, die Pariser Sorbonne ließ sein Buch durch Henkershand verbrennen, und nun erst trat der Orden in der Person seines Generalvorstehers Aquaviva gegen die Lehre Marianas auf. Allein auch dies „Auftreten“, das, wie die Umstände beweisen, lediglich durch Zweckmäßigkeitsgründe veranlaßt worden ist, bietet so viel des Jesuitisch-Charakteristischen, daß dabei ernsthafte Absicht mit Recht zu bezweifeln ist.

Zunächst erließ Aquaviva am 6. Juli 1610 ein Schreiben, das alle Angehörige des Ordens mit schwersten Strafen bedroht, welche die Erlaubtheit des Tyrannenmordes (genannt wird Mariana auch hier nicht) verteidigen. Auffallenderweise wird die Strafandrohung aber nicht nach Spanien versandt, wo doch das Buch Marianas seit 12 Jahren naturgemäß den meisten Eindruck gemacht hatte, auch nicht in die übrigen Ordensprovinzen, sondern nur nach Frankreich. Offenbar, um die dort wegen der Ermordung des Königs herrschende Erbitterung über den Orden zu beschwichtigen. An die übrigen Ordensprovinzen schrieb Aquaviva unter dem 14. August 1610 in anderem Tone und ohne Strafandrohung (Monumenta Germ. paed., 9, 48[3]).

Inzwischen stieg der Unwille gegen die Jesuiten wegen Marianas Lehre, und Ungelegenheiten aller Art erwuchsen dem Orden auf allen Seiten. Da endlich ließ Aquaviva ein vom 1. August 1614 (4 Jahre nach seinem ersten Schreiben) datiertes drittes Schreiben an alle Provinzen hinausgehen, das die Strafandrohungen des ersten, nur nach Paris gerichtet gewesenen Schreibens wiederholt (Monumenta Germ. paed., 9, 47). Diese Strafandrohung wurde dann auch in die „Ordenssatzungen“ (Institutum Societatis Jesu: Censurae et praecepta hominibus Societatis imposita. Edit. Romae 1870, II 51) aufgenommen:

„In Kraft des heiligen Gehorsams, unter Strafe der Exkommunikation, der Unfähigkeit zu irgend welchem Amte, der Enthebung von den geistlichen Verrichtungen und unter anderen dem Belieben des Generals vorbehaltenen Strafen wird befohlen, daß niemand aus unserer Gesellschaft öffentlich oder privatim, in Vorlesungen oder in Ratschlägen und noch viel weniger in Büchern zu behaupten sich herausnehme, es sei jedermann erlaubt gewesen, unter jedem möglichen Vorwande der Tyrannei, Könige oder Fürsten zu töten oder ihre Tötung ins Werk zu setzen: praecipitur ..., ne quis ... affirmare praesumat, licitum esse cuique personae, quocunque praetextu tyrannidis, Reges aut Principes occidere, seu mortem eis machinari.“

Aber gerade dies „scharfe“ Dekret ist das Raffinierteste an Täuschung, was in wichtiger Sache vielleicht jemals amtlich veröffentlicht worden ist. Denn in dem mit den schwersten Strafen ausgestatteten Ver-

bote: „es sei nicht jedermann erlaubt, unter jedem möglichen Vorwande der Tyrannei Könige oder Fürsten zu töten" birgt sich die Erlaubnis: gewissen Personen sei dies aber, unter gewissen Vorwänden der Tyrannei oder „wirklicher" Tyrannei gegenüber, gestattet. Auch der Ausdruck: „es sei erlaubt gewesen" statt: „es sei erlaubt" bietet die Möglichkeit, das ganze Dekret mit seinen Strafen nur auf die Vergangenheit zu beziehen, so daß ein Verbot der Lehre des Tyrannenmordes für Gegenwart und Zukunft gar nicht im Dekret enthalten ist.

So endete das „Auftreten" des Ordens „gegen" Mariana mit einer jesuitischen Zweideutigkeit. Wo Klarheit und Bestimmtheit des Ausdruckes nötig und leicht waren, werden nach 15jährigem Hin- und Herschwanken Worte gewählt, welche die Erlaubtheit des Fürstenmordes unter gewissen Umständen (z. B. bei „wirklicher" Tyrannei) und für Gegenwart und Zukunft nicht unzweifelhaft ausschließen.

Auch folgende Tatsachen beleuchten das Kapitel: „Jesuitismus und Fürstenmord" in eigentümlicher Weise.

Als nach dem Mordversuche auf Heinrich IV. von Frankreich am 27. Dezember 1594 durch Johann Chatel, einen Schüler der Jesuiten zu Clermont, im dortigen Jesuitenkolleg Haussuchung gehalten wurde, fand man beim Jesuiten Guignard so belastende Schriftstücke, daß ihm der Prozeß gemacht, und er am 7. Januar 1595 gehängt wurde. Der Jesuit Prat, Geschichtschreiber des Ordens für die Zeit von 1564—1626, weiß zur Verteidigung seines Ordensgenossen nichts anderes vorzubringen (Recherches etc. Lyon 1876, I 188) als: Les auteurs du temps s'accordent si peu sur la nature de ces pièces qu'il n'est pas possible de la conclure de leurs récits. Er muß aber doch gestehen: Il est cependant probable que le P. Guignard, en qualité de bibliothecaire (!), avait la collection des écrits de toute sorte qui avaient été publiés sur la meurtre de Guise, sur le crime de Jacques Clément [des vom Jesuiten Mariana gepriesenen Mörders Heinrichs III.].

Paolo Sarpi teilt mit (Brief vom 22. Juni 1610 an Leschasser, Le Bret, Magazin 2, 318), daß nach der Ermordung Heinrichs IV. ein Jesuit in Prag diese Tat als verdienstlich von der Kanzel herab gepriesen habe. Und Sarpi fügt die charakteristischen Worte hinzu: „Auch wenn die französischen Jesuiten leugnen, daß sie die Lehre [Marianas] billigen, so glaube ich ihnen nicht, selbst wenn sie es beschwören; durch irgendeine Zweideutigkeit, eine innerliche Ausflucht, einen stillschweigenden Vorbehalt suchen sie Gott zu täuschen" (a. a. O.).

Ein vom Gouverneur des Tower, Sir William Wood, und von zwei anderen Zeugen (M. Lane und J. Locherson) unterzeichnetes „Memorandum" vom 1. April 1606 berichtet über den Jesuiten Garnet, der wegen Teilnahme an der Pulververschwörung im Tower saß (oben S. 127 f.): „Garnet behauptet, daß, wenn jemand den König töten wolle, er nicht verpflichtet sei, es zu bekennen, obwohl er vom gesetzmäßigen Richter darüber befragt würde, außer ein Beweis könnte gegen ihn vorgebracht werden" (bei Jardine, A narrative of the Gunpowder Plot. London 1857, S. 238[1]).

Daß die Jesuiten, besonders der Jesuit Malagrida, an dem Mordversuche auf König Jose von Portugal (3. September 1758) durch Anstiften und Ratschläge beteiligt waren, steht durch die Zeugnisse des Herzogs von Aveiro, der Grafen von Atogouia und Tavora (alle drei wurden als Mitschuldige hingerichtet) fest. Unter den Papieren des Jesuiten Malagrida fand man einen an die Hofdame Anna de Loreña gerichteten und von ihr dem Schreiber wieder zurückgesandten Brief, worin, Monate vor Begehung der Tat, auf sie Bezug genommen wird (Heeren und Ukert, Geschichte der europäischen Staaten: Schäfer, Geschichte von Portugal. Gotha 1854, V 281 f.).

Die Lehre Marianas blieb auch nicht o[illegible] e Einfluß auf jesuitische Jugenderziehung. Im Jahre 1760 ließ der Jesuit Longbois zu Tours seine Schüler einen Aufsatz anfertigen, der die Überschrift trug: „Brutus ermutigt sich zum Morde Cäsars", und in dem der Satz vorkam: „Soll ich Cäsar töten?? Er ist doch Kaiser . . . aber Tyrann: Brutus ad caedem Caesaris se hortatur. Caesarem interficiam?? Est imperator . . . . sed tyrannus" (Reusch, Beiträge zur Geschichte des Jesuitenordens. München 1894, S. 57).

4. Kirche und Staat.

Die Jesuiten sind nicht die Erfinder, wohl aber die energischsten Verfechter und Ausbreiter der Lehre von der indirekten Oberhoheit der Kirche (des Papsttums) über den Staat.

Seit die beiden größten Theologen des Jesuitenordens, Bellarmin und Suarez, diese Lehre, einschließlich des Rechtes der Päpste, Fürsten abzusetzen, in ein wohlgegliedertes System gebracht haben, ist sie ein rocher de bronze ultramontan-katholischer Dogmatik und Kanonistik geworden, bis endlich der Syllabus vom 8. Dezember 1864 und die Enzykliken Leos XIII. und Pius X. sie aus dem Gebiete theologischer Meinungen in die Höhe dogmatisch feststehender Lehren erhoben haben (vgl. mein Buch: Rom und das Zentrum. Leipzig, Breitkopf und Härtel, S. 16 ff.). Und die Erhebung ist das Werk des Jesuitenordens.

Welche dogmatischen, kanonistischen, moraltheologischen Lehrbücher von Jesuiten man auch auf-

schlägt, überall begegnet man der indirekten Gewalt der Kirche über den Staat. Der Gegenstand ist so wichtig, daß ich zahlreiche Zeugnisse anführe. Ich beginne mit der Lehre des gegenwärtigen Generals des Jesuitenordens, Franz Xaver Wernz, eines Deutschen aus Württemberg (Jus Decretalium. Romae 1898 bis 1901):

„Der Staat ist der Jurisdiktionsgewalt der Kirche unterworfen, kraft welcher die Zivilgewalt der kirchlichen wahrhaft untertan und zum Gehorsam verpflichtet ist. Diese Unterordnung ist indirekt, aber nicht bloß negativ, indem die Zivilgewalt auch innerhalb ihres eigenen Gebietes nichts tun darf, was nach dem Urteil der Kirche dieser zum Schaden gereicht, sondern positiv, so daß der Staat auf Befehl der Kirche zum Nutzen und Vorteil der Kirche beitragen muß" (I 15 f.). „Bonifaz VIII. hat in seiner Konstitution Unam sanctam vom 18. November 1302, deren Schlußsatz [das jeder Mensch dem römischen Papst unterworfen sein muß] eine dogmatische Definition [einen Glaubensatz] enthält, das richtige Verhältnis zwischen Kirche und Staat für ewige Zeiten vorgezeichnet" (I 29). „Die gesetzgeberische Gewalt der Kirche erstreckt sich auf alles, was notwendig ist, um den Zweck der Kirche angemessen zu erreichen. Ein Streit, der sich vielleicht erhebt über den Umfang der kirchlichen Gesetzgebungsgewalt, wird nicht nur durch gegenseitiges Übereinkommen zwischen Kirche und Staat, sondern auch durch die unfehlbare Erklärung oder durch den Befehl der höchsten kirchlichen Gewalt entschieden" (I 105). „Aus dem Gesagten [nämlich, daß der Papst nur im Kirchenstaat weltliche Gesetze erlassen kann] folgt aber keineswegs, daß der römische Papst bürgerliche Gesetze, die dem göttlichen und kanonischen Recht zuwider sind, nicht für null und nichtig erklären kann" (I 147). „Die Theorie, welche die Konkordate päpstliche Privilegien nennt, hat, unter Verwerfung der Koordination von Staat und Kirche, die sichere und unbezweifelbare Lehre zur Voraussetzung, daß der Staat der Kirche indirekt unterworfen sei. Diese Ansicht stützt sich auf die katholische Lehre von der unabänderlichen Machtfülle des Papstes kraft göttlichen Rechts, die durch keinerlei Verträge in ihrem gültigen Gebrauch gebunden oder beschränkt werden kann" (I 216). „Da es nicht selten geschieht, daß, trotz versuchter freundschaftlicher Beilegung, der Streit [zwischen Staat und Kirche] fortbesteht, so steht es der Kirche zu, den Streitpunkt authentisch zu erläutern. Diesem Urteile hat sich der Staat zu unterwerfen" (I 223). „Die berühmtesten Kundgebungen Pius' IX. sind die Enzyklika Quanta cura und der Syllabus vom 8. Dezember 1864. Keinem Zweifel unterliegt es, daß die Enzyklika Quanta cura eine Kathedralentscheidung des Papstes und somit unfehlbar ist. Aber auch der Syllabus kann mit Recht eine Definition ex cathedra genannt werden, obwohl die Sicherheit darüber weniger klar ist als bei der Enzyklika Quanta cura. Da aber beide Aktenstücke die Zustimmung des Magisteriums der Kirche [der Bischöfe] erhalten haben, so sind sie beide zur gewissen und unfehlbaren Richtschnur geworden" (I 354 f.).

Das Zentralorgan des Jesuitenordens, die seit mehr als fünfzig Jahren in Rom erscheinende „Civilta cattolica":

Das Ziel der bürgerlichen Gesellschaft oder des Staates ist ausschließlich das zeitliche Glück. Dieses ist aber bei dem Menschen, der eine unsterbliche Seele hat, dem ewigen Glücke untergeordnet, zu welchem die Kirche und nur die Kirche führt. Bei dem Menschen, der zugleich Christ und Staatsbürger ist, steht die Pflicht, der Kirche zu gehorchen, höher, als die Pflicht, dem Staate zu gehorchen, denn man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen. Mithin ist die Gewalt des Staates der Gewalt der Kirche untergeordnet. Die Unterordnung des Staates unter die Kirche ist aber nicht bloß durch die Vernunft geboten. Es ist dies auch die gewöhnliche Lehre der Väter und Lehrer der Kirche [der consensus theologorum] ... Endlich lehrt Papst Bonifaz VIII. in seiner dogmatischen Bulle Unam sanctam, indem er die beiden Gewalten mit den im Evangelium erwähnten beiden Schwertern vergleicht, ausdrücklich, daß die weltliche Gewalt der geistlichen unterworfen sein müsse. ... Was augenscheinlich zur Domäne des Staates gehört, wie die rein bürgerlichen und politischen Angelegenheiten, das ist vollkommen gesichert gegen jede Gefahr des Eingriffes von seiten der kirchlichen Gewalt. Bei den Berührungspunkten ist allerdings die Grenzlinie nicht immer klar erkennbar. Aber auch hier ist ein Streit zwischen Staat und Kirche unerlaubt. Denn weil jener dieser untergeordnet ist, hat nach ehrfurchtsvollen Remonstrationen und vernünftigen Diskussionen immer die Kirche den entstandenen Streit zu entscheiden, und es steht dem Staate ebensowenig zu, sich dieser Entscheidung zu widersetzen, wie einem niederen Gerichtshofe, sich gegen die Entscheidung eines höheren aufzulehnen ... Die christlichen Grundsätze bezüglich des Verhältnisses der Kirche zum Staate sind in dem Satze des heil. Thomas enthalten: ‚Die weltliche Gewalt ist der geistlichen untergeordnet wie der Leib der Seele; und darum ist es keine Usurpation, wenn ein geistlicher Vorgesetzter in weltliche Dinge eingreift. Man muß dabei drei Arten von Angelegenheiten unterscheiden. Erstens die rein geistlichen, wie den Gottesdienst, die Spendung der Sakramente, die Predigt des Wortes Gottes; diese stehen natürlich ausschließlich unter der kirch-

lichen Autorität. Zweitens die gemischten Angelegenheiten, wie z. B. die Ehe, das Begräbnis, die Wohltätigkeitsanstalten; diese stehen unter beiden Gewalten, aber so, daß die kirchliche Autorität den höchsten Rang einnimmt und direkt interveniert, um das zu verbessern und zu annullieren, was die bürgerlichen Gesetze etwa bezüglich dieser Dinge in Widerspruch mit den göttlichen oder kanonischen Gesetzen anordnen. Endlich die rein weltlichen Angelegenheiten, wie das Militärwesen, die Steuern, die bürgerlichen Gerichte. Wiewohl diese direkt nur unter der Staatsgewalt stehen, können sie indirekt, ratione peccati, auch unter die kirchliche Jurisdiktion fallen, dann nämlich, wenn die darauf bezüglichen Gesetze die Unsittlichkeit befördern oder irgendwie dem geistlichen Wohle der Völker schaden. In diesem Falle können und müssen die von der bürgerlichen Gewalt erlassenen Gesetze durch die kirchliche Autorität korrigiert und außer Kraft gesetzt werden. Denn es steht der kirchlichen Autorität zu, die öffentlichen Sünden zu verhüten und die Hindernisse auf dem Wege des ewigen Heiles, zu welchem sie die Gläubigen zu führen hat, zu beseitigen.... Der Katholizismus behauptet die Notwendigkeit der Harmonie zwischen Kirche und Staat, aber die Notwendigkeit derjenigen Harmonie, welche aus der Unterordnung des Staates unter die Kirche hervorgeht.... Zwischen Individuen und dem Staate darf nicht unterschieden werden; beide haben dieselbe Verpflichtung: Der Regent ist nicht für sich, sondern für die regierte Menge. Darum muß er sein Handeln so einrichten, daß es den Bedürfnissen und dem Wohlsein der Untertanen entspricht und die Erfüllung ihrer Pflichten und die Erreichung ihres Zieles, welches sie als Menschen haben, nicht hindert, sondern fördert. Wenn also das Bedürfnis und das Wohlsein derselben und die Stimme der Pflicht bei ihnen Unterwerfung und Gehorsam gegen die Kirche erheischt, so kann der Regent bei der Ordnung und Leitung des sozialen Lebens seiner Untertanen davon nicht absehen. Das gilt selbstverständlich von jedem Staate, auch wenn der Regent heterodox sein sollte, um wie viel mehr, wo derselbe Katholik ist.

Die Kirche ist ein wahres Reich, das Reich Gottes auf Erden, dessen unsichtbarer Monarch Christus, dessen sichtbarer Monarch der Papst ist... Jeder Mensch hat die Pflicht, ein Untertan dieses Reiches zu werden ... Jeder Getaufte ist darum dem Papste mehr untertänig als irgend welchem irdischen Regenten...

Nicht die Kirche ist dem Staate, sondern der Staat ist der Kirche untergeordnet ... So kann sie die bürgerlichen Gesetze und die weltlichen Urteile der Gerichte korrigieren und annullieren, wenn sie dem geistlichen Wohle zuwider sind; sie kann dem Mißbrauch der Exekutivgewalt und der Waffen steuern oder den Gebrauch derselben befehlen, wenn die Verteidigung der christlichen Religion es erheischt. Das Tribunal der Kirche ist höher als das bürgerliche, das höhere Tribunal kann aber die Sachen des niederen revidieren, in keiner Weise dagegen das niedere die Sachen des höheren" (Ser. 7, vol. 5, p. 139. 148. 276. 280; S. 7, vol. 5, p. 647; S. 7, vol. 6, p. 19; S. 6, vol. 7, p. 27; S. 7, vol. 6, p. 291. 301).

Der Jesuit Liberatore (La Chiesa e lo Stato. Napoli 1871):

„Mag man den Staat erheben, wie man will, mag man seine Hoheit noch so sehr steigern, seine Unterordnung unter die Kirche kann nicht in Abrede gestellt werden. Alles, was den Menschen angeht, muß von der Kirche geregelt werden; der Soldat ist in ihr mit seinen Waffen, der Rechtsgelehrte mit seinem Rechtskodex, der Schriftsteller mit seiner Feder, der Professor mit seinem Lehrstuhl, der König mit seiner Krone, der Familienvater mit seinem häuslichen Szepter, der Bürger mit allen seinen sozialen Beziehungen. Dem Papste müssen die bürgerlichen Herrscher untergeordnet sein... Die Ausübung der Autorität des politischen Herrschers ist dem Papste unterworfen, so daß er in Hinsicht des geistlichen Zweckes sie leiten und zuweilen ihre Handlungen vorschreiben oder verbieten muß. Der Papst ist der höchste Richter der bürgerlichen Gesetze. Die ganze Welt ist ein dem Papste eigentümlich gehöriges Territorium... Bezüglich der Deutschen, der Franzosen, der Belgier, der Spanier und aller, welche teil haben an der Kirche Christi, ist es durchaus wahr, daß sie zwei Souveräne haben, einen weltlichen, der in Wien, Paris, Madrid residiert, und einen geistlichen, der in Rom residiert. Der weltliche Fürst hört auch als Fürst nie auf, ein Untertan des Papstes zu sein, noch hört die politische Autorität des einen jemals auf, der geistlichen Autorität des andern untergeordnet zu sein. Jeder Katholik ist mehr und in innigerer Beziehung ein Untertan des Papstes, als seines angestammten Herrschers" (a. a. O. S. 8. 17. 18. 25. 26. 34. 35. 354. 355. 392 395. 401).

Von besonderem Interesse sind die Lehren der „deutschen" Jesuiten der Gegenwart. Die des „deutschen" Ordensgenerals ist schon aufgeführt worden. Ihm schließen sich andere an.

Der Jesuit von Hammerstein (Kirche und Staat. Freiburg 1883):

„Irgend welche Superiorität der Kirche über den Staat ist also nicht zu bezweifeln; dagegen ist jegliches Hoheitsrecht des Staates über die Kirche nichts als

eine rechtswidrige Usurpation. Welcher Art jedoch ist jene Hegemonie der Kirche? Wie weit erstreckt sie sich? Nach welchem Maßstabe wird sie bemessen? Wir erwidern: die Kirche hat auch dem Staatsmanne gegenüber das Recht, ‚was immer zu binden und zu lösen‘, soweit die Aufgabe der Kirche nach vernünftigen Erwägungen der Verhältnisse ein solches ‚Binden und Lösen‘ angezeigt erscheinen läßt, d. h.: Direkt unterstehen der Kirche alle geistlichen Angelegenheiten der Staaten und **indirekt alle weltlichen**, soweit sie von der direkten Aufgabe der Kirche mit ergriffen werden (S. 117). **Das System, zu welchem wir uns hinsichtlich der Grundauffassung des christlich-sozialen Gebäudes bekennen, ist also das der indirekten Gewalt der Kirche in zeitlichen Dingen.** Wir halten dasselbe nicht bloß für das richtigere, sondern einfachhin für das richtige und einzig wahre (S. 120). Die Kirche hat nicht die weltlichen Sachen zu besorgen, wohl aber die Eingliederung des Weltlichen (als des Untergeordneten und Partikulären) in das Geistliche. Denn eingegliedert muß werden und jede andere Eingliederung als diese ist unstatthaft (S. 123). Für die gesamte Regierungsgewalt der Kirche (die äußere wie die innere) gilt recht eigentlich der Satz: Die Kirche steht über dem Staate, direkt in geistlichen, indirekt in weltlichen, oder genauer in gemischten Dingen, d. h. in solchen, welche neben ihrem weltlichen Charakter zugleich eine hinreichende geistliche Beziehung an sich tragen und soweit sie diese tragen (S. 125). Kraft ihres Lehramts besitzt die Kirche das Recht, nötigenfalls die Grenzregulierung zwischen Kirche und Staat zu treffen, denn es liegt direkt in ihrem Berufe, den Umfang ihrer eigens durch die Offenbarung verliehenen Vollmachten festzustellen und die Völker über dieselben zu belehren. Indirekt ist aber hierdurch auch die Aufgabe verliehen, die Grenze des staatlichen Rechtsgebietes zu bestimmen (S. 133), nicht bloß das Verhältnis zwischen Staat und Kirche, auch die Beziehungen der Staaten untereinander und zu ihren Angehörigen unterliegen der lehramtlichen Beurteilung der Kirche (S. 134). Glaubt ein Staat seinen Nachbar mit Krieg überziehen zu sollen, so ist es eine unabweisbare Forderung des Gewissens, daß er zuvor den Zweifel über die Rechtmäßigkeit und Erlaubtheit des Krieges in irgendeiner Weise beseitigt; und wollen oder sollen die Untertanen sich an dem Kriege beteiligen, so müssen sie gleichfalls über die Erlaubtheit ihrer Handlungsweise im klaren sein. Können die Zweifel durch eigene Kraft nicht beseitigt werden, so ist es Pflicht der Beteiligten, um Aufklärung sich an jene Autorität zu wenden [das Papsttum], welche Christus für die religiöse Belehrung der Völker eingesetzt hat (S. 135). Die Geistlichen sind verpflichtet, die bürgerlichen Gesetze zu beobachten, soweit dieselben nicht den heiligen Canones widersprechen, oder mit der Heiligkeit des geistlichen Standes unvereinbar sind. Aber sie sind den bürgerlichen Gesetzen nicht unterworfen, quoad vim coactivam, weil sie für die Übertretung jener Gesetze nicht vor das weltliche, sondern nur vor das kirchliche Tribunal zitiert werden können. Nur dann können Geistliche von dem weltlichen Richter bestraft werden, wenn die Kirche aus gerechten Gründen sie dem weltlichen Arme überläßt" (S. 141).

Der Jesuit Cathrein:

„Das an und für sich richtige Verhältnis zwischen Staat und Kirche besteht in freundnachbarlichem Zusammenwirken. Es ist klar, daß in solchen Dingen, welche rein weltlicher oder politischer Natur sind, der Staat und in solchen, welche rein kirchlichen Charakter haben, die Kirche unabhängig und souverän ist. **Die Selbständigkeit des Staates in rein weltlichen Dingen hat die Kirche wiederholt und ausdrücklich erklärt** ... Es ist deshalb nicht Sache der Kirche, die Staatsbeamten ein- und abzusetzen, das Militärwesen zu organisieren, Polizeimaßregeln zu treffen oder sich überhaupt in rein politische Dinge zu mischen, **solange die Gebote Gottes dadurch nicht verletzt werden** ... Wie hat sich aber das Verhältnis zwischen Staat und Kirche in solchen Dingen zu gestalten, die unter verschiedener Rücksicht sowohl der kirchlichen als der weltlichen Behörde unterstehen: die Regelung der Ehe, des Schul- und Begräbniswesens u. dgl. Der erste und beste Weg zur Regelung **solcher ‚gemischten‘ Angelegenheiten** ist der des gegenseitigen Übereinkommens ... Wie aber, wenn eine solche Vereinbarung nicht zum Ziele führt? wenn sich die kirchliche und die staatliche Gewalt in einer Angelegenheit nicht zu einigen vermögen? **Setzen wir den Fall, die Staatsgewalt erlasse ein bestimmtes Gesetz, und die Kirche befähle das gerade Gegenteil oder bezeichne das staatliche Gesetz als nichtig, weil den kirchlichen Interessen zuwider.** Das eine oder das andere muß sein: entweder die **indirekte Gewalt der Kirche über die weltlichen Angelegenheiten** oder die indirekte Gewalt des Staates über die geistlichen Angelegenheiten. Die indirekte Gewalt des Staates über die geistlichen Angelegenheiten ist aber der eben als unhaltbar bezeichnete Cäsaropapismus. **Es bleibt uns also nichts, als die indirekte Gewalt der Kirche über die weltlichen Angelegenheiten anzunehmen.** Diese indirekte Gewalt ist wesentlich von der direkten zu unterscheiden. Die direkte Gewalt über weltliche Dinge bedeutet das Recht, unmittelbar um der zeitlichen Wohlfahrt willen über die irdischen Angelegenheiten frei zu verfügen. **Die indirekte Gewalt über weltliche Dinge dagegen bedeutet bloß** (!) **das Recht, die Verordnungen oder Handlungen der weltlichen Gewalt zu verbessern, soweit es die sittlichen und religiösen Interessen des Seelenheiles verlangen** ... Gott wollte die Eintracht zwischen der geistlichen und weltlichen Gewalt. Diese kann aber in den Fällen, wo dieselbe Sache unter verschiedener

Rücksicht beiden Gewalten untersteht, nur dadurch erhalten werden, daß eine von beiden die oberste Entscheidung hat. Wem hat nun Gott diese Entscheidung übertragen? Doch wohl nicht der niederen, sondern der höheren; nicht der dem Irrtum unterworfenen, sondern der unfehlbaren; nicht der örtlich begrenzten, sondern der alle Zeiten und Orte umfassenden. Das ist auch die Lehre, welche die Kirche von jeher in ganz unzweideutiger Weise vorgetragen hat. Man vergleiche beispielshalber die Bulle Bonifaz VIII. Unam sanctam vom Jahre 1302; die Enzyklika Leos XIII. Immortale Dei" (Moralphilosophie. Freiburg 1904, II² 561—563).

Der Jesuit Christian Pesch (Die christliche Staatslehre nach den Grundsätzen der Enzyklika vom 1. November 1885, S. 50ff.):

„Das Problem des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat ist ein wesentlich christliches. Wie ‚eminent realpolitisch' auch die Frage nach dem Verhältnis von Staat und Kirche aufgefaßt werden mag, wenn jemand glaubt, anders als durch Zurückgehen auf das Naturgesetz einerseits und das Dogma anderseits etwas wirklich Begründetes zu dieser Frage sagen zu können, der zeigt nur einen bedauerlichen Mangel an philosophischer Auffassungsgabe und ein sehr geringes Verständnis von dem Wesen und der Entwicklung des kirchlichen Dogmas .... Einigkeit zwischen Staat und Kirche kann nur erreicht werden durch eine gewisse Unterordnung der einen Gewalt unter die andere... Gerade in betreff der Grenzgebiete [zwischen Staat und Kirche] erheben sich häufig Streitigkeiten, weil es durchaus nicht immer so klar ist, ob etwas eine rein bürgerliche oder eine rein kirchliche oder eine gemischte Sache sei... Die Kirche hält an dem Satze fest, daß im Falle eines durch gütlichen Vergleich nicht beizulegenden Konfliktes zwischen Staat und Kirche nicht dem Staate, sondern der Kirche der Vorrang zuerkannt und ihre Gesetze beobachtet werden müssen. Diese Forderung ist nicht mehr und nicht weniger als eine Forderung der gesunden Vernunft.. Wir sagen also: falls es sich um eine ernst gemeinte und dauernde Einigung handeln soll, so muß in Fragen gemischten Rechts der Vorrang der Kirche vor dem Staate anerkannt werden. Das folgt an erster Stelle aus dem Wesen und der Natur beider Gewalten" (S. 3. 81. 86. 103. 106. 107. 120).

Der Jesuit Laurentius (Institut. juris ecclesiastici. Freiburg 1903, S. 643f.).

„Die Rechte der Kirche in Beziehung auf den Staat, wie sie gegenwärtig von der Kirche beansprucht werden, sind enthalten im Schema des vatikanischen Konzils über die Kirche... Was dort vorgelegt worden ist, stimmt mit der Lehre von der indirekten Gewalt gut überein. Nach Abweisung der irrigen Lehren über Ursprung und Natur der bürgerlichen Gewalt, stellt das Schema die katholische Lehre über die bürgerliche Gewalt auf. Es lehrt... das Urteil über die Richtschnur des Handelns, insoweit über Sittlichkeit, Erlaubtheit oder Unerlaubtheit Feststellungen zu machen sind, steht, auch dem Staate und den öffentlichen Angelegenheiten gegenüber, dem obersten Lehramte der Kirche zu."

Der Jesuit Lehmkuhl. Lehmkuhls Bedeutung als moraltheologische Autorität ist schon hervorgehoben worden. Lehmkuhl und seine Lehren haben aber auch politische Bedeutung. Denn die interessante Tatsache besteht, daß das Zentrum, bei Beratung und Abstimmung über das Bürgerliche Gesetzbuch, sich nach den Weisungen des Jesuiten Lehmkuhl gerichtet hat; und es ist nicht einzusehen, weshalb es nicht auch in anderen „Fällen" sich wieder an Lehmkuhl als seinen Berater wenden sollte[1].

In einem Kommentar zum Bürgerlichen Gesetzbuche (Das Bürgerliche Gesetzbuch des Deutschen Reiches nebst Einführungsgesetz. Freiburg 1900) übt Lehmkuhl, vom Standpunkte des göttlichen und kirchlichen Rechtes aus, eingehende Kritik an Deutschlands vornehmster Gesetzsammlung und erklärt sie, mit Rücksicht auf die Hegemonie der Kirche über den Staat, in vielen Punkten für unannehmbar:

„Weil das bürgerliche Recht und das natürliche und kirchliche Recht in mehreren Punkten auseinandergehen, so kann der Katholik im Gewissen nicht all der Rechte

[1] Hermann Oncken hat in seinem Buche „Rudolf von Bennigsen" (München 1909) einen an Bennigsen gerichteten Brief des Zentrumsführers Karl Bachem vom 6. Juli 1896 veröffentlicht, worin Bachem mitteilt, daß bei dem „Kompromiß", den das Zentrum mit den übrigen Parteien in bezug auf das Bürgerliche Gesetzbuch geschlossen hatte, „in erster Linie" die Mitwirkung „der deutschen Jesuiten, namentlich deren hervorragendste Autorität P. Lehmkuhl, in Betracht kämen". „Auch bei den sonstigen Verhandlungen über das Eherecht", erzählt Bachem weiter, „haben wir uns stets des selbstlosen Beirates der Jesuiten zu erfreuen gehabt, und wenn es uns gelungen ist, einen Weg zu finden, der es dem Zentrum ermöglicht, in der Schlußabstimmung dem großen nationalen Werke zuzustimmen ... so haben dabei die Jesuiten auf unserer Seite ein ganz hervorragendes Verdienst." Bachem fordert als Entgelt dafür, „daß die Jesuiten in einer höchst wichtigen Sache ihre gut nationale Denkweise wieder so glänzend bewährt haben", Bennigsens Mitwirkung bei Aufhebung des ganzen Jesuitengesetzes, was Bennigsen ablehnte. Deutschland verdankt also sein Bürgerliches Gesetzbuch „in erster Linie" den Jesuiten und besonders dem Jesuiten Lehmkuhl.

sich bedienen, welche das Bürgerliche Gesetzbuch den Staatsbürgern beilegt; der Seelsorger und Beichtvater muß unter gegebenen Umständen eine Pflicht auflegen, welche das bürgerliche Recht nicht aufstellt" (a. a. O. Vorwort S. VII).

Diese Mobilmachung der Seelsorger und katholischen Juristen (man denke an den „Verein katholischer Juristen") gegen das Bürgerliche Gesetzbuch hat weiteste Verbreitung gefunden, denn schon im Jahre 1900 lag die 5. Auflage des Lehmkuhlschen „Kommentars" vor (Näheres über das Verdikt Lehmkuhls in meinem Buche: Moderner Staat und römische Kirche. Berlin, C. A. Schwetschke und Sohn, 1906, S. 80—88).

In seiner „Moraltheologie" schreibt Lehmkuhl:

„Es ist offenbar, daß ein auf bürgerliche Gesetze und Konstitutionen abgegebener Eid niemals verbindlich sein kann inbezug auf Gesetze, die dem göttlichen oder kirchlichen Rechte zuwider sind. Ja, wenn zurzeit, da der Eid gefordert wird, zwischen Staat und Kirche Streit besteht und Staatsgesetze erlassen oder betont werden, die gegen Gott und die Kirche gerichtet sind, so ist es nicht erlaubt, ohne hinzugefügte Verwahrung und Ausschließung dieser Gesetze, zu schwören. Sind aber diese [kirchenfeindlichen] Gesetze gleichsam begraben in den Gesetzbüchern, obwohl sie nicht ausdrücklich vom Staate als ungültige erklärt worden sind, dann ist es nicht nötig, eine solche Verwahrung ausdrücklich hinzuzufügen, da derjenige, der den Eid entgegennimmt, vernünftigerweise den Sinn des Eides so verstehen muß, daß er sich nur auf gültige Gesetze erstreckt. Dasselbe lehren für Amerika Kenrick und Sabetti [Jesuiten]. Das gleiche ist zu sagen über jeden Treueid und über den militärischen Fahneneid: auch sie müssen unter den gewöhnlichen Umständen aufgefaßt werden. Wird also einem Soldaten etwas befohlen, was so wahrscheinlich ungerecht ist, daß er den Gehorsam verweigern kann, oder wenn er, durch die Schuld seines Offiziers, solchen Gefahren für sein Seelenheil ausgesetzt wird, daß er eher aus dem Militärdienst desertieren müßte, als in der nächsten Gelegenheit zur Sünde bleiben: so steht die Eidesverpflichtung nicht entgegen, daß er dem Soldatenstande Lebewohl sagen kann, ja unter Umständen muß. Ja, wenn jemand zum Soldatwerden gezwungen wird [also in allen Staaten mit Militärzwang], so ist zuzusehen, ob der Zwang ein gerechter, oder ob der Eid nicht wegen des ungerechten Zwanges nichtig war, oder ob ein gewichtiger Grund, sei es zur Mentalrestriktion, sei es zur Verstellung beim Eide, angetrieben hat ... Die Verpflichtung des Eides [d. h. jedes Eides] kann unmittelbar gelöst werden durch die kirchliche Autorität, nämlich durch die Gewalt des Papstes und der Bischöfe und durch andere, gemäß dem päpstlichen Willen rechtmäßig Delegierte" (Theologia moralis, I n. 411. 421. 423. 6. Edit. Friburgi 1890)

Das Stärkste an Mißachtung staatlicher Gesetze und staatlicher Autorität bietet aber der Jesuit Lehmkuhl in seinen „Gewissensfällen":

„Der durch kirchenpolitische Gesetze aus seinem Vaterlande verbannte Priester Remigius kommt dennoch häufig verkleidet zurück, auch der Erholung wegen, übt geistliche Funktionen aus und freut sich dabei, daß er ungestraft die Gesetze verletzt. Als dies der Beamte Paulus, ein gottesfürchtiger Katholik, erfährt, läßt er es zwar unbeachtet, nimmt aber doch erstaunt daran Ärgernis, daß Remigius von der legitimen Gewalt erlassene Gesetze nicht beobachtet, und durch einen Freund läßt er ihn bitten, es in der Folge zu unterlassen, damit er nicht, wenn er bei ihm angezeigt wird, ihn nach Amt und Gewissen bestrafen müsse. Remigius läßt ihm scherzhaft antworten, er fürchte weder Gesetze noch Strafen; werde ihm Strafe auferlegt, so habe er einen Schlüssel zur Verfügung, womit er den Geldschrank des Paulus öffnen könne, um ihm das Geld zur Begleichung der Strafe zu entnehmen; werde er zu Gefängnis verurteilt, so habe er Arme und Waffen, womit er sich verteidige. Es fragt sich: 1. Was ist von jenen Gesetzen und Strafen zu halten? 2. Hat Remigius recht gehandelt, oder hat Paulus mit Recht Ärgernis genommen? 3. Darf Remigius, was er im Scherze angedroht hat, im Ernste ausführen?

Ich antworte zur ersten Frage: daraus, daß solche Gesetze ausgegangen sind von der gesetzgeberischen Gewalt, folgt noch nicht, daß es wahre Gesetze sind. Sonst müßte man auch die diokletianischen Erlasse gegen die Christen wahre Gesetze nennen. Schon oben wurde gesagt, daß nach der Lehre des hl. Thomas [von Aquin] zum Wesen und Begriff eines Gesetzes gehört, daß es eine Anordnung der Vernunft sein, von demjenigen ausgehen muß, dem die Sorge für die Gemeinschaft obliegt, und daß es promulgiert sein muß. Wenn auch nur eines hiervon fehlt, so ist das, was als Gesetz ausgegeben wird, kein Gesetz; im Zweifel spricht die Vermutung für den legitimen Gesetzgeber. Bei den in Frage stehenden Gesetzen fehlt aber von dem Angeführten das meiste, nicht nur eines. Sie sind in Wirklichkeit und Wahrheit keine Anordnung der Vernunft; denn aus mehrfachen Gründen sind sie nicht gerecht, weil sie das höher stehende Recht der Kirche, das Recht des Priesters, das Recht des katholischen Volkes verletzen, ja vielleicht versuchen sie sogar, den Priester zu Unehrenhaftem und Unerlaubtem anzuhalten. Sie ergehen nicht von demjenigen, dem die Sorge für die Gemeinschaft obliegt, also nicht von der rechtmäßigen Gewalt. Denn die Sorge für die religiösen Dinge und für die religiöse Gemeinschaft obliegt nicht dem Staate. Somit ist hier die legitime Autorität noch weniger vorhan-

den, als wenn die französische Regierung Gesetze machen wollte für das Deutsche Reich. Wenn die Gesetze als Prohibitivgesetze nichtig sind, so wird auch die durch sie verhängte Strafe nicht rechtmäßig verhängt, sondern sie ist ungerecht, d. h. diese Gesetze sind auch als Strafgesetze ungültig und nichtig.

Ich antworte zur zweiten Frage: Remigius hat sich keiner Gesetzesverletzung schuldig gemacht; denn ein nichtiges Gesetz ist kein Gesetz. Ob er also der Erholung wegen oder um anderen geistige Hilfe zu bringen in sein Vaterland zurückkehrte, eine Gesetzesverletzung war nicht vorhanden. Seine Freude über die nicht gezahlte Strafe ist also eine völlig einwandfreie, um so mehr, als auch die Freude über Verletzung dieser in sich nichtigen Gesetze nicht sittlich fehlerhaft ist. Das Ärgernis des Paulus ist also nicht begründet. Auch ist für gewöhnlich eine solche Handlungsweise [wie die des Remigius] für Katholiken nicht Gegenstand des Ärgernisses, sondern der Erbauung. Wenn Paulus das, was auch ungebildete Menschen verstehen, wegen seiner falschen Bildung nicht versteht, so ist er eines bessern zu belehren. Paulus droht ungerechterweise die Strafen an. Bisher hat er recht gehandelt, indem er die Sache übersieht, weil es nicht nur keine Pflicht, sondern sogar unerlaubt ist, ein ungerechtes Gesetz auszuführen. Er kann aber den Remigius mahnen und bitten, daß er, wenn möglich, das Zurückkommen unterläßt oder vorsichtig handelt, damit er, Paulus, nicht in Schwierigkeiten gerät.

Auf die dritte Frage antworte ich: Diese Frage ist so umzugestalten: Ist nicht Paulus, wenn er dem Remigius die Geldstrafe auferlegt, wegen Verletzung der Gerechtigkeit zur Wiedererstattung verpflichtet? Darf sich Remigius bei einem Verhaftungsversuch nicht widersetzen? Die erste Frage ist zu bejahen, wenn die Handlung des Paulus objektiv ungerecht ist, eine Wirkung hervorgebracht hat und theologisch schwer sündhaft ist. Nun aber ist die Handlung des Paulus objektiv ungerecht, bringt eine tatsächliche Wirkung hervor, sobald Remigius zur Bezahlung gezwungen wird, und über die theologische Schuld kann kein Zweifel bestehen. Wegen subjektiver Unwissenheit kann aber Paulus entschuldigt werden. In einem solchen Falle wäre er selbst zwar zur Wiedererstattung nicht verpflichtet; Remigius aber brauchte bei seinem Verlangen auf Wiedererstattung diesen guten Glauben des Paulus nicht vorauszusetzen. Obwohl nämlich Remigius besser auf die hauptsächlichen Schädiger, nämlich auf die Urheber des ungerechten Gesetzes wegen der Wiedererstattung zurückgreift, so darf er sich doch auch an jeden unmittelbaren Urheber des Schadens halten, zumal, wenn die anderen Urheber schwer zu erreichen sind. Bei der zweiten Frage ist eine Unterscheidung anzuwenden. Da der Grund, weshalb Remigius bestraft wird, offenbar ungerecht ist und dies jedem Vernünftigen klar sein muß, so ist eine Zurwehrsetzung, wenn sie ohne Körperverletzung der Beamten geschieht, nicht unerlaubt, wenn sie erfolgreich ist. Wäre sie als erfolglos vorauszusehen oder würde sie Ärgernis erregen, so wäre sie besser zu unterlassen. Blutige Verteidigung oder Körperverletzung der Beamten wäre für gewöhnlich hauptsächlich deshalb unerlaubt, weil sie der Anlaß für größere Übel und für Volksunruhen wäre. Wenn also Remigius Arme und Waffen gebrauchen würde, nicht um Wunden beizubringen, sondern nur um zu drohen, so wäre er mit Leichtigkeit von aller Schuld freizusprechen" (Casus conscientiae, I, casus 22. 2. Edit. Freiburg 1903).

Wegen dieses „Falles" wurde Lehmkuhl von einem katholischen Kritiker angegriffen; er erwidert in der Vorrede zur 2. Auflage seiner „Gewissensfälle":

„Ich werde getadelt, weil ich einem Priester, der durch Gesetze, die, weil sie über geistliche Dinge keine Gewalt haben, in sich nichtig sind, ausgewiesen ist, erlaubt habe, diese Gesetze außer acht zu lassen, auch ohne zwingenden Grund. Allein dieser Tadel hat mich nur in meiner Auffassung bestärkt, weil ich sehe, daß es durchaus nötig ist, jene verderblichste Meinung aus den Gemütern herauszureißen, daß man auch ungerechten und gottlosen Gesetzen so lange gehorchen müsse, solange nicht ihre Außerachtlassung durch ein höheres Gesetz notwendig gemacht wird. Diese Meinung drückt die Autorität der Kirche herab und stärkt die Tyrannei. Ganz und gar ist also festzuhalten, daß solche Gesetze, die aus einer usurpierten Gewalt hervorgehen, weder aus sich noch in sich irgend welche verpflichtende Kraft besitzen; sondern daß, wenn sie jemals verpflichten sollen, dies nur zufällig ist, damit nämlich nicht etwa größere Übel entstehen. Wer also unter Ausschluß der Gefahr, daß dadurch größere Übel entstehen, solche Gesetze übertritt, um, wie in unserem ‚Fall', Erholung zu suchen, handelt sittlich gut, wenn er in ehrbarer und gemäßigter Weise diese Erholung sucht; tut er es in unmäßiger Weise, so ist er der Unmäßigkeit schuldig, keineswegs aber einer Gesetzesverletzung" (a. a. O., Vorwort, S. VII).

5. Toleranz, Parität, konfessioneller Friede.

Die haßerfüllten Worte gegen Andersgläubige der Imago primi saeculi aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts sind Leitmotiv der gesamten „seelsorglichen" Tätigkeit des Jesuitenordens geblieben:

„Frieden ist ausgeschlossen, die Saat des Hasses ist uns eingeboren. Was Hamilkar für Hannibal war, das ist Ignatius für uns: Auf sein Geheiß haben wir an den Altären [den ketzerischen ‚Wölfen'] ewigen Krieg geschworen" (a. a. O. S. 843).

Eine Flut von Büchern und Pamphleten ist im Laufe der Zeit vom Jesuitenorden gegen „Ketzer" und „Ketzerei" ausgegangen. Die meisten von ihnen sind auf einen Ton gestimmt, der ein Gemisch von Wut und Gemeinheit darstellt.

Zeit und Gewohnheit haben manches gemildert. Aber Toleranz, Parität, konfessioneller Friede sind und bleiben von den Jesuiten schroff abgelehnte Dinge. Diese Grundlagen des modernen Kulturstaates betrachtet der Jesuitenorden als „Mauerfraß" am Gebäude der „christlichen Gesellschaftsordnung". Und wo es geht, besonders unter dem Schutze der so sehr beliebten Anonymität, speit er auch heute noch Gift und Galle gegen alles nicht Ultramontan-Katholische.

Nur jesuitische Autoritäten lasse ich zu Worte kommen.

Der gegenwärtige Ordensgeneral Franz Xaver Wernz (Jus Decretalium. Romae 1898, I 13. 52. 113):

„Zweifellos betrachtet die katholische Kirche alle Religionsgemeinschaften der Ungläubigen und alle christlichen [nichtkatholischen] Sekten als ganz und gar illegitim und jeder Daseinsberechtigung bar. Die gültig getauften Mitglieder der nichtkatholischen christlichen Sekten sind formelle Rebellen gegen die Kirche, wenn sie hartnäckig in ihren Irrtümern verharren. Denn durch die Taufe sind sie der absoluten und immerwährenden Herrschaft der Kirche unterworfen. Deshalb ist es ein schwerer Irrtum zu glauben, die verschiedenen christlichen Sekten, z. B. die Anglikaner, Lutheraner, Russisch-Orthodoxen usw., seien legitime Teile einer gewissen allgemeinen Kirche und der katholischen Kirche gleichsam als Schwesterkirche verbunden... Nur die katholische Kirche besitzt ein wirkliches Kirchenrecht, objektiv und subjektiv; was bei den anderen religiösen Gemeinschaften, seien es nun die der Ungläubigen, der Juden, der Ketzer oder der Schismatiker, zuweilen so genannt wird, ist nur ein Scheinkirchenrecht; deshalb ist auch nicht zu billigen, daß das Kirchenrecht der Katholiken, Schismatiker und Protestanten in ein und demselben Buche behandelt wird... Nach göttlichem Recht sind alle gültig getauften Katholiken, Schismatiker und Ketzer, auch wider ihren Willen und ohne ihre Einwilligung, den kirchlichen Gesetzen unterworfen".

Der Jesuit Lehmkuhl (Gewissens- und Kultusfreiheit: „Stimmen aus Maria-Laach". 1876, S. 195. 255. 256. 257. 258. 266. 406. 534. 536):

„Die katholische Kirche hält fest und hat es in der Neuzeit durch mehrere Päpste in feierlichen Erlassen ausgesprochen (Gregor XVI. Mirari vos vom 15. August 1832, Pius IX. Quanta cura vom 8. Dezember 1864), daß es eine irrige, verkehrte, ja eine wahnwitzige Behauptung sei, die der schmutzigen Quelle des Indifferentismus entstammt, wenn man als das jedem Menschen eigene Recht die Gewissensfreiheit proklamiert... Die Kultusfreiheit kann höchstens als ein geringeres Übel angesehen, vielleicht auch als ein notwendiges, um größere Mißstände zu verhüten... Insofern unter Kultus oder Konfession eine organisierte Gesellschaft für bestimmte, mit der [katholischen] Kirche disharmonierende gottesdienstliche Zwecke verstanden wird, gilt als Grundsatz: Naturgemäß besitzen die von der Kirche getrennten Konfessionen keine berechtigte Existenz; sie haben keine gesellschaftlichen Rechte... Wenn die von der Kirche getrennten Konfessionen als rechtsfähige Subjekte betrachtet werden, so können sie das nur insoweit, als sie im allgemeinen irgend welche Gottesverehrung sich zum Ziele setzen, nicht aber insofern sie speziell Wesleyaner usw. sind. In ihrer konkreten Form tragen sie den Charakter eines gotteswidrigen, falschen und somit die menschliche Natur und deren Forderungen fälschenden Zweckes an sich. Unter dieser Rücksicht können sie daher, mögen auch alle Reiche der Welt zu ihren Gunsten zusammentreten, nie ein Titelchen wahren Rechtes und wahrer Rechtsfähigkeit erhalten... Man wende nicht ein, daß die verschiedenen, von der Kirche getrennten Sekten doch nicht so naturwidrige Zwecke verfolgen, wie der heidnische Aberglaube in seiner vielköpfigen Mißgeburt. Das mag sein... Aber wenn auch der in gutem Glauben festgehaltene Irrtum den allgemeinen Zweck der Gottesverehrung bestehen läßt so nimmt doch der gute Glaube und selbst ein unverschuldeter Irrtum von dem spezifischen Charakter der einzelnen Sekten als solcher die Makel objektiven Truges und folglich objektiver Rechtsunfähigkeit keineswegs hinweg. Wenn der gute Glaube genügte, um objektives wirkliches Recht zu schaffen, ließe sich alles Mögliche rechtfertigen. Es liegt uns fern, hier einen Vergleich zu konstruieren; aber guter Glaube kann möglicherweise auch bei den Mitgliedern der Diebskaste in Madura sich finden... Der Staat ist verpflichtet, katholisch zu sein... Ein katholischer Staat und ein katholischer Fürst müssen die Verschiedenheit der [von der katholischen Kirche] abweichenden Konfessionen immer als ein Übel betrachten."

Der Jesuit Laurentius (Instit. jur. eccles. Freiburg 1903):

„Parität bedeutet in sich einen gewaltsamen und der von Gott gewollten Ordnung weniger entsprechenden Zustand" (S. 684). „Toleranz in dem Sinne, daß alle religiösen Meinungen für gleich wahr oder für gleich falsch gehalten werden, und daß keine vor der anderen Wahrheit bietet, ist falsch und gleichbedeutend mit der von der Kirche verworfenen Lehre des Indifferentismus. Nach dieser (falschen und verworfenen) Lehre soll es jedem freistehen, irgend welche oder gar keine Religion zu bekennen, woraus dann der falsche Grundsatz der vollen Freiheit für die einzelnen in Ausübung des religiösen Kultus von selbst hervorgeht... Gewissensfreiheit in dem Sinne, daß es der Willkür des einzelnen anheimsteht, Gott zu verehren oder nicht, ist, ebenso wie der religiöse Indifferentismus, der kirchlichen Lehre zuwider" (S. 656 f.). „Politische Toleranz ist zwar in sich fehlerhaft, unter gewissen Umständen aber gestattet... Die Lehre, nach der in einem Staate kein Kult dem anderen vorzuziehen sei, sondern alle religiöse Bekenntnisse nach gleichem Rechte behandelt werden sollen, ohne Rücksicht auf die Art des Volkes, wenn das Volk katholisch ist, ist der Kirchenlehre entgegengesetzt und von ihr verworfen; man vergleiche den Syllabus, Sätze 77—88. Unter Zustimmung der Kirche aber können gewichtige Ursachen, z. B. Vermeidung größeren Übels oder Bewahrung eines größeren Gutes, auch einen katholischen Fürsten bestimmen, in seinem bisher katholischen Staate die politische Toleranz einzuführen. Unter solchen Verhältnissen gestatten die katholischen Fürsten und Gesetzgeber die Duldung der anderen Religionsgemeinschaften als das geringere Übel; sie bleiben aber überzeugt, daß eine solche staatliche Einrichtung, ebenso wie der Abfall vom wahren Glauben, der richtigen Ordnung widerstrebt" (S. 658 f.). „Aus sehr gewichtigen Gründen haben die kirchlichen Synoden der Neuzeit den engen Verkehr zwischen Christen und Juden eingeschränkt. Den Pfarrern ist eingeschärft worden, darüber zu wachen, daß Christen nicht einen Dienst bei Juden nehmen, wodurch sie deren Hausgenossen werden; christliche Frauen sollen nicht Ammen sein in jüdischen Häusern, außer dem Hause können sie es unter Billigung des Pfarrers sein; christliche Frauen sollen sich nicht jüdischer Hebammen bedienen" (S. 660). „Man unterscheidet formale und materielle Ketzer und Schismatiker. Von den formalen Ketzern gilt: ‚Sei fest davon überzeugt und zweifle nicht, daß jeder Ketzer und Schismatiker mit dem Teufel und seinem Anhange das ewige Feuer teilen wird, wenn er nicht vor dem Tode dem katholischen Leben und der Kirche wieder einverleibt wird'... Die materiellen Ketzer und Schismatiker sind wegen der empfangenen Taufe den katholischen Kirchengesetzen unterworfen" (S. 660 f.).

Der Jesuit von Hammerstein (Kirche und Staat. Freiburg 1883):

„Der Staat muß, wenn anders er nicht Rebell sein will, gegen jene Autorität, der er seine ganze Autorität verdankt, katholisch sein, oder, wenn er es nicht ist, es werden" (S. 81). „Wir halten es für ein Unglück, daß man im Freiheitsschwindel von 1848 und den folgenden Jahren den Juden volles Bürgerrecht erteilt hat" (S. 83). „Für den regelmäßigen und gesunden Zustand halten wir denjenigen, in welchem die ganze Bevölkerung ohne religiöse Spaltung zu der von Christus gestifteten [katholischen] Kirche sich bekennt... Für einen nicht normalen Zustand halten wir dagegen jenen, in welchem ein großer Teil der Einwohner nicht katholisch ist... Die Freigebung aller Kulte — die Kultusfreiheit — darf nie weiter gehen, als die Umstände des einzelnen Falles es erheischen ... Im Falle eines Zweifels [über Gewährung von Kultusfreiheit] muß Aufklärung gesucht werden bei jenen, zu welchen Christus sprach: ‚Wer euch hört, hört mich'. Ein Monarch, auch ein konstitutioneller, muß, ehe er ein Gesetz unterschreibt, über dessen Zulässigkeit er nicht vollständig im klaren ist, Belehrung suchen, nicht etwa nur bei einem am Hofe befindlichen Theologen, sondern, gemäß der Wichtigkeit der Sache [der Gewährung von Kultusfreiheit], bei der höchsten Lehrautorität auf Erden, welcher es zusteht, in Sachen des Glaubens und der Sitten zu entscheiden, bei dem Statthalter Christi... Ein krankhafter Zustand, welcher durch die Umstände geboten werden kann, ist die Parität" (S. 180 bis 182).

Der Jesuit de Luca (Institut. juris. eccles. publici. Romae 1901):

„Die bürgerliche Toleranz ist, teils zur Verhinderung größeren Übels, teils zur Erlangung größeren Gutes, zuweilen und für beschränkte Zeit erlaubt, wenn 1. keine Gefahr vorhanden ist, daß die Einwohnerschaft des betreffenden Staates zur Ketzerei verkehrt wird; wenn 2. keine ausdrückliche Billigung der Ketzerei vorliegt; wenn 3. alle die Bedingungen gegeben sind, die überhaupt eine materielle Beihilfe zur Sünde oder ein Sichaussetzen der Gefahr, zu sündigen, erlaubt machen; wenn 4. der römische Papst darüber gehört worden ist... Für gewöhnlich ist die bürgerliche Toleranz unerlaubt, denn 1. sie arbeitet in [die Hände und gewährt Sicherheit dem Diebe [d. h. dem Nichtkatholiken]; 2. sie setzt die Katholiken der Verführungsgefahr aus; 3. sie stört die Ruhe der höheren Gesellschaft, nämlich der Kirche; denn wer einen Dieb in das Haus läßt, stört die Ruhe dieses Hauses. Sind aber, nach dem Urteile der Kirche, bestimmte Umstände vorhanden, so kann die bürgerliche Toleranz erlaubt sein" (I 251—254).

De Luca macht sich selbst einen Einwand (I 254 ff.): „Zweierlei Maß scheint die Kirche anzuwenden, denn in einem katholischen Staate verweigert sie den Nichtkatholiken die Kultusfreiheit, in einem nichtkatholischen Staate beansprucht sie die Kultusfreiheit für sich." Unter Berufung auf seinen Ordensgenossen, den Kardinal Tarquini, antwortet de Luca: „Der Einwand ist dem gesunden Menschenverstand entgegen, denn auch die Wahnsinnigen halten sich selbst für gesund, und dennoch findet es allgemeinen Beifall, daß Wahnsinnigen die Freiheit genommen wird, deren sich die Gesunden erfreuen. Ferner: entweder erkennen die Nichtkatholiken die Kultusfreiheit an oder nicht; erkennen sie sie nicht an, so können sie nicht die Kirche beschuldigen, wenn sie dasselbe tut, was sie selbst tun; erkennen sie aber die Kultusfreiheit an, so können sie noch weniger gegen die Kirche auftreten. Denn sie lassen Kultusfreiheit doch nur deshalb zu, weil sie glauben, daß man in jeder Religion, auch in der katholischen, das ewige Heil wirken kann. Daß also die katholische Religion bei ihnen Kultusfreiheit haben will, stimmt mit ihren eigenen Anschauungen überein; daß aber die katholische Kirche ihnen keine Kultusfreiheit gewährt, stimmt ebenfalls mit ihren eigenen Grundsätzen über Kultusfreiheit überein; denn da sie nur deshalb Kultusfreiheit gewähren, weil sie annehmen, daß man in jeder Religion gerettet werden kann, können sie einer Kirche, die den Glauben hat, daß man nur in ihr selig werden kann, keinen Vorwurf machen, wenn diese Kirche aus diesem Grunde anderen Religionsgemeinschaften Kultusfreiheit verweigert.

Der Jesuit Cathrein:

„Objektiv ist unter allen Kirchen die katholische allein daseinsberechtigt, weil sie allein die wahre ist. Mithin darf eine katholische Regierung in einem ganz katholischen Lande die öffentliche Ausübung anderer Religionsbekenntnisse an und für sich nicht gestatten, sonst verletzt sie das Recht der Kirche. Nicht, als ob eine Regierung aus sich zu bestimmen hätte, was wahr oder falsch, geoffenbart oder nicht geoffenbart sei, wohl aber, weil sie die Bürgschaft des unfehlbaren kirchlichen Lehramtes dafür hat. Und weil nach Gottes Absicht alle Regierungen und alle Menschen katholisch sein sollten, so dürfte es nur einen Religionskult auf Erden geben, nämlich den katholischen, so daß die ganze Menschheit eine große religiöse Familie unter dem römischen Papste, dem Stellvertreter Christi, bildete ... Das sind aber ideale Ziele, hinter denen die Wirklichkeit weit zurückbleibt. Tatsächlich finden sich heute in fast allen Staaten verschiedene Religionen nebeneinander in ruhigem Besitzstand. Wie hat sich nun eine katholische Regierung in einem Lande mit ganz gemischter Bevölkerung in bezug auf die verschiedenen Religionsbekenntnisse zu verhalten? Wir sagen: Eine katholische Regierung. Denn eine grundsätzlich paritätische Regierung muß den öffentlich anerkannten Bekenntnissen den gleichen bürgerlichen Schutz gewähren. Eine protestantische Regierung aber muß schon von ihrem eigenen religiösen Standpunkte, dem der freien Forschung, es ihren Untertanen anheimgeben, zu welcher von den christlichen Religionen sie sich bekennen wollen. Wenn protestantische Regierungen trotzdem so oft die Andersgläubigen verfolgten, so war das nur ein Beweis, wie wenig ernst man es mit dieser freien Forschung nahm. Die freie Forschung wurde nur so lange betont, als man derselben gegen die bestehende kirchliche Autorität bedurfte. Außerdem kann eine Regierung nur dann ein bestimmtes religiöses Bekenntnis allein dulden und andere ausschließen, wenn sie die unfehlbare Sicherheit von der Richtigkeit des einen und der Falschheit der übrigen hat. Wenn wir aber von den einleuchtenden Vernunftwahrheiten über das Dasein Gottes, die Vergeltung des Bösen und Guten im Jenseits und dgl., ferner von einigen Grundwahrheiten des Christentums absehen, so kann eine Regierung aus sich diese Überzeugung nicht gewinnen, sondern nur durch Vermittelung eines unfehlbaren, übernatürlichen Lehramtes. Auf ein solches kann sich wohl die katholische, nicht aber die protestantische Regierung stützen. Darf also eine katholische Regierung den verschiedenen christlichen oder selbst heidnischen (mohammedanischen, jüdischen) Bekenntnissen die volle Freiheit des öffentlichen Bekenntnisses gewähren, wenn einmal tatsächlich mehrere derartige abweichende Religionsbekenntnisse in ihrem Machtbereich vorhanden sind? Wir antworten: Ja, sobald dieselben, ohne größere Übel heraufzubeschwören, nicht mehr an ihrem Bestande verhindert werden können. Gewiß haben aus sich die nichtkatholischen Bekenntnisse kein Daseinsrecht, und die Einheit in der wahren Religion ist auch für den Staat selbst ein so großes Gut, daß er sie nach Möglichkeit aufrecht erhalten soll. Diese Möglichkeit hört aber dann, moralisch genommen, auf, wenn einmal mehrere Religionsgesellschaften in einem Lande festen Fuß gefaßt haben und ohne Heraufbeschwörung größerer Übel nicht gehindert werden können. Ja, noch mehr. Die katholische Regierung kann aus sehr dringenden Gründen den Anhängern anderer Bekenntnisse die öffentliche Ausübung ihres Kultus erlauben, sie darin, wie in ihren übrigen bürgerlichen Rechten schützen. Das ist die bürgerliche Toleranz, die wohl zu unterscheiden ist von der religiösen. Die religiöse Toleranz kann ein überzeugungstreuer, in seinem Glauben unterrichteter Katholik, mag er König, Minister, Bürgermeister oder Feldhüter sein, keinem Anhänger anderer Religionen gewähren; wohl aber kann und muß die katholische Regierung die bürgerliche Toleranz gewähren und üben, wo sie einmal zur Notwendigkeit geworden ist" (Moralphilosophie, II[4] 563 ff.).

* * *

Auch das Äußerste an „Toleranz“, die Ketzertötung, gehört zum eisernen Bestande jesuitischer Moral und Ethik.

Die Lehren der hervorragendsten Jesuiten des 17. Jahrhunderts (Bellarmin, Tanner, Laymann, Eskobar, Castropalao usw.) will ich übergehen. Hier stelle ich nur einige Äußerungen „moderner“ Jesuiten zusammen.

Der Jesuit J. L. Wenig (er war k. k. Professor und im Jahre 1866 Rektor an der Universität Innsbruck):

„Die Verhängung der Todesstrafe über Häretiker ist wenigstens nicht ungerecht gewesen, da das Verbrechen der Häresie nur durch die Todesstrafe gebührend gesühnt und mit Erfolg für die kirchliche und bürgerliche Gesellschaft unschädlich gemacht wird ... Wir haben gesehen, daß die kirchliche Inquisition mit den modernen Ideen über Toleranz, Aufklärung und Humanität sich nicht vereinbaren läßt, aber dessen ungeachtet rufe ich: es lebe die kirchliche Inquisition! Denn jene Ideen sind nicht bloß unchristlich, sondern auch unvernünftig, die Mission der Kirche aber, welche durch die Inquisition über die Reinheit der Glaubens- und Sittenlehre wacht, ist eine göttliche und darum von dem Zeitgeiste und den Zeitumständen unabhängige“ (Über die kirchliche und politische Inquisition. 1875, S. 65, 72. 74).

Der Jesuit de Luca (Institut. juris eccles. publici. Romae 1901):

„Zuerst exkommunizierte die Kirche bloß, dann fügte sie Geldstrafen hinzu, darauf die Verbannung, endlich schritt sie, wenn auch nur gezwungen, zur Todesstrafe. Denn da die Ketzer die Exkommunikation und Geldstrafen verachten, im Kerker und in der Verbannung aber andere anstecken, so ist gegen sie das einzig wirksame Heilmittel, sie frühzeitig an den ihnen gebührenden Ort zu schicken... Daß die Kirche das Recht hat, wenigstens indirekt [durch den Staat als Büttel] die Todesstrafe zu verhängen, ist für die Theologen so zweifellos, daß einige aus ihnen den schärfsten Tadel aussprechen gegen diejenigen, die der Kirche das Recht der Todesstrafe bestreiten. Suarez [der größte Theologe des Jesuitenordens] sagt: es sei katholische Lehre, daß die Kirche die Ketzer mit dem Tode bestrafen könne“ (I 143. 145) ... „Der Staat hat die Pflicht, den Ketzer auf Befehl und Auftrag der Kirche mit dem Tode zu bestrafen; er kann den von der Kirche ihm überlieferten Ketzer von dieser Strafe nicht befreien. Der Todesstrafe verfallen nicht nur diejenigen, die als Erwachsene vom Glauben abgefallen sind, sondern alle diejenigen, die der mit der Muttermilch eingesogenen Ketzerei hartnäckig anhangen. Wo diese Strafe besteht, verfallen ihr alle Rückfälligen in die Ketzerei, auch wenn sie sich bekehren wollen, sowie alle, die, wegen ihrer Ketzerei ermahnt, hartnäckig bleiben“ (I 143. 145. 146. 261 f.). „Ketzer und Apostaten, die früher einmal zur Kirche gehört haben, können von der Kirche durch körperliche Strafen und auch durch die Todesstrafe gezwungen werden, den wahren Glauben wieder anzunehmen. So lehren heute mit dem hl. Thomas von Aquin alle Theologen (I 270).

Im „Kirchenlexikon“ verteidigt die Berechtigung der Todesstrafe für Ketzerei unverblümt der Jesuit Granderath (V^2, 1445 ff.).

Er erklärt, die Strafen für Ketzerei: Verbannung, Vermögensbeschlagnahme und Todesstrafe erschienen der Jetztzeit hart „teils wegen der unserer Zeit eigenen sentimentalen Abneigung gegen ernste Ahndung der Verbrechen überhaupt, teils wegen eines unrichtigen Urteils über das Verbrechen der Häresie“.

Und an anderer Stelle des „Kirchenlexikons“ (XI^2 1827) schreibt der Jesuit Laurentius:

„Wenn die Kirche alle, die bei einem Todesurteil tätig gewesen sind, vom Dienste des Altars ausschließt, so folgt daraus nicht, daß diese Strafe nicht auch von ihr verhängt werden könne. Daß der Kirche wirklich das Recht zukomme, für schwere Vergehen gegen die religiöse Ordnung kraft eigener Macht auf Tod zu erkennen, ist mehrfach behauptet worden, doch läßt sich die Notwendigkeit eines solchen Rechtes nicht nachweisen, und auch aus der Offenbarung geht die Befugnis nicht klar hervor. Die Kirche hat sich damit begnügt, den Schuldigen dem weltlichen Arm zu überliefern, mit der Bitte, des Leben des Verurteilten zu schonen.“

Auch der Jesuitenorden selbst gibt, so offiziell wie möglich, seiner Billigung der Todesstrafe für Ketzerei einen sehr bezeichnenden und, wenn er nicht urkundlich vorläge, kaum glaublichen Ausdruck. In seiner „Studienordnung“ gestattet der Jesuitenorden den ihm zu Unterricht und Erziehung anvertrauten Knaben, „Hinrichtungen von Ketzern“ beizuwohnen:

„Zu öffentlichen Schaustellungen, Komödien und Spielen sollen sie [die Schüler] nicht gehen, auch nicht zu Hinrichtungen, außer etwa zu denen von Ketzern“ (Institutum Societatis Jesu. Romae 1870, II 541).

Erst im Jahre 1832 wurde dieser die Ketzertötung als erbauliches Schauspiel für Schüler deutlich bezeichnende Satz aus der „Studienordnung“ entfernt; aber nicht, weil der Orden die Sache selbst mißbilligte, sondern „weil diese Worte in verschiedenen Gegenden Anstoß erregen würden: expunguntur haec verba, quia

offenderent in variis regionibus" (Monum. Germ. paed. 16, 503).

* * *

Das sind die starren, bis zum Blutvergießen verschärften Grundsätze jesuitischer Unduldsamkeit. Einige Proben konfessioneller Verhetzung mögen das Bild vervollständigen.

Auch hier ziehe ich nicht die jesuitische Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts heran. Sie bietet des Gemeinen und Unflätigen in Fülle. Aber auch auf der Gegenseite redete und schrieb man nicht fein, und so mag darin der polemische Geifer des Jesuitismus seine Erklärung und Entschuldigung finden. Ich lege Äußerungen von Jesuiten der Gegenwart vor.

Der Jesuit Tilmann Pesch († 1899, vgl. oben S. 45) gehört zu den literarischen Größen der „deutschen" Ordensprovinz. Die jesuitische Zeitschrift „Stimmen aus Maria-Laach" (1899, 10. Heft), deren sehr eifriger Mitarbeiter er war, und der Jesuit Reichmann (Briefe aus Hamburg. Berlin 1905, 5. Auflage, Vorwort) preisen ihn als Gelehrten, Schriftsteller, Ordensmann und Prediger überschwänglich:

„Die ganze Bedeutung und Größe dieses Mannes zu würdigen, dazu ist hier nicht der Ort, und vielleicht ist auch die Zeit dafür noch nicht gekommen" (Reichmann S. J., a. a. O.).

Das konfessionell-polemische Hauptwerk des Jesuiten Pesch ist das Buch: Christ oder Antichrist. Briefe aus Hamburg (Berlin 1905, 5. Auflage, Verlag der Germania). Es erschien, nach beliebter jesuitischer Sitte, unter dem pseudonymen Verfassernamen: Gottlieb. Der dicke Band (955 Seiten) ist eine einzige pöbelhafte Verunglimpfung des Protestantismus und der Persönlichkeiten der Reformatoren, besonders Luthers:

„Zu einer historischen Schilderung Luthers gehört auch die, wenn auch nur summarische, Beleuchtung der Tatsache, daß die reformatorischen Grundsätze des großen Mannes nicht nur den Umsturz der Staatsordnung und des christlichen Familienlebens, sondern auch den Zusammensturz der gesamten sittlichen Ordnung bedeuten. Glücklicherweise hatten sich die dem Luthertum folgenden Volksstämme aus der vorreformatorischen Zeit so viel konservativen Sinn bewahrt, um bis jetzt nicht alle Konsequenzen der lutherischen Lehre an sich erfahren zu müssen. Auch hier ist es mir nicht möglich, Ihnen alle Momente aus Luthers Worten und Werken zusammenzustellen, welche zur Feststellung dieses Charakterzuges des lutherischen Reformationswerkes dienlich sind. Ich begnüge mich mit wenigem; aber dieses wenige ist zur Feststellung von Tatsachen vollständig genügend. Ich sage also — und ich fürchte nicht, daß ich mit meiner Behauptung bei irgendeinem denkenden Menschen auf Widerspruch stoßen werde —: Wer alle guten Werke in unzweideutigster Weise für Sünde erklärt — wer wiederholt klar und deutlich zur Sünde, d. h. zu jeder Übertretung der göttlichen Gebote und Verletzung des Gewissens auffordert — wer die menschliche Willensfreiheit hinwegleugnet — wer bei jeder Gelegenheit gegen den Wert der menschlichen Vernunft poltert — wer den Aberglauben (zu dem ja manche ungebildete Schichten des Volkes oft leider nur zu geneigt sind, nicht nur nicht bekämpft, sondern befördert und sich aneignet — wer das Prinzip lehrt und ausübt: der Zweck vermöge auch schlechte Mittel zu heiligen — ich sage, wer solche Lehren massenhaft und mit Bewußtsein verkündet, der darf mit vollem Recht als ein Revolutionär gegen die gesamte sittliche Ordnung bezeichnet werden. Nun will aber die gewissenhafteste wissenschaftliche Kritik alles das in Luthers Schriften gefunden haben. Und bis zur Stunde ist es noch niemandem geglückt, dieses Resultat der Wissenschaft als irrig nachzuweisen. Nur das eine steht fest, daß Luther auch wohl bisweilen das schroffe Gegenteil von obigen Sätzen hingeworfen hat" (S. 25 f.). „Wer Luthers Schriften liest, wird überrascht, wie oft und entschieden der Reformator die Unbezähmbarkeit der tierischen Lust im Menschen hervorhebt; jedem Anfalle der Sinnlichkeit müsse der Mensch willenlos unterliegen. Da sind weder irgend welche Gelöbnisse noch die Schranken der Ehe heilig zu halten . . . Anders schon stellt sich die Sache, wenn der Reformator immer wiederholt, alle Menschen seien ausnahmslos dem Laster der Unzucht verfallen und benützten immer und überall jede Gelegenheit, um allen Regungen der Sinnlichkeit die Zügel schießen zu lassen . . . Ich bin überzeugt, daß allen, die sich in christlich denkenden und christlich lebenden Kreisen bewegen, dergleichen Aussprüche vorkommen, wie die Bekenntnisse aus einer anderen, aus einer sumpfigen, überaus traurigen Welt. Und es drängt sich die Frage auf: Wie kommt ein Mann, der sich als Reformator der christlichen Kirche, als auserlesenes Werkzeug des dreimal heiligen Gottes aufspielt, zu einer so niedrigen, die Menschheit entehrenden Anschauung? Die Frage provoziert eine für den Reformator geradezu vernichtende Antwort, wenn man die zahllosen Stellen in Luthers Schriften herbeizieht, an denen er es mit dürren Worten für eine absolute Unmöglichkeit erklärt, der tierischen Leidenschaft entgegenzutreten . . . Nach Luthers Anschauung läge die Bestimmung des Menschen nicht auf dem Gebiete der Vernunft — die Vernunft gilt ihm ja als „Närrin", als „H . . . des Teufels" —, sondern auf dem Gebiete der Animalität. Des Menschen Würde bestände darin, wie jeder Baum, oder jedes Tier, recht fruchtbar zu sein" (S. 243 f.).

„Fürs erste ist es anerkanntermaßen ein Grunddogma des ganzen lutherischen Lehrgebäudes, daß es dem Menschen überhaupt unmöglich ist, irgendein göttliches Gebot zu halten ... Das Sündigen ist nach Luthers Lehre für jeden Menschen eine Notwendigkeit. Fürs zweite erklärt Luther, es sei dem Christen gestattet sich über alle Vorschriften der zehn Gebote hinwegzusetzen ... Wie Calvin, so lehrt auch Luther, Gott habe einige Menschen verdammt, die es nicht verdienten, und manche Menschen zur Verdammnis bestimmt, ehe sie geboren worden; dabei treibe er die Menschen zur Sünde und wirke alle Laster in ihnen; alles, was immer von uns geschehe, geschehe nicht durch freien Willen, sondern durch bloße Notwendigkeit ... Fürs dritte endlich knüpft sich hieran ganz folgerichtig die Warnung vor guten Werken, und die oftmalige Aufforderung, die Gebote zu übertreten und Sünden zu begehen; namentlich solle man Sünden begehen, um den Teufel zu ärgern" (S. 245 ff.).

„Ich erwähnte soeben der Versuchungen zum Selbstmord, denen Luther, wie er selbst bezeugt, ausgesetzt war. Dies erinnert mich an einige Vorhaltungen, welche mir Herr Pastor Walther in seinem Sendschreiben über meine Darstellung der letzten Lebenszeit des Wittenberger Reformators gemacht hat. Absichtlich hatte ich mich einer genaueren Darlegung enthalten, aus dem einfachen Grunde, weil sich darüber nach meiner Überzeugung auf die bis jetzt bekannten Daten hin nichts Bestimmtes sagen läßt. Von der letzten Lebenszeit hatte ich (anknüpfend an die Schrift „Wider das Papsttum zu Rom vom Teufel gestiftet") gesagt, selbst Luthers Gebet habe in Flüchen bestanden. Von Luthers Tode wurde nur gesagt, in jener Nacht sei seine Seele von ihm gefordert worden ... Um nun nochmals auf Luthers Tod zu sprechen zu kommen, so bietet Pastor Walther zum Abschluß seines ‚Sendschreibens' ein friedliches, höchst erbauliches Bild von dem sterbenden Reformator, wie solches von Luthers Gesinnungsgenossen Jonas und Coelius geliefert wird. Ich meinerseits wünsche gewiß von Herzen, daß der arme Mann sein durch schreckliche Gewissensbisse zerfoltertes Leben durch eine aufrichtige Reue beschlossen hätte und eines frommen, gottseligen Todes gestorben wäre. Wenn mir aber Walther zumutet, ich solle den von Jonas und Coelius gegebenen Bericht ohne weiteres als die Darlegung eines wirklichen Vorganges hinnehmen und im reuelosen Reformator einen sterbenden Heiligen erblicken, so finde ich das — gelinde gesagt — stark. Ich meinerseits besitze ebenfalls eine Erzählung über Luthers Hinscheiden, eine Erzählung, die wesentlich anders lautet. Gemäß dieser Erzählung hätte Luther — um es nur kurz anzudeuten — den Abend in einer heiteren Trinkgesellschaft zugebracht und wäre alsdann von den Dienern des Grafen Mansfeld wegen Übelkeit in sein Zimmer geleitet worden; am folgenden Morgen wäre er am Bettstollen erhängt und tot aufgefunden worden. Von Luthers Freunden wäre der wahre Hergang aus naheliegenden Gründen verheimlicht und das Gerücht ausgesprengt worden, der große Mann wäre in erbaulicher Weise eines gottseligen Todes geschieden. Was mich betrifft, so lege ich auf diese Erzählung kein Gewicht. Was würde aber Herr Pastor Walther wohl sagen, wenn ich ihm zumutete, diesen Bericht ohne weiteres als den einzigen, der Wirklichkeit entsprechenden hinzunehmen? Nicht nur er, sondern auch seine liberalen Amtsbrüder würden mit heiliger Entrüstung eine solche Zumutung zurückweisen. Und doch — wäre auch Luther wirklich in einem unseligen Augenblicke aus Lebensüberdruß der von ihm selbst eingestandenen Versuchung zu Selbstmord erlegen, so würde das ja, vom liberal-protestantischen Standpunkte aus betrachtet, gar nicht so schlimm sein. Selbstmord ist mit dem modernen Lebensideal wohlverträglich" (S. 357 ff.).

„Es handelt sich bei unserer Diskussion nicht um persönliche Schwächen einzelner Menschen, welche jeden prinzipiellen Gedanken mehr oder minder zu verdunkeln imstande sind. Zufälligkeiten kommen überall vor. Hiervon müssen wir absehen, um unsere ungeteilte Aufmerksamkeit auf das Wesen der Sache zu richten, auf die Idee eines Geistlichen, wie sie sich im Protestantismus entwickelt und andererseits im Katholizismus enthalten ist. Wenn z. B. der Protestant Joh. Heinr. Voß in seinem berühmten Heldengedicht ‚Luise' uns den jungen evangelischen Pastor schildert in ‚süßaufwallender Sehnsucht', wie er seiner Braut glühende Küsse ausdrückt und dem jungen Diener des Evangeliums ‚das Herz empört bangathmende Wollust', wenn dann spät abends am Ende des Hochzeitschmauses das soeben getraute Heldenpaar unter dem Tusch der Musik in gehobenster Stimmung von der Bühne verschwindet, nun, so mag man darin eine gelinde Abweichung von dem großen Gedanken des Weltapostels Paulus erkennen, von dem selbst Hase mit Widerstreben eingesteht, daß sich bei ihm eine Ungunst gegen die Ehe geregt habe" (S. 119).

„Aber schließlich handelt es sich doch nur um Dinge, bei denen ein Katholik allenfalls eine ehrbarere und delikatere Behandlung wünscht, gegen welche aber vom katholischen Standpunkt ebensowenig etwas eingewendet wird, wie vom protestantischen. Mit Recht findet der Protestant die Liebschaften seines Pastors ganz in der Ordnung, und der bekannte Schriftsteller Jean Paul bemerkt ganz zutreffend, daß der Begriff einer Braut fast ebenso notwendig zum Begriffe eines Predigtamts-Kandidaten gehöre, wie der einer Bibel; ohne Bibel und Braut könne man sich einen angehenden protestantischen Geistlichen gar nicht wohl vorstellen. Selbst dann, wenn ein Prediger ‚sieben Bräute' zu gleicher Zeit besitzt, scheut er sich nicht, in der Öffentlichkeit hiervon, wie von einem ganz normalen Vorkommnis, Erwähnung zu tun. Einverstanden. Der protestantische Pastor ist und bleibt Laie, er hat freie Zeit in Hülle und Fülle, er hat kein Gelübde getan, er ist frei. Eine ehrbare Eheschließung

steht ihm gerade so gut an, wie jedem anderen Laien. Während der katholische Priester vor Gott kniet und sein Brevier betet und die kranken Armen besucht, mag jener mit seiner Geliebten spielen. Wer fände daran etwas zu tadeln? Selbst wenn der Dichter uns den ‚Seelenhirten‘ in dichterischer Verklärung ‚hausväterlich prangend im Schlafrock‘, wenn er uns den Glückshimmel des evangelischen Pastors mit den Versen schildert:

Das Pfarrhaus ist hübsch und bequem für die Hausfrau,
Auch für den grübelnden Mann ein sonniges Stübchen in Aussicht,
Fehllos Scheune und Stall, auch Vieh und Ackergerätschaft,
Wie wir's alles gehofft von des Landbaus kundigem Vorfahr,

so wird an solcher Auffassung des protestantischen Predigerlebens kein vernünftiger Protestant Anstoß nehmen und ein Katholik noch weniger. Ohne ‚vorwärts gerichtetes Angesicht‘ geht es ja nun nicht. Während das Angesicht der römischen Christen wesentlich vorwärts gerichtet ist auf die glückliche Ewigkeit bei Gott, ist auch das Antlitz des verlobten Pastors wesentlich nicht immer rückwärts gerichtet. Das Glas aufhebend, ruft der bescheidene Pastor Walter:

O wie der Duft mich beseelt mit Ahnungen heiterer Zukunft!
Manchen redlichen Mönch (?!), wie unsern Pfarrer von Grünau,
Wird ein redliches Weib, wird Töchterchen lieben und Eidam.

Das ist, ich wiederhole, ja alles so selbstverständlich und ordnungsgemäß; nur, daß vielleicht der Katholik darüber ausrufen möchte: ‚O Natur, du scheinst mir gar zu natürlich.‘ Ja, auch dann, wenn der alte ehrwürdige Pastor im Hinblick auf den bevorstehenden Hochzeitsschmaus in die Worte ausbricht:

Mir ist heute so wohl und behaglich,
Als wenn man irgend etwas Gutes getan hat, oder auch tun will,

wird gewiß niemand an der seligen Stimmung des evangelischen Predigers Ärgernis nehmen; zumal, wenn man bedenkt, daß ja auch die Wittenberger Säule und Grundfeste des Protestantismus sich nirgends so wohl und behaglich fühlte, als bei der Befriedigung der Bedürfnisse des animalen Daseins. In der Beurteilung sittlicher Unebenheiten, welche im protestantischen Predigerleben vorkommen, pflegt man gnädig und nachsichtig zu sein. Mit Recht. Denn auch das Schlimmste muß als Bagatellsache erscheinen in einer Religion, deren hervorragende Stimmführer ausdrücklich erklären, die Vielweiberei sei gewissen Menschen ebenso natürliches Bedürfnis und deshalb Pflicht, wie überhaupt das Heiraten für Luther gewesen" (S. 551 f.). „Ganz anders die protestantische Auffassung. Hiernach verbleiben die Sünden auch in den Gerechten. Der Wille bleibt nicht etwa bloß den Anregungen zur Sünde ausgesetzt; nein, die Sünde selbst verharrt; auch die schrecklichsten Sündentaten sind mit der Heiligkeit vereinbar. Für alle Fälle bleibt ja der Wille in der aktuellen Bosheit der Sünde verstrickt. Aber die Sünden werden durch Christi Gerechtigkeit von außen her zugedeckt. Christus tut so, als wenn die Menschen Gerechte, Heilige wären, obgleich sie es gar nicht sind, sondern in Wirklichkeit durch Geiz, Unzucht und alle Laster zu sündigen fortfahren. Kann wohl mit dieser protestantischen Auffassung christliche Demut und aufrichtiger Reueschmerz verbunden sein? Gern gestehe ich, daß sich aus dieser reformatorischen Auffassung eine gewisse Selbstverachtung ergibt, wie Sie solche in den alten protestantischen Kirchengesängen nicht selten recht drastisch ausgedrückt finden; so auch in der bekannten Strophe:

Ich bin ein rechtes Rabenaas,
Ein wahrer Sündenkrippel,
Der seine Sünden in sich fraß,
Als wie der Roß den Zwibbel.
Herr Jesu! Nimm mich Hund beim Ohr,
Wirf mir den Gnadenknochen vor,
Und schmeiß mich Sündenlümmel
In deinen Gnadenhimmel.

Man ist noch nicht einig darüber, ob es dem Dichter dieser Verse nur um eine Satyre zu tun war, oder ob sie der ernste Ausdruck seines Glaubens sind; in jedem Falle ist der Inhalt vollkommen orthodox-lutherisch. Ich möchte aber doch erinnern, daß nicht jede Selbstverachtung und Selbstbeschimpfung schon christliche Demut ist. Auch jene moderne Wissenschaft, welche im Menschen nichts erblickt, als einen Atomhaufen, als das schmutzigste, selbstsüchtigste, grausamste Tier, übt eine ganz ungewöhnliche Selbstverachtung. Nicht minder ist die fortgeschrittenste Spekulation der Gegenwart mit ihrem absolut unabhängigen (autonomen) „Menschen" bereits zu einem erstaunlichen Grade der Menschenverachtung gelangt. Das gehört ja alles mit zu den Wohltaten und Segnungen, welche das deutsche Volk der Reformation zu verdanken hat" (S. 572 f.).

* * *

Diese in einem dicken Buche, das wegen seines hohen Preises keine weite Verbreitung finden konnte, getriebene Verhetzung genügten dem Jesuiten Pesch und der „deutschen" Ordensprovinz, als deren Werkzeug Pesch selbstverständlich handelte, nicht. Das Gift konfessionellen Haders mußte in die Massen kommen. Und so riefen der Jesuit Pesch und die „deutsche" Ordensprovinz ein noch heute bestehendes Unternehmen ins Leben, das religiöse Brunnenvergiftung und Schürung konfessionellen Hasses systematisch und billig betreibt: die im Verlage

der Berliner „Germania“ erscheinenden „Katholischen Flugschriften zur Wehr und Lehr“.

Seit im Jahre 1890 die erste Flugschrift: Luther und die Ehe, von Gottlieb (Pseudonym für den Jesuiten Pesch) erschienen ist, sind, Jahr um Jahr, viele Tausende von „grünen Heften“, das Stück zu 10 Pfennigen, unter die Katholiken Deutschlands geworfen worden. Fast alle sind auf den Ton wütendster und gehässigster Befehdung des Protestantismus gestimmt. Ihr Stil ist roh, z. B.:

„Wenn der Häuptling des evangelischen Bundes den Kriegspfad beschreitet, dann ist das in den Augen seiner Völker jedesmal ein Ereignis, dessen Widerhall durch ganz Europo geht; bleicher Schrecken ergreift dann die Ultramontanen, und es ist ihnen gerade so zumute, wie vor Zeiten den amerikanischen Hinterwäldlern bei der Nachricht, daß der Indianerhäuptling Zweyschlag (Two-Strikes) oder Sitting-Bull den Geistertanz tanze und das Skalpmesser schleife. . . Diese Taktik hat allerdings ihre nicht zu unterschätzenden Vorteile. Erstens werden alle Gänse im ‚Evangl. Bunde‘ ihre Hälse in die Höhe recken und in ein Geschnatter der Bewunderung ausbrechen: Ist aber unser Willibald [Professor D. Beyschlag] ein Held! Seine Erholung und Abspannung nach den Mühen des Semesters und den Festlichkeiten seines 70. Geburtstags besteht darin, daß er einen römischen Bischof moralisch vernichtet und im Vorbeigehen der ganzen katholischen Kirche die Knochen zerbricht! Und mit welcher Grazie er das tut! Wie die Katz mit der Maus, so spielt er mit dem armen Dr. Korum!“ (Flugschrift 80: Professor Beyschlags Anklagen gegen den Bischof von Trier, S. 1. 27).

Dem rohen Stile entspricht der Inhalt:

„Luther hat grundsätzlich und klar und beharrlich die Statthaftigkeit, die Erlaubtheit der Doppelehe und allgemein die Vielweiberei gelehrt. . . . Steht man auf dem Standpunkte Luthers, so dürfte wohl derjenige Prediger am meisten Lob verdienen, welcher die meisten Bräute besitzt“ (Luther und die Ehe, S. 18. 39). „Wie ganz anders klingt das Wörtchen ‚nur‘ in dem protestantischen ‚Nur aus dem Glauben‘! Da wird nicht gesagt, unser Mitwirken, unser Streben die Sünde zu meiden, unser Tugendringen erhielten nur aus dem Glauben in der Gnade seine Kraft und seinen Wert vor Gott, nein, es wird diese ganze Mitwirkung unsererseits, alles Streben nach Tugend und Haltung der Gebote und Ausübung guter Werke als überflüssig, ja als schädlich und verwerflich dargestellt. Christus hat alles getan, damit der Christ als ‚Lasterschweinlein‘ (so nach altprotestantischer Redeweise) fortfahren könne, behaglich sich im Schlamme der Sünde zu wälzen. Will der Christ dabei sein Gewissen beschwichtigen, dann genügt es, zu denken, Gottes Gutherzigkeit bestünde darin, daß er gar nichts darauf gebe, ob wir sündigten, fortführen zu sündigen, oder nicht. In diesem Sinne kann der Christ, der ‚dürftige Erdenkloß‘ sagen und singen:

Mein Gewissen beißt mich nicht,
Moses kann mich nicht verklagen,
Der mich frei und ledig spricht,
Wird auch meine Schulden tragen.

Also gerade so, wie ein flotter Studio, der sich in bezug auf Vermeidung sittlicher Ausschreitungen gar keine Grillen macht, und dabei den Glauben und das Vertrauen zu seinem weichherzigen Papa bewahrt, daß ihm die Erbschaft ungeschmälert zufallen wird!

Herr, ich will gerne bleiben, wie ich bin, dein
armer Hund,
Will auch anders nicht beschreiben mich und
meines Herzens Grund
— — — — — — — — — — — — — —
Ja, wenn ich mich recht genau, als ich billig
soll, beschau',
Halt' ich mich in vielen Sachen ärger, als die
Hund' es machen. . . .

Das ist der Sinn der lutherischen Rechtfertigungslehre. . . . In den verschiedensten Redewendungen lehrt Luther, man dürfe sich gar keine Mühe geben, ein sittenreines, tugendhaftes, mit den göttlichen Geboten übereinstimmendes Leben zu führen. . . . Diese Lehre Luthers steht da als eins der schrecklichsten Wahrzeichen in der Weltgeschichte, wodurch bekundet wird, wie weit sich der menschliche Geist verirren kann, wenn er einmal gegen Gott und dessen heilige Einrichtungen Opposition macht. . . . O, Sie Glückliche, denen Luther das Verständnis der Bibel so tief erschlossen hat, daß Sie auf alles Streben nach guten Werken, Tugend und Sittlichkeit Verzicht leisten können, und dabei singen, wie es in Ihrem alten Gesangbuch steht:

O Salemsjäger hetz' von unten
Mich Sündensau mit Gnadenhunden!
Zieh mir Dein Gnadenwammes an,
So bin ich köstlich angetan.“

(Der offene Brief des evangelischen Bundes an die katholischen Bischöfe, S. 16 f. 26 f. 29).

„Jede sittliche Ungebundenheit, jeder Niedergang der Moralität bedeutet im Katholizismus eine Abkehr, einen Abfall vom katholischen Prinzip. Nimmt man aber einmal das protestantische Prinzip von der ‚evangelischen Freiheit‘ an, so ist es einer höchst glücklichen Ungereimtheit zu danken, wenn nicht auf dem sittlichen und sozialen Gebiete die allerschlimmsten Folgen in die Erscheinung treten. In der französischen Revolution hat französische Heißblütigkeit mit eiserner Folgerichtigkeit aus den Prinzipien der Reformation die Konsequenzen gezogen. Wehe uns, wenn die deutsche Gründlichkeit in diese Bahnen einlenkt! Aber was hat man im Protestantismus getan? Die drei Räte des Evangeliums hat man vernichtet. . . . Dem Ehe-

mann rief man zu: Die Ansprüche der Leidenschaft haben vor der Heiligkeit des Ehegelöbnisses ebensowenig Halt zu machen, wie vor dem Gelöbnis der Keuschheit. Allen Menschen hat man in die Ohren geraunt: Der tierische Trieb ist unbändig und schrankenlos, und in allen seinen Ansprüchen berechtigt. . . Alle sittlichen Ausschreitungen, welche nach den Berichten der Sittlichkeitsvereine in unseren protestantischen Großstädten das Verderben des deutschen Volkes ausmachen, sind nach dem Prinzip, dessen unmittelbare Folgen uns Luther geschildert hat, durchaus statthaft" (Die Segnungen der Reformation, S. 66).

„Es gibt vielleicht keinen zweiten Lehrsatz, in dem sich Luther während der ganzen langen Zeit seiner reformatorischen Wirksamkeit so treu und so gleich geblieben ist, wie in diesem Stücke: Zwei oder mehr Frauen haben ist gut, aber besser und ratsamer ist es, sich mit einer zu begnügen, das war seine Lebensweisheit in jungen und alten Tagen, die er mündlich und schriftlich, öffentlich und heimlich, bei Tisch und im Hörsaal, — nur nicht auf der Kanzel, vortrug und der er auch in schlimmen Tagen, trotz aller Anfechtung, nicht untreu wurde . . . Logisch folgt aus dem von Luther, Bucer, Melanchthon und anderen Vätern des Protestantismus unter der Bank hervorgezogenen Evangelium nur, daß jeder Protestant das Recht hat, mit Dispens seines Konsistoriums oder Beichtvaters heimlich beliebig viele Weiber zu haben. Nimmt man dann noch hinzu, daß nach gewöhnlicher christlicher und protestantischer Lehre die Rechte und Pflichten für Mann und Frau gleich sind, so folgt weiter, daß auch die Protestantin das Recht hat, beliebig viele Männer zu haben. Das wäre logisch, aber das wäre zugleich herzlich schlecht. Daran kann selbst der Grundsatz Luthers: ‚sündige tapfer und glaube noch tapferer' — nichts ändern. Logisch folgt dann ferner aus dem Dogma vom allgemeinen Priestertum und aus Luthers klaren Aussprüchen, daß jeder Protestant auch sich selbst Dispens und Beichtrat erteilen kann, falls er es nur vor seinem Gewissen und der Bibel verantworten will. Und so wären wir denn ganz logisch auf dem Standpunkt angekommen, auf dem die Berliner Dirnen und Zuhälter stehen. Und nun sage einer, das seien keine schlechten Protestanten! Ist denn nicht jeder logische Protestant notwendig ein schlechter Protestant?" (Katholische und Protestantische Sittlichkeit, S. 27 ff.).

Der friedhässige Geist, der die gesamten „Flugschriften" durchzieht, kommt zu klarem Ausdruck in dem Geständnisse, das in der Flugschrift 51/52 offenherzig abgelegt wird:

„Sage man doch nicht, man dürfe die Überzeugung Andersgläubiger nicht verletzen. Es ist das unseres Erachtens nur ein Kunstgriff des Teufels, eine übelangebrachte Artigkeit und Schonung. Mit solcher Zurückhaltung ist weder der Wahrheit noch dem wahren Heile unserer protestantischen Mitbrüder gedient" (S. 86).

6. Praktische Anwendung der Jesuitenmoral.

Die Tausende von Beichtstühlen der Jesuiten und die Millionen von Beichtkindern, die ihr Inneres den Jesuiten zur Leitung überantworten, sind das eigentliche Gebiet, auf dem die Jesuitenmoral sich praktisch entfaltet. Dies Gebiet, obwohl ich es genau kenne, da ich selbst auf ihm tätig war, kann ich selbstverständlich nicht betreten. Ich führe einige geschichtliche Tatsachen an.

Le Bret berichtet in seinem „Magazin" (1, 201 f.) aus der Schrift Difesa del giudizio formato dalla Santa Sede Apostolica:

Als im Jahre 1624 die venezianische Flotte Scio bezwang, gab der siegreiche General Antonio Zeno Befehl, alle Türken aus der Insel zu vertreiben. Ungefähr 300 Renegaten, die jeder als Mohammedaner kannte, weil sie sich zu dieser Religion öffentlich bekannt hatten, flüchteten in eine Moschee und flehten um Gnade, unter dem Vorwande, daß sie Christen seien. Der General erstaunte und schickte den Pater Carlini, einen Dominikaner, der damals Generalvikar in der Levante war, jetzt aber Erzbischof von Napoli di Romania ist, hin, um sie wegen ihrer Religion zu befragen. Sie schrien laut, daß sie wirklich Christen wären. Es waren meistens Weiber, die, um sich mit Türken verheiraten zu können, öffentlich die mohammedanische Religion angenommen hatten. Nachdem sie aber ihren Fehler bereut hatten, schwuren sie heimlich in die Hände der Jesuiten wieder ab, und diese erlaubten ihnen, in öffentlicher Ausübung der mohammedanischen Religion fortzufahren, in den Moscheen sich einzufinden, die mohammedanischen Religionsgebräuche mitzumachen, während die Jesuiten ihnen heimlich die Sakramente reichten. Nachdem dies dem General gemeldet war, ließ er die Weiber den Jesuiten, auf die sie sich berufen hatten, gegenüberstellen, besonders aber dem Pater Lumaca, der den Weibern hauptsächlich Unterricht erteilt hatte. Die Jesuiten erkannten auch wirklich den größten Teil der Weiber als ihre Beichtkinder an. Man ließ also den einfältigen Leuten Gnade widerfahren. Den Lehrern aber gab man einen derben Verweis, daß sie des Ausspruches Christi sich nicht erinnert hätten: Wer mich verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater. Ich berufe mich auf keine toten Zeugen: der würdige Prälat von Napoli di Romania lebt noch, der diese Sache auf öffentlichen Befehl verhandelt hat und jedermann Zeugnis davon geben wird, der es verlangt. Außerdem werden noch als Zeugen ge-

nannt: der Erzbischof von Korinth, Bernardino Cordenos, Sekretär des Erzbischofs von Korinth, Antonin Gavazzi, Prior des Klosters Johannes und Paulus zu Venedig, die Dominikaner Maria Ferro und Angelus Bevilacqua zu Venedig: alle bezeugen eidlich die Wahrheit des Vorkommnisses.

Als Paul V. im Jahre 1606 im Streite lag mit Venedig, und die Jesuiten wegen ihrer Stellungnahme für den Papst aus Venedig ausgewiesen wurden, suchten sie auf alle Weise die ‚ketzerische' Republik zu schädigen; verkleidet schlichen sie sich in das venezianische Gebiet und rieten den Frauen, ihren Männern die eheliche Pflicht, und den Söhnen, ihren Vätern den Gehorsam zu verweigern, bis die Republik nachgegeben habe. In Konstantinopel stachelten sie die Türken zum Kriege gegen Venedig auf" (aus Briefen Paolo Sarpis bei Le Bret, Magazin, I 427 ff. und III 542).

Der Franziskaner und Bischof Ludwig Sotelo, der im August 1624 zu Foco in Japan des Glaubens wegen verbrannt wurde, schrieb im Januar desselben Jahres aus dem Gefängnisse zu Omure einen Brief an Papst Urban VIII., worin er gegen die Jesuiten schwerste Vorwürfe erhebt:

„Obwohl er von Rom als Bischof nach Japan geschickt worden sei, hätten sie seine Sendung zu verhindern versucht; die Kirche in Japan befände sich durch ihre Schuld in beklagenswertem Zustande, weil sie nicht wollten, daß andere Geistliche oder Ordensleute als nur sie dort tätig seien, obwohl für das weite Gebiet die 30 Jesuiten in keiner Weise ausreichten; sie streuten Verleumdungen gegen andere Missionare aus und untersagten den Gläubigen, diese in ihre Wohnungen aufzunehmen, obwohl es Zeiten der Verfolgungen seien. Die Jesuiten boten alles auf, um die Kraft eines solchen Zeugnisses zu vernichten. Sie hielten es für das Beste, die Wahrheit und Echtheit des Briefes zu leugnen und führten die Erklärung eines gewissen Johann Cevicos über die Ungenauigkeit der darin enthaltenen Tatsachen und die des Fra Peter Baptista an, welcher behauptet, daß die Unterschrift falsch und daß es nicht nur nicht die Hand des Fra Ludwig Sotelo, seines Mitbruders, sondern auch dieser nicht einmal ähnlich sei. Doch unglücklicherweise waren Dr. Cevicos und Fra Peter Baptista noch am Leben, weshalb beide gegen diese Erklärung protestierten, die ihnen von den Jesuiten zugeschrieben wurde; denn der eine bewies durch eine Schrift vor Notar und Zeugen, die am 10. Oktober 1628 beschworen wurde, daß alles, was ihn die Gesellschaft [Jesu] sagen lasse, eine unverschämte Lüge sei, und der andere widerrief den Zweifel, den er anfangs über die Unterschrift Fra Ludwigs ausgedrückt hatte, und versicherte, daß er nach sorgfältiger Prüfung dieselbe für echt, wie auch den Brief des heiligen Märtyrers für authentisch und desselben würdig halte" (Gioberti, Die neuen Jesuiten, II 698 f.).

Der Jesuit Mamachi ließ im Jahre 1759 die Knaben einer Klasse des Jesuitenkollegs zu Toulouse einen Aufsatz machen über das Thema:

„Die Heroen begehen zuweilen vom Glücke begünstigte Verbrechen. Ein glückliches Verbrechen hört auf, ein Verbrechen zu sein. Wen heute Frankreich mit dem schimpflichen Namen eines Räubers benennt, wird es einen Alexander nennen, wenn er vom Glücke begünstigt ist" (bei Reusch, Beiträge zur Geschichte des Jesuitenordens. München 1894, S. 56 f.).

Anselm Feuerbach teilt aus den Akten das Geständnis des katholischen Pfarrers Franz Riembauer mit, der am 2. November 1807 zu Ober-Lauterbach in Bayern seine frühere Köchin Maria Eichstädter in grauenhafter Weise ermordete. Er hatte mit ihr ein Kind gezeugt, und sie fing an, ihm durch Drohungen mit Anzeigen gefährlich zu werden:

„Bei meiner Zusammenkunft mit der Eichstädter zu Regensburg [so gestand Riembauer im November 1817 dem Untersuchungsrichter zu Landshut] erklärte sie mir, daß sie mich nicht lassen könne .. Meine Ehre, mein Stand, mein öffentlicher Kredit, alles, was mir heilig und teuer sein mußte, war durch die Ankunft der Eichstädter in Ober-Lauterbach bedroht. Ich dachte nun: was tust du, wenn sie dennoch kommt? Da fiel mir der Grundsatz des [Jesuiten] Pater Benedikt Stattler in dessen Ethica christiana ein, nach welchem es erlaubt ist, einem andern das Leben zu nehmen, wenn man seine eigene Ehre und seinen guten Ruf nicht anders zu retten vermag; denn die Ehre ist noch ein höheres Gut als das Leben, und gegen denjenigen, der unsere Ehre angreift, muß uns gleiches Recht der Notwehr zustehen, wie gegen einen Räuber. Ich dachte nun über diesen Grundsatz nach, welchen auch früher der Professor St. uns jungen Geistlichen in seinen Lektionen expliziert hatte, fand ihn ganz auf mein Verhältnis passend und machte mir ein dictamen practicum daraus. Meine Ehre, dachte ich mir, geht durch diese böse Person, wenn sie nach Lauterbach kommt und ihre Drohungen wahr macht, verloren; ich werde vom Konsistorium amoviert; mein Vermögen ist in dem nämlichen Augenblicke auch verloren; ich bin verrufen in der Diözese. Obgleich ich indessen schon damals über jenen Sattlerschen Grundsatz nachdachte und ihn auf meine Lage anwendbar fand, so war doch alles nur noch Idee, und ich dachte noch nicht auf die Art und Weise der Ausführung" (Aktenmäßige Darstellung merkwürdiger Verbrechen. Gießen 1829, II 86 ff.).

Diese Moral und Ethik, Toleranz, Parität und konfessionelle „Friedensliebe“ wurden in der Moraltheologie, die der junge Jesuit zwei Jahre vorgetragen erhält, theoretisch und praktisch gelehrt.

Ich hatte als moral-theologische Professoren die Jesuiten Frins (der später Beirat des Zentrumsführers Windthorst wurde) und Stentrup. Frins gab seiner Anschauung über protestantische Sittlichkeit dadurch Ausdruck, daß er mit Emphase erklärte: seiner Überzeugung nach sei jedes protestantische junge Mädchen schon mit 15 Jahren sittlich verdorben. Ein anderer Ausspruch von ihm war, er könne nicht begreifen, wie Eheleute sich einander ansehen könnten, ohne rot zu werden. Stentrup lehrte die Moraltheologie im engsten Sinne vergangener Zeiten. Fortschritt, Kultur und moderner Staat waren ihm verhaßt.

Durch die alle 14 Tage in jedem Hause des Ordens stattfindenden „Gewissensfälle“, bei deren Lösung alle Patres, auch die Oberen, zugegen sein müssen, bleibt die „Moraltheologie“ während des ganzen Lebens des Jesuiten für ihn gewissermaßen lebendig; sie soll ja Richtschnur seiner „Seelsorge“ bilden. In Exaeten, dem einzigen Hause, wo ich nach meiner wissenschaftlichen Ausbildung dauernd stationiert war, leitete die „Gewissensfälle“ der Jesuit Lehmkuhl. Einige seiner Grundsätze haben wir oben kennen gelernt. Lehmkuhl, die „klassische“ Autorität auf dem Gebiete der Moraltheologie, ist mit der ausgeprägteste Typus des Jesuitismus im schlechten Sinne des Wortes, dem ich begegnet bin. Nicht in dem Sinne, daß er selbst bewußt schlecht war; vielmehr gab er sich größte Mühe, tugendhaft und fromm im jesuitischen Sinne zu leben. Aber gerade deshalb hatte das jesuitische System von ihm vollständig Besitz ergriffen; die Umwertung moralisch-ethischer Begriffe, die es enthält, war in ihm verkörpert.

* * *

Auch das ist zur Charakteristik der jesuitischen Moraltheologie noch hervorzuheben. Lehmkuhl, der „große“ Moraltheologe, der für jeden „Fall“ hundert Lösungen zur Hand hat, der in seiner zweibändigen „Moraltheologie“ Tugend, Sünde und Versuchung anatomisch bis in ihre letzten Fasern zerlegt, war für seine eigene Person Sünde und Versuchung gegenüber völlig ratlos. Er wurde von Skrupeln förmlich verzehrt; bei jedem Schritt fürchtete er, Gott zu beleidigen, tägliche Beichte und Selbstbeichten waren für ihn etwas Gewöhnliches. Gleichzeitig aber verfocht er mit größter Seelenruhe alle Ungeheuerlichkeiten, die wir bei der Lehre von den Mentalrestriktionen usw. kennen gelernt haben.

Das Wort vom „Mücken-Seihen und Kamele-Verschlucken“ trifft nirgends mehr zu als bei der Jesuitenmoral.

Zweites Buch.

Die letzten Jahre im Orden.

(1887—1892.)

Erstes Kapitel.

Exaeten.

Mit dem „Examen rigorosum“ war für mich die wissenschaftliche Ordensausbildung beendet. Gewöhnlich schließt sich daran sofort das Tertiat, d. h. das sogenannte dritte Probejahr (tertius annus probationis), wodurch auch die asketische Ausbildung ihren äußeren Abschluß erhält. Ich wurde jedoch nicht gleich ins Tertiat, sondern zunächst als „Schriftsteller“ nach Exaeten geschickt.

Neun Jahre waren verflossen, seitdem ich als „Kandidat“ Exaeten betreten, sieben Jahre, seitdem ich es als angehender Scholastiker verlassen hatte.

Während dieser Zeit hatte sich das Haus gründlich verändert. Das Noviziat war von ihm nach Blyenbeck, und das Philosophat von Blyenbeck nach Exaeten verlegt worden. Außerdem hatte inzwischen die „deutsche“ Ordensprovinz dort ihre meisten „Schriftsteller“ versammelt, und endlich war Exaeten auch zum Wohnsitze der Redaktionen der in Deutschland weit verbreiteten Zeitschriften: „Stimmen aus Maria-Laach“ und „Die katholischen Missionen“ geworden.

Die einschneidenden inneren Veränderungen hatten große äußere zur Folge gehabt. An das alte, enge „Noviziathaus“ (domus probationis) war ein stattliches „Kollegium“ mit weitläufigen Gängen, zahlreichen Bibliothekzimmern, großer und prächtiger Kapelle angebaut worden.

Trat mir so Exaeten als ein Neues und Fremdes entgegen, so trat auch ich in es ein als ein Neuer und Fremder. Ja, die Umgestaltung, die das Geburtshaus meines Jesuitenlebens erfahren hatte, war nur ein schwaches Abbild der Wandlung, die mit meinem Innern vor sich gegangen war.

Voll Glauben an die katholische Kirche und deshalb voll Vertrauen in den von ihr hochgewerteten Jesuitenorden hatte ich vor neun Jahren die Schwelle Exaetens überschritten. Nicht mit jugendlicher Leichtherzigkeit! In heißen, schweren Kämpfen mußte ich mir den Entschluß abringen, die Welt zu verlassen und Gott zu dienen in „Armut“, in „Keuschheit“, in „Gehorsam“ als Jünger der „Gesellschaft Jesu“. Aber fester Glaube an die Wahrheit dessen, was durch die Luft des Elternhauses und durch die machtvollen Beispiele eines verehrten Vaters, einer geliebten Mutter in mir groß gezogen worden war, hatten mich Natur und tiefes individuelles Empfinden nicht zwar zum Schweigen bringen — das war unmöglich —, aber mit Füßen treten lassen, und mit dem Schwerte des religiösen Idealismus in der einen Hand hatte ich mir den Eingang zum Ordensstand erstritten, um mit der Kelle des Gebetes und der Abtötung in der anderen „den Turm christlicher Vollkommenheit“ aufzurichten, den von frühester Kindheit an jahrhundertealte, ererbte Sehgewöhnung meinen Augen als schimmerndes Heiligtum vorgestellt hatte.

Wie war inzwischen der Glanz dieses „Turmes“ verblaßt! Ja, wie waren seine Grundmauern erschüttert, als ich, nach fast vollendetem Jahrzehnt des Ordenslebens, den Ort wieder betrat, wo ich mit heißem, nimmer rastendem Bemühen die ersten Spatenstiche zu seinem Baue getan hatte!

* * *

Der Wille der Oberen hatte mich zum „Schriftsteller“ (scriptor) bestimmt. Zunächst sollte ich als Gehilfe bei den schon genannten „Laacher

Stimmen" und den „Katholischen Missionen" mich betätigen. Hauptleiter beider Zeitschriften war der Jesuit Fäh, ein Schweizer, der zugleich dem ganzen „Kollegium" als Vizerektor vorstand in Vertretung des schwer erkrankten Rektors, des Jesuiten Hermes, der bald darauf starb.

Daß Fäh in zweifacher Beziehung mein Oberer wurde, war für mich ein Glück und ein Unglück. Ein Glück, weil ich in ihm einen Mann fand, der trotz jahrzehntelanger Jesuitenerziehung — Fäh war aus dem Jesuitenpensionat Feldkirch in sehr jungen Jahren in den Orden getreten — sich sein Menschentum bewahrt hatte, der ein offenes Wort selbst sprach und es, von anderen gesprochen, verstand. Ein Unglück, weil gerade diese seine Art den Entwicklungsprozeß in mir, der auf Sprengung der Ordensbande hintrieb, hemmte und so den endgültigen Schritt hinausschob. Fäh besaß noch stark, was mir schon zu fehlen begann: den Glauben an die Kirche und ihre den Jesuitenorden schützende Autorität. Er sagte mir einst in schwerer Stunde, als ihn plötzliche Versetzung von Berlin nach Brasilien hart traf:

„Wenn ich nicht an die Göttlichkeit der Kirche glaubte, die dem Jesuitenorden ihre Gutheißung gegeben hat, ich hätte den Orden schon längst verlassen und würde mich so harten Befehlen nicht fügen."

Das Wort hat mir viel zu denken gegeben. Es wurde meine Stütze, als die „Göttlichkeit" der Kirche für mich in morsche Trümmer sank, nachdem die Gutheit des Ordens schon längst als Täuschung von mir erkannt war.

* * *

Von literarisch bekannt gewordenen Jesuiten wurden in Exaeten meine näheren „Genossen" (socii) die Jesuiten Langhorst, Baumgartner, Lehmkuhl, Beissel, Spillmann, Frick, Tilmann Pesch, Cathrein, Epping, Dressel, Dreves, Pachtler und Pfülf.

Mit keinem verknüpfte mich ein engeres Band — solche Bande soll es ja, der Ordensregel entsprechend, nicht geben —; mit jedem habe ich aber in den täglichen Erholungen und auf Spaziergängen viel verkehrt. Keiner, außer Baumgartner, überschritt an Begabung den Durchschnitt; alle, auch Baumgartner, hatten ihre Individualität, aufgefaßt als geistige Eigenart, verloren. Das Wissen einiger von ihnen war vielseitig; aber die materielle Vielseitigkeit wurde nivelliert durch formale Gleichförmigkeit von Schulung und Tendenz.

* * *

Näher getreten bin ich während meiner Exaetener Zeit dem Provinzial der „deutschen" Ordensprovinz, dem Jesuiten Ratgeb, oder besser, er ist mir näher getreten. Offenbar wollte er mich zu „höheren Dingen" erziehen.

Der Jesuitenorden versteht sich ausgezeichnet darauf, Vorteile der Geburt (Adel), Familienbeziehungen usw. auszunutzen; seine „Verachtung" solcher „Weltlichkeiten" ist Schein. Er weiß genau, was und wieviel sie wert sind für sein Wirken unter den Menschen. Und dies Wirken, nichts anderes, birgt sich unter dem Ordenswahlspruche: Alles zur größeren Ehre Gottes (omnia ad majorem Dei gloriam, gewöhnlich in der Abkürzung: O. A. M. D. G.). Treffen solche äußere Vorzüge in einem Individuum mit „Tugend, welche die Mittelmäßigkeit übersteigt" und mit „Wissenschaft, die genügt, um zur Zufriedenheit Philosophie und Theologie zu lehren", zusammen, so ist dies Individuum besonders geeignet, der „Gesellschaft Jesu" größere Dienste zu leisten. Und solch ein Individuum war ich lange Zeit hindurch in den Augen meiner Oberen. Jahraus jahrein hörte ich bei den zahlreichen „Gewissensrechenschaften", die den Oberen abzulegen sind: ich mache gute Fortschritte, ich würde ein besonders brauchbares Werkzeug „im Dienste Gottes" usw. Als nun meine wissenschaftliche und ein Jahr später auch meine asketische Ausbildung vollendet war, da nahm die mehr allgemeine und theoretische Anerkennung meiner „Brauchbarkeit" greifbare, praktische Gestalt an, und der Jesuit Ratgeb war es, der ihr durch große Vertrauenserweise die Gestalt gab. Einen der Vertrauenserweise, meine Sendung nach Berlin, behandle ich im folgenden Kapitel. Andere Erweise seien hier erwähnt.

Ratgeb gab mir in regelmäßigen, längeren Unterredungen Unterricht über die Regierungsart im Jesuitenorden. Teils kam er zu diesem Zwecke auf mein Zimmer, teils ließ er mich zu sich kommen. Es waren zwanglose Gespräche, bei denen auf sehr Verschiedenes die Rede kam, die aber deutlich den Zweck hatten, mich ins eigentliche Wesen des Jesuitismus einzuführen. Eine Zeitlang — ehe der endgültige Zusammenbruch meines katholisch-religiösen Gebäudes eintrat — war ich gelehriger Schüler, d. h. ich folgte den Ausführungen des

Provinzials mit Eifer und innerem Interesse. Dann aber wurde ich so ungelehrig, daß die vertraulichen Unterredungen ziemlich unvermittelt mit scharfen Mißtönen endeten. Von da an war der Jesuit Ratgeb mir ebenso abgeneigt, wie er mich früher bevorzugt hatte. Zwei von den Mißtönen sind hervorzuheben.

Das Gespräch war gekommen auf die Stellung des Jesuitenordens zum Papsttum seit Wiederherstellung des Ordens durch Pius VII. im Jahre 1814. Ratgeb beurteilte die Nachfolger Pius' VII.: Leo XII., Pius VIII., Gregor XVI., Pius IX. und Leo XIII. durchweg günstig, d. h. er hielt sie für Freunde des Ordens (einen anderen Standpunkt bei Beurteilung kirchen- oder profangeschichtlicher Dinge und Persönlichkeiten als den der Freundschaft oder Gegnerschaft zum Orden kennt der echte Jesuit nicht), mit Ausnahme Leos XII. Weshalb dieser Papst den Jesuiten nicht gewogen gewesen sein soll, wurde mir aus den Worten Ratgebs nicht klar, erschreckend klar wurde mir aber ein Zweifaches: der Haß, mit dem der einflußreiche Jesuit den „jesuitenfeindlichen" Papst beurteilte, und die kalte Entschlossenheit, mit der er die Notwendigkeit aussprach, solche Gegner zu „beseitigen". Ratgebs Worte, die sich unauslöschlich in mein Gedächtnis eingeprägt haben, lauteten:

„Glauben Sie, es sei unmöglich, Päpste, die dem Ordensinteresse entgegenstehen, zu beseitigen?"

Ich konnte die Worte nur in einem Sinne verstehen, und der Schrecken über den Sinn muß sich auf meinem Gesichte ausgedrückt haben, denn Ratgeb ging, nach einem durchdringenden Blick in meine Augen, plötzlich auf einen andern Gegenstand über. Deutlich bin ich mir bewußt, was ich hier schreibe, aber die gehörten Worte und ihr Eindruck auf mich sind nun einmal Tatsachen.

Der zweite Mißton:

Ratgeb hatte sich über den Einfluß des Ordens an Höfen und auf hervorragende Persönlichkeiten verbreitet; die Namen der Jesuiten Lamormaini, Vervaux, La Chaise und anderer waren gefallen. Es lag etwas Lauerndes in seinem Blick, als er dann sagte:

„Wollen Sie die Stelle als Erzieher der Söhne des österreichischen Botschafters in Paris annehmen?"

Schroff erwiderte ich: Nein, und schroff entließ mich der Provinzial. Das war das Ende unserer intimen Unterredungen.

Ich hatte die Empfindung, daß das Erzieherangebot eine Probe darstellte. Ratgeb, der meiner nicht mehr ganz sicher war, wollte wissen, ob ich „Tauglichkeit" zu „höheren Dingen" besäße. Wie es in Wirklichkeit damals mit mir stand: daß der Jesuitismus mir zum Greuel, und die katholische Kirche mir zur Ruine geworden, daß Blick und Wille auf Trennung von beiden gerichtet waren, ahnte er freilich nicht. Hätten er oder irgendein anderer es auch nur geahnt, der Weg zur Freiheit wäre mir unpassierbar verlegt worden. Statt meiner erhielt ein anderer Jesuit die von mir ausgeschlagene „Erzieher"-Stelle, die selbstverständlich dem politischen Einflusse des Ordens dienen sollte.

Ein anderer Vertrauenserweis.

Im Sommer 1889 schickte mich der Provinzial Ratgeb mit dem Jesuiten Tilmann Pesch nach Mainz, um an einer politischen Besprechung teilzunehmen, die dort im Hause des Bischofs Dr. Haffner stattfand.

Anwesend waren: Windthorst, Fürst Löwenstein (der jetzige Dominikaner), die Bischöfe von Mainz und Trier (Dr. Korum), der Chefredakteur der „Germania", Dr. Marcour, die Abgeordneten Lieber und Racké (der Weihnachten 1908 von seinem eigenen Sohne ermordet wurde), mein Onkel Freiherr Felix von Loë und drei Jesuiten: ich, Tilmann Pesch und Frins, der spätere Beirat Windthorsts in Berlin. Es sollte ein großes sozialpolitisches und apologetisches Unternehmen ins Leben gerufen werden. Der Meinungsaustausch war ein sehr lebhafter. Windthorst, als schlauer Politiker und Rechtsbeistand des protestantischen Herzogs von Cumberland, vertrat die mildere Richtung gegen Andersgläubige. Bischof Korum von Trier und der Jesuit Pesch befürworteten scharfe und schärfste Tonart, wobei bezeichnende Äußerungen fielen. Als z. B. auf den Hallenser Professor D. Beyschlag und seine Tätigkeit gegen die römische Kirche die Rede kam, stellte Pesch die Frage: „Ist er in seinem Privatleben nicht vielleicht angreifbar?" Typisch für ultramontan-jesuitische Kampfesweise! Die mehrstündigen Beratungen hatten ein unmittelbares Ergebnis nicht. Wohl aber ist dort zu Mainz der Gründungsgedanke einer konfessionellen, dem Zentrum Zutreiberdienste leistenden Organisation entstanden, der schließlich im „Volksverein für das katholische Deutschland" seine Verwirklichung fand. Und der Jesuit Pesch, dem es trotz der starken Hilfeleistung durch den Trierer Bischof Korum nicht (weil Windthorst widerstrebte) gelungen war, einen „apologetischen" Hetzverein ins Leben zu rufen, fing bald darauf an, auf eigene Faust die konfessionelle Hetze in den „Flugschriften zur Lehr und Wehr" zu betreiben, wobei er durch die

Berliner „Germania", die den Verlag der giftgeschwollenen Hefte übernahm (und auch heute noch besitzt), bereitwilligst unterstützt wurde. Auch der damalige Geschäftsführer der „Germania", er nannte sich „Direktor", ein gewisser Max Muschik, der, wenn ich nicht irre, bald darauf wegen seiner „direktorialen" Tätigkeit das Weite suchen mußte, nahm an der Besprechung teil.

* * *

Noch nichts habe ich gesagt über die vita communis im Orden, d. h. darüber, wie das tägliche Zusammenleben sich gestaltet. Ich meine nicht nach seiner äußeren Seite, die in der Tagesordnung ihren Ausdruck findet, sondern nach der inneren Art: Ton des Verkehrs, Verhältnis der einzelnen zueinander usw.

Da der Tag der Jesuiten nur zwei kurze Erholungszeiten aufweist, je eine Stunde nach dem Mittag- und Abendessen, und da, von Ausnahmen abgesehen, wöchentlich nur zwei Spaziergänge stattfinden, im übrigen aber die Regel Stillschweigen während des ganzen Tages vorschreibt, und Besuche in den Zimmern nur mit besonderer Erlaubnis des Oberen stattfinden dürfen, so ist für persönlich-geselligen Verkehr und für die Tugenden — natürliche und „übernatürliche" —, die er erfordert, nur wenig Gelegenheit vorhanden.

Im allgemeinen kann gesagt werden, daß der Ton in den gemeinsamen Erholungsstunden ein guter und heiterer ist. Ernste Mißhelligkeiten, ausgesprochen unfreundliches Benehmen, grobe Anfeindungen usw. gehören zu den Ausnahmen. Man sucht sich einander anzupassen. Allein die im gemeinschaftlichen Leben des Jesuiten zutage tretenden Tugenden sind keineswegs größer als diejenigen, die sich in jedem guten Familienleben offenbaren. Im Gegenteil, sie sind weit geringer. Denn der Jesuit hat diese Tugenden — Freundlichkeit, Gefälligkeit, Entgegenkommen, Opferwilligkeit, Selbstlosigkeit — nur zweimal am Tage während kurzer Zeit zu üben, das gute Familienleben verlangt sie ununterbrochen von früh bis spät.

In einer Beziehung steht aber das Jesuiten- und überhaupt das Ordensleben ganz auf gleicher Stufe mit dem von den Ordensleuten so sehr mißachteten „Weltleben". Menschlichkeiten: Neid, Mißgunst, Reibereien gibt es hier wie dort.

Nur einen Exzeß, oder vielmehr seine Folgen, habe ich während meiner Zugehörigkeit zum Orden in den Erholungsstunden erlebt. Der Jesuit P....... kam einst von einer seiner häufigen Exkursionen in stark angeheitertem Zustande zurück und nahm, da gerade die abendliche Erholung stattfand, in mehr als „animierter" Stimmung an ihr teil. Es war eine höchst ärgerliche Szene, um so ärgerlicher, als der Betreffende schon in nüchternem Zustande ein lärmender Schwätzer war. Ich habe nicht gehört, daß die grobe Ausschreitung des Ordensmannes von den Oberen, wie es sich doch gehört hätte, geahndet worden sei.

Das Vorkommnis habe ich nicht erzählt, um den Orden oder den betreffenden Jesuiten mit Steinen zu bewerfen, sondern um durch eine auffällige Tatsache zu beweisen, daß die „Heiligkeit" des Ordenslebens auch derbe Ausschreitungen nicht ausschließt. Dieser Jesuit P....... gehörte zu den hervorragendsten „Schriftstellern" der „deutschen" Ordensprovinz.

* * *

Was sieht nicht alles der gewöhnliche Laienkatholik im Jesuitenorden und in den Orden überhaupt! Und wie ganz anders ist die klösterliche Wirklichkeit!

Man hat — „man" bedeutet hier katholische Kreise, die im Ordensstande „die höchste christliche Vollkommenheit" erblicken — eine maßlos übertriebene Vorstellung von der „Vollkommenheit" der Ordensleute. In Wirklichkeit sind sie Menschen und bleiben Menschen. Nur durch die strenge Abgeschlossenheit, die sie als Mauer zwischen sich und der übrigen Welt aufrichten, gelingt es ihnen, den Eindruck der Übermenschlichkeit, der „Heiligkeit" hervorzurufen. Die Tugend des Ordensmannes, die umgeben und behütet ist von Hunderten von Regeln und Zäunen, die sich von Argusaugen auf Schritt und Tritt beobachtet weiß, und die so zum Straucheln und Fallen kaum Gelegenheiten hat, ist eben deshalb viel weniger echt und robust als die Tugend des „unvollkommenen" Weltmenschen, der, mitten im Strome des Lebens und seiner Versuchungen stehend, sie kämpfend bewahren muß.

Das Leben des Ordensmannes und der Ordensfrau ist, sind einmal die ersten Kämpfe der Trennung von Familie und Heimat vorüber — für viele wird die Trennung nicht einmal zum Kampf —, leicht und angenehm.

Während der Christ „niederer Ordnung", der „Weltmensch", wie er von den Ordensleuten verächtlich genannt wird, in Sorgen sich verzehrt, wie er sich und die Seinen durchbringt, leben

Ordensmann und Ordensfrau sorglos dahin: überall ist ihnen ein Haus gebaut, der Tisch gedeckt, das Bett bereitet. Und das Heiter-Ironische dabei ist, daß ihnen Haus, Tisch und Bett durch die milden Gaben der „an Vollkommenheit tief unter ihnen stehenden", sich mit den Sorgen des Lebens abplackenden „Weltleute" bereitet werden.

Wenn doch die „Weltleute" wüßten, wie es um die Klöster und ihre Insassen eigentlich bestellt ist! Es bedürfte dann weder einer Reform durch die geistliche noch einschränkender Gesetzesbestimmungen durch die weltliche Obrigkeit, um eine wirklich christlich-evangelische Vollkommenheit in den zahlreichen Ordensniederlassungen hervorzurufen oder um dem Parasitendasein so vieler Hunderte von ihnen das wohlverdiente Ende zu bereiten.

* * *

Auch eine eigentliche Nachtseite weist die jesuitische vita communis auf.

Das den Orden durchziehende Überwachungs- und Spionagesystem, die zur Regel und Pflicht erklärte gegenseitige Denunziation, lassen harmlosen Verkehr, Kameradschaft, Freundschaft (letztere ist übrigens ausdrücklich verboten) nicht aufkommen. Der Jesuit gibt sich auch dem Mitjesuiten nicht, wie er ist, sondern wie er scheinen möchte. Er hat keinen Freund, dem er sein Herz rückhaltlos öffnen darf. So kommt man sich im Jesuitenorden innerlich nicht näher, und deshalb kennt die jesuitische vita communis nichts von dem, worin Würze und Süßigkeit, das Erfrischende und Stärkende des menschlichen Verkehrs besteht: Herzlichkeit.

* * *

Zucht herrscht im Jesuitenorden, trotz aller Menschlichkeiten und trotz des sehr bequemen Lebens in ihm. Die Zucht äußert sich vor allem in der Promptheit, mit welcher der Jesuit sich hierhin und dorthin schicken läßt, buchstäblich von einem Ende der Welt zum anderen, oft von heute auf morgen. Da zeigen sich Opferwilligkeit und Selbstverleugnung in bewundernswertem Maße: jede Schwierigkeit wird überwunden, Gesundheit und Leben werden ohne Wimperzucken dahingegeben. Ein „Aber" gibt es jedoch auch hier.

Nichts will ich beim oft unleugbaren Heldentume des Jesuiten verkleinern. Aber hat nicht jeder Beruf seine opferfreudigen, todesmutigen Helden? Gibt es nicht Märtyrer der Wissenschaft so gut wie Märtyrer des Glaubens, und haben nicht Hunderttausende von Soldaten ihr Herzblut so bereitwillig für die Fahne vergossen wie die Missionäre für das Kreuz? Wenn alle diejenigen „heilig" und „selig" gesprochen würden, die in entsagungs- und opferreicher Lebensarbeit ihre Ideale hochgehalten oder die mit ihrem Blute ihr Streben und ihre Überzeugung besiegelt haben: die Welt hätte nicht Raum für die nötigen Altäre, und auf ihnen ständen die Abbilder von Männern und Frauen aus allen Berufen, und unter ihnen ständen auch Hunderte und Tausende solcher, die keine Christen waren, ja, die weder an Gott noch an ein Jenseits glaubten. Bei aller Anerkennung also dessen, was die Jesuiten (und auch die anderen religiösen Orden) an Heroismus aufzuweisen haben: die übrige Welt, die gläubige wie die ungläubige, kann sagen: auch wir haben Heroen.

Die enge Erziehung des Katholiken bewirkt, daß er fast nur seine „Märtyrer" und „Heiligen" kennt; schon der Ausdruck: „Märtyrer der Wissenschaft" ist ihm widerwärtig. So ging es Jahrzehnte auch mir. Als ich jedoch in späten Jahren den Heroismus des Menschentums, unabhängig von Religion und Konfession, in Helden und Heldinnen vor mir sah, als ich die Scharen derer erblickte, die sich geopfert hatten für rein menschliche Ziele und Zwecke: da verblaßte der Heiligenschein kirchlicher Heiligen und Märtyrer, in denen ich von da an nur Menschen sah, die, wie tausend und aber tausend andere auch, sich ihren Idealen geopfert hatten. Wesentlich hat das Aufleuchten dieser Wahrheit mir die Trennung von Kirche und Orden erleichtert.

Lassen wir also dem Jesuitenorden sein Heldentum; aber stellen wir es an den Platz, der ihm gebührt: in Reih und Glied mit den Millionen menschlicher Helden und Heldinnen aus allen Berufen, aus allen Völkern, aus allen Religionen und auch mit denen ohne Religion.

* * *

Neben schriftstellerischen Arbeiten, auf die ich noch zu sprechen komme, übte ich in Exaeten, oder besser von dort aus, auch seelsorgerische Tätigkeit. Auch in dieser Beziehung genoß ich das besondere Vertrauen der Ordensoberen. Beichthören, Predigen, Exerzitien-Geben, Missionen, Konferenzen (wissenschaftlich-religiöse Vorträge), kurz, das gesamte Gebiet jesuitischer „Seelsorge" wurde mir freigegeben.

Einige Einzelheiten.

Missionen (Volksmissionen) sind Exerzitien

für die Massen. Ihre augenblickliche, aber sehr vorübergehende Wirkung auf das Volk ist ungeheuer; vor allem werden die Beichtstühle umlagert. Ich habe eine besonders große Mission in Gelsenkirchen mitgemacht (im Jahre 1889 oder 1890). Vierzehn Jesuiten waren, man kann sagen, Tag und Nacht tätig. Vom frühesten Morgen (4 Uhr) bis 11, 12 nachts wurde Beichte gehört. Die ganze Stadt geriet in fieberhafte Erregung. Das „religiöse" Fieber, die Nervenerzitation ist überhaupt das Charakteristische der Missionen. Daß durch sie auch Gutes geschieht, soll nicht geleugnet werden; aber die Art und Weise, wie es geschieht, ist eine dem schlicht religiösen Geiste der Evangelien durchaus widersprechende. Suggestion ist alles; nach innen gerichtetes Sich-auf-sich-selbst-Besinnen fehlt. Die Äußerlichkeit herrscht vor.

Ein typisches Beispiel der dem Jesuitismus eigentümlichen äußerlichen „Seelsorge" teilt ganz unbefangen der Jesuit Rist mit (Die deutschen Jesuiten auf den Schlachtfeldern und in den Lazaretten 1866 und 1870/71, S. 120):

In einem Berichte an seine Oberen erzählt dort der Jesuit Sarazin, wie er zu Erfurt im Winter 1870/71 einen kriegsgefangenen Franzosen auf den Tod vorbereitet habe. „Alle Ermahnungen waren vergebens gewesen. Da ließ der Jesuit dem Kranken durch die barmherzige Schwester sagen, ‚daß er sich auf diese Weise ein Begräbnis bereite ohne priesterliche Begleitung'... ‚Wie, es ginge nicht einmal ein Priester mit meiner Leiche?' ‚Gewiß nicht, es darf keiner mitgehen.' ‚Nun, dann rufen Sie mir nur schnell den Pfarrer.' Noch am nämlichen Abend empfing er die heiligen Sterbesakramente und war so vorbereitet auf den Tod, der kaum etliche Tage auf sich warten ließ" (a. a. O. S. 120).

Solche „Bekehrungen" durch rein äußerliche Mittel (Fehlen eines Priesters beim Begräbnis) stehen in völliger Übereinstimmung mit der jesuitischen Morallehre, wie sie z. B. die Jesuiten Le Roux und Slaughter vortragen:

„Juenin meint, aus unserer [der Jesuiten] Lehre folge, daß ein Mensch, der 40 Jahre gottlos gelebt, dann mit bloßer Attrition [Reue aus Furcht vor ‚ewigen Strafen'] die sakramentale Lossprechung empfangen habe und gleich darauf durch eine tödliche Krankheit den Gebrauch der Vernunft verliere, ein Recht auf die ewige Seligkeit besitze, obschon er niemals, nicht einmal am Ende seines Lebens, Gott geliebt habe. Das geben wir unbedenklich zu" (Le Roux S. J.). „Es kann vorkommen, daß ein Mensch selig wird, der sehr oft alle Gebote Gottes übertreten und das erste Gebot der Liebe Gottes nie erfüllt hat, wenn er nämlich mit bloßer Attrition das Sakrament empfängt und gleich darauf stirbt" (Slaughter S. J.: bei Döllinger-Reusch, a. a. O. I 80).

Der Gegensatz zwischen Christentum und Jesuitentum kann kaum klarer hervortreten. Aber es ist begreiflich, daß derartige Theorie und Praxis große „seelsorgliche" Erfolge zeitigen, deren Dauer allerdings proportional ist zur Seichtigkeit ihres Untergrundes.

So sind denn auch, ähnlich wie bei den Exerzitien, die Predigten über Tod, Gericht, Hölle die eigentlichen Kraftzentren der Missionen. In ihnen wird der Zuhörer in sinnfälligster Weise bearbeitet und durch Furcht „bekehrt".

* * *

Interessante Mitteilungen darüber, wie der Jesuitenorden nach seiner Wiederherstellung die Missionen in Deutschland planmäßig wieder einführte, allerdings zunächst noch ohne „spanische und italienische Reiter, die wahren Lehrmeister, um die Ketzer zu bekehren", macht Jesuit Mundwiler in einer Schrift über den als Volksmissionar in Deutschland sehr bekannt gewordenen Jesuiten von Waldburg-Zeil aus dem fürstlichen Hause Zeil (Georg von Waldburg-Zeil S. J. Freiburg 1906, S. 77ff.):

„Der von Rom vertriebene Ordensgeneral Johannes Roothaan berief im Jahre 1849, auf einer Reise von Trier nach Belgien begriffen, die in Westfalen zerstreuten Jesuiten zu einer Besprechung nach Köln. Zugegen waren, außer dem Ordensgeneral Roothaan und seinem Begleiter, dem Jesuiten Villefort, die Jesuiten: Minoux, Behrens, Devis, Josef von Klinkowström, Stoppar, Burgstahler. Auch Graf Josef zu Stolberg-Stolberg, ein Sohn des Dichters Friedrich Leopold zu Stolberg-Stolberg und Gründer des Bonifatiusvereins, der selbst früher Jesuit gewesen war, nahm an der Besprechung teil. Das Ergebnis war der Beschluß, die Volksmissionen in Deutschland wieder aufzunehmen. So kamen, vom General (Pater Roothaan) und Provinzial (Pater Minoux) gerufen, folgende Jesuiten als Missionäre nach Deutschland: Ketterer aus England, Max von Klinkowström aus Australien, Roh aus Belgien, Haßlacher aus Frankreich, Anderledy und Pottgeißer aus Amerika.

Auch die Niederlassungen der Jesuiten (die sogenannten ‚Residenzen') in Köln, Bonn, Koblenz, Mainz, Münster, Paderborn, Regensburg, Gorheim, welche Zentren des über Deutschland ausgebreiteten Missionsnetzes wurden, verdanken ihr Dasein der Kölner Konferenz vom Jahre 1849."

Und trotz Ausweisung des Jesuitenordens aus Deutschland im Jahre 1873 geben die Jesuiten fort und fort, bis heute, in den verschiedensten Teilen des Reiches ungestört ihre Missionen und üben so eine der wirkungsvollsten Ordenstätigkeiten aus.

* * *

Exerzitien gab ich Gymnasiasten, Studenten, Herren, Frauen, jungen Damen, Nonnen, in Privathäusern und Erziehungsanstalten; ja, trotz meiner Jugend im Orden wurde ich auch schon für Exerzitien in Priesterseminarien bestimmt. Die dabei gewonnenen Einblicke in alle Verhältnisse des ultramontan-katholischen Lebens, auch nach seiner politischen Seite hin, waren äußerst lehrreich. Doch entziehen sie sich, ihres religiös-vertraulichen Charakters wegen, der Wiedergabe.

Eine Tatsache aus dem Bereiche der Exerzitien (allerdings nicht von mir gegebener) kann ich aber mitteilen, da sie schon vor Jahren die Öffentlichkeit beschäftigt hat. Sie zeigt, wie die „ausschließlich religiösen Exerzitien" auch politisch verwertet werden. Auch enthält sie ein Stimmungsbild echt jesuitischer Gesinnung.

Der Reichstagsabgeordnete Senatspräsident Dr. Petri schrieb am 17. März 1895 an die Redaktion des „Deutschen Merkur": „Kurz vor der Klosterdebatte im preußischen Abgeordnetenhause erhielt ich von dem Oberamtsrichter F. Beck einen Brief datiert Heidelberg, 4. Mai 1875, der im Original zu Diensten steht, welcher folgende Stelle enthält: ‚Der Jesuit Roh hat 1851 in den Exerzitien zu St. Peter [in Freiburg i. Br.] geäußert: „Unser Endziel ist, die Hohenzollern zu stürzen. Behaltet das im Auge. Und wenn ihr's verratet, wird es abgeleugnet werden. Die Klöster und kirchlichen Vereine werden diese Aufgabe zu lösen wissen." Dies teilte mir Pfarrer Napper als Ohrenzeuge auf Ehrenwort mit.'"

Den einzigen Gegenbeweis gegen die in sich glaubwürdige und gut verbürgte Äußerung des Jesuiten Roh bildet eine Erklärung des bischöflichen Ordinariats in Freiburg, die aber zur Sache nichts enthält: „In den Akten (!) stände über die Äußerung nichts; angesichts des § 15 der preußischen Verfassung und der Gesinnung Friedrich Wilhelms IV. hätte zu einer Äußerung des bezeichneten Inhalts nicht der Schatten eines Anlasses vorgelegen; einen Pfarrer Napper gäbe es nicht, wohl aber einen namens Nopper, welcher sich aber einmal gegen Volksmissionare wenig freundlich erwiesen habe, und deshalb (!) könnte es nicht wohl einen anfechtbareren Gewährsmann des Oberamtsrichters Beck geben als ihn."

Den Menschen, die sich in ihren religiösen Angelegenheiten an mich wandten, habe ich stets und überall mein Bestes zu geben versucht, so wenig das auch war. Auch als ich selbst nicht mehr katholisch glaubte, blieb ich bestrebt, anderen ihren Glauben zu erhalten. Solange ich den Charakter des Ordensmannes und Priesters äußerlich trug, mußte ich denen, die sich im Vertrauen auf diesen Charakter an mich wandten, das sein, was ich schien, und was sie in mir sahen. Das hielt ich für Pflicht.

Nur zweimal, in den allerletzten Zeiten meiner äußeren Zugehörigkeit zum Orden und zur Kirche, habe ich anders gehandelt. Da ließ ich den Menschen in mir und nicht den Schultheologen und Jesuiten zu Worte kommen: einer Kindesmörderin und einem Studenten gegenüber.

Die Kindesmörderin (sie hatte ein uneheliches, viel zu früh geborenes, lebensunfähiges Kind gleich nach der Geburt aus Scham und Verzweifelung getötet, die Tat lag Jahre zurück und war unbemerkt und ohne jede Folgen für andere geblieben) wollte, von ihrem Beichtvater dazu gedrängt, sich jetzt noch dem Gericht stellen. Inzwischen war sie glücklich verheiratet, und die Selbstanzeige hätte über ihre und ihres Mannes sehr geachtete Familien schwerstes Unglück und Leid heraufgeführt. Ich brachte sie zur Einsicht, daß die Tötung der lebensunfähigen Frühgeburt keine schwere Schuld gewesen sei, und daß die von ihrem Beichtvater verlangte Selbstanzeige geradezu ein Verbrechen wäre.

Dem Studenten nahm ich den Glauben an die „Ewigkeit der Hölle", der ihn bis zur Verzweifelung quälte. Unten komme ich auf dies unmenschliche und widerreligiöse „Dogma" zurück.

Sehr viele Beichten habe ich gehört in Deutschland, Holland, Belgien, England. Details verbieten sich hier von selbst. Wohl aber ist eine allgemeine Bemerkung am Platze.

Der Ultramontanismus, unter Führung des Jesuitismus, hat aus der religiös aufgefaßten Beichte ein Machtmittel sondergleichen sich geschaffen, um das katholische Volk aller Stände in allen seinen Beziehungen, privaten wie öffentlichen, seinen weltlich-politischen Herrschaftsbestrebungen dienstbar zu machen. Daß daneben in der Beichte auch Frömmigkeit zu ihrem Rechte kommt, daß dort auch Seelentrost gespendet wird, ist selbstverständlich, sonst ständen die Beichtstühle bald leer. Aber die religiöse Wirkung der Beichte ist zur Nebensache geworden

(das merken allerdings die beichtenden Massen nicht), die Beeinflussung des Menschen, des Bürgers, des Politikers usw. ist Hauptsache. Reinhold Baumstark hat den unheilvollen Einfluß des Jesuitenordens nach dieser Richtung hin treffend geschildert (oben S. 98f.; vgl. auch mein Werk: Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit, II³ 512ff. Leipzig, Breitkopf & Härtel).

Und doch: so unreligiös die Beichte in ihrem Betriebe auch geworden ist, so sehr sie tatsächlich auch das Zentrum eines Staates im Staate bildet, sie bleibt und muß bleiben ein Noli me tangere. Das weiß der Jesuitenorden, und auf diesem Wissen ruht die rücksichtslose Ausnutzung der Beichte und der „Seelenführung“ überhaupt für seine Herrschaftszwecke. Das Endziel aller seiner „Missionen“, „Exerzitien“, „Konferenzen“ und Predigten ist die Beichte. In ihr besitzt er den Hebel, mit dem er die Welt, zunächst die ultramontan-katholische, in seine Bahnen hebt.

Diese jesuitische Ausnutzung der Beichte ist so alt wie der Jesuitenorden selbst. Wir haben darüber das sehr kompetente Zeugnis des Papstes Klemens VIII. (1592—1605):

„Ich möchte wissen, was sie [die Jesuiten] alle Tage während drei oder vier Stunden im Beichtstuhle mit Personen, die täglich beichten, machen. Ich kann nicht umhin, aus diesem Treiben die Wahrheit von dem, was man ihnen vorwirft, zu schließen, daß sie sich nämlich durch das Mittel der Beichte Kenntnis von dem verschaffen, was in der Welt vorgeht“ (bei J. Friedrich, a. a. O. S. 49).

* * *

Zu meiner auch jetzt noch fühlbaren Freude kann ich sagen, daß ich selbst trotz jesuitisch-ultramontanen Drills, nie ein jesuitisch-ultramontaner Beichtvater gewesen bin. Stets habe ich die Beichte nach Möglichkeit auf das eigentliche Sündenbekenntnis eingeschränkt; niemals suchte ich durch sie in Familien- und Privatangelegenheiten usw. einzudringen. Alle derartige Eröffnungen durch Beichtkinder schnitt ich mit der Bemerkung ab: Die Beichte sei nur da zum Bekennen der Sünden.

Auch noch in anderer Beziehung war ich als Beichtvater unjesuitisch. Die vom Jesuitismus ins Maßlose gesteigerte Häufigkeit des Beichtens habe ich energisch bekämpft. Wöchentliche, ja tägliche Beichten haben die überspannte, ungesunde, jesuitische Frömmigkeit und mehr noch die Sucht des Ordens, die Menschen zu beherrschen, zur weitverbreiteten Unsitte gemacht. Das Kirchengebot kennt nur die Pflicht einmaliger Beichte im Jahre, es ist also sehr weit vom Anraten täglicher Beichte entfernt. Wenn ich auch nicht befürwortet habe, bloß einmal jährlich zu beichten, so suchte ich doch allzu häufige Beichten stark zu beschränken. Sie sind schädlich, machen den Menschen in seinem religiösen Leben jammervoll abhängig vom Beichtvater und züchten das sich und anderen schädliche Geschlecht der Skrupulanten und Betschwestern.

* * *

Auch Seelsorge im Inneren des Ordens übte ich. Lange Zeit hindurch hatte ich das Amt, den Laienbrüdern die „Punkte“ für die tägliche Morgenbetrachtung zu „geben“, d. h. ihnen den Betrachtungsstoff vorzulegen und zu erklären. Gern habe ich mit den einfachen Leuten verkehrt, und ich glaube, auch ihnen sagte meine Art zu.

Es ist einer der bezeichnendsten Züge des Jesuitenordens, daß er seine Laienbrüder geflissentlich in der „Einfachheit“, d. h. in möglichster Unbildung erhält. Die Ordenssatzungen bestimmen an zwei Stellen:

„Der als Laienbruder Aufgenommene soll nicht mehr lernen, als er schon vor seinem Eintritt in den Orden wußte“ (Examen gener., VI 6). „Keiner derjenigen, die für die häuslichen Verrichtungen aufgenommen werden, soll Lesen oder Schreiben oder, wenn er schon etwas wußte, noch mehr lernen“ (Reg. comm., reg. 14).

Der Orden will offenbar diejenigen, auf deren täglicher, regelmäßiger Arbeit Sicherheit und Stetigkeit seines äußeren Lebens beruhen, nicht den „Gefahren“ der Bildung aussetzen, durch die vielleicht Unruhe in die Reihen dieser nützlichen Leibeigenen gebracht werden könnte.

Ein anderes nicht unwichtiges geistliches Amt, das mir zugeteilt wurde, war das des Beichtvaters zur Zeit der Gelübde-Erneuerung.

Jeder Jesuit hat, bis er die „letzten“ Gelübde, sei es als „formierter Koadjutor“ oder als „Profeß“, ablegt, jährlich zweimal (gewöhnlich im Februar und Juni) seine Gelübde zu „erneuern“. Der „Erneuerung“ geht ein „Triduum“ mit besonderen geistlichen Übungen und eine Generalbeichte seit der letzten „Erneuerung“ voran. Für diese Semesterbeichten werden besondere, außerordentliche Beichtväter ernannt, damit, wenigstens zweimal im Jahre, die Möglichkeit vorhanden

sei, das Gewissen bei einem anderen als dem fest bestimmten Beichtvater zu entlasten. Selbstverständlich hat auch der außerordentliche Beichtvater die Verpflichtung, für ihm etwa gebeichtete „Reservatfälle" die Lossprechungsbefugnis beim Oberen zu erbitten oder den Beichtenden mit seiner „reservierten" Sünde an den Oberen zur Absolution zu weisen. So behält der Orden auch hier, trotz scheinbarer Lockerung der Zügel, die Kontrolle, wenigstens über die schwereren Verfehlungen seiner Mitglieder.

* * *

Mein eigentliches Amt in Exaeten war aber, wie schon gesagt, das eines „Schriftstellers".

Von der Pike auf habe ich gedient: Besorgen von Korrekturen, Schreiben von Probeartikeln, die korrigiert werden usw. Für die gute Schulung bin ich dem Orden aufrichtig dankbar. Daß ich ein guter Schüler gewesen, löst aber bei ihm wohl weniger freundliche Gefühle aus.

Sehr bald wurde ich an selbständige wissenschaftliche Arbeiten gesetzt. Kirchen-, besonders Papstgeschichte sollte mein Spezialfach werden. Es entsprach durchaus meiner Neigung.

Mit welch hohen Vorstellungen von der Reinheit, ja von der Göttlichkeit dieser Geschichte ging ich an meine Aufgabe! Nicht ahnte ich damals, welche entsetzliche Folgen dies Studium für mich haben werde: den Zusammenbruch meines Glaubens, den Abfall von ihm, die Trennung von Kirche, Orden und von meiner ganzen Vergangenheit. Ich nenne die Folgen „entsetzliche". Denn so sehr ich den Wert erkenne, den sie in mein Leben gebracht haben, und so sehr ich das Licht preise, das durch sie mir aufgeleuchtet ist: die Kämpfe, die ich durchmachen, die Leiden, die ich erdulden mußte, waren entsetzlich, und die Erinnerung an Früheres, an unwiederbringlich Verlorenes ist trotz allem, was ich gewonnen habe, eine bleibende, schmerzlich blutende Wunde. Man gibt nicht jahrzehntelang innig und aus tiefster gläubiger Seele verehrte Heiligtümer auf, man zerreißt nicht Bande, die sich vom Elternhause aus um Jugend-, Jünglings- und Manneszeit geschlungen haben, ohne bitterste Schmerzen. Aber dennoch: Dank dem Geschicke — ein vorausschauendes war es allerdings wohl nicht —, das mich durch die Hand des Jesuitenordens auf den Weg stellte, der schließlich in die Freiheit geführt hat.

Zwei Etappen auf diesem Freiheitswege wurden besonders bedeutungsvoll: Brüssel und Berlin.

Der Jesuit Fäh, mein zweifacher Oberer, schickte mich nach Brüssel, damit ich dort mit Hilfe der Bollandisten-Bibliothek gründlichere papstgeschichtliche Studien betreiben könne, als die Exaetener literarischen Hilfsmittel es gestatteten. Auch erhielt ich Erlaubnis, die öffentlichen Bibliotheken der belgischen Hauptstadt zu benutzen.

Im Jesuiten de Smet, dem damaligen Oberen der „Bollandisten", fand ich für meine Studien einen liebenswürdigen, stets bereiten Führer und Berater. Daß er, wie ich fest glaube, Skeptiker war, hat seiner menschlichen Vortrefflichkeit nichts geschadet.

Meine Zeit in Brüssel war knapp bemessen. Allein ich habe sie gut benutzt, und das Studium von Geschichtswerken, die nicht auf ultramontan-katholischem Standpunkte standen, sondern Kirche und Papsttum frei, von lediglich wissenschaftlichen Gesichtspunkten aus beurteilten, wurde für mich zu einer Offenbarung. Mit 38 Jahren las ich solche Werke zum ersten Male! So etwas gab es also? Papsttum und Kirche lassen sich auch von anderer Seite auffassen? Ihre Geschichte ist nicht nur Licht, sie enthält auch schwärzeste Schatten? Solche Fragen und Gedanken stürmten wie eine Flut auf mich ein und brachten Mauern ins Wanken, die bisher jeden Ausblick auf „die andere Seite" der „göttlichen" Kirche und des „göttlichen" Papsttums verhindert hatten.

Nach Exaeten zurückgekehrt, machte ich dem Jesuiten Fäh andeutungsweise Mitteilung von den erhaltenen Eindrücken. Der Ernst, den die Brüsseler Erfahrungen für mich bargen, muß ihm, vielleicht wegen meines nur sehr vorsichtigen Berichtes, nicht recht aufgegangen sein, denn er ging mit ein paar leichten Bemerkungen von „Versuchung" und „Kampf" darüber weg. Sehr bald schon traten „Versuchung" und „Kampf", aber in anderer Weise, als Fäh es gemeint hatte, durch ihn selbst an mich heran.

Eines Tages eröffnete er mir:

„Windthorst wünscht, daß die Frage des Kirchenstaates wieder in den Vordergrund gerückt wird; zunächst sollen die ‚Laacher-Stimmen' Artikel über den Gegenstand bringen, welche die Notwendigkeit des Kirchenstaates für die Freiheit des Papstes beweisen, dann sollen die Artikel als Broschüre erscheinen; setzen Sie sich sofort daran und schreiben Sie die Artikel; unbeschränkter Raum ist Ihnen in den ‚Laacher-Stimmen' bewilligt."

Als ich den Befehl erhielt — ein Befehl war es —, war in meinem Inneren alles in Aufruhr, und gerade um das Papsttum kämpften Erkenntnis und Wille. Selbst die früher schon erwähnten dogmatisch-religiösen Schwierigkeiten waren in den Hintergrund getreten vor den Fragen: Ist der Papst „der Stellvertreter Christi"? Ist das Papsttum göttlichen Ursprunges? Ist es der unfehlbare Führer in Religion und Sitte? Ob Christus wahrhaftig und lebendig in der konsekrierten Hostie gegenwärtig sei, ist für das religiöse Leben des katholischen Christen, und zumal des Priesters, von ungeheuerer Wichtigkeit, aber es ist schließlich eine Frage des Glaubens. Ob aber das Papsttum diejenige Rolle in der Welt gespielt, ob von ihm in Religion und Sitte im Laufe der Jahrhunderte diejenigen Segnungen ausgegangen sind, die sein „göttlicher" Ursprung und seine „göttliche" Mission naturnotwendig fordern, sind Fragen der Geschichte, mit den Mitteln der Geschichte zu lösen. Und ich hatte in den Brüsseler Bibliotheken schon zu tief in Kirchen- und Papstgeschichte hineingeschaut, um die Fragen noch freudig und zweifelsfrei bejahen zu können.

So traf mich der Auftrag, das Papsttum zu verteidigen und es hinzustellen als die göttliche Einrichtung, der ein Unrecht geschähe, wenn man ihr nicht auch eine weltlich-souveräne Stellung mit territorialem Besitz gewähre, hart. Ich versuchte mich der Sache zu entziehen unter Hinweis auf Befähigtere, Gelehrtere. Fäh, der sehr kurz angebunden sein konnte, wollte nichts von Entschuldigung hören: „Sie schreiben die Artikel, und damit basta!"

Ich hatte nicht den Mut, mein Inneres zu enthüllen — ein Glück, daß ich es nicht tat, sonst stände ich heute nicht, wo ich stehe —, und schrieb die Artikel. Aber wie? Aus eigener Überzeugung konnte ich nichts geben. So nahm ich, was andere darüber geschrieben hatten. Nur die Zusammenstellung ist mein Werk. Artikel und später die Broschüre wurden sehr gelobt. Windthorst, der intellektuelle Urheber meiner Leistung, hat mir in Berlin wiederholt seine besondere Anerkennung über sie ausgesprochen; und der Zentrumsführer Dr. Porsch erzählte mir während eines Mittagsmahles beim Berliner katholischen Propst Jahnel: Auf der Generalversammlung der Katholiken in Bochum habe der Redner über das Papsttum, Freiherr von Wendt-Gevelinghausen über „meine Kirchenstaatsbroschüre geredet".

Weit peinvoller noch gestaltete sich für mich eine zweite schriftstellerische Arbeit.

Mein Provinzialoberer, der Jesuit Ratgeb, beauftragte mich, eine Verteidigungsschrift des Jesuitenordens zu schreiben, unter dem Titel: „Warum sollen die Jesuiten nicht nach Deutschland zurück?" Es war nach meinem Aufenthalte in Berlin (folgendes Kapitel). Der religiöse Zusammenbruch hatte sich in mir vollzogen, und die Notwendigkeit, Orden und Kirche verlassen zu müssen, drängte sich mir auf. In dieser Verfassung sollte ich zum offiziellen Verteidiger des Ordens werden! Ich habe getan, was ich konnte, um der wahrhaft schrecklichen Bestimmung zu entgehen. Ratgeb hatte mir gesagt, wie wirkungsvoll es sei, wenn ein dem Jesuitenorden angehöriges Mitglied des deutschen Adels die Schrift schriebe. So bat ich ihn denn, von mir abzusehen und etwa die Jesuiten Prinz Radziwill, Graf zu Stolberg-Stolberg, Freiherr von Hammerstein, Freiherr von Geyer-Schweppenburg, die schon viel länger im Orden seien als ich, für die Aufgabe zu bestimmen. Vergebens! Ich sei der Geeignetste. Wiederum: entdecken durfte ich mich nicht; niemals wäre ich zur Freiheit gelangt, wie ich weiter unten ausführen werde. So nahm ich an: ein widerwilliger Sklave des Gehorsams, ein Heuchler vor mir selbst.

Und doch wollte ich nicht ganz Heuchler sein. Ich versetzte mich zurück in die Jahre des Noviziats, als ich noch glaubte an die Vortrefflichkeit des Ordens. Und den damaligen Glauben schrieb ich mir dann von der Seele herunter; das Ordensideal, was mir damals vorgeschwebt hatte, ließ ich wieder in mir erstehen und zeichnete es in Worten. Die Schrift wurde so zum Bekenntnisse d'outre tombe: ein schauerliches Grab, in welchem religiöser Glaube und Jugendideale moderten, lag dunkel klaffend zwischen dem Schreiber und dem, was er schrieb.

Aber eine Heuchelei war die Schrift doch. Seine Erklärung, nicht seine volle Rechtfertigung findet der Selbstbetrug in meiner Zwangslage. Für mich hieß es: entweder schreiben und die Möglichkeit behalten, frei zu werden, oder nicht schreiben und die Gewißheit haben, als Unfreier in schlimmster Gefangenschaft vielleicht noch ein langes Leben leben zu müssen. Komme man erst einmal in derartige Lagen, und dann hebe man (wenn man es dann noch kann) Steine gegen mich auf!

Eine dritte größere Schrift von mir betitelt

sich: „Christ oder Antichrist". Sie ist die Frucht meines Berliner Aufenthaltes. Dieser Aufenthalt hat mir die Freiheit gebracht (folgendes Kapitel), aber manche fest gewurzelte, weil ererbte, dogmatische Anschauungen stieß ich erst viel später ab. So das Dogma von der metaphysischen Gottmenschlichkeit Christi (die Zwei-Naturenlehre: Gott und Mensch). Die Wahrnehmung, daß die bedeutendsten protestantischen Theologen dies „Grunddogma des Christentums" leugneten, begriff ich damals nicht; ich fand die Leugnung antichristlich. Und so stellte ich in der genannten Schrift, deren Abfassung von den Ordensoberen lebhaft befürwortet wurde, Stellen aus neueren protestantisch-theologischen Werken zusammen, in denen die Gottheit Christi geleugnet wird, und setzte ihnen die althergebrachten Beweise für Christi Gottheit gegenüber.

* * *

Ein schriftstellerisches Unternehmen, zu dem ich dringend aufgefordert wurde, habe ich abgelehnt, und das freut mich jetzt noch.

Der Jesuit Tilmann Pesch begehrte mich vom Provinzialoberen als Mitarbeiter für seine „Flugschriften zur Wehr und Lehr". Die Persönlichkeit von Pesch und mehr noch die rohe Art seiner konfessionellen Polemik waren mir aber so widerwärtig, daß ich, auf das Risiko hin, schwarz angekreidet zu werden, rundweg ablehnte und dem Provinzialoberen Rateb auch den Grund der Ablehnung angab. Er erwiderte nichts. Pesch hat mir den „Korb" nie verziehen.

* * *

Solange ich Jesuit war, fand meine schriftstellerische Tätigkeit innerhalb wie außerhalb des Ordens viel Anerkennung. Kaum hatte ich den Orden verlassen, wurde sie von denselben Leuten, die sie bis dahin gelobt hatten, heruntergerissen. Das ist nun einmal jesuitisch-ultramontaner Brauch; „Hosianna" und „Kreuzige ihn" liegen dort, wie übrigens überall, sehr dicht beieinander.

Übrigens schließe ich mich selbst der „Herunterreißung" durchaus an. Die Schriften meiner Jesuitenzeit sind minderwertig nach Form und Inhalt. Sie konnten nicht anders sein. Denn sie waren entstanden zu einer Zeit, da schon alle religiöse Begeisterung in mir erloschen war, da Zweifel an meinen religiösen Überzeugungen nagten, und sie wurden zum Teil geschrieben gegen meine Überzeugung unter dem Drucke jesuitischen Gehorsams und qualvoller äußerer Verhältnisse. Wie kann aus solchen Quellen Gutes fließen!

Sehr bald nach meinem Austritte habe ich denn auch meine jesuitische Schriftstellerei, besonders die Schrift über den Kirchenstaat und diejenige für den Orden, öffentlich verleugnet. Und ich habe ein Recht zur Verleugnung, denn ich war nicht moralisch frei, als ich sie schrieb.

Über die Schrift: „Warum sollen die Jesuiten nicht nach Deutschland zurück?" übrigens noch ein nicht unwesentliches Wort.

Sie ist in bezug auf das Tatsächliche und Geschichtliche äußerst oberflächlich und voll objektiver Unwahrheiten. Daran bin aber nicht ich schuld, sondern der Orden, der, wie schon hervorgehoben, die Wahrheit über sich und seine Geschichte mit äußerster Sorgfalt vor seinen Mitgliedern und Anhängern verbirgt. Was ich dort zur Verteidigung des Ordens anführe, ist jesuitischen Schriftstellern entnommen, von denen ich selbst damals noch nicht wußte, wie sehr sie die Wahrheit fälschen. Die eigentliche Geschichte des Ordens habe ich erst nach meinem Austritte aus ihm kennen gelernt. Hätte ich sie vor Abfassung meiner Verteidigungsschrift gekannt, nichts, auch nicht die Voraussicht schlimmster Folgen, würde mich abgehalten haben, den Auftrag, die Schrift zu schreiben, abzulehnen. Ich hatte zwar damals mit dem Jesuitenorden schon innerlich gebrochen, aber auf Grund meiner eigenen Erfahrungen, und weil der religiös-katholische Glaube in mir ins Wanken geraten war, nicht, weil ich die Geschichte des Ordens kannte. Sie kennen von 1000 Jesuiten keine zwei.

* * *

Zu den interessanten Erfahrungen meiner jesuitischen Schriftstellerzeit gehört auch folgendes:

Im Jahre 1889 erschien das Werk: „Geschichte der Moralstreitigkeiten in der römisch-katholischen Kirche seit dem 16. Jahrhundert, mit Beiträgen zur Geschichte und Charakteristik des Jesuitenordens, auf Grund ungedruckter Aktenstücke bearbeitet und herausgegeben von Ignaz von Döllinger und Fr. Heinrich Reusch." Es bildet ein Arsenal schärfster Waffen gegen den Jesuitenorden. Große Erregung entstand im Orden; man fürchtete unheilvolle Wirkungen. Die Jesuiten Tilmann Pesch und Pachtler wollten eine Erwiderung schreiben: solche Angriffe dürften nicht unbeantwortet bleiben, man müsse die enthüllten Tatsachen „wieder ins richtige Licht rücken". In einer Unterredung zwischen den beiden genannten Jesuiten und dem Pro-

vinzialoberen Ratgeb, der ich beiwohnte, wurde die Frage eingehend erörtert. Ratgeb gab den klugen Entscheid: Nichts erwidern! Eine Erwiderung gebe dem Buche erst Bedeutung und Verbreitung, mache die Katholiken auf es aufmerksam; Anordnung und Stil des Buches seien so ungenießbar schwerfällig (darin hatte Ratgeb leider recht), daß es ein unbeachtetes Dasein in Bibliotheken fristen und uns nicht schaden werde. Ratgeb hat wahr prophezeit. Das beschämende Geständnis habe ich abzulegen, daß ich das Werk erst nach meinem Austritt aus dem Orden studiert und seinen Wert erkannt habe.

* * *

Auch von der lächerlichen Prüderie, die überall Unzucht und Versuchungen gegen das 6. Gebot wittert (trotz der offiziellen moral-theologischen Vertiefung in geschlechtliche Abgründe), habe ich in Exaeten ein hübsches Pröbchen erlebt:

Bei einem katholischen Maler war ein Bild der Patronin der christlichen Philosophie, der heiligen Katharina von Alexandrien, bestellt worden, um in dem Hauptstudiensaale der jungen Ordensphilosophen aufgehängt zu werden. Das Bild kam an, und der Provinzial, der Jesuit Lohmann, lud einige Patres, zu denen auch ich gehörte, zur Vorbesichtigung ein. Das Bild war sehr „fromm" gemalt, im Stile Deegerscher Madonnen: ein jugendlich-hübsches, nichtssagendes Gesicht. Der Provinzial war sehr unzufrieden: das Gesicht sei zu hübsch und jugendlich, sein Anblick könne für die jungen Scholastiker zur Versuchung werden. Und die hl. Katharina mußte sich nachträgliche Pinselstriche gefallen lassen, die ihr ein älteres und weniger hüsches Aussehen gaben.

* * *

Ein grausiges Ereignis, das zugleich ein Schlaglicht auf die christliche Menschen- und Nächstenliebe des Jesuitenordens wirft, soll die Erinnerungen an Exaeten beschließen.

Während meines Theologiestudiums in Ditton-Hall wurde ein Mitscholastiker, Josef Kreutzer, aus dem Orden entlassen. Die Entlassung erregte viel Aufsehen unter uns. „Frater" Kreutzer, mit dem ich schon Philosophie zusammen studiert hatte, war mir stets als guter, eifriger Ordensmann erschienen. Über die Gründe der Entlassung erfuhren wir nichts Näheres; nur im allgemeinen wurde Ungünstiges über den Ausgestoßenen verbreitet. Da taucht Kreutzer plötzlich im Pfarrdorfe von Exaeten, in Baexem auf und kommt von dort aus häufig ins Sprechzimmer von Exaeten, um mit verschiedenen Jesuiten Rücksprache zu nehmen. Zu mir hatte er — warum weiß ich nicht — besonderes Zutrauen. Ich erfahre von ihm seine Leidensgeschichte: er sei zu Unrecht entlassen worden, er habe sich nichts zu schulden kommen lassen, die Oberen, besonders der damalige Provinzial, der Jesuit Lohmann, und sein „Sozius", der Jesuit Pütz, hätten ihn mit großer Härte behandelt; mittellos stehe er in der Welt, er sei der Verzweifelung nah.

Da der Jesuit Pütz auch in Exaeten war als „Sozius" des Nachfolgers von Lohmann, des Provinzialoberen Ratgeb, ging ich zu ihm, teilte ihm die Klagen von Kreutzer mit und bat um Hilfe für ihn. Pütz wollte von nichts wissen: Kreutzer habe sein trauriges Geschick sich selbst zugezogen, der Orden habe sehr großmütig gegen ihn gehandelt, mehr könne für ihn nicht geschehen. Als ich in einer folgenden und letzten Unterredung dies Kreutzer mitteilte, schüttelte ein Sturm von Hoffnungs- und Mutlosigkeit den armen Menschen. Wenige Tage darauf schnitt er sich mit einem Rasiermesser die Gurgel durch und verblutete in dem Zimmerchen der armseligen Dorfschenke, wo er wohnte. Auf dem Kirchhofe zu Baexem wurde er als Selbstmörder verscharrt. Einige Wochen später kam ich mit dem Jesuiten Pütz an dem Friedhofe vorbei und bat ihn, an das trostlose Grab zu treten und ein Gebet für den Unglücklichen zu sprechen. Hart lehnte er ab.

Zweites Kapitel.

Berlin.

Von der einsamen holländischen Heide in das Weltgetriebe der deutschen Reichshauptstadt!

Als ich in den ersten Maitagen 1888, nach einem Spaziergange mit dem Jesuiten Spillmann, durch die Gänge von Exaeten wieder meinem Zimmer zuschritt, ereilte mich der Befehl, sofort zum Provinzialoberen, Pater Ratgeb, zu kommen. Von ihm hörte ich das Erstaunliche:

„Sie und Pater Fäh werden bis auf weiteres nach Berlin gehen. Pater Fäh wird im St. Hedwigs-Krankenhause wohnen, Sie beim fürstbischöflichen Delegaten, Propst Jahnel, der seine Einwilligung gegeben hat. Zweck des Berliner Aufenthaltes ist, den Boden für eine dauernde Niederlassung vorzubereiten. Ob und wieviel Seelsorge Sie dort schon jetzt ausüben können, hängt vom guten Willen des Propsts und des Fürstbischofs von Breslau, Dr. Kopp, ab. Sie haben sich also mit beiden Persönlichkeiten möglichst gut zu stellen.

Damit Ihr Aufenthalt in Berlin zu keinen Unannehmlichkeiten mit Polizei- und Verwaltungsbehörden führt, lassen Sie sich an der Universität als Student immatrikulieren. Welche Vorlesungen Sie hören, ist Ihrem eigenen Urteil überlassen, jedoch wünsche ich, daß Sie sich eingehend mit protestantischer Theologie beschäftigen, um sie dann schriftstellerisch bekämpfen zu können. Den Zentrumsführern und besonders Windthorst, der unseren Plan billigt, stellen Sie sich auf Wunsch zur Verfügung, ohne sich jedoch aufzudrängen. Ein Verhältnis von Oberem und Untergebenem besteht zwischen Pater Fäh und Ihnen nicht; wichtigere Schritte müssen Sie aber miteinander beraten. An mich haben Sie regelmäßig zu berichten. Für Sie persönlich habe ich übrigens noch einen viel Geschick erfordernden Sonderauftrag: vom Ordensgeneral ist mir mitgeteilt worden, daß Fürstbischof Kopp über die Jesuiten gereizt sei, weil er glaubt, sie widersetzten sich seiner Kardinalswerdung. Schreiben Sie dem Fürstbischof, daß ich Sie beauftragt hätte, ihm mitzuteilen, wir ‚deutsche' Jesuiten würden es mit Freuden begrüßen, wenn er Kardinal würde, und Sie seien jederzeit bereit, ihm mündlich unsere ehrfurchtsvollen und freundschaftlichen Gefühle zum Ausdruck zu bringen. Übrigens (Ratgeb fügte das ganz nebensächlich am Schlusse an) reisen Sie zuvor noch nach Schurgast in Oberschlesien zu ihrem todkranken Verwandten Freiherrn Otto von Ketteler, der bei Ihnen zu beichten wünscht, und dann trauen Sie auch noch Ihren Bruder Klemens. Inzwischen reist Pater Fäh schon nach Berlin voraus.

Das waren (nicht wörtlich, aber inhaltlich genau) meine „Instruktionen" als Jesuiten-Gesandter für Berlin. Der ganze Auftrag ergriff mich sehr. Er war ein besonders starker und ehrenvoller Vertrauenserweis von seiten des Ordens. Sollte ich ihn erwidern mit Aufdeckung meiner inneren Nöte? Nach kurzer Überlegung entschied ich: Nein! Ich hatte ein Menschenrecht, Klarheit über die nagenden Zweifel zu erlangen, und nur die Freiheit des Studiums in Berlin konnte mir Klarheit bringen.

Meinem alten Mitschüler von Mainz her, Otto Ketteler, stand ich noch bei, segnete in der Kapelle von Schloß Kellenberg bei Jülich vor einem großen Kreise von Verwandten noch die Ehe meines jüngeren Bruders Klemens mit Freiin Kunigunde Raitz von Frentz ein und hielt dann meinen Einzug in die alte, häßliche Berliner Propstei (jetzt ist es ein stattlicher Neubau) hinter der St Hedwigskirche, wo mir eine Dachstube, in die Wind und Regen, aber fast gar kein Licht drang, als Wohnung angewiesen wurde.

Bald kam ich auf guten Fuß mit Probst Jahnel, den ich als intelligenten, energischen Mann und Organisator ersten Ranges schätzen lernte. Gewogen war er den Jesuiten gerade nicht, aber Fäh und ich kamen gut mit ihm aus: er vertrug ein offenes Wort. Unserer seelsorglichen Tätigkeit gab er allerdings nur wenig Spielraum. Fäh hatte die neugegründete Herz-Jesu-Pfarrei in der Schönhauserstraße und ich die damalige Kuratie in Rixdorf zu besorgen. Jeden Sonnabendnachmittag fuhr ich hinaus, hörte Beichte, hielt Hochamt, Predigt und Katechese und kehrte Sonntagabend in die Propstei zurück. Außerdem halfen wir zuweilen in der Hedwigskirche im Beichtstuhle aus. Daneben ging die mir sehr unsympathische Nonnen-Seelsorge: St. Hedwigs-Krankenhaus, Graue Schwestern in der Niederwallstraße, Ursulinen in der Lindenstraße.

Mit dem Zentrum hatten wir stete Fühlung. Windthorst war von besonderer Liebenswürdigkeit. Die Abgeordneten Freiherr von Franckenstein, Dr. Lieber, Graf Praschma sen., Graf Konrad Preysing, Graf Galen sen. suchten uns häufig auf; auch waren wir öfter ihre Gäste im Kaiserhof. An „großen" Tagen erhielten wir besonders gute Plätze in den Präsidententribünen des Reichs- und Landtages. Außer gelegentlichen Gesprächen über politische Dinge und Tagesfragen haben wir aber keine Politik getrieben. Wir sollten ja auch zunächst nur den Boden vorbereiten.

* * *

Besonders interessante Unterredungen hatte ich mit dem Zentrumsführer Dr. Lieber. Er hatte ein Absteigequartier bei den „Grauen Schwestern" in der Niederwallstraße, wo auch ich bei meinem zweiten Berliner Aufenthalte wohnte. Häufig aßen wir dort zusammen, und manchen Abend hat er in meinem oder ich in seinem Zimmer verbracht. Die Einblicke, die Lieber mich in seine Denk- und Handlungsart tun ließ, waren gerade nicht erbaulich. Lieber war Intrigant und Streber durch und durch. Daß es außer ihm auch noch andere „Führer" in der Zentrumspartei gab, war ihm höchst unangenehm, und an ihm hat es nicht gelegen, daß er sich nicht zum alleinigen „Führer" aufschwang. Die bedeutsamste unter den zahlreichen Unterredungen war die, in der er mir sein Verhältnis zu Windthorst schilderte und zur Kennzeichnung des Windthorstschen Charakters das Wort ausplauderte, das der

skrupellose Welfe nach seiner berühmten Rede zu Köln am 6. Februar 1887, in der er Stellung zu nehmen suchte zum Eingreifen Leos XIII. in die Septennatsangelegenheit, gesprochen hatte: „Da habe ich mich mit Gottes Hilfe kräftig durchgelogen." Die Einzelheiten, einschließlich meines Bedauerns über eine begangene Indiskretion und den Wortlaut einer darauf sich beziehenden späteren „Erklärung" Liebers in der „Germania" vom 20. Februar 1896, habe ich in meinem Buche: Rom und das Zentrum (Leipzig, Breitkopf & Härtel, S. 206ff. und 216) mitgeteilt. Lieber verbreitete damals auch sehr eifrig ein als Manuskript gedrucktes, gegen seinen Zentrumskollegen Racke (ermordet von seinem eigenen Sohne Weihnachten 1908) gerichtetes Pamphlet. Er händigte mir mehrere Exemplare ein mit dem Auftrage, sie meinem Provinzialoberen zu schicken.

* * *

Meines Auftrages an den Breslauer Bischof (S. 169) entledigte ich mich folgendermaßen: Ich schrieb ihm, was der Jesuit Ratgeb mir gesagt hatte, und fragte an, ob ich zu näherer Erläuterung zu ihm kommen solle. Herr Kopp antwortete von seinem Schlosse Johannisburg aus sehr diplomatisch: Die Schwierigkeiten mit dem Jesuitenorden seien nie so große gewesen, als mein Oberer anzunehmen scheine, jetzt sei alles in Ordnung, so daß weitere Schritte sich erübrigten. Kopp erreichte denn auch im Jahre 1893 das Ziel seiner heißen Sehnsucht und seines energischen Strebens: den roten Hut. Also Kardinal von Papstes- und Jesuitengnaden.

* * *

Für mich konzentrierte sich das Hauptinteresse des Berliner Aufenthaltes auf Universität und Bibliothek, d. h. auf das Studium.

Nach der Immatrikulation — Fäh, der kein Abiturientenexamen gemacht hatte, wurde nur Hospitant — belegte ich bei Adolf Harnack Dogmengeschichte und bei Friedrich Paulsen Geschichte der modernen Philosophie. Vom Belegen weiterer theologischer und philosophischer Vorlesungen sah ich ab. Ich wollte die protestantische Theologie durch Privatstudium kennen lernen.

* * *

Es ist mehrfach behauptet worden, die Harnackschen Vorlesungen hätten meinen Abfall von Rom herbeigeführt. Das ist falsch. Harnack und seine Vorlesungen haben nicht den mindesten Einfluß auf meine Entwicklung ausgeübt. Seine Gelehrsamkeit habe ich bewundert; verwundert habe ich mich aber über die bei ihm — und bei wie vielen anderen Universitätsprofessoren nicht auch! — häufig hervortretende Unkenntnis über Katholisches. Harnack hat mir auch nicht einen Gedanken oder Impuls gegeben, der die Loslösung von meiner Vergangenheit beschleunigt, geschweige denn hervorgerufen hätte. Ich glaube überhaupt nicht, daß Harnack der Mann dauernder, nachhaltiger Beeinflussung ist. Dazu ist er — es klingt paradox — zu geistreich, dazu sieht er die Dinge in zu viel Farben und Seiten, dazu ist seine Natur zu konziliant, dazu gefällt er sich zu sehr in Thesen und Antithesen und im Suchen nach Vereinigung von Gegensätzen in einem „höheren Dritten". Für Einzelforschung und Akribie bleibt Harnacks Wirken vorbildlich; bestimmend auf religiös-theologische Weiterentwicklung ist es nicht. Harnack macht Schule als Detailforscher; Wegweiser in Weltanschauungsfragen ist er nicht.

Wenn ich so den Theologen und Forscher Harnack nicht zu meinen Befreiern rechnen kann und ihm in dieser seiner doppelten Eigenschaft sogar später öffentlich scharf entgegentreten mußte (Zeitschrift „März" 1907, 2. Februarheft, S. 338 bis 349: Adolf Harnack über den Katholizismus), so erinnere ich mich mit Dankbarkeit und Freude der Liebenswürdigkeit des Menschen Harnack, die ich auch in seinem gastlichen Hause erfahren habe.

Friedrich Paulsens Kolleg war nach Form und Inhalt ein ästhetischer Genuß. Auch ein zweimaliger Besuch bei Paulsen in seinem stillen Heim auf dem Fichtenberge in Steglitz brachte viel des Interessanten und Anregenden. Allein schon damals machte ich die Wahrnehmung, die ich viel später Paulsen auch ausgesprochen habe, daß er wesentlich Stubengelehrter sei, der Welt und Weltgeschehen nur aus dem Gesichtswinkel seines Gelehrtendaseins, nicht im Lichte der Tatsächlichkeit sehe und beurteile. Auch Paulsen war weder als Person noch als Lehrer treibend und bestimmend wirksam.

Der Mann, der mächtigen Einfluß auf mich ausgeübt hat, war Heinrich von Treitschke, und gerade sein Kolleg hatte ich nicht belegt.

Der Provinzialobere Ratgeb hatte mir in der Wahl der Vorlesungen zwar freie Hand gelassen, aber gemeint waren nur theologisch-philosophische Vorlesungen. Hätte ich ihm berichtet,

ich wünschte auch die Geschichtsvorlesungen von Treitschke zu hören, so hätte das zu Erörterungen geführt, die ich vermeiden wollte. So wählte ich den Weg des etwas ausgedehnten „Hospitierens". Gleich das erste Mal hörte ich einen Erguß Treitschkes über die Erbfeindschaft des päpstlichen Rom gegen Deutschland. Der Schwung der zunächst schwer verständlichen Sprache, die leidenschaftliche Vaterlandsliebe, das rücksichtslose Draufgängertum gegen National- und Kulturfeinde taten es mir an. Sein offen loderndes patriotisches Feuer entzündete bei mir die seit einem Jahrzehnt unter der Asche des Jesuitismus glimmende Glut des Deutschtums wieder zu heller Flamme. Immer wieder zog es mich in sein Auditorium. Wohl 10—12mal habe ich bei Treitschke Kolleg „geschunden".

Solcher Männer auf den Hochschulkathedern bedürfen wir gegen „Rom" und alles „Römische", gegen Kultur- und Vaterlandsfeinde. Nicht „abgeklärte", d. h. im Grunde farb- und charakterlose Wissenschaft, sondern Wissenschaft von Fleisch und Blut, Wissenschaft mit individuellen, rücksichtslos ausgesprochenen Überzeugungen zieht ein aufrechtes Geschlecht heran.

* * *

Neben meinen offiziellen Kollegien bei Harnack und Paulsen, sie an Bedeutung für mich aber weit übertreffend, ging das Privatstudium in der Dachkammer der Propstei und im Lesesaale der Kgl. Bibliothek. Ich kann sagen, daß ich die gesamte neuere protestantische Philosophie und protestantische Theologie dort durchstudiert habe.

Unter den Philosophen wurde Kant mein Führer, den ich in seiner wahren Gestalt erst jetzt kennen lernte. Durch Kant bin ich zur Erkenntnis der Autonomie der Vernunft, ihres Selbstbestimmungsrechtes gelangt. Kant hat mich unbeirrbar gefestigt in dem zwar schon lange, aber nur zaghaft heraufdämmernden Bewußtsein vom Rechte und von der Pflicht, frei und unabhängig von Autoritätsglauben zu forschen, denkender Mensch, nicht gegängeltes Kind zu sein. Mensch zu sein auch dem Überweltlichen gegenüber. Welche armselige Oberflächlichkeiten hatten mir doch meine jesuitischen „Philosophie"-Professoren vorerzählt über Kants „unbrauchbare", weil „unlogische" Kritik der Vernunft!

War Kant Befreier meiner Vernunft, so wurden Schleiermacher, Rothe, Biedermann meine Befreier auf religiös-theologischem Gebiete.

Ich lernte den Begriff Religion verstehen und schätzen frei von Kirchlichkeit und auch im Gegensatz zu ihr; ich lernte die Kirchen kennen als das, was sie sind: Entwicklungskrankheiten der Religion; ich fing an zu begreifen, daß es keine Glaubenssätze, keine Glaubensformeln gibt, noch geben kann, daß der Name Dogma einen Wust berge von Fabulösem und Absurdem (Erbsünde, Dreifaltigkeitslehre), daß „Erlösung" sich nicht durch Blut, auch nicht durch das eines „Gottmenschen", sondern durch Selbstreinigung vollziehe; ich sah, daß Christentum nicht eine hierarchische Organisation, sondern individuelles Leben bedeute.

Auch noch zwei andere Befreier habe ich in Dankbarkeit zu nennen, zwei Nichttheologen: Ranke und Gregorovius. Beide zeigten mir das Papsttum in seiner geschichtlichen, nicht in seiner vorgetäuschten „göttlichen" Gestalt; beide regten mich an zu Spezialstudien über die sozialkulturelle Wirksamkeit des Papsttums, die mich dann erkennen ließen, daß das Papsttum wohl eine überragende Institution von weltgeschichtlicher Bedeutung und Macht sei, aber durch und durch menschlich, belastet wie jede andere langlebige menschliche Einrichtung mit einer Unsumme von religiösen und moralischen Verirrungen folgenschwerster Art, deren Spuren durch die Jahrhunderte bis in die Gegenwart neben Segen und Kultur auch fluchwürdigen Unsegen und brutale Unkultur aufweisen.

Auch das ultramontane Papsttum und überhaupt den Ultramontanismus, als politischen Mißbrauch der katholischen Religion, lernte ich kennen. Es kam mir zum Bewußtsein, daß die „Stellvertreter Christi", entgegen ihrem religiösen Berufe, allmählich politische Großkönige geworden waren und diese der Lehre Christi schneidend widersprechenden Ansprüche bis in die Gegenwart festhalten.

* * *

Dies alles stand mir natürlich damals nicht so klar vor der Seele, wie ich es heute ausspreche. Meine Berliner Studien waren der Anfang, waren die Dämmerung der späteren klaren Erkenntnis; sie setzten das Kreißen in Fluß, aus dem dann nicht ein Berg, sondern zunächst ein ungeheuerer Abgrund hervorging, der alles verschlang, was an „Glaube" und „Religion" seit 40 Jahren in mir aufgehäuft war. Aber den Abgrund habe ich durchschritten und bin hinaufgelangt zu Höhen menschenwürdiger Weltanschauung.

* * *

Das bewußte und vollständige Preisgeben eines Dogmas zeitigte allerdings auch schon der Berliner Aufenthalt, und zwar war es auffallenderweise ein seelsorgliches Erlebnis, das die Preisgabe herbeiführte.

Ein Student klagte mir, das Dogma von der Ewigkeit der Höllenstrafen treibe ihn zur Verzweiflung (S. 163). Er löste mit diesem Geständnis das letzte Hemmnis eines Entschlusses aus, der schon lange in mir nach Verwirklichung gedrängt hatte. Ich sagte ihm, der Glaube an eine ewige Hölle sei gottwidrig, und mit diesem einen anderen erlösenden Worte hatte ich auch mich vom Höllenglauben erlöst. Weiter, bis zur Leugnung der Hölle und des persönlichen Teufels überhaupt, ging ich damals noch nicht, wenigstens nicht im Aussprechen und auch wohl kaum im inneren Zugeständnis mir selbst gegenüber. Erst der formale Bruch mit Kirche und Orden brachte auch diese Tat.

Was habe ich nicht unter dem Dogma von der Ewigkeit der Höllenstrafen gelitten, und was leiden nicht Millionen darunter! Und doch gibt es in der gesamten Religionsgeschichte, die vor- und nichtchristliche einbegriffen, keine Lehre von solch brutaler Gottwidrigkeit wie sie, und zwar gerade wegen ihrer „christlichen" Voraussetzungen.

Der „Christengott", wie die katholisch-ultramontane und zum Teil auch die orthodox-evangelische Dogmatik ihn schildert, wird durch die ewige Hölle zu einem so scheußlichen Wesen, daß der vernünftige Mensch sich mit Abscheu von diesem „Gott" abwenden muß. Gibt es einen solchen „Gott", dann ist schlimmster Pessimismus und Gotteshaß für uns, seine bedauernswerten Geschöpfe, das einzige, und ich gestehe, von diesem „Gott" möchte ich auch seinen Himmel nicht. Es wäre ein Höllengott, schlimmer als der „Höllenfürst" selbst.

Vergegenwärtige man sich doch die „christliche" Glaubenslehre von Gott und seiner Hölle und die Lehre von der zur Vermeidung der Hölle notwendigen „göttlichen Gnade":

1. Der allwissende, allgütige und allmächtige Gott hat, obwohl er voraussah, daß Millionen, ja Milliarden von Menschen der ewigen Höllenpein verfallen würden, dennoch das Menschengeschlecht, ohne jede äußere oder innere Notwendigkeit, geschaffen und hat so selbst, in freier Tat, die Bevölkerung der Hölle inauguriert. 2. Der allwissende, allgütige und allmächtige Gott wirkt bei Zeugung jedes einzelnen Menschen positiv mit durch Einschaffung der Seele in den Embryo, obwohl er voraussieht, daß Millionen der von ihm, gleichfalls in freier Tat, ins Dasein gerufenen Menschen ewig unglücklich werden in seiner Hölle. Er kann den einzelnen Zeugungsakt erfolglos bleiben lassen, indem er die Menschenseele nicht dabei schafft, aber er schafft sie mit dem Bewußtsein und der Kenntnis: „Diese an ihrem Erdendasein vollständig unschuldige Seele, die ungefragt nur durch mich Existenz erhält, wird ewig unselig, wird von den durch mich hervorgerufenen und durch mich in Brand gehaltenen Höllenflammen ewig namenlos gepeinigt werden; ich schaffe somit ein Wesen zu ewiger Qual." Aber er schafft es. 3. Keine noch so große Anstrengung des Menschen kann von Gott die „Gnade" verdienen, den Versuchungen zur Sünde, die ihn unrettbar in die Hölle stürzen wird, zu widerstehen. Die „wirksame Gnade", die ihn zur Überwindung der Sünde allein befähigt, ist ein absolut freies Geschenk des allwissenden und allgütigen Gottes, der es versagt, obwohl er in seiner Allwissenheit weiß: dies Versagen bedeutet für den Menschen ewige Hölle.

Wie würde man über einen Menschen urteilen, der auch nur einen anderen Menschen, dessen Schicksal er in der Hand hat, das ganze Leben hindurch an Leib und Seele unglücklich werden ließe? Die übrige Menschheit würde ein solches Scheusal zertreten. Und doch hält der „christliche" Gott das Schicksal aller Menschen so sehr in seiner Hand, daß jedes andere Abhängigkeitsverhältnis dagegen verblaßt. Die Menschen sind ja seine Geschöpfe, von ihm, ohne gefragt zu werden, ins Dasein gerufen und im Dasein erhalten.

In der Tat, ein von diesem „Gott" zur Hölle Verurteilter kann ihm ins Antlitz schleudern: „Du gehörst in die Hölle, nicht ich. Denn du hast mich ungefragt ins Leben gerufen, obwohl du mein Höllenende voraussahst, du hast mir deine Gnade nicht gegeben, obwohl sie allein mich vor der Hölle hätte bewahren können."

Das Höllendogma ist mehr wie jedes andere ein „Pfaffendogma", d. h. ein Dogma, erfunden von einer die Menschen in Angst halten wollenden herrschsüchtigen Pfaffenkaste.

* * *

Ein anderes seelsorgliches Werk, die Befreiung einer Frau aus schmachvoller Lage, wobei mehrere meiner Verwandten mich hochherzig durch größere Geldsummen unterstützten, ist Jahre später, nach meinem Bruche mit Rom, für mich und meine tapfere Frau die Quelle schwerer Leiden geworden. Das unverletzbare Siegel der Beichte hält — leider! — das Ganze unter unlösbarem Verschlusse.

* * *

Man wird mir glauben, daß während des Berliner Aufenthaltes mein Inneres zerwühlt wurde. Die schlaflosen Nächte setzten wieder ein. Ich litt so, daß, als ich im September nach Exaeten zurückkehrte, mein abgemagertes Äußere und meine vorzeitig grauen Haare auffielen. Gegen das Letzte, gegen die Trennung von meiner angestammten Religion, sträubte ich mich aber noch immer. Die tief eingewurzelte und im Laufe meines Ordenslebens immer wieder eingehämmerte Lehre von durch teufelischen Einfluß hervorgerufenen Glaubenszweifeln war in ihrer Wirkung auch jetzt noch nicht erstorben. Vor allem aber stand das Furchtbare einer Trennung und ihre fast unmöglich scheinende Ausführung wie ein drohendes Gespenst und wie eine unübersteigliche Mauer vor meinen Augen.

Meine Familie ist eine der ältesten und angesehensten katholischen Familien Deutschlands, seit Jahrhunderten ein wahrer Hort des Katholizismus. Ich hatte eine alte Mutter und Geschwister, die mit inniger Treue an ihrer angestammten Religion hingen, und mit denen mich starke und zarte Bande der Liebe eng verbanden. Daß ich Priester und Jesuit war, galt ihnen und meinem ganzen Verwandtenkreise als Ehre und Segen. Was ich ihnen antun würde durch Trennung von Kirche und Orden empfand ich schaudernd. Ferner: ich war nicht gewöhnlicher Laiengläubiger, ich war Priester, ich war Ordensmann. So waren Fesseln um mich geschlungen, die nicht gelöst, die nur gesprengt werden konnten. Welches Ärgernis würde ich mit meinem Familiennamen und mit Rücksicht auf meine bisherige Stellung durch „Abfall vom Glauben" nicht der katholischen Welt geben! Die Wucht solcher Gedanken, ihre hemmende Kraft für den letzten Entschluß versteht nur, wer in gleicher Lage gewesen ist, wer mit gleicher Begeisterung, mit gleichem Opfermute wie ich Katholizismus und Jesuitismus angehangen hat.

* * *

Wie die inneren Kämpfe auf mich wirkten, veranschaulichen zwei Vorfälle.

Ein Töchterchen meines älteren Bruders Wilhelm starb im Juli 1888 an Diphtherie. Als ich das Telegramm mit der Todesnachricht erhielt, habe ich unter bitteren Tränen und auf den Knien die Seele des Kindes — ich hatte ja damals noch den Glauben, daß sie mich hörte — angefleht, sie möge bei Gott erwirken, daß er auch mich sterben lasse und mich so vor dem Untergange — was mir bevorstand, faßte ich damals als „Untergang" auf — rette.

Ich selbst erkrankte infolge der Beichte eines Diphtheriekranken, die ich gehört hatte, schwer an Diphtherie. Der Erfüllung meines Wunsches glaubte ich nahe zu sein und bat Gott inbrünstig, die Krankheit zum Tode führen zu lassen.

Doch ich lebte weiter und beugte mich unter die Hand eines Gottes, dessen „gütige und väterliche Vorsehung" mir noch Dogma war.

Aber von Berlin wollte ich fort; ich wollte das letzte Mittel ergreifen, um des Aufruhrs in mir, wenn möglich, Herr zu werden.

So bat ich den Provinzialoberen Ratgeb, er möge mich ins Tertiat schicken. Dort, in der Stille eines erneuten Novizendaseins, sollte der Entscheidungskampf ausgestritten werden. Der Jesuit Ratgeb willfahrte meiner Bitte, und im Oktober 1888 begann ich in Portico, bei der englischen Fabrikstadt St. Helens gelegen, mein „drittes Probejahr". „Probejahr" freilich in anderem Sinne, als die Ordenssatzungen es verstehen. Ich machte in ihm die „Probe" auf meinen Glauben.

Drittes Kapitel.

Das Tertiat.

An zahlreichen Stellen sprechen die Ordenssatzungen vom Tertiat (Exam. gen. 1, § 12. 18; 4, § 16; Pars 5, 2, § 1; Pars 10, § 7; Congr. 8, d. 9; Congr. 16, d. 34 usw.).

Wie das Noviziat den Grundstein des jesuitisch-asketischen Gebäudes legt, so soll das Tertiat, nach Abschluß der langen Studienjahre, den Schlußstein des Baues bilden. Das Tertiat ist wesentlich eine Wiederholung des Noviziats. Es heißt deshalb auch offiziell: drittes Probejahr (tertius annus probationis), während das Noviziat aus den zwei ersten Probejahren besteht.

Alle „Übungen" und „Experimente" des Noviziats kommen im Tertiat wieder vor. Das Hauptexperiment, die vier Wochen dauernden „Exerzitien", erfährt durch die mitternächtliche Betrachtung, die im Noviziat mit Rücksicht auf die schlafbedürftige Jugend der Novizen fehlt, im Tertiat eine Steigerung.

Die täglichen „Instruktionen" durch den „Instruktor" (offizieller Titel des Leiters des Tertiats) handeln über die Ordenssatzungen und die Ordensgeschichte. In der „Einleitung" zum 1. Teile habe ich erwähnt, daß ich die wertvollen Aufzeichnungen über die „Instruktionen" bei der Trennung vom Orden zurückließ. Wertvoll waren die „Instruktionen" übrigens nur, soweit sie

Erläuterung der „Satzungen“, des sogenannten „Instituts der Gesellschaft Jesu“, enthielten, und auch da haben sie mehr ver- als enthüllt. Was sie aber über Ordensgeschichte boten, war eine einzige große Fälschung.

Nichts erfuhren wir von den inneren Kämpfen, nichts von den aus dem Orden heraus bezeugten Mißständen, nichts von dem Widerstreite in ihm zwischen Worten und Werken. Die Geschichte des Ordens wurde uns vorgeführt als ein einziges großes Ruhmesblatt, flecken- und tadellos.

„Instruktor“ und zugleich Rektor des Hauses war der Jesuit Augustin Oswald, dessen echt jesuitischen Erwerbssinn ich schon charakterisiert habe.

Da alle „Tertiarier“ Priester sind, so wurden wir viel für Seelsorge (Predigen, Beichthören) verwendet. So habe ich lehrreiche Einblicke in die religiösen und sozialen Verhältnisse Englands tun können. Die großstädtischen Zustände (ich spreche hauptsächlich von Liverpool und Manchester) waren wenigstens damals schrecklich. Auf der einen Seite glänzende, mit übertriebenem Luxus ausgestattete Kirchen, auf der anderen Seite entsetzliches soziales und religiöses Elend. Der Alkohol richtete furchtbare Verheerungen an, und zwar nicht nur in den untersten und unteren Volksschichten.

Sehr eigentümlich berührte mich auch die systematische Ausbeutung der Religion zu finanziellen Zwecken. Da waren z. B. die „Charity-Sermons“, d. h. Predigten für wohltätige Zwecke. Es ging dabei zu wie im Theater oder im Konzertsaal: die Preise der Plätze in den Kirchenbänken schwankten, je nach Lage, zwischen 50 Pennies und 1 Pfund oder auch noch höher, falls ein besonders berühmter Prediger die Kanzel bestieg. Sehr gesucht für „Charity-Sermons“ war der Jesuit Bernhard Vaughan, ein Bruder des späteren Erzbischofs und Kardinals von Westminster (damals noch Bischof von Salford), den ich in Stonyhurst zur Genüge kennen gelernt hatte.

Auch in Niederlassungen der englischen Ordensprovinz (Portico und Ditton-Hall gehörten, obwohl sie in England lagen, zur „deutschen“ Provinz des Jesuitenordens) war ich öfter seelsorgerisch tätig, wobei ich Gelegenheit hatte, zwei interessante, für mich nicht mehr neue Beobachtungen bestätigt zu sehen: erstens das mehr als gute Leben (Essen und Trinken) der „armen“ Jesuiten und zweitens den „vollkommenen jesuitischen Gehorsam“.

Damals war der Jesuit Anderledy General des Ordens. Er schritt vielfach energisch gegen Übelstände ein, besonders war er bestrebt, allzu üppiges Leben zu beschränken und Selbständigkeiten, die sich zumal die englischen Jesuiten herausnahmen, zu unterdrücken. Aus beiden Ursachen war der german General — so wurde der deutsche Schweizer Anderledy bezeichnet — innerhalb der englischen Ordensprovinz verhaßt. Bei einer Mittagsmahlzeit in der Jesuitenniederlassung zu St. Helens, als Port und Claret die Runde machten und die Zungen lösten, habe ich die gehässigsten Ausdrücke über Anderledy gehört, u. a.: I wish the man would die soon, was ja auch eingetreten ist.

Also auch hier die in der Ordensgeschichte so oft zutage tretende Erscheinung: Unterwürfigkeit, blinder Gehorsam gegen die „Gottes Stelle“ vertretenden Oberen (Papst und General) in der Theorie, Unbotmäßigkeit in der Praxis, sobald die „Stellvertreter Gottes“ unbequem werden.

* * *

Ins Noviziat war ich eingetreten mit Idealismus, dessen Kraft mich hinübertrug über entgegenstehende Schwierigkeiten; und seine Stärke hatte der Idealismus geschöpft aus dem festen Glauben an die Göttlichkeit der katholischen Kirche.

Das Tertiat betrat ich bar des Idealismus und tödlich verwundet im Glauben. Aber ich betrat es mit dem ehrlich gemeinten Entschlusse, wenn möglich, Glauben und durch ihn Idealismus wiederzugewinnen. Diesem Willensentschlusse entsprechend habe ich als „Tertiarier“ gearbeitet, gelitten, gebetet. Ja gebetet! Drängenderes Flehen wird selten aus einer Seele sich emporgerungen haben.

In entsetzlicher Klarheit stand mir ja das furchtbare Entweder — Oder Tag und Nacht vor Augen. Entweder gelingt es mir, die Glaubenszweifel niederzukämpfen, d. h. sie als Irrtum, als Versuchung zu erkennen, und dann bleibe ich nicht nur Katholik und katholischer Priester, sondern auch Jesuit, weil ich dann mit dem günstigen Urteile, das die Kirche über den Jesuitenorden fällt, mein eigenes ungünstiges Urteil über ihn zudecken kann und werde: oder es gelingt mir nicht, d. h. die Zweifel werden aus „Versuchungen“ zu Wahrheiten, zu sicheren Erkenntnissen, und dann heißt es Kirche und Orden verlassen, heißt es Glauben und Priestertum ablegen.

Die Nöte, in denen ich steckte, habe ich in den Beichten und „Gewissensrechenschaften“ pflichtschuldig meinem Oberen und Seelenführer aufgedeckt. Aber auch hier enthüllte ich nicht ihren

eigentlichen Hintergrund und wahren Charakter. Ich verschwieg, daß ich die Zweifel nicht mehr bloß als peinliche und schwere Versuchungen auffaßte, sondern daß ich in ihnen schon Wahrheit zu sehen begann; ich verschwieg vor allem, daß Begeisterung für den Orden in mir gänzlich erloschen war, und daß mein Verbleiben oder Nichtverbleiben in ihm vom Schicksale der Glaubenszweifel abhänge. Es war Unaufrichtigkeit oder besser Mangel an voller Aufrichtigkeit. Aber auch der zu Unrecht Gefesselte verrät den Kerkermeistern das Mittel seiner Befreiung nicht. Und Schweigen über die genannten Punkte barg das Befreiungsmittel für mich. Aus Reden und Offenheit wären Schlösser und Riegel geschmiedet worden, die mir den Ausgang unmöglich gemacht hätten.

Und dann! So viel war mir auch schon damals ganz klar: jesuitisch gehandhabte Beichte und jesuitische Gewissensrechenschaft sind ein Unrecht. Denn die Beichte ist nur für das Sündenbekenntnis da; und auf die seelische Entblößung durch „Gewissensrechenschaft" besitzt der Orden kein Recht. Mein Schweigen war also religiös gerechtfertigt und menschlich begreiflich.

* * *

Als im Juli 1890 das Tertiat zu Ende ging, war auch ich so gut wie am Ende meines Kampfes. Arbeit, Leiden und Gebet hatten keine Sinnesänderung hervorgebracht. Aus den Zweifeln war fast Gewißheit geworden. Ich schied aus dem stillen Portico mit dem Bewußtsein, daß der Bruch sich vollziehen werde und müsse, daß das Ende bevorstehe.

Viertes Kapitel.

Das Ende.

Mehr als zwei Jahre noch habe ich am Rande des Abgrundes gestanden, bin an ihm hin und her gewandelt, oft getaumelt, ehe ich die Entschlossenheit fand, den Sprung zu tun nicht in den Abgrund, sondern über ihn weg auf die andere Seite, um, durch den tiefen Schlund getrennt, auf neuem Boden, in neuer Welt festen Fuß zu fassen.

Ich verzichte darauf, dies lange Zögern psychologisch klar zu legen. Vielleicht ist es überhaupt unerklärlich und gehört zu den auch für das betreffende Individuum selbst aus unergründbaren Tiefen der Seele aufsteigenden undeutbaren Dingen.

Die Elemente zur möglichen Lösung des unlösbar scheinenden Rätsels liegen in meiner 40jährigen katholisch-ultramontanen und jesuitischen Vergangenheit, liegen im Gedenken an meine Familie und an die Wirkung meines Austrittes auf die katholische Öffentlichkeit, liegen endlich in der Furchtbarkeit des zu unternehmenden Schrittes, der mir damals als Sprung ins Dunkle erschien. Denn das eben erwähnte Neuland auf der anderen Seite des Abgrundes sah ich damals noch kaum. Wohl hatte ich das Sehnen nach ihm, aber noch nicht den hoffnungsvollen Glauben an seine Erreichung und noch viel weniger eine klare Erkenntnis seiner Beschaffenheit.

* * *

Von gewisser Seite wird man mir vorwerfen, ich hätte so lange Zeit hindurch geheuchelt, indem ich äußerlich als Katholik, Ordensmann und Priester lebte, während ich innerlich die religiösen Grundlagen für die drei Begriffe nicht mehr besaß.

Zunächst erwidere ich: so glatt spielen sich bei derartigen Seelenerlebnissen die Dinge doch nicht ab, daß man, mit Kalender und Uhr in der Hand, Tag und Stunde bezeichnen kann, wann katholisches Denken und Fühlen restlos abgeschnitten ist, und ein anderes entgegengesetztes fix und fertig beginnt. Erkenntniswege ziehen sich stets in Kurven und Kehrschleifen hin, ähnlich wie Bergbahnen, die steile Pässe überschreiten und Gipfel erklimmen. Jahre, nachdem der Bruch mit Rom schon vollzogen war, habe ich noch katholische Anschauungen in mir entdeckt und mit ihrer Entfernung schwer zu tun gehabt. Muttermilch ist ein nachhaltiger Saft, Elternhaus und Erziehung sind gewaltige Mächte, und vierzehnjährige Zugehörigkeit zum Jesuitenorden ist eine das tiefste Innere erfassende eiserne Klammer. Auch wo der Wille zur Lösung aller Bande und Hemmnisse schon längst vorhanden ist, liegt im Schwanken über Zeit und Art der Lösung nicht Heuchelei, sondern Unklarheit und erklärliche Rücksichtnahme.

Ferner erwidere ich: die „Heuchelei" ist eine Sache, die einzig und allein ich mit meinem Gewissen abzumachen habe. Sie geht niemand anderen etwas an. Denn keinem ist dadurch Unrecht geschehen. Meine Pflichten Dritten gegenüber habe ich, wie schon hervorgehoben, auch als „heuchelnder" Priester und „heuchelnder" Ordensmann bis zuletzt erfüllt. Für andere war ich bis zuletzt das, was ich ihnen zu sein schien.

* * *

Was das lange Zögern mich gekostet hat, brauche ich nicht zu sagen; ich kann es nicht einmal. Der Jahrtausende alte Notschrei einer verzweifelnden Seele: „Aus der Tiefe rufe ich zu dir, o Herr, Herr, erhöre meine Stimme" lag in den letzten Zeiten ständig auf meinen Lippen. Und wie habe ich ihn emporgesandt, wie habe ich gerufen und gefleht! Die Sprache versagt, um die Not, in der ich gelebt, zu schildern.

Und dabei hatte ich niemand, dem ich mein Elend hätte klagen können! Denn, wie schon mehrmals hervorgehoben: Schweigen über meine inneren Kämpfe war notwendig, sonst wäre die Möglichkeit der Befreiung mir abgeschnitten worden. Es steht bei mir unzweifelhaft fest, daß, hätte ich gesprochen, die Tore eines Irrenhauses sich hinter mir auf Lebenszeit geschlossen hätten. Zahlreiche Mitglieder der „deutschen" Ordensprovinz sind während meiner Zugehörigkeit zum Orden hinter den Mauern eines in Belgien nahe dem Städtchen Diest bei Löwen gelegenen Irrenhauses verschwunden. Die Anstalt (ihr Name ist mir entfallen) gehörte einer Genossenschaft „Barmherziger Brüder"; staatliche Kontrolle bei Einlieferung fand nicht statt, und so bot die Beiseiteschaffung unbequemer Individuen keine Schwierigkeiten.

Dem steht nicht entgegen, daß viele Jesuiten den Orden verlassen, ohne behelligt zu werden. Mein Fall lag anders. Ich war Priester, und ich wollte nicht bloß den Orden, sondern auch die Kirche verlassen. Auch nur stillschweigendes Geschehenlassen der zweifachen Apostasie hätte dem Orden, zumal wegen des Namens, den ich trage, und wegen des Ansehens, das ich in weiten katholischen Kreisen schon besaß, ungeheuer geschadet (S. 173). Weichherzig ist der Jesuitenorden nie gewesen; um seinen Ruf aufrecht zu halten, schreckt er vor nichts zurück; seiner Moraltheologie wäre es ein leichtes gewesen, mich wegen meiner Ansichten als irrsinnig „aufzufassen", und dieser Auffassung wäre die logische Folge auf dem Fuße gefolgt: das bequem sich öffnende belgische Irrenhaus wäre mein lebenslänglicher Aufenthaltsort geworden. Solche Zukunftsaussichten mußten mir den Mund verschließen.

Es war mir also unmöglich, auf sogenannte legitime Weise den Orden zu verlassen, d. h. in der üblichen Form um Entlassung nachzusuchen. Nur der „illegitime" Weg blieb übrig.

Für diesen Weg mußte ich Subsistenzmittel, mußte ich Geld haben. Trotz „Armutsgelübdes" und „Vermögensentäußerung" war ich, auch nach kanonischem Recht, noch immer Eigentümer meines bei meinem älteren Bruder stehenden väterlichen Erbteiles. Rechtlich besaß ich also Vermögen, und des tatsächlichen Besitzes war ich für die Zukunft gewiß. Aber augenblicklich konnte ich an mein Vermögen nicht heran. Denn hätte ich mich meiner Familie eröffnet, sofort hätte der Orden davon Kenntnis erhalten. Außerdem wären bei der ultramontan-jesuitischen Gesinnung meiner Mutter und meiner Geschwister die größten Schwierigkeiten und langdauernde Kämpfe die Folge gewesen, denen meine Nerven damals nicht gewachsen waren. Die Auseinandersetzung mit meiner Familie, auch die vermögensrechtliche, konnte nur geschehen, nachdem der entscheidende Schritt einmal getan war.

Drei Zufälle kamen mir zu Hilfe.

Als der Jesuit Fäh, mit dem mich, soweit das im Orden überhaupt möglich war, eine Art freundschaftliches Verhältnis verband, nach Brasilien verschlagen wurde, bat er mich, bei Verwandten und Bekannten etwas Geld zu sammeln zur Anschaffung von Büchern für die brasilische Niederlassung. Einige hundert Mark (zwischen 400 und 500) hatte ich erbettelt und sie, wie ich das mußte, dem Prokurator der „deutschen" Ordensprovinz, dem Jesuiten Caduff, übergeben. Diese Summe mußte mir jetzt helfen. Da ich sicher war, sie später aus meinem Vermögen zurückgeben zu können, fühlte ich mich durchaus berechtigt sie in meiner Notlage an mich zu nehmen. Allerdings tat ich es mit einer Notlüge, indem ich dem Jesuiten Caduff sagte, ich könne für das Geld die Bücher jetzt anschaffen. Ohne die Notlüge hätte ich es nicht herausbekommen. Aber ich kam nicht einmal dazu, fremdes Geld verwenden zu müssen. Ein zweiter Zufall ließ mich zu eigenem Gelde gelangen.

Ich wurde nach Blyenbeck beordert, um von dort aus in dem nahe gelegenen niederrheinischen Städtchen Goch einen Vortrag zu halten. Es war mein letztes öffentliches Auftreten in katholischen Kreisen, an der Seite des Zentrumsführers Lieber. Schwer genug wurde es mir. Aber es erschien mir als glückliche Schickung. Blyenbeck war ja väterlicher Besitz, dort war ein Rentamt meines Bruders, wo ich aus meinem bei meinem Bruder stehenden Vermögen Geld erheben konnte, das dann später bei der Auseinandersetzung von der mir zustehenden Gesamtsumme in Abrechnung zu bringen war und tatsächlich auch in Abrechnung gebracht worden ist. Nun hatte ich aber auch schon den eben er-

wähnten für den Jesuiten Fäh gesammelten Geldbetrag. Ihn dem „Prokurator" jetzt wieder zurückzugeben, wagte ich nicht. Innere Aufregung und Unruhe waren so groß, daß der geringfügigste Umstand, die kleinste Zwischenfrage zur Entdeckung meines Zustandes und meiner Absicht hätten führen können. Und für mich stand Lebensfreiheit oder Lebensunfreiheit auf dem Spiele. So gab ich das Geld nicht persönlich zurück, sondern legte es in einen Umschlag, schrieb darauf: „Für die brasilische Mission" und ließ es bei meinem Weggange mit allen übrigen Papieren im offenen Schube meines Schreibtisches zurück.

Die Befreiungsmittel hatte ich jetzt. Wie aber sollte ich die Befreiungsstunde herbeiführen? Der dritte Zufall zeitigte sie.

Einige Tage vor Weihnachten 1892 erhielt ich den Auftrag, in einer nicht weit von München-Gladbach gelegenen Pfarrei dem Pfarrer während der Festtage seelsorglich zu helfen. Das war die ersehnte Gelegenheit, Exaeten offen verlassen zu können. Heimlich in der Nacht, etwa durch ein Fenster zu fliehen, widerstrebte mir; auch wäre ich leicht dabei entdeckt worden. Dann aber wäre mein Schicksal besiegelt gewesen. So schritt ich am 16. Dezember 1892 (ich glaube, es war dieser Tag, sicher weiß ich es nicht) im hellen Tageslichte über die Schwelle von Exaeten, scheinbar im Auftrage des Ordens, in Wirklichkeit ihn und seine Gesetze unter die Füße tretend.

Ich fuhr nach Köln, eröffnete mich dem Rechtsanwalt H . . . . . ., übergab ihm Briefe an den Orden und an meine Mutter, worin ich die Unwiderruflichkeit meines Schrittes erklärte, da ich den Glauben an die Wahrheit der katholischen Lehre verloren hätte, verpflichtete ihn, meine Adresse im Auslande geheim zu halten, und reiste, nachdem ich die Weltpriesterkleidung mit einem fertig gekauften Laienanzuge vertauscht hatte, nach Paris. Zuvor aber mußte ich noch den Pfarrer, zu dem ich geschickt worden war, über mein Nichtkommen beruhigen, damit er sich nicht etwa telegraphisch nach Exaeten wende, und so meine Flucht vorzeitig bekannt würde, ehe ich die Grenze überschritten hätte, und ehe die dem Rechtsanwalt zur Beförderung übergebenen Briefe ihre Adressaten erreichen konnten. So telegraphierte ich dem Pfarrer, daß die versprochene „Aushilfe" nicht kommen könne und unterzeichnete, um keinen Verdacht zu erregen, das Telegramm mit dem Namen des Jesuiten-Oberen (Fischer), der die „Aushilfe" zugesagt hatte.

Die Schuld, ein Telegramm „gefälscht" zu haben, nehme ich gern auf mich und freue mich noch heute, daß ich einen Zwirnsfaden (das Bedenken, solch ein Telegramm mit „gefälschter" Unterschrift abzusenden) kurzerhand zerrissen habe, der Faden hätte sonst leicht zur Kette für mich werden können.

In Paris blieb ich (unter dem angenommenen Namen eines väterlichen Gutes), bis ich die Nachricht erhielt, daß meine Familie zur Regelung der Vermögensverhältnisse bereit sei. Die vorläufige Regelung fand Anfang Januar 1893 in Köln unter Mitwirkung des Bankhauses Deichmann statt.

Meinen Wohnsitz nahm ich zunächst in Frankfurt a. M. Dort erfolgte die endgültige vermögensrechtliche Auseinandersetzung, wobei ich meinem jüngeren Bruder ein Kapital von 40000 Mark überließ, das er nicht mehr entbehren zu können erklärte. Er hatte es seit meinem Eintritt in den Orden mit meinem Willen besessen und, unter Annahme meines dauernden Verbleibens im Orden, als sein Eigentum betrachtet und behandelt.

* * *

Die furchtbaren Aufregungen der letzten Zeit verursachten ein schweres, lange währendes nervöses Magen- und Darmleiden, von dem mich erst ein monatelanger Aufenthalt in Helgoland (Mai bis August 1893) heilte. Aus Helgoland zurückgekehrt, nahm ich meinen dauernden Wohnsitz in Berlin.

* * *

Wie oft ist mir von katholisch-ultramontaner Seite in der Öffentlichkeit und privatim vorgeworfen worden: Du hast deine Gelübde gebrochen, du bist eidbrüchig geworden. Ja selbst evangelische Kreise haben ihre Abneigung kund gegeben gegen den „abtrünnigen" Ordensmann, den „abgefallenen" Priester.

Es ist wohl mehr als selbstverständlich, daß ich nach 14jährigem ehrlich gemeintem Ordensleben und nach sechsjährigem Priestertum die Frage des „Abfalles", der „Abtrünnigkeit" und des „Bruches der Gelübde" mir selbst ernst vorgelegt habe. Aber ich brauchte wenig Zeit, sie zu entscheiden; so einfach liegt sie.

Ordensgelübde und Priesterverhältnis geht man ein im Glauben, Gott zu dienen, in ein besonders nahes Verhältnis dadurch zu ihm zu treten. Wird dieser Glaube als Irrtum erkannt, so sind zur selben Stunde auch Ordensgelübde und Priestertum erledigt. Es waren Irrtümer,

wie der Grund, auf dem sie ruhen, Irrtum war, und mit vollem Recht stößt der Mensch sie als Irrtümer ab.

Daß auch evangelische Kreise vielfach noch in solchen Vorurteilen befangen sind, ist überlieferte schmähliche Abhängigkeit von katholisch-ultramontaner Anschauung. Die Tat des „abtrünnigen" Ordensmannes und „abgefallenen" Priesters Luther sagt solchen „Evangelischen" merkwürdigerweise nichts.

Fünftes Kapitel.

Gesamturteil über den Jesuitenorden.

Eine Wertung des Jesuitenordens hat von zwei verschiedenen Gesichtspunkten aus zu geschehen. Der Orden als religiös-ultramontane Institution muß religiös, der Orden als Verein von Menschen zur Erreichung von Zielen hier auf der Erde muß unabhängig von Religion, muß menschlich beurteilt werden. Glatt zu scheiden sind die beiden Urteile allerdings nicht; soweit wie möglich, ist die Trennung aber durchzuführen.

* * *

Weil das gesamte ultramontan-katholische Ordenswesen mit seinen Gelübden und seinem Ordensstand als ein Abweichen vom Christentum, als Verzerrung seiner religiösen Grundlinien bezeichnet werden muß, so trifft dies allgemeine Urteil natürlich auch den Jesuitenorden. Ja, ihn trifft es besonders; denn er weist Eigentümlichkeiten auf, die auch vom katholisch-religiösen Standpunkt aus zu verwerfen sind.

Sein „blinder Gehorsam", seine „Gewissensrechenschaft", sein Spionage- und Nivellierungssystem, seine Erziehung zur Angeberei, sein Mißbrauch der Beichte und vieles andere sind Unsittlichkeiten, die auch das katholische Christentum verwerfen müßte und in früheren Zeiten ohne Zweifel auch verworfen hätte. Daß den im 16. Jahrhundert ins Leben tretenden Jesuitenorden die Verwerfung nicht traf, daß im Gegenteil seine solche Unsittlichkeiten enthaltenden „Satzungen" von den Päpsten gebilligt wurden, ist ein Zeichen, wie sehr damals — und schon viel früher — Papsttum und Kirche vom Ultramontanismus durchseucht und beherrscht waren.

Das „Mönchtum" der thebaischen und lybischen Wüste kannte von diesen Dingen in dieser Form nichts, ebensowenig wie Benedikt von Nursia, der Stammvater der abendländischen „Klöster", sie kannte. Auch die viel späteren Ordensstifter Dominikus und Franz von Assisi haben die in religiös-christliches Gewand sich hüllende geistig-religiöse Sklaverei und Leibeigenschaft nicht in ihre Stiftungen eingeführt. Sie zur Grundlage „christlicher Vollkommenheit" zu machen, blieb dem Jesuitenorden vorbehalten. Durch ihn und von ihm aus sind die zahllosen späteren Ordensgründungen männlichen und vor allem weiblichen Geschlechts mit diesen Ungeheuerlichkeiten ausgestattet worden. Die Pest einer widerchristlichen Unselbständigkeit, die dort verheerend grassiert und viele Tausende von Menschen ihrer angeborenen und gottgewollten Freiheit, der „Freiheit eines Christenmenschen" beraubt, ist jesuitischen Ursprungs.

* * *

Und noch in einem anderen wesentlichen Punkte unterscheidet sich der Jesuitenorden religiös ungünstig von den alten katholischen Orden: Benediktinern, Augustinern, Franziskanern, Dominikanern.

Während dort ursprüngliche religiöse Begeisterung in hell lodernder Flamme bei ihrer Gründung zum Himmel schlug; während „evangelische Armut" und „evangelische Keuschheit" dort Triumphe feierten, die das Menschliche überstiegen und das Christliche vergewaltigten, aber immerhin heroisch waren; während die genannten Orden jahrzehnte-, fast jahrhundertelang eine Zeit „der ersten Jugend" aufwiesen, in welcher der ekstatische Eifer nicht erkaltete, und die „Erstlinge des Geistes", wenn auch des falsch verstandenen, nicht zu reifen aufhörten, ist beim Jesuitenorden von Anfang an alles auf Nüchternheit und Berechnung gestimmt: nichts von „erster Jugend", nichts von „Erstlingen des Geistes".

Der Stifter des Jesuitenordens, Ignatius von Loyola, für sich als Mensch und „Heiliger" ein Phantast und hysterischer Schwärmer, war als Ordensstifter die Vernunft selbst. Die von ihm (wenigstens zum großen Teil) geschriebenen Ordenssatzungen sind vom ersten bis zum letzten Worte berechnet auf weltliche Erfolge, auf Macht, auf Einfluß unter den Menschen. Das ekstatische Moment, innere Begeisterung und religiöse Wärme fehlen. Wo sie sich scheinbar zeigen, sind sie lediglich äußerer Aufputz, angebracht, um die berechnende Nüchternheit zu verhüllen.

* * *

Auch das Bibelwort: „An den Früchten wird man sie erkennen" kehrt sich gegen den Jesuiten-

orden als religiöse Institution. Der „Segen Gottes“, der nach gläubig-katholischer Auffassung — und diese Auffassung ist bei Beurteilung der religiösen Seite des Jesuitenordens maßgebend — auf der Tätigkeit der „gottgeweihten“ Orden ruhen muß, ruht nicht auf dem Wirken der „Gesellschaft Jesu“.

Schon im 1. Teile habe ich auf das Fehlen nachhaltiger Erfolge (d. h. in diesem Zusammenhang auf das Fehlen des „Gottessegens“) gerade in der Haupttätigkeit des Ordens, bei der Jugenderziehung, hingewiesen. Äußerer Glanz und wesenloser Schein sind Hauptfrüchte jesuitischen Wirkens; aber wie alles Äußerliche verblassen Glanz und Schein sehr rasch. Man lese auch die oben mitgeteilten Worte Piagets wieder nach, die das Fiasko des Jesuitenordens trefflich hervorheben.

Aus dem Munde eines für seinen Orden begeisterten Mannes, des Jesuiten Cordara, der seines Amtes wegen ausgebreitete Sachkenntnis besaß, haben wir die erschütternde Klage über den tiefsten Grund jesuitischer Mißerfolge gehört:

„Nichts ist Gott verhaßter als der Stolz ... Gott widersteht den Stolzen; den Demütigen gibt er seine Gnade. Daß aber unsere Gemeinschaft an dieser Krankheit sehr schwer gelitten hat, müssen wir eingestehen, wenn wir uns nicht selbst täuschen wollen.“

Cordara sprach dies Urteil aus am Ende des 18. Jahrhunderts, nachdem der Orden 250 Jahre seines Wirkens, und zwar seine Glanzzeit, hinter sich hatte, und er nennt die Aufhebung der „Gesellschaft Jesu“ ein über gottverhaßten Hochmut hereingebrochenes göttliches Strafgericht. Vernichtender gerade über den Wert eines religiösen Ordens kann nicht geurteilt werden. Und es ist, rein menschlich gesprochen, begreiflich, daß die Jesuiten die Worte ihres hervorragenden Ordensgenossen auf alle Weise teils unterdrücken, teils fälschen. Sie haben andere Ursachen für ihre unleugbaren Mißerfolge zur Hand als Verwerfung durch Gott infolge von Hochmut.

Die Bosheit der Menschen! Gerade weil der Jesuitenorden so „heilig“, so „gottwohlgefällig“ ist, trifft ihn in besonderer Weise das Schicksal aller „Heiligen“: „Haß und Verfolgungswut der Gottlosen“. Der „Gesellschaft Jesu“ ergeht es wie Jesus selbst — wie oft habe ich das aussprechen hören! —: „Wie mich die Menschen verfolgt haben, so werden sie auch euch verfolgen. Der Knecht ist nicht über dem Meister“ usw.

Auch nur ein mea culpa kennt die 400 jährige Geschichte des Jesuitenordens nicht. Denn das von Cordara gesprochene mea culpa war kein offizielles, kein für die Öffentlichkeit, nicht einmal für den Orden selbst gesprochenes. Es ertönte nach Aufhebung des Ordens in der Verborgenheit eines für den Bruder Cordaras bestimmten Schriftstückes.

In dieser Tatsache: daß der Jesuitenorden seine absolute Fleckenlosigkeit in einer die Grenzen des Erlaubten weit überschreitenden, geradezu marktschreierischen und bombastisch-ruhmrednerischen Weise als Dogma verkündet, liegt etwas so Unchristliches, ja so Unreligiöses, daß sie allein genügt, den Orden als religiös-christliche Institution zu verurteilen. Denn das von Christus dem Pharisäer in den Mund gelegte Wort: „Herr, ich danke dir, daß ich nicht bin wie die übrigen Menschen und nicht wie jener Zöllner da“ sollte schärfsten Wesensgegensatz zur religiös-sittlichen Grundauffassung Jesu ausdrücken. Und gerade dieses Wort ist Grundton aller Kundgebungen der „Gesellschaft Jesu“.

Wesensgegensätze zu Jesus finden wir auch in anderen wichtigen Punkten, von denen ich einige im Kapitel „Die Jesuitenmoral“ namhaft gemacht habe.

Was kann es ferner Unreligiöseres und somit Unchristlicheres geben als die jesuitische Frömmigkeit der „Exerzitien“, durch welche das Individuum beseitigt und die Schablone an seine Stelle gesetzt werden soll? Auf diese größte Versündigung des Jesuitenordens am Menschen, die ich wiederholt schon hervorgehoben habe, komme ich unten nochmals eingehend zurück.

* * *

So stehen sich Jesus und „Gesellschaft Jesu“, Religion und Jesuitenorden schroff gegenüber. Nur der Unkenntnis des katholischen Volkes und seiner Befangenheit in ultramontan-jesuitischen Anschauungen ist es zuzuschreiben, daß die schneidenden Gegensätze nicht erkannt werden. Das Licht, das einzelnen Katholiken aufgegangen ist, muß alle erleuchten. Voraussetzung dazu ist aber Niederringung des Ultramontanismus in der Hierarchie. Denn in ihr, im ultramontanisierten Papsttum und Episkopat, hat der Jesuitismus seine festeste Stütze, weil wiederum der Jesuitismus auch das Bollwerk des Ultramontanismus und seiner Hierarchie ist. Und das führt

uns zur Beurteilung des Jesuitenordens als eines Vereins von Menschen, bestimmt, hier auf der Erde rein menschliche Ziele zu erreichen, die, so sehr sie auch verbrämt sind mit Religion und Christentum, in Wirklichkeit beiden fern liegen.

* * *

Als der Jesuitenorden ins Leben trat, hatte eine Schicksalsstunde für das Papsttum geschlagen. Die von Luther erzeugte Bewegung, in Verbindung mit anderen Ursachen, ließen „das Schifflein Petri“ bedenklich schwanken. Eine Welt mit neuer Weltanschauung stieg herauf, die den Papst-Gott des Mittelalters, den souveränen Herrn der ganzen Welt, nicht mehr als solchen anerkennen wollte. Der Ultramontanismus, der seit Gregor VII. fest im Sattel gesessen hatte und von Rom aus unter religiösen Formen die Welt, und zwar gerade die politische, beherrschte, fühlte den Ansturm der neuen Zeit, aus deren Tiefe schon damals ein „Los von Rom“ deutlich ertönte.

Da erstand dem bedrohten Papsttum im Jesuitenorden eine ultramontane Hilfstruppe von hervorragender Kraft und Rücksichtslosigkeit. Die Papstherrschaft sollte wieder hergestellt werden. Das ultramontane System mit seinem weltlich-politischen Kern unter religiöser Gewandung konzentrierte sich gleichsam in den Ordenssatzungen des Jesuitenordens und mehr noch in seinem wohlberechneten und von Mittelpunkten aus geleiteten Wirken. Wort und Tat, Lehre und Beispiel des neuen Ordens wurden eine einzige große Propaganda für das ultramontane Papsttum. Die Lehre von der „direkten“, d. h. von der unmittelbaren Herrschaft des „Statthalters Christi“ über die ganze Welt war unhaltbar geworden; der Jesuitenorden stellte als vollwertigen Ersatz die Lehre von der „indirekten“ Gewalt auf.

Auch nicht ein Quentchen von Religion liegt in dieser Lehre; alles in ihr ist Unreligion und Antichristentum, aber sie ist in hervorragender Weise geeignet zu religiösem Aufputz; denn sie täuscht das „Gottesreich“ vor, das Diesseits und Jenseits umfaßt, das nur einen obersten Herrscher verträgt — Gott und seinen „Stellvertreter“ —, und macht so umfassendste politische Weltherrschaft für den Katholiken zu einer annehmbaren, ja begehrenswerten religiösen Forderung. Der dem Jesuitenorden eingepflanzte Herrschsuchtstrieb findet in dieser Lehre üppigste Entfaltungsmöglichkeit, und deshalb sein nie rastender Eifer, die „indirekte Gewalt“ des Papsttums zum kirchenpolitischen Grunddogma zu erheben. Der Orden als solcher kann die Weltherrschaft nicht offen beanspruchen, er muß, so machtvoll er sich auch ausgestaltet, stets als dienendes Glied, als eingeordneter Teil des katholischen Ganzen, der Papstkirche, erscheinen; aber je mehr er die weltlich-politische Macht Roms fördert und den religiösen Glauben an ihre Berechtigung unter den Menschen ausbreitet, um so mehr wird auch er selbst politisch mächtig: das Papsttum und seine „indirekte“ Gewalt ist Aushängeschild, hinter dem sich der Jesuitenorden und seine Machtbestrebungen bergen. Durch Eifer und Geschick macht er sich zu einem so unentbehrlichen Diener des Papsttums, daß er die Tiaraträger direkt beherrscht und durch sie die indirekte Herrschaft über die Welt erstrebt.

Deshalb die fortwährende und intensive Beschäftigung des Jesuitenordens mit Politik, die satzungsgemäß als unreligiös ausgeschlossen ist, die aber auf dem „religiösen“ Umwege über die Beichte sein umfangreichstes Tätigkeitsgebiet wurde.

Gerade die politische Tätigkeit des Ordens war es, die den Sturm gegen ihn entfesselte. Und, wie schon hervorgehoben, in erster Linie sind es die katholischen Höfe gewesen, an denen der Jesuiten-Beichtvater seit Jahrhunderten „religiös“ wirksam war, welche die Aufhebung des Ordens immer stürmischer verlangten und sie schließlich auch bei Klemens XIV. durchsetzten. Sie fühlten: hier, im Jesuitenorden, hebt sich eine Macht empor, der sie selbst unterworfen werden sollen. Claudius Aquaviva, der 5. Ordensgeneral, hat dieser aus der „religiösen“ Atmosphäre des Beichtstuhles wirkenden politischen Macht die bis heute noch gültige Form gegeben in einer „Geheiminstruktion“, die, wie ihr Auffinder, der Benediktiner Dudik, sagt,

> „genau erkennen läßt, auf welchen Endzweck die Jesuiten durch ihre Beichtväter hinsteuerten — es ist die Herrschaft der katholischen Kirche, wie sie ein Gregor, ein Innozenz, ein Bonifaz angestrebt.“

* * *

Aber hat der Jesuitenorden nicht hervorragende Verdienste sich erworben um die katholische Religion? Sind nicht die Erfolge der Gegenreformation hauptsächlich sein Werk? Da kam doch nicht Weltherrschaft, sondern Weltreligion in Frage.

Gewiß ist die Gegenreformation hauptsächlich ein Werk des Jesuitenordens; aber eben deshalb

trägt auch sie den Stempel seines Geistes: Gewaltmittel, bis zu Blut und Eisen, kennzeichnen sie. Die verloren gegangene Papstherrschaft sollte wieder aufgerichtet werden; die Religion kam erst an zweiter Stelle, oder besser, sie bildete den Mantel, der die Herrschaftsziele umhüllte und den Gebrauch der Gewaltmittel „heiligte". Man erinnere sich der oben mitgeteilten Worte des Jesuiten Bobadilla, eines der vertrauten Gefährten des Ignatius von Loyola, um Wesen und Ziel der vom Jesuitenorden betriebenen Gegenreformation zu verstehen.

* * *

Der Jesuitenorden steht also vor uns als Verkörperung eines Systems, das weltlich-politische Herrschaft mit weltlich-politischen, aber religiös verbrämten Mitteln anstrebt, das dem Haupte der katholischen Religion, dem römischen Papste, die Rolle eines weltlich-politischen Großkönigs über Fürsten und Regierungen zuspricht, um, gedeckt durch den Papst-König und ihn als Werkzeug benutzend, selbst das Herrschaftsszepter über die Welt zu schwingen.

Das ist nicht bloß meine — des „Renegaten" und „abgefallenen Jesuiten" — Meinung, auch gute Katholiken, die sonst Worte hohen Lobes für den Jesuitenorden haben, urteilen so. Reinhold Baumstark z. B. schreibt:

„Denn höher als all die Tatsachen steht der entscheidende Umstand, daß der Jesuitismus sich nicht zu erheben vermag über einen Standpunkt .... der weltlichen politischen Macht, des äußerlichen Zwanges" (a. a. O. S. 91).

Aus diesem auf sich selbst und seine Macht als Endzweck gerichteten Bestreben erklärt sich auch das zwiespältige Verhalten des Jesuitenordens dem Papsttum gegenüber: laut betonte, bis zum Sondergelübde gesteigerte Unterwürfigkeit und harte Unbotmäßigkeit, sobald das Papsttum den Eigeninteressen des Ordens, vor allem seiner Herrschaftsentfaltung, entgegentritt. Daß dann auch die „Ehrfurcht" vor Bischöfen und Kardinälen verschwindet, ist selbstverständlich. Wenn der „Statthalter Christi" beiseite geschoben wird, wie sollte noch Rücksicht genommen werden auf „Nachfolger der Apostel"?!

* * *

Der Machthunger des Jesuitenordens erklärt auch noch eine andere Erscheinung, die sich durch die ganze Geschichte des Ordens hinzieht: Streit und Hader mit anderen religiösen Organisationen. Wo immer der Jesuitenorden Fuß faßt, da hört der Friede auf, „der Kampf ums Dasein" beginnt. Seine Kirchen sollen voll, seine Beichtstühle sollen umlagert, seine Lehren in Dogma und Moral sollen tonangebend sein; kurz, er will allein herrschen. Der maßlose Hochmut, die rücksichtslose und verachtungsvolle Überhebung über andere Orden, jene tief unreligiösen Eigenschaften des Ordens, die der Jesuit Cordara als die Ursachen seiner Verwerfung durch Gott bezeichnet, sind natürliche Folgen seiner ungezügelten Gier nach Herrschaft.

* * *

Manche Erfolge hat der Jesuitenorden durch sein weltlich-politisches Streben erzielt. Die Höfe von Wien, München, Paris, Madrid, Lissabon, zeitweilig auch der von London (um kleinere zu übergehen), waren ihm lange Zeit hindurch unterworfen. Allein auch diesen rein weltlichen Erfolgen ist Nachhaltigkeit und Größe versagt geblieben. Durch die jesuitischen Beichtväter der deutschen Kaiser, der französischen, spanischen und portugiesischen Könige im 16. und 17. Jahrhundert und ihren fast unbeschränkten Einfluß hätte ganz Europa dem Orden auf Generationen hinaus untertan gemacht werden können. Statt dessen verzettelt sich der beichtväterliche politische Einfluß in hunderterlei Intrigen, in kleinlichen Ränken, die zwar alle hinauslaufen auf Vermehrung jesuitischer Macht und Herrschaft, denen aber samt und sonders staatsmännische Großzügigkeit und energievolle Einheitlichkeit fehlen. Politische Ränkeschmiede sind die Jesuiten als Fürstenbeichtväter gewesen, niemals und nirgends Staatsmänner. So haben sie in ihren einflußreichen, durch Jahrhunderte sich fortsetzenden Stellungen wohl Wirrwarr, Unruhe und Friedensstörungen verursacht; sie haben den äußeren Glanz und Ruhm ihres Ordens vermehrt und seine Kassen gefüllt; aber keine einzige Gegenwart und Zukunft bestimmende politische Tat, kein einziges weit ausschauendes, erfolgreiches Unternehmen auf dem Gebiete der Weltpolitik, in deren Mittelpunkt sie geschäftig saßen, können sie aufweisen. Im Trüben hat der Jesuitenorden gefischt und die mit solchem Kleinbetriebe stets verbundenen kleinlichen Vorteile eingeheimst; die nur in der Klarheit großen Wollens zu erzielenden Erfolge fehlen aber in seinem politischen Hauptbuche, obwohl die mächtigsten Herrscher ihrer Zeit als seine ergebenen und

politisch folgsamen Beichtkinder in ihm verzeichnet stehen.

Woher auch dieser Mißerfolg? Zunächst aus der gleichen Ursache, aus der auch die religiösen Mißerfolge stammen.

Die Politik des Ordens ging nicht in die Tiefe; sie war zu sehr darauf gerichtet, rasch zu erlangende Augenblicksvorteile zu sichern, welche die äußere Stellung des Ordens mit neuem Glanze umkleideten. Schein, nicht Wesen auch hier. Der tiefer liegende Grund ist aber der folgende, der zugleich Schwäche und Stärke des Ordens überhaupt enthüllt.

* * *

Der Jesuitenorden erzieht nicht Menschen mit selbständigem Denken und selbständigem Wollen; er erzieht Schablonen, die, verstandes- und willenlos, wie „Leichname" und „Stöcke" sich gebrauchen lassen. Jesuitisches Erziehungsziel für die Ordensmitglieder und für die übrigen ist Ertötung des Individuums, Nivellierung der Eigenart. Seine „Exerzitien", denen er alle Stände unterworfen hat, sind die große Zuschneidemaschine, durch die der Mensch im Innersten unfrei und unselbständig gemacht wird. Der Nerv der Individualität wird dort tödlich getroffen, und zwar nicht bloß in religiöser Beziehung, sondern überhaupt.

Oben habe ich die Wirkung des jesuitischen Erziehungssystems auf den Jesuiten selbst geschildert, wie es maschinelle Routine und glatte Beweglichkeit hervorruft und so den einzelnen zur leicht rollenden Kugel gestaltet, die jedem Anstoße geräuschlos nachgibt. Dadurch verliert der Jesuit aber das, was für erfolgreiches, nachhaltiges Wirken Voraussetzung ist: die Stoßkraft individueller Eigenart. Sein Wirken bleibt auf der Oberfläche. Rollende Kugeln ziehen keine tiefen Furchen, sondern hinterlassen nur leichte, rasch verwischbare Spuren. Die Möglichkeit einer ungeheueren Geschäftigkeit auf den verschiedensten Gebieten, eines schnellen Hin und Her, eines rastlosen Anfangens und Wiederaufhörens bald hier bald dort ist bei der geschmeidigen Routine des einzelnen Jesuiten gegeben, und wie die Geschichte des Ordens beweist, diese Möglichkeit ist auch in hervorragender Weise zur Tatsache geworden. Keine andere Einrichtung hat in verhältnismäßig kurzer Zeit so viel von sich reden gemacht, so vielgestaltig sich betätigt wie der Jesuitenorden. Ganz Europa, halb Asien und Amerika sind das Feld seiner Arbeit geworden; in allen nur möglichen Stellungen und Ämtern sehen wir Jesuiten auftreten. Aber nirgendwo hat auch nur ein Jesuit sich als wirklich großer Mann mit weitausschauendem Blick, mit nachhaltiger Wirksamkeit erwiesen. Und zwar deshalb nicht, weil es jedem Jesuiten an Persönlichkeit gebricht. Er ist Rädchen einer Maschinerie, nicht frei denkender, frei handelnder, aus sich selbst heraus schaffender Mensch. Und das gilt für alle Glieder des Ordens, für den Ordensgeneral und die übrigen Oberen so gut wie für den letzten Coadjutor spiritualis oder temporalis.

Dies absolute Manko an Persönlichkeit, das gewollte und notwendige Folge jesuitischer Erziehung ist, wird nicht ausgeglichen durch heroische Hingabe an gestellte Aufgaben, die beim Jesuiten gewiß nicht fehlt. Denn jesuitische Hingabe und Selbstaufopferung ist und bleibt „Hingabe" und „Selbstaufopferung" der Maschine, die auch sich abnutzt und auch sich aufbrauchen läßt, die bis zur letzten Verwendungsmöglichkeit ihre „Pflicht" tut, die aber bei und in allem keine individuelle, sondern maschinelle Arbeit verrichtet.

Der Jesuit gibt sich seiner ihm aufgetragenen Tätigkeit nicht in erster Linie hin aus innerem Interesse an ihr — die Askese des Ordens schreibt ihm ja „heilige Gleichgültigkeit" in bezug auf jede Tätigkeit vor —, nein, er ist tätig und ist so tätig, weil er augenblicklich gerade dies Rädchen an der großen Maschine bildet, das vielleicht in der nächsten Stunde schon durch die Hand des Oberen ausgewechselt wird mit einem anderen; er arbeitet angestrengt, weil der Gehorsam ihn für den Augenblick gerade an diesen Platz des maschinellen Betriebes gestellt hat, den er vielleicht schon morgen mit einem anderen vertauschen muß. „Mit einem Fuße in der Luft", wie mein Novizenmeister, der Jesuit Meschler, die Grundstimmung des arbeitenden Jesuiten zu bezeichnen pflegte, vollbringt man auf keinem Gebiete Großes und Dauerhaftes. Dazu gehören Bodenständigkeit und Wurzelfassen, dazu gehört Vertiefung in die Arbeit, dazu gehört vor allem das Bewußtsein, Lebensaufgaben lösen zu sollen, nicht bloß flüchtige Versuchsarbeit („Experimente") zu leisten, die jeden Augenblick, falls es dem Oberen so gut scheint, mit anderer Arbeit wieder zu vertauschen ist.

* * *

Wie der Jesuit selbst durch die Ordenserziehung ungeeignet gemacht wird, starkes Werkzeug für bleibende individuelle Wirkungen zu sein, so über-

trägt sich die Ungeeignetheit, wenn auch in nicht so intensiver Weise, auf alle, die seinem Einflusse unterstehen, auf alle, die er erzieht. Auch sie werden mehr oder weniger in ihrer Persönlichkeit geschädigt, verlieren ein gut Teil ihrer Selbständigkeit und Entschließungskraft. Die vielen Tausende, die in allen Ständen und Berufen dem Jesuitenorden anhangen, sind zwar gefügige Werkzeuge in seiner Hand, aber es fehlt ihnen eben deshalb, was Voraussetzung großer und nachhaltiger Erfolge ist: Initiative und Selbständigkeit.

Unleugbar liegt also hier die Schwäche des Ordens, und sie tritt im notorischen Mangel dauernder Erfolge trotz günstigster Gelegenheiten in der Ordensgeschichte offen zutage.

* * *

Aber hier liegt auch die Stärke des Jesuitenordens.

Seine Erziehung bewirkt eine Gleichartigkeit der Mitglieder, eine Gleichmäßigkeit ihrer Betätigung, die unübertroffen ist, und welche die Gewähr für diejenigen Erfolge, die zu erreichen ihm wegen seiner maschinell-schablonenhaften Eigenart überhaupt möglich ist, in sich trägt.

Überall hin rollt die Kugel; in jede Ecke und in jedes Eckchen schmiegt sich der willenlose, blind gehorchende Jesuit; ohne Schwierigkeit wechselt er Stellung auf Stellung und bringt für alle Stellungen die gleiche anerzogene, aber oberflächliche Geschicklichkeit mit. Schon öfter habe ich von „Jesuitenmasse" gesprochen: hier ist sie. Die Menschen mit ihrer individuellen Verschiedenartigkeit sind verschwunden; ein leicht bewegliches Heer, Bataillone in Reih und Glied mit gleichem Schritt treten an ihre Stelle. Jesuitenmasse, d. h. durch ein Wort zu lenkende Kolonnen sind auch die außerhalb des Ordens Stehenden, seiner Leitung sich Anvertrauenden.

So durchsetzt „Jesuitenmasse" die ganze Welt; jung und alt, Mann und Frau, eingegliedert in zahllose „Kongregationen" bilden sie.

Daß hier Stärke liegt, trotz der nach anderer Richtung hin damit verbundenen Schwäche, ist klar. Ja, die Stärke ist bei weitem größer als die Schwäche. Denn dauernde Gewaltherrschaften und Gewalteindrücke verträgt die Menschheit nicht. Die Regel ist für sie der Alltag, beherrscht von ebenmäßig wirkenden kleinen Ereignissen und Eindrücken. Wer es versteht, die Menschen still und ruhig zu führen, sie zu gängeln, ohne daß sie es merken, ist mehr ihr Herr als der umwälzende Kriegs- oder Staatsmann.

* * *

Damit sind wir vor die Frage gestellt: ist der Jesuitenorden gefährlich und in welchem Maße?

Meine Antwort lautet: der Jesuitenorden ist für den Einzelmenschen, für Staat und Religion (mit Absicht sage ich nicht Kirche, denn für die Kirche ist er nicht nur nicht schädlich, sondern sehr nützlich) eine der gefährlichsten Einrichtungen, die es jemals gegeben hat. Denn er zerstört das Wertvollste im Menschen: seine sittliche und intellektuelle Selbständigkeit. Das brauche ich nach dem, was ich schon ausgeführt habe, nicht weiter auseinanderzusetzen.

In dieser Unselbständigkeitsmachung liegt auch die wahrer Religion und echtem Christentum vom Jesuitismus drohende Gefahr. Was der römischen Kirche überhaupt zum Vorwurfe gemacht werden muß, daß sie zwischen Gott und den Menschen ihre amtierenden hierarchischen Personen, ihre Sakramente, Sakramentalien und Zeremonien schiebt, daß sie die religiöse Bevormundung zum Dogma erhoben hat, kurz, daß sie den freien Verkehr zwischen Mensch und Gott nach Möglichkeit zu hindern sucht, dieser schwerste aller religiösen Vorwürfe trifft das jesuitische System in verstärkter Form. Der Jesuit und der jesuitisch Geleitete sind in Wahrheit Sklaven, die dem Überweltlichen und Gott nur so nahen, d. h. Religion nur so betätigen dürfen, wie die Ordensfrömmigkeit und die Ordensaskese es gestatten. Auch des letzten Restes religiöser Freiheit müssen sie sich begeben; sie müssen bis ins innerste Mark ihrer Seele hinein nicht Gott, sondern ihrem Ordensoberen offen stehen und ihm allein zugänglich sein. Auch das bedarf nach den eingehenden Ausführungen im 3. Kapitel des ersten Buches keines weiteren Beweises.

Und die Gefährlichkeit des Jesuitenordens für den Staat? Sie ist vielgestaltig und intensiv.

Vor allem ist da an das staatsrechtliche Grunddogma des Jesuitenordens zu erinnern: völlige Abhängigkeit des Staates von der Kirche, seine Verpflichtung, sich und sein Leben nach den Kirchengesetzen zu gestalten. Oben habe ich darüber Jesuiten-Autoritäten, an ihrer Spitze den gegenwärtigen Ordensgeneral selbst, zu Worte kommen lassen. Wir haben dort gesehen, daß selbst die Folgerung aus diesem Grunddogma gezogen wird: es sei erlaubt und verdienstlich, Staatsgesetze, die

den Kirchengesetzen nicht entsprechen, zu übertreten und sich bei gerichtlicher Bestrafung wegen solcher Übertretungen an Staatskassen schadlos zu halten. Ja, selbst aktiver Widerstand gegen staatliche Exekutivbeamte wird dort gestattet. Und das Bemerkenswerte, die Staatsgefährlichkeit solcher Lehren grell Beleuchtende dabei ist, daß sie in Büchern aufgestellt werden, die ausgesprochenermaßen der Unterweisung für die Beichtstuhlpraxis dienen. Daß ihr lautester Verkünder gerade der „deutsche" Jesuit Lehmkuhl ist, der politisch-theologische Berater des Zentrums, gibt ihnen für Deutschland erhöhte Bedeutung.

* * *

Mit dieser Stellungnahme gegen Autorität und Souveränität des Staates hat es aber sein Bewenden nicht. Der Jesuitenorden ist geschworener Feind des modernen Staates und aller seiner kulturellen Funktionen überhaupt.

Das kommt zu schroffem und auffälligem Ausdruck in dem oben mitgeteilten 12. Dekret der 23. Generalkongregation vom Jahre 1883. Dort erklärt der Orden, daß er der Enzyklika Pius' IX. Quanta cura vom 8. Dezember 1864 und dem Syllabus vom gleichen Datum anhange, und er nennt die in beiden Aktenstücken verurteilten „Irrtümer" mit Emphase „Pestseuchen". Nun sind aber Enzyklika Quanta cura und Syllabus umfassendste Kriegserklärungen gegen alle Grundlagen und Errungenschaften des modernen Staates, der Kultur und der Zivilisation. Indem also der Jesuitenorden sich nicht damit begnügt, der päpstlich-ultramontanen Kriegserklärung stillschweigend zuzustimmen (wie das für jeden auf ultramontan-katholischem Boden Stehenden selbstverständlich ist), sondern die Zustimmung in feierlichster Form durch seine Generalkongregation laut verkündet, hat er seine Todfeindschaft gegen den modernen Staat in ungewöhnlich ostentativer Weise — noch 20 Jahre nach Erlaß von Enzyklika und Syllabus! — ausgesprochen. Wie das ultramontane Papsttum im Syllabus spricht (Satz 80), so spricht auch der Jesuitenorden:

„Mit Fortschritt, Liberalismus und moderner Zivilisation kann ich mich nicht versöhnen und nicht abfinden."

Wohl benutzt der Jesuitenorden die Errungenschaften von Fortschritt, Liberalismus und Zivilisation, wohl kleidet er sich in modernes Gewand und tut scheinbar mit auf allen Gebieten der Kultur, aber unter der modernen Hülle steckt der erbitterte Gegner, der den Fortschritt, dessen Vorteile er sich für seine Zwecke dienstbar macht, intensiv haßt. So intensiv, so allgemein ist der jesuitische Haß gegen unsere neuzeitliche Kultur, daß er zutage stößt auch dort, wo man es nicht erwartet, und daß seine Form nicht selten grotesk erscheint. Ein Beispiel.

Der Jesuit Meschler, früherer Novizenmeister, Rektor, Provinzial und Assistent des Ordensgenerals, also ein hervorragender Jesuit, bespricht in den „Stimmen aus Maria-Laach" (1909, 10. Heft, S. 568) eine Schrift über den heiligen Ludgerus, den ersten Bischof von Münster aus dem 8. Jahrhundert. Die Besprechung schließt mit dem charakteristischen Satze:

„Die Kultur des hl. Ludger baute Spitäler, Kirchen und Klöster, die Kultur unserer Zeit baut Kasernen, Irrenhäuser und Strafanstalten."

Also fort mit der Kultur des 20. und zurück zur Kultur des 8. Jahrhunderts!

Ganz besonders feindselig zeigt sich der Jesuitenorden gegen einen der Quellpunkte der Kultur und gegen eine der wichtigsten Veranstaltungen des Staates als Kulturträgers, gegen die Staatsschule.

Die Jesuiten Wernz (gegenwärtiger Ordensgeneral), Laurentius, Cathrein, von Hammerstein usw. stellen in ihren vielgelesenen Werken und Schriften die maßlosesten Forderungen auf in bezug auf Hoheitsrechte der Kirche über die Staatsschulen, und sie beschimpfen dabei den Staat und seine Schulen in unerhörter Weise. So schreibt z. B. der „deutsche" Jesuit von Hammerstein:

„Die Staats- und Schulidee, wie sie vom modernen Staat aufgefaßt und gehandhabt wird und sich seit einem Jahrhundert in mancher Gesetzgebung verkörpert hat, ist ungerecht, und zwar nicht bloß ungerecht im weiteren Sinne, d. h. unbillig, sondern ungerecht im eigentlichsten Sinne des Wortes, d. h. die betreffenden Gesetze entbehren für einen großen Teil ihres Umfanges des rechtlichen Fundaments; sie sind nichtig, so gut wie eine sozialistische, von einem Volksstaat dekretierte Aufhebung alles Privateigentums nichtig sein würde. Neben dem Prädikat ‚unpraktisch und ungerecht' verdient die moderne Schulidee unbedenklich noch das weitere, daß sie unchristlich ist ... Bei genauerer Prüfung werden wir endlich sogar genötigt, den Vorwurf der Immoralität und der Unehrenhaftigkeit gegen die moderne Schulidee zu erheben." Hält der Staat auch in Zukunft fest an seiner modernen Schul-

idee, so wissen wir nicht, wie wir ihn freisprechen sollen von dem Vorwurf, daß er ein großartiges System von Heuchelei in Szene setzt. Ein solches System muß auf die Dauer auch in der Jugend und dem gesamten Volk ‚das Grab werden für Treue, Glauben und Sittlichkeit‘.“ „Den Gipfel der preußischen Schulpyramide bildet das Kultusministerium und der Kultusminister. Schon der bloße Begriff eines Ministers der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten nach dem Zuschnitt der modernen Schulidee wird empfunden wie eine Kriegserklärung gegen die katholische Kirche und ein Manifest zur Protestantisierung“ (Das preußische Schulmonopol, S. 127. 137. 162 f.). Vier Abschnitte widmet Hammerstein der Frage: „Kann man Katholiken zumuten (!), ihre Söhne preußischen Staatsgymnasien anzuvertrauen?“ Selbstverständlich verneint er die Frage (a. a. O. S. 165—224).

„So möchten wir“, schreibt derselbe Jesuit in einer anderen Schrift, „über das Portal einer jeden nicht wahrhaft kirchlichen Schule als Kainsmal die Worte setzen:

Durch mich geht's ein zur Stadt der Qualerkornen,
Durch mich geht's ein zum ew'gen Weheschlund,
Durch mich geht's ein zum Volke der Verlornen,
Haß gegen Gott war meines Daseins Grund“

(Die Schulfrage, S. 125.)

Mit diesem Schulhaß geht Hand in Hand der Konfessionshaß.

Grundbedingung der Kultur: friedliches Nebeneinanderwohnen und duldsames Miteinanderarbeiten der verschiedenen Konfessionen, das der moderne Staat als Toleranz und Parität in seine Verfassungen aufgenommen hat, gilt dem Jesuitenorden als „Übel“, als „Krankheit“. Proben solcher jesuitischen Friedhässigkeit habe ich oben in Fülle gegeben. Sie beweisen, daß „die Saat des Hasses [gegen Andersgläubige dem Jesuitenorden in der Tat] eingeboren ist“, wie das jesuitische Säkularwerk, die Imago primi saeculi, so bezeichnend sich ausdrückt.

Dazu kommt endlich die Lehre über Fürsten- und Tyrannenmord, die im Jesuitenorden, wie zahlreiche vom Orden approbierte Schriften einzelner Ordensmitglieder beweisen, festen Fuß gefaßt hat. Auch das höchst zweideutige Verhalten des Ordensgenerals Aquaviva dieser Lehre gegenüber läßt schwerste Bedenken aufsteigen.

Die Behauptung ist also gerechtfertigt: die staatsrechtlichen und kulturpolitischen Lehren des Jesuitenordens sind der Ruin des modernen Staates, und dieser Ruin wird vom Jesuitenorden beabsichtigt.

* * *

Nun wäre die Gefahr aus solchen Lehren und Absichten an und für sich nicht so sehr groß. Was für gefährliche Theorien und Absichten hat die Welt nicht schon gesehen, und doch ist das Bestehende nicht aus den Fugen gegangen?! Hier, beim Jesuitenorden als Vertreter dieser Ideen liegt die Sache aber wesentlich anders; hier ist die Gefährlichkeit eminent, weil sie begründet ist in der Gefährlichkeit des Ordens als solchen.

Man hat über diese Gefährlichkeit sehr irrige Anschauungen. Sie wird dort gesucht, wo sie nicht oder doch nur weniger ist; wo sie sich recht eigentlich findet, übersieht man sie.

Die Gefährlichkeit des Ordens und sein machtvoller Einfluß liegen nicht in der überragenden Intelligenz seiner Glieder und auch nicht in der seiner Führer, seiner Oberen. 14jährige intime Bekanntschaft mit Gliedern und Führern haben mich gelehrt, daß beide Kategorien den Durchschnitt nicht überschreiten. Ja, ich habe in manchen Oberen (Rektoren, Provinzialen) sogar recht mäßig Begabte kennen gelernt, die, wenn sie allein gestanden hätten und nicht getragen und geführt worden wären von Überlieferungen und Vorschriften und von einer über die ganze Welt verbreiteten Organisation, aus sich selbst nichts Nennenswertes geleistet hätten.

* * *

Eingehend habe ich oben die planmäßig gezüchtete Unselbständigkeit des einzelnen Jesuiten als Hauptschwäche des Ordens gekennzeichnet. Ich habe dort aber auch gezeigt, daß die Schwäche zugleich seine Stärke ist. Und diese Stärke wird wesentlich erhöht durch die Art, wie der Orden seine Wirksamkeit ausübt. Diese Art, verbunden mit der bewundernswerten Ordensorganisation, ist der Kernpunkt seiner Macht und also auch seiner Gefährlichkeit.

Zunächst bedient sich der Orden des gleichen, überaus wirkungsvollen Mittels, das auch der Ultramontanismus anwendet. Die „Religion“ ist der schöne und weite Mantel, mit dem der Jesuitismus alles bedeckt, in den er alles kleidet, der ihm leichten Einlaß verschafft in Köpfe und Herzen der Katholiken. In Vorspiegelung dieser

falschen Tatsache hat der Jesuitenorden es zu unerreichter Meisterschaft gebracht. Es gibt nichts so Irdisches, so Weltliches, so Politisches; es gibt keinen Angriff gegen Staat und Kultur, den das jesuitische System nicht als „religiös", als „im Lebensinteresse der Religion liegend" hinstellt und auch plausibel macht. Mit dieser Lüge setzt er die Riesenstärke religiöser Leidenschaften seiner Anhänger an die Stelle seiner eigenen in der Schablonenhaftigkeit liegenden Schwäche. Er selbst hat dann weiter nichts zu tun als die entfachte „religiöse" Flamme in Brand zu halten. Das vermögen aber auch Minderbegabte und Entindividualisierte, zumal wenn sie dabei unterstützt werden durch eine wohlgegliederte, weitverzweigte Organisation.

Als gewichtige Verstärkung kommt hinzu die Heimlichkeit jesuitischen Wirkens. Sie ist über die Maßen raffiniert und beschränkt sich durchaus nicht auf die Heimlichkeit des Beichtstuhles, in welchem auch der Ultramontanismus seinen mächtigsten in Dunkel gehüllten Hebel besitzt für politische und antikulturelle Wirkungen.

Allerdings hat der Jesuitenorden wie keine andere ultramontane Institution auch die Beichte seinen Zwecken dienstbar gemacht; er hat es verstanden, die Scharen der Gläubigen gerade an seine Beichtstühle zu fesseln. Aber weit über Kirche und Beichtstuhl hinaus geht sein schleichendes Wirken.

Der Jesuit ist gesuchter, unentbehrlicher Seelenführer geworden in den Familien der oberen Klassen, vor allem in ihrer Frauenwelt. In dieser Stellung ist heimliches und heimlichstes Wirken für ihn leicht und sicher. Frage man die katholischen Adelsfamilien Deutschlands, Frankreichs, Italiens, Österreichs, Englands, Spaniens, Portugals, frage man ungezählte Familien der oberen Zehntausend, welche von ihnen keinen Jesuiten als ständigen oder gelegentlichen Seelenführer haben: die Zahl ist verschwindend klein. Obwohl ich von Jugend auf an „Hausjesuiten" gewöhnt war, habe ich später, als ich dem Orden selbst angehörte und in sein Wirken eingeführt wurde, doch noch das Staunen gelernt über die Ausgedehntheit dieser „häuslichen" Tätigkeit des Ordens.

Ihr zuzurechnen ist auch die Erziehungstätigkeit des Ordens. Denn obwohl sie scheinbar sich nicht heimlich vollzieht, indem die zahlreichen jesuitischen Erziehungsanstalten (Feldkirch, Kalksburg, Freinberg, Stonyhurst, Ordrupshoj usw.) breit und massig im hellen Tageslicht dastehen, und obwohl die jesuitische Pensionatserziehung Trennung von Haus und Familie voraussetzt, so dringt von ihr aus doch heimlicher und starker Einfluß in Haus und Familie. Denn die Jesuitenpensionate formen aus den Zöglingen „Jesuitenmasse", die dann als Ferment still und geräuschlos in den Familien weiter wirkt. In den Jesuitenpensionaten werden die Leute gemodelt, die, herangewachsen, jesuitischen Sinn und Geist in der Öffentlichkeit ausbreiten. Auch hier würde eine Rundfrage bei ultramontanen Redakteuren, Abgeordneten, Schriftstellern, Beamten usw. das bemerkenswerte Ergebnis liefern, daß unter ihnen 80 von 100 alte Jesuitenzöglinge sind. Ebenso sind zahlreiche Gutsbesitzer und Majoratsherren im Rheinland, in Westfalen, Schlesien, Bayern, Baden und Württemberg, ferner sehr viele Offiziere in jesuitischen Anstalten, besonders in Feldkirch und Kalksburg (beide Anstalten liegen in Österreich) erzogen worden.

Nimmt man dazu die nach vielen Tausenden zählenden „Kongreganisten" in allen Ständen und Berufen, diese wahren und echten organisch zusammengeschlossenen „Affiliierten" des Ordens, so sehen wir ein Riesengeflecht von Kreisen über die Welt gespannt, von deren Mittelpunkten aus der Jesuitenorden geräuschlos, aber mit sicherstem Erfolge tätig ist. Und in dieser Tätigkeit, die eine gefügige, von jesuitischen Anschauungen erfüllte Masse in Bewegung setzt, liegt die Macht des Ordens.

Die Macht ist um so größer, weil den Jesuitenorden ein besonderer Nimbus umgibt, indem er selbst sich mit einer Ruhmesatmosphäre umhüllt hat, die ihn in der Schätzung der katholischen Menge weit hinaushebt über alle ähnlichen religiösen Einrichtungen. Denn noch weniger als der Jesuit selbst weiß der außenstehende Katholik etwas von der wirklichen Geschichte des Ordens. Er kennt nur das glänzende, fleckenlose Bild, das aus den unzähligen in majorem Societatis Jesu gloriam geschriebenen Büchern und Schriften ihm entgegenstrahlt. Und so verehrt er im Jesuitenorden und im einzelnen Jesuiten die Blüte und den Höhepunkt des Christentums. Der Jesuitenorden wirkt faszinierend — das ist das richtige Wort —, und hierin besitzt er eines der wirkungsvollsten Mittel zur Aufrechterhaltung und Vermehrung seines Einflusses. Nüchterne Betrachtung entkleidet allerdings den Orden des unechten Auf-

putzes und des verlogenen Scheines, womit er sich umgeben hat; unverfälschte Geschichte stellt ihn hin als eine religiös, politisch, sozial und kulturell schädliche Organisation, die rücksichtslos-egoistisch bestrebt ist, die Menschen ihren selbstsüchtigen, auf materielle Ausbeutung und geistige Unterdrückung gerichteten Zwecken dienstbar zu machen. Aber dem Eindringen dieser nüchternen, geschichtlichen Betrachtungsweise gerade in diejenigen Kreise, in denen die Wahrheit über den Jesuitenorden am notwendigsten ist, in die katholischen, stellen sich große Schwierigkeiten entgegen; und es ist der Jesuitenorden, der die Schwierigkeiten zu fast unübersteiglichen Hindernissen zu steigern versteht. Die dabei angewandte Methode zeigt ihn in der ganzen Größe seiner Skrupellosigkeit, seines Raffinements und deshalb seiner Gefährlichkeit.

Der Glaube an die fast makellose Gutheit aller von der Kirche gebilligten Einrichtungen religiöser Orden usw. ist unter den Katholiken noch unerschüttert. Diesen Glauben nutzt der Jesuitenorden rücksichtslos aus für sich, indem er systematische Fälschung der Geschichte und darüber hinaus aller Aufklärungswissenschaften überhaupt betreibt. Er ist seines Lesepublikums ja sicher. In diesen Kreisen gilt für unbezweifelbare Wahrheit: was immer der Jesuitenorden mit seinem Stempel versehen in die Welt schickt, ist gut, ist wahr.

So kann der Orden ungescheut der Fälschung auch die Verleumdung zugesellen. Vielleicht das einzige Jesuwort, was die „Gesellschaft Jesu" voll zur Tat macht, ist das Wort: „Wer nicht für mich ist, ist wider mich." Vor keinem Mittel scheut der Jesuitenorden zurück, um Gegner unschädlich zu machen. Betrug und physische Gewalt, Anschwärzung und Hinterlist sind seine aus dem Hinterhalt tödlich treffenden Waffen.

Durch Unschädlichmachung aller Art von Kritikern und Gegnern, wobei keinerlei Gewissensbedenken hemmend entgegenstehen, hat der Jesuitenorden im Laufe der Jahrhunderte ein Schuldkonto angehäuft, wie es in der christlichen Kulturgeschichte seinesgleichen nicht hat: er tritt Wahrheit, Recht und Gerechtigkeit brutal mit Füßen; er schreitet über Menschenleben, Menschenglück und Menschenfreiheit seines Weges weiter und erweist sich so als einen der gefährlichsten Feinde der auf Wahrheit und Gerechtigkeit als auf ihre kulturellen Grundlagen angewiesenen Menschheit.

Der Jesuitenorden ist diejenige internationale Organisation, die am intensivsten und geschicktesten, in Hunderterlei von Maskierungen, Religion und Staat, Wissenschaft und Kultur recht eigentlich aushöhlt, um sie mit seinem Geiste zu erfüllen. Und dieser Geist ist der Geist der Herrschsucht, der Geist des Luges und Truges, der Geist maßloser Selbstsucht, der Geist der Habgier nach der Menschen Hab und Gut und mehr noch nach ihrer Freiheit und Selbständigkeit, der Geist der Unreligion und des Antichristentums.

Drittes Buch.

Von damals bis heute.

Die Schilderung des „Damals" ist beendet. Aber auch das „Heute" und der Weg zu ihm verdienen einige Zeilen.

Könnte ein vom Sturm entwurzelter Baum fühlen, denken und sprechen, er würde das äußern, was ich empfand, nachdem ich den Bruch mit Kirche und Orden vollzogen hatte.

Aus einem Erdreiche war ich gerissen worden, das Mutter- und Nährboden meines ganzen Seins, physisch, moralisch und religiös, gewesen war. In gewisser Weise stand ich dem Nichts gegenüber, und dabei blutete ich aus tausend Wunden, wie das Wurzelgewirr des entwurzelten Baumes auch blutet.

Was sollte werden? Nicht mit einem festen Plane hatte ich die alte Welt verlassen. Der folgenschwere Schritt war so etwas wie ein Sprung ins Dunkle, die Schiffe hinter mir waren verbrannt. Würde ich besseres Gestade, das ich nur in weitester Ferne, in Wolken und Nebel gehüllt, mehr ahnte als sah, mit neuen Schiffen erreichen?? Nicht einmal diese Gedanken dachte ich damals klar und deutlich. Heraus aus der Unfreiheit, fort aus dem Joche, das meine Selbständigkeit, das mich als Individuum zu erdrücken drohte; los von den Fesseln, die mein Inneres eingeschnürt hatten: nur das war es, was ich damals wollte. Alles andere war ein einziges großes Fragezeichen.

* * *

Die Trennung vom Orden habe ich verhältnismäßig leicht überwunden. Diese Wunde, wenn es überhaupt eine war, schloß sich rasch. Denn niemals war ich, trotz 14jähriger Zugehörigkeit, ein echter Jesuit gewesen. Mein Geist hatte dem Jesuitengeiste sich nicht assimiliert.

Aber die Trennung von meiner Religion! Sie war Fleisch und Blut für mich gewesen; jahrhundertealte Bande verknüpften mich mit ihr; alles, was ich bisher als Mensch besessen hatte, war in ihr beschlossen: Vater, Mutter, Brüder und Schwestern konnte ich mir nur in und mit ihr vorstellen; Denken und Empfinden waren fast 40 Jahre lang katholisch gewesen durch und durch. Und jetzt?! So tief eingewurzelte Anschauungen tut man nicht von sich, wie man einen Rock auszieht. Freilich, die äußere Zugehörigkeit zur katholischen Kirche war durch einen Schritt gelöst worden; denn einzelne Grunddogmen des katholischen Glaubens hatte ich als Irrtümer erkannt. Auch hatte ich kurzerhand Priesterkleid und Ordensgewand über Bord geworfen, weil ich Priestertum und Ordensstand nicht mehr als christlich und religiös anzuerkennen vermochte.

Mit diesen Gewalttaten waren aber die vielen Tausende von katholischen Gefühlen, Regungen, Empfindungen, Anschauungen nicht beseitigt und ertötet, die in den verborgensten Falten meines Inneren, in einem 40jährigen Leben mit mir, mit meinem Leibe und mit meiner Seele, groß geworden waren. Ich fühlte allerdings: auch sie müssen fort. Aber einstweilen waren sie noch da, quälend, verwirrend, beängstigend. Und so befand ich mich in einem Chaos. An den Gott der katholisch-ultramontanen Dogmatik, an den ich bisher geglaubt hatte, glaubte ich nicht mehr; die Kirche, in der ich geboren und erzogen worden war, in der ich über ein Menschenalter gelebt hatte, war für mich zertrümmert, und an eine andere Kirche dachte ich überhaupt nicht. Meine Seele war recht eigentlich ein Schifflein, masten-, segel- und steuerlos, hin- und hergeschleudert von haushohen Wellen, und ich, sein Führer, besaß weder Kompaß, noch leuchtete mir ein Stern.

* * *

Auch was ich tun, womit ich mich beschäftigen sollte, wußte ich nicht. Heute stehe ich seit Jahren

in zielbewußter, planmäßiger Kampfstellung gegen die verderblichste und gewaltigste aller Mächte, gegen das ultramontane Rom, heute weiß ich, was ich will; damals dachte ich nicht an eine solche Stellung, wußte nicht, was ich wollte und sollte. Qualvolle Zustände, die mehr als einmal Selbstmordgedanken mir nahe legten!

Da griff ein Zufall ein, und die Nebel begannen sich zu teilen.

Ich hatte geglaubt, mein Austritt aus dem Jesuitenorden und mein Bruch mit der Kirche seien gänzlich unbeachtet geblieben; ich selbst habe nichts getan, sie bekannt zu machen. Und doch waren sie bekannt geworden. Eine Hand streckte sich mir entgegen von einer Seite, der ich jetzt fast ebenso schroff und gegensätzlich gegenüberstehe wie dem Ultramontanismus.

Vom Hofprediger D. Adolf Stöcker erhielt ich einen Brief, worin er mich aufforderte, etwas über, d. h. gegen den Jesuitenorden für die Kreuzzeitung „seines Freundes", des Freiherrn Wilhelm von Hammerstein, zu schreiben. Ich schrieb ein kurzes Feuilleton, aber ohne Namen; so wenig dachte ich auch damals noch an Hervortreten und an Kämpfen. Der kleine Artikel wurde beachtet. Der Herausgeber der Preußischen Jahrbücher, Professor Delbrück, stellte mir seine Zeitschrift zur Verfügung. Und so schrieb ich im Frühjahr 1893 in die „Preußischen Jahrbücher" meinen ersten mit Namen gezeichneten größeren Artikel: Mein Austritt aus dem Jesuitenorden, der später auch als Sonderbroschüre erschienen ist.

Damit hatte ich den Weg betreten, der mich in das Gebiet meiner Lebensaufgabe führen sollte: Aufklärung über die ultramontane Gefahr. Die ersten Schritte auf diesem Wege waren nur zaghaft. Es lag wohl daran, daß ich meiner Lebensaufgabe noch nicht recht bewußt geworden war. Wer die Schrift: „Mein Austritt aus dem Jesuitenorden" vergleicht mit diesem Buche, der findet nicht unerhebliche Unterschiede. Trotz aller auch in ihr hervortretenden Verurteilung des Jesuitenordens bin ich in meiner Erstlingsschrift verhältnismäßig milde. Eine gewisse Unbestimmtheit lagert über ihr, sie läßt keinen Kampfesruf erschallen. Von Schrift zu Schrift hat sich das geändert, gebessert, weil Erkenntnisse in mir teils entstanden, teils gefestigt wurden, die eine Klarheit und Zielstrebigkeit des Wollens in mir erzeugten, deren Ausdruck nur Hammerschläge sein konnten.

* * *

In Helgoland machte ich die Bekanntschaft des Herrenhausmitgliedes Grafen Karl von Finckenstein. Häufige Besuche auf seinem Gute Madlitz folgten. Der Madlitzer Schloßherr war ausgeprägt orthodox und konservativ. Durch ihn kam ich mit seinen politischen und religiösen Kreisen in Berührung, und die Berührung zeitigte allmählich in mir religiöse und politische Stellungnahme, freilich eine gegensätzliche.

Mein mir eingeborenes politisch-liberales und religiös-freidenkerisches Empfinden, das der Ausgangspunkt meiner Befreiung aus ultramontan-katholischer Knechtschaft gewesen war, sträubte sich gegen die orthodoxe und konservative Schablone. Ich hatte wahrlich nicht deshalb mit Rom gebrochen, um mich dem Oberkirchenrat oder der Kreuzzeitung in die Arme zu werfen. Aber auch hier vollzog sich die Stellungnahme langsam, tastend. Man bedenke, daß ich durch 14jährige Abgeschiedenheit von der Welt ihren religiösen und politischen Strömungen völlig entfremdet worden war. Fast mit kindlicher Unerfahrenheit trat ich, 40jährig, wieder in sie ein. Wie sollte ich da zu raschen, glatten Entscheidungen kommen?

* * *

Jemand hat in mir manches zu rascherer Reife gebracht, der dann an den Früchten allerdings keinen Geschmack fand.

Kaum hatte ich mich in Berlin niedergelassen, als D. Adolf Stöcker, der mich zu meinem ersten Antijesuitenartikel veranlaßt hatte, mich auf seine Seite zu ziehen suchte. Er kam öfter zu mir und lud mich häufig zu sich ein. Nur einmal bin ich, um nicht zu unhöflich zu erscheinen, seinen Einladungen gefolgt und traf dort in größerer Gesellschaft auch seinen „Freund" Freiherrn Wilhelm von Hammerstein. Stöcker hat von der ersten Begegnung an einen abschreckenden Eindruck auf mich gemacht. Er erschien mir als der Typus des herrschsüchtigen und — bei aller Begabung — bornierten „Pfaffen". Mit ihm und für ihn: niemals! Das stand von vornherein bei mir fest. Es gibt auch orthodoxe „Jesuiten", und Stöcker war ihr General. Das, was mich bei Stöcker besonders abstieß, war sein damaliger — später wurde das bei ihm aus politischem Machthunger ja anders — Katholikenhaß, verbunden mit unbegrenzter Unwissenheit über Katholisches. Von der katholischen Religion hatte ich mich getrennt, aber ich haßte sie nicht, noch hasse ich sie heute. Wie könnte ich auch, da ich so viel Gutes und Schönes

Zeit meines Lebens in ihr gesehen habe. Da war es für mein Empfinden geradezu ekelhaft, diesen Haß, geschürt durch Unwissenheit, aus einem geeichten Vertreter des „Christentums" nur so ausströmen zu sehen.

Die Stöckersche Unwissenheit über Katholisches ist übrigens Grundübel aller protestantischen Kreise, zumal der orthodoxen.

Einst war ich bei einem der gegenwärtig höchst stehenden protestantischen Geistlichen zu Gaste. Außer mir war nur noch der verstorbene Propst von der Goltz geladen. Beide Männer unterhielten sich über ihre Bonner Erfahrungen und kamen dabei auch auf die katholische Kirche zu sprechen. Was sie vorbrachten, hätte jeder katholische Sekundaner als Torheit, Entstellung und Mißverstand nachweisen können. Damals war ich noch sehr zurückhaltend, fast schüchtern — glücklicherweise habe ich die Schüchternheit inzwischen abgelegt —, und so übernahm ich die Rolle des Sekundaners nicht, sondern unterhielt mich angelegentlich mit der liebenswürdigen, leider zu früh verstorbenen Hausfrau.

Diese Leute ahnen gar nicht, wie schädlich Unwissenheit wirkt, wie sehr sie die Kluft zwischen den Konfessionen vertieft. In liberal-protestantischen Kreisen beginnt es hierin besser zu werden. Aber dicht lagert die dunkle Wolke des Unverstehens auch noch über ihnen. Und das Schlimmste dabei ist: Orthodoxe wie Liberale sind von ihrer genauen Kenntnis katholischer Dinge so überzeugt, wie nur der Papst von seiner Unfehlbarkeit überzeugt sein kann. Oft habe ich das in Zentralvorstandssitzungen des Evangelischen Bundes mit Schrecken und Betrübnis beobachten können. Da saßen Führer der liberalen und orthodoxen Theologie. Sie glaubten, in katholischen Dingen weit besser Bescheid zu wissen als ich, der ich 40 Jahre der römischen Kirche angehört hatte. Auf katholischer Seite ist die Unwissenheit über den Protestantismus längst nicht so groß, wie umgekehrt. Das Wort: Catholica non leguntur trifft leider vielfach zu, während drüben Protestantica genau gelesen werden.

* * *

Im Februar 1895 fand mein Übertritt zur preußischen Landeskirche statt. D. Dryander, damaliger Pfarrer der Dreifaltigkeitsgemeinde, reichte mir das Abendmahl. Bei ihm machte ich auch einen Vorbereitungskursus durch, der mich aber wenig befriedigte. Die diplomatisch-theologische Art Dryanders, die auf keine Fragen feste Antworten kennt, war und ist nicht mein Fall.

* * *

Was hat mich veranlaßt, der evangelischen Kirchengemeinschaft mich anzuschließen? Jedenfalls nicht die Liebe zur Landeskirche. Nachdem ich 40 Jahre in einer Kirchengemeinschaft gelebt hatte, war ich der religiösen Vagabondage (seit Ende 1892) überdrüssig, und da der Wahnglaube, daß Kirche und Religion notwendig zusammengehören, in mir noch nicht erloschen war, so wurde es dem sanften Drängen verschiedener Bekannter leicht, mich zum formellen und äußeren Beitritte zu bewegen. Über meine sehr kühle Gesinnung bei dem Schritte ließ ich Dryander keinen Zweifel.

Heute würde ich den Schritt nicht mehr tun; ebensowenig aber mache ich ihn rückgängig.

Kirche und Religion, Kirche und Christentum sind verschiedene, nicht selten entgegengesetzte Dinge. Das ist für mich sichere Erkenntnis geworden. Alle Kirchen sind lediglich Menschenwerk; in den wenigsten Fällen sind sie aus religiösem, in den meisten aus Machtbedürfnis entstanden. Die preußische Landeskirche ist dazu ein sehr unvollkommenes Menschenwerk, das, innerlich und äußerlich, den religiös-christlichen Charakter stark eingebüßt und dafür den bürokratisch-formalistisch-staatlich-höfischen Charakter angenommen hat.

Die „religiöse" Spitze der Landeskirche, ihr summus episcopus, ist der Landesherr, der zugleich Chef der Armee und der Flotte und Inhaber so und so vieler fremdländischer Regimenter ist; die Hierarchen der Landeskirche (Oberkirchenrat, Konsistorien, Generalsuperintendenten, Superintendenten, Pfarrer) sind Staatsbeamte, besoldet vom Staate. Wer auch nur einen Blick in die Schrift wirft und die Stellung sich ansieht, welche dort die christlichen „Hierarchen", die „Episkopoi" und „Presbyter", einnehmen, weiß, daß der landeskirchliche „oberste Bischof" und die landeskirchlichen Behörden auch nicht das allermindeste mit Christentum zu tun haben. Staat und Religion, Staat und Christentum bilden exzentrische Kreise; ihre Konzentrierung geschieht auf Kosten von Religion und Christentum.

Das unnatürliche Verhältnis zum Staat ist aber nicht das einzig Unchristliche und Unreligöse an der Landeskirche. Ihre höfische Abhängigkeit ist ebenso zu verurteilen. Das ganze Hofpredigertum ist, das muß einmal deutlich ausgesprochen werden, Hofschranzentum, welten-

weit von christlich-religiöser Auffassung entfernt. Von den Hofpredigern als Personen spreche ich selbstverständlich nicht; ich fasse „Hofprediger“ und „Hofpredigertum“ als Begriffe, als landeskirchliche Einrichtungen.

Die Hofprediger sind Staffage bei Hoffestlichkeiten, sie erhalten höfische Titel (Exzellenzen!), sie müssen dann und dort predigen, wann und wo der Träger der Krone es ihnen vorschreibt, und über Texte, die von ihm ausgesucht werden, dazu oft bei Festen (ich nenne nur das Ordensfest!), die dem Wesen des Christentums und überhaupt der Religion geradezu entgegengesetzt sind. Wo bleibt da auch nur eine Spur von Religiös-Christlichem?

Staat und Hof, Bürokratie und Formalismus haben die Landeskirche — und das ist ein weiteres ihrer vielen Grundübel — dem Volke fast ganz entfremdet. Man glaubt durch kostspielige Kirchenbauten „dem Volke die Religion zu erhalten“, man glaubt das Christentum zu stützen und populär zu machen durch nichtige Äußerlichkeiten (glanzvolle Domeinweihungen und pomphafte Palästinafahrten), und man erkennt nicht, daß gerade solche Dinge blutwenig mit Popularisierung, und mit Christentum und Religion nichts zu tun haben. Gott, Religion und Christentum dienen bei den vielen unchristlichen Äußerlichkeiten der Landeskirche als Umhüllung, unter der sich faustdicke Eitelkeit und Selbstbespiegelung bergen. Und es ist schlimmer Selbstbetrug, zu glauben, das „Volk“ merke so etwas nicht.

Je mehr eine Kirche sich aufbaut auf Innerlichkeit und Schlichtheit, im Inneren und im Äußeren, je enger sie sich anschließt an das imponierend einfache Vorbild der Christus- und Apostelgemeinde, wie die Schrift es uns zeigt, um so weitere Volkskreise wird sie erfassen, um so tiefere Wirkungen auf die Menschheit, sie veredelnd und erhebend, wird sie ausüben.

Zu allem diesem kommt die in der Landeskirche herrschende antievangelische Unfreiheit, in Form von Glaubenszwang, Ketzergerichten, Irrlehrengesetz, und wie all die schönen Dinge heißen, die sich christlich nennen und doch so menschlich sind, daß sie den Nachtseiten menschlicher Betätigung zugezählt werden müssen; Dinge, die ihren Ursprung nicht der Religion verdanken, sondern recht unreligiösen Herrschafts- und Machtgelüsten.

Eine solche Kirche kann Liebe nicht einflößen, nicht einmal besondere Achtung. Denn was sie sonst — neben ihrem religiös-christlichen Fehlbetrag — sozial oder kulturell Gutes leistet, kommt bei ihrer Wertung als christliche Kirche, als religiöse Gemeinschaft nicht in Betracht. Das leisten andere nicht religiöse Vereine auch und besser.

Dennoch tue ich den im Februar 1895 getanen Schritt, wie gesagt, nicht zurück. Denn mit dem Austritt aus der Kirche begibt man sich des Rechtes, in ihr mitzusprechen und bessernde Hand anzulegen.

* * *

Oft und oft bin ich — vielfach in höchst indiskreter Weise — gefragt worden: Welchen religiösen Standpunkt nimmst du ein? Die Frage ist gänzlich unberechtigt, denn Religion ist ausschließliche Privatsache, die niemand und am allerwenigstens die Öffentlichkeit oder Neugierige und Sensationslüsterne etwas angeht. „Wenn du beten willst — so werden wir vom religiösesten aller Menschen, von Jesus Christus, belehrt —, gehe in dein Kämmerlein“, d. h. schließe die Öffentlichkeit aus. Und im Gebet besteht, meiner Ansicht nach, nicht nur eine, sondern die Betätigung von Religion.

Also unberechtigt ist die Frage nach meiner religiösen Stellung; aber hier in meinem Lebensbuche will ich sie doch kurz beantworten.

Dorthin, wo ich jetzt religiös stehe, bin ich in langsamem Werdegange gelangt, der auch Kurven und Kehrschleifen aufweist. Der Werdegang ist, streng genommen, so alt wie mein Denken. Dunkele Zweifel tauchten schon in der Kindesseele auf; sie wurden später nicht selten zu quälenden Versuchungen, bis dann endlich katholischer Glaube und katholisches Christentum ganz in mir zusammenbrachen. Das hatte dann Trennung von Kirche und Jesuitenorden zur Folge.

Was habe ich auf diesem Riesentrümmerfeld an Religion und Christentum wieder neu erbaut? Wenig! Denn ich habe gelernt, mich religiös zu bescheiden.

Zunächst rechne ich nicht zu Religion alles Äußere: Dogmen, Sakramente, Glaubenssätze, Symbola, Liturgien, Zeremonien. Sie mögen einzelnen oder auch vielen religiös etwas oder auch viel sein, in sich sind sie keine Religion; höchstens und im besten Falle sind sie nützliche, für Tausende vielleicht auch notwendige Veräußerlichungen ihres religiösen Dranges und Gefühles. Religion aber ist das innere, auf subjektiv-individueller Erkenntnis ruhende und vom persönlichen Gewissen geleitete Verhältnis des einzelnen Men-

schen zu Gott, d. h. zu demjenigen außerweltlichen Wesen, dessen Dasein der Verstand als Ausgangs- und Endpunkt der körperlichen und geistigen Welt und ihres Geschehens fordert.

Welchen Charakter hat nun dies Verhältnis des Menschen zu Gott? Christus beantwortet diese Frage und tritt damit in den Vordergrund als Religionsstifter, ja als Religionsschöpfer.

Er hat den Menschen in das Kindesververhältnis zu Gott gesetzt, hat ihm Gott zum Vater gegeben. Die Zeit des religiösen Sklaventums, die in Gott und Göttern nur Herren, Könige und Tyrannen sah, die Gottes- und Götterdienst in Furcht und Zittern trieb, ist vorüber. Von nun an ist das wundervolle Christuswort Untergrund der Religion: „Unser Vater, der du bist in dem Himmel!"

Die Gott-Vaterschaftverkündigung durch Christus ist nicht ohne Vorgang in der Religionsgeschichte. Schon Buddha hatte den Menschen auf den Weg inniger, liebender Vereinigung mit Gott gewiesen; aber noch niemals war das Vater- und Kindesverhältnis zwischen Gott und Mensch so klar ausgesprochen und so umfassend hingestellt worden wie durch Christus.

Mit diesem Charakter ist das ganze Christentum gekennzeichnet, in ihm erschöpft sich sein Inhalt als Religion. Alles andere, was die Schrift sonst noch als Lehre Christi enthält, ist teils Ausgestaltung dieses Grundgedankens teils Anweisung, wie die Menschen untereinander sich verhalten sollen, eben weil sie Kinder eines Vaters sind. Dogmen und Glaubenssätze (Gottmenschlichkeit Christi, Dreifaltigkeit Gottes usw.) sind Produkte einer spintisierenden Theologie, welcher die Unmittelbarkeit religiösen Empfindens abhanden gekommen ist, sind Systeme, bald feiner, bald gröber erdacht, die dem Hange des Menschen nach abstrakter Klügelei, nach Schablonisierung und Katalogisierung entsprechen, die aber mit der absoluten Einfachheit des Begriffes „Religion" im Widerspruche stehen.

Auf dieser Erkenntnis fußt mein Christentum; in ihr finde ich Befriedigung meines religiösen Bedürfnisses.

Nicht als ob es nicht noch eine Menge von Welträtseln, von Dunkelheiten gäbe, eine Menge von Fragen, z. B.: wie Gott ist (auch daß er ist, ist ja keine mathematische Gewißheit), was nach dem Tode sein wird, und viele andere. Aber solche Fragen und Rätsel haben nichts mit Religion zu tun. Religion und ihr Inbegriff sind die Sätze: Ich bin Gottes Kind und: Gott ist mein Vater. Wer aus diesem Gedanken seine Religion und sein religiöses Verhalten sich nicht zurechtzimmern kann, dem werden Glaubensbekenntnisse, Symbola, Dogmen, Liturgien und Predigten religiös auch nicht weiter helfen.

Im Gedenken an Gott als Vater liegt auch der Antrieb zu derjenigen religiösen Betätigung, die ich als Lebensnerv der Religion betrachte, ohne die aller religiöse Apparat keine Religion, und mit der alles Religion ist auch ohne jeden Apparat: der Verkehr mit dem Vater-Gott, das Gebet.

Der Vater-Gedanke ist endlich Quelle unermeßlichen Vertrauens. Das Wesen, das ich Gott nenne, das Ausgangs- und Endpunkt der Welt und des Weltgeschehens ist, muß unendlich sein an Weisheit, an Güte, an Macht, an Gerechtigkeit. Und dies unendliche Wesen ist mein Vater: da gibt es nichts, keine Schwäche, keine Sünde, keine Verkehrtheit, die solcher Unendlichkeit gegenüber nicht verschwindet. Gott, mein Vater, ist der Urheber meines Seins, ungefragt hat er mich in die Welt gesetzt, also muß er auch einst — wann, wie und wo weiß ich nicht — der Vollender meines Glückes werden. Das nicht selten frivol angewandte Wort: Tout comprendre, c'est tout pardonner hat tiefsten religiösen und echten Gottessinn.

Diese religiösen Erkenntnisse hat Christus mir erschlossen, und deshalb ist er Grund- und Eckstein meiner Religion, deshalb bin ich Christ.

Wären diese Erkenntnisse ohne Christus unmöglich? Gewiß nicht. Also ist Christus, rein theoretisch gesprochen, nicht der unentbehrliche Religionsstifter. Aber weil er diese Erkentnisse tatsächlich aus dem vorhandenen religiösen Gewirr herausgelöst und in großartiger Einfachheit uns vor Augen gestellt hat, deshalb ist er im Lichte der Geschichte der größte Religionsstifter.

So ist das Christentum auch Weltreligion; denn so umfaßt es alle Religionen und führt sie — soweit sie den Naturgesetzen nicht widersprechen — hinauf in eine höhere Einheit.

Dies alles hat zur Voraussetzung, daß Christus echter Mensch und nur Mensch war. Gottmenschentum und Zweinaturen-Lehre machen Christus zu einem so unnatürlichen Zwittergeschöpfe, tauchen ihn so tief ein in die heidnisch-mythologische Atmosphäre der Halbgötter und Gottgezeugten, daß er gesundem menschlichen Empfinden — und das muß jedem religiösen Empfinden zugrunde liegen — völlig entrückt wird.

Und so ist Christus, der am Kreuze ein Märtyrer seiner religiösen Ideen geworden ist, aus dem Grabe erstanden, aber nicht körperlich, sondern geistig; er lebt, aber nicht in Fleisch und Blut, sondern im Geiste und in der Wahrheit, in der Kraft und in den Wirkungen seiner Lehren und Werke.

* * *

Mit der zunächst kleinen und begrenzten Schriftstellerei war mein Tätigkeitsbedürfnis nicht befriedigt. Besonders vermißte ich — das lag an meiner Schulung seit den Kindertagen — feste, geregelte Beschäftigung. Im Staatsdienste hoffte ich sie zu finden. Ich war vor meinem Eintritt in den Jesuitenorden Königlich Preußischer Referendar gewesen, und als unbescholtener Staatsbürger glaubte ich ein Recht auf Wiederanstellung zu besitzen. Wie sollte ich enttäuscht werden!

Was ich im folgenden mitteile, schreibe ich nicht aus Sensationslust. Ich registriere Tatsachen, die ein Stück nicht uninteressanter Zeitgeschichte bilden, und die sich, unter Regie des Zentrums, hinter den Kulissen abgespielt haben.

* * *

Der schon erwähnte Graf Finckenstein-Madlitz hatte die Liebenswürdigkeit, im Sommer 1894 zum Reichskanzler Grafen Caprivi zu gehen (ich selber war durch eine Kur in Wiesbaden verhindert) und ihn um meine Wiederanstellung im preußischen Staatsdienste zu ersuchen. Caprivi gab unter lebhafter Bewegung des Schreckens die denkwürdige Antwort: „Was würde der heilige Vater in Rom und das Zentrum sagen, wenn wir den Grafen Hoensbroech im Staatsdienste beschäftigten?!" Damit war für den deutschen Reichskanzler und preußischen Ministerpräsidenten das Gesuch eines deutschen und eines preußischen Staatsbürgers um staatliche Anstellung erledigt. Die Geschichte hat eine Fortsetzung.

Im Februar 1895 erhielt ich plötzlich, ohne irgend welches Zutun meinerseits, „auf allerhöchsten Befehl" eine Einladung zum „kleinen Hofball": der Kaiser wünsche, mich kennen zu lernen. Über eine halbe Stunde unterhielt sich am Abend des 13. Februar 1895 Wilhelm II. mit mir im „weißen Saale" des Berliner Schlosses, zum großen Ärger des auch anwesenden Zentrumsführers Lieber, der, weil der Kaiser so lange mit mir sprach, nicht dazu kam, S. M. vorgestellt zu werden. Auf die Frage des Kaisers, was ich anzufangen gedenke, erwiderte ich, es sei mein Wunsch, wieder in den Staatsdienst zu treten; es stellten sich dem Wunsche aber große Schwierigkeiten entgegen. Dabei berichtete ich die Äußerung Caprivis. Einen Schritt trat der Kaiser zurück, griff an die Degenkoppel und sagte erregt: „Was, das hat Caprivi Ihnen gesagt?" „Jawohl Majestät." „Nun, mein lieber Graf, dann versichere ich Ihnen, daß ich von jetzt an ihre Angelegenheit in meine Finger nehmen werde." Ich bat, da die lange Auszeichnung durch den Kaiser allgemeines Aufsehen erregte — Miquel schlich wie ein Fuchs in weitem Bogen um den Kaiser und mich herum — und deshalb mir „undiplomatisch" zu werden schien, um eine Privataudienz, um Näheres mitteilen zu können. Sie wurde mir sehr gnädig bewilligt mit der Bemerkung, ich möchte es Lukanus sagen: „Da steht er." Dann gab der Kaiser mich frei mit freundlichem und kräftigem Händedrucke. Sofort zeigte ich Lukanus die Bewilligung der Privataudienz an mit der Bitte, mir eine Zeit dafür zu bestimmen. Lukanus nahm meine Mitteilung mit süßsaurer Miene auf, konnte aber dem Willen seines Herrn gegenüber nicht umhin, mir zu versichern, er werde „seinerzeit" Tag und Stunde der Audienz mir mitteilen.

In den folgenden Tagen standen in den führenden Zentrumsblättern (Germania und Kölnische Volkszeitung) leidenschaftliche, vom Zentrumsführer Lieber veranlaßte Artikel über das „Unerhörte", daß der Kaiser mich eingeladen und sogar durch eine lange Unterredung ausgezeichnet habe.

Das ganze Verhalten des Kaisers mußte in mir die Überzeugung hervorrufen, die bewilligte Audienz werde bald stattfinden. Wochen und Monate vergingen, ich sah und hörte nichts. Mehrere briefliche Anfragen bei Lukanus wurden mit Ausflüchten beantwortet. Da der Kaiser mir von einem Landratsposten gesprochen hatte, und da dafür nur eine überwiegend evangelische Provinz in Frage kommen konnte, hatte mir der damalige Minister des Inneren, von Köller, geraten, meinen Wohnsitz in Kiel zu nehmen, um die dortigen Verhältnisse kennen zu lernen. So siedelte ich im Oktober 1895 mit meiner Frau nach Kiel über (im August desselben Jahres hatte ich geheiratet), von wo aus wir aber wegen schwerer Erkrankung meiner Frau, die eine Operation nötig machte, schon im Dezember wieder nach Berlin zurückkehren mußten.

Während meines Kieler Aufenthaltes besuchte ich einigemal den mir bekannten Generalfeldmarschall Grafen Waldersee, damals kommandierender General des 9. Armeekorps in Altona. Bei einem dieser Besuche erzählte ich Waldersee von meinem noch unbefriedigten Anspruch auf eine Audienz. Hoffnungen auf sie hatte ich durch das, was ich inzwischen über Zentrumseinflüsse beim Kaiser gehört hatte, längst aufgegeben; aber ich wollte nun einmal nicht so beiseite geworfen werden; mein durch das kaiserliche Wort begründetes Recht auf Audienz wollte ich anerkannt sehen. Waldersee sagte mit entsprechendem Gesichtsausdrucke: „Ja, ja, der Fuchs Lukanus" und machte mir den Vorschlag, ich solle ihm ein Immediatgesuch an den Kaiser geben; der Kaiser komme in den nächsten Tagen zur Besichtigung nach Altona und frühstücke bei ihm. In einem günstigen Moment werde er dem Kaiser das Immediatgesuch überreichen und es befürworten: „Dann haben wir Lukanus ausgeschaltet." Am Schreibtische Waldersees schrieb ich das Immediatgesuch und erhielt nach einiger Zeit von Waldersee die Mitteilung: „Alles ist nach Wunsch gegangen; hoffentlich kommen Sie jetzt zu Ihrer Audienz." Wieder vergingen Wochen. Da, Ende Januar 1896, als ich an Influenza erkrankt zu Bett lag, erhielt ich ein vom Oberhofmarschall Grafen Eulenburg unterzeichnetes Telegramm aus dem Neuen Palais, worin ich aufgefordert wurde, „morgen um 11 Uhr" zur Audienz zu kommen; ein Hofwagen werde mich in Wildpark abholen. Zuerst wollte ich meines elenden Zustandes wegen abtelegraphieren; dann aber dachte ich: die Gelegenheit kommt nicht wieder, und so erschien ich mit über 38 Grad Fiebertemperatur pünktlich im Neuen Palais, ohne zu bedenken, daß ich den Kaiser einer Ansteckungsgefahr aussetzte. Lukanus führte mich zum Kaiser und blieb während der weit über eine Stunde währenden Audienz gegenwärtig. Der Kaiser empfing mich sehr gnädig. Nach einer teilnehmenden Frage nach dem Befinden meiner Frau, die in der Olshausenschen Klinik lag, eröffnete er das Gespräch mit dem Satze: „Ich habe Sie zu mir gebeten, um Ihre Ansicht zu hören über das Verhalten meiner Regierung zum Zentrum." Den Inhalt des Gespräches gebe ich natürlich nicht wieder. Interessante Einblicke in die Psyche des Kaisers und in öffentliche Verhältnisse konnte ich tun. Von Persönlichem, von Staatsanstellung, vom Versprechen, meine Angelegenheit „in seine Finger zu nehmen" usw. war aber nicht mehr die Rede. Nur ganz zum Schlusse, als er mich freundlich verabschiedete, sagte der Kaiser: „Das andere wird Ihnen Lukanus sagen." Nach der Audienz erklärte ich aber Herrn von Lukanus, daß ich auf „das andere", was er mir zu sagen habe, wenig Wert lege; lediglich um dem Wunsche des Kaisers zu entsprechen, würde ich wegen „des anderen" zu ihm kommen. Bei der dann stattfindenden Unterredung mit Lukanus lehnte ich seine Vorschläge, die so gut wie nichts Greifbares enthielten, sehr kurz ab: Landratsposten oder Ähnliches wäre „unmöglich" geworden; es stände aber nichts im Wege, daß ich in Frankfurt a. O. als Referendar wieder in den Staatsdienst trete!!

Bald darauf teilte mir ein Eingeweihter mit, das Zentrum habe dem Kriegsminister erklärt: falls ich eine Staatsanstellung erhielte, werde es geschlossen gegen die nächste Marinevorlage stimmen. Und als der Minister dies dem Kaiser berichtete, fiel das Wort: „Wenn die Sache so steht, lasse ich den Mann fallen." Den „Fingern" Seiner Majestät, die mich, nach der kaiserlichen Verheißung, halten und weiter führen sollten, war ich und meine Angelegenheit also entglitten. Zentrumsdruck hatte die kaiserliche Hand zum Loslassen bestimmt.

Gewiß war es nicht die Bedeutung meiner Person, die das Zentrum zu solcher Stellungnahme veranlaßte. Es war ein Grundsatz, den es durchfocht: ein „Rebell" gegen die römische Kirche darf in Preußen nichts werden. Dabei tritt das Zentrum aber mit Emphase für „bürgerliche Toleranz" und „Parität" ein.

Ein guter Bekannter aus dem Kultusministerium, der verstorbene Graf Andreas Bernstorff, hatte mir den Gedanken nahegelegt, die akademische Laufbahn zu ergreifen und mich als Privatdozent für Kirchengeschichte an der Berliner oder einer anderen preußischen Universität niederzulassen. Er vermittelte eine Unterredung mit dem Kultusminister D. Bosse. Bosse empfing mich mit überfließender Liebenswürdigkeit: Das wäre eine ausgezeichnete Idee, sie entspräche ganz seinen eigenen Wünschen, usw. usw. — aber die notwendig zu nehmende Rücksicht auf das mächtige Zentrum mache die Ausführung des schönen Planes leider unmöglich: „Welchen Sturm würde das Zentrum nicht im Abgeordnetenhause erre-

gen, wenn ich in Ihre Anstellung als Privatdozent einwilligen oder sie gar befürworten würde." Diese Angstmeierei ließ mir die Galle überlaufen. Ich stand auf und verabschiedete mich mit den Worten: „Exzellenz, ich habe es bis heute nicht für möglich gehalten, daß ein Minister des paritätischen Preußen sich so beugt vor der Truppe Roms."

In Preußen waren mir also die Staatstüren geschlossen. Standen sie im Reiche für mich offen?? Ein Gesuch beim Reichskanzler Fürsten Hohenlohe um Aufnahme in den diplomatischen Dienst erfuhr höfliche Ablehnung.

Das sind so einige „Erinnerungen" aus der schweren Zeit meiner „Rebellion" gegen die Kirche, deren Arm lang ist. Sie fallen in dieselbe Zeit, da ich vom auswärtigen Amte aus gewarnt wurde, nur mehr im Dunkeln und unter großer Vorsicht ins auswärtige Amt zu kommen (ich besuchte dort öfter einen vortragenden Rat), denn das Zentrum lasse meinen Verkehr und meine Wege durch Detektivs überwachen.

* * *

Daß alles so gekommen ist, betrachte ich übrigens als „Fügung". Wie hätte ich als Staatsbeamter oder Diplomat meiner Lebensaufgabe entsprechen können: Aufklärung zu verbreiten über den Ultramontanismus und den Kampf gegen ihn zu entfachen?

In Erfüllung dieser schweren Aufgabe habe ich Befriedigung und Erfolge, aber auch starke Enttäuschungen erlebt.

Mein antiultramontanes Programm kann ich hier nicht entwickeln. Ich verweise dafür auf meine Schriften: „Der Ultramontanismus, sein Wesen und seine Bekämpfung"; „Moderner Staat und römische Kirche"; „Rom und das Zentrum". Nur wenige Worte über die Enttäuschungen, weil sie charakteristisch sind für unsere innerpolitische Lage.

Der falsch geführte „Kulturkampf" der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts mit seinem unglücklichen Ausgange hatte die Lust an Bekämpfung des Ultramontanismus stark gedämpft, zugleich aber die politische Macht, die der Ultramontanismus im Zentrum besitzt, fast ins Unermeßliche gesteigert. Regierung, Parteien und Presse, die unrichtigen Mittel des alten Kulturkampfes nicht unterscheidend von seinen richtigen Zielen, standen dem großen Gegner ratlos gegenüber. Auf der anderen Seite bot sich das Zentrum zu parlamentarischer Mitarbeit an. Da überschlich Regierung, Parteien und Presse die Kompromißsucht; sie vergaßen, daß im Zentrum die ultramontane Weltanschauung, d. h. der Todfeind des modernen Staates und seiner Kulturentwickelung verkörpert ist, und sahen in ihm nur noch die köpfereiche Partei, deren Stimmen ausschlaggebend für die Gesetzgebung sind. Die Furcht vor der Sozialdemokratie kam hinzu. Lieber Schwarz als Rot, hieß es damals!

Von Jahr zu Jahr wurde das Zentrum „bündnisfähiger". Schaler Opportunismus und Miquelsche „Sammelpolitik" taten das ihrige. Niemand wollte etwas wissen von einem neuen, besser geführten Kulturkampfe. Kulturkampf blieb den maßgebenden Kreisen „Kulturkampf", d. h. ein Kampf konfessioneller Leidenschaften. Die Erkenntnis, daß der Ultramontanismus geschichtlich und begrifflich zu trennen sei von der katholischen Religion, daß also der Kampf gegen ihn kein konfessioneller, sondern ein politisch-kultureller Kampf sein müsse, diese Erkenntnis, das A und O eines aussichtsreichen Kulturkampfes, war noch nicht aufgegangen. So fand mein Weckruf wider den Ultramontanismus taube Ohren. Man warf mich in einen Topf mit Konfessionshetzern.

Trotz schwerster Hindernisse und oft bitterster Enttäuschungen, die durch ultramontane Angriffe und Verdächtigungen verschärft wurden, hielt ich, im Bewußtsein, auf dem rechten Wege zu sein, aus. Und meine Aufklärungsarbeit in Wort und Schrift war nicht vergebens. Langsam begann ein Umschwung, der darin seinen bezeichnenden Ausdruck fand, daß, nicht zum mindestens durch meine Aufklärungsarbeit, das Wort: Lieber Schwarz als Rot sich wandelte in das andere: Lieber Rot als Schwarz.

Freilich, unendlich viel ist noch zu tun. Vor allem fehlt noch immer die Höhe des Standpunktes: das Bewußtsein nämlich, daß der Kampf gegen den Ultramontanismus weltgeschichtlichen Hintergrund und weltgeschichtliche Bedeutung hat; daß in der Tat Sein oder Nichtsein des modernen Staates, der Kultur und des Fortschrittes vom Ausgange des Kampfes abhängen. Und nur aus dieser Erkenntnis erwachsen Kampfesfreudigkeit und Entschlossenheit, die den Sieg verbürgen.

* * *

Unwiderleglich tut dies Buch dar, daß gegenwärtig die treibende Kraft des Ultramontanismus der Jesuitismus ist. Im Jesuitismus hat sich alles, was im Laufe der Jahrhunderte an Unduldsamkeit, Rückständigkeit, Fa-

Der Zweck heiligt die Mittel. Eine ethisch-historische Untersuchung nebst einem Epilogus galeatus. 3., gänzlich umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. 1904. IV, 112 S. 8°.

Die katholisch-theologischen Fakultäten im Organismus der Staatsuniversitäten. 1907. 54 S., 8°.

Die Schrift bringt im Anschluß an den aktuellen „Fall Schrörs" den überzeugenden aktenmäßigen Nachweis, daß die katholisch-theologischen Fakultäten keine Daseinsberechtigung innerhalb des Universitäts-Organismus besitzen und daß ihre Entfernung aus diesem Organismus weder ein Unrecht, noch eine Unbill gegen die katholische Kirche darstellt, da diese Kirche selbst den Nachwuchs ihrer Geistlichkeit am liebsten in Konvikten und Seminaren und nicht auf Universitäten erziehen und bilden will.

Der konfessionelle Couleurstudent. Ein Wort an die Hochschuljugend. 1.—3. Tausend. 1911. 10 S. 8°.

Presse und Ultramontanismus. 1905. 32 S. 8°.

Der evangelische Bund und die Politik. 1910. 25 S. 8°.

Der Evangelische Bund. Eine Kritik. Separatdruck aus „Deutschland", Septemberheft 1906. 41 S. 8°.

Mein Austritt aus dem Jesuitenorden. 11. Tausend. 1910. 53 S. 8°.

Der Jesuitenantrag des Zentrums. 3., durchgesehene Auflage (3. Tausend). 1895. 40 S. 8°.

Das Jesuitengesetz. 1912. 63 S. 8°.

Die kleine Schrift zeigt zwingend, daß das Jesuitengesetz aufrecht erhalten werden muß und daß die Auslegungskünste der Zentrumspresse und der Bayerischen Regierung über den Begriff jesuitischer „Ordenstätigkeit" von den Satzungen des Jesuitenordens selbst als nichtig erwiesen werden. — Die Schrift dürfte vielfach willkommen sein.

Die „deutschen" Jesuiten der Gegenwart und der konfessionelle Friede. 3., gänzlich umgearbeitete Auflage. 1912. 72 S., 8°.

Die kleine, sehr inhaltreiche Schrift liefert aus jesuitischen Schriftstellern den unumstößlichen Beweis, daß die deutschen „Jesuiten" der Gegenwart den konfessionellen Frieden systematisch untergraben und so unser kulturpolitisches Leben auf schwerste schädigen.

Moderner Jesuitismus. 3. und 4. Tausend. 1902. 55 S. 8°.

In eigener Sache und Anderes. 1899. XII, 169 S. 8°.

Religion oder Aberglaube? Ein Beitrag zur Charakteristik des Ultramontanismus. 1897. VIII, 135 S. 8°.

Staatssekretär von Bülow und evangelischer Bund. 1.—3. Tausend. 1898. 20 S. 8°.

Der Toleranzantrag des Zentrums im Lichte der Toleranz der römisch-katholischen Kirche. 3. Auflage. 1903. IV, 81 S. 8°

Der Ultramontanismus. Sein Wesen und seine Bekämpfung. Ein kirchenpolitisches Handbuch. 2., vermehrte und verbesserte Auflage. 1898. XXVIII, 472 S. 8°.

Ein Wort an die Studenten Deutschlands und Österreichs. 1908. 56 S., 8°, in wirkungsvollem Umschlage

Die Schrift will die studentische Macht — denn die Studentenschaft ist eine Macht — organisieren zum Schutze der von verschiedenen Seiten bedrohten Lehr- und Lernfreiheit. Die „Fälle" Wahrmund, Schrörs, Schnitzer, Günther, Güttler, Erhard zeigen, daß der Ultramontanismus einen planmäßigen, konzentrischen Angriff auf die Hochschulen unternimmt; sie zeigen leider auch, daß Staat und Parlamente dem Angriffe gegenüber ihre Pflicht nicht erfüllen. Da muß auf den Hochschulen selbst der Widerstand feste Formen annehmen. Die Studenten, deren Daseinsberechtigung mit Lehr- und Lernfreiheit steht und fällt, haben deshalb Recht und Pflicht, die schwer bedrohte Kulturgrundlage zu schützen.

Offener Brief an die bayerischen Erzbischöfe und Bischöfe. 1912. 32 S., 8°.

Das Schriftchen legt dar, von welchen unhaltbaren und unwahren Voraussetzungen die bayerischen Bischöfe in ihrer Eingabe an den Bundesrat zwecks Aufhebung des Jesuitengesetzes ausgehen.

Der Linksliberalismus. Offener Brief an den Vorstand und die Mitglieder der fortschrittlichen Volkspartei des 4. hannoverschen Reichstagswahlkreises (Osnabrück-Bersenbrück-Quakenbrück). 1912. 54 S., 8°

Offen, aber mit warmer Zuneigung zur linksliberalen Sache bespricht der Verfasser die Fehler des Linksliberalismus. Originell, aber durchaus sachgemäß ist, daß er aus der preußischen Verfassung ein linksliberales Programm zusammenstellt.